This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

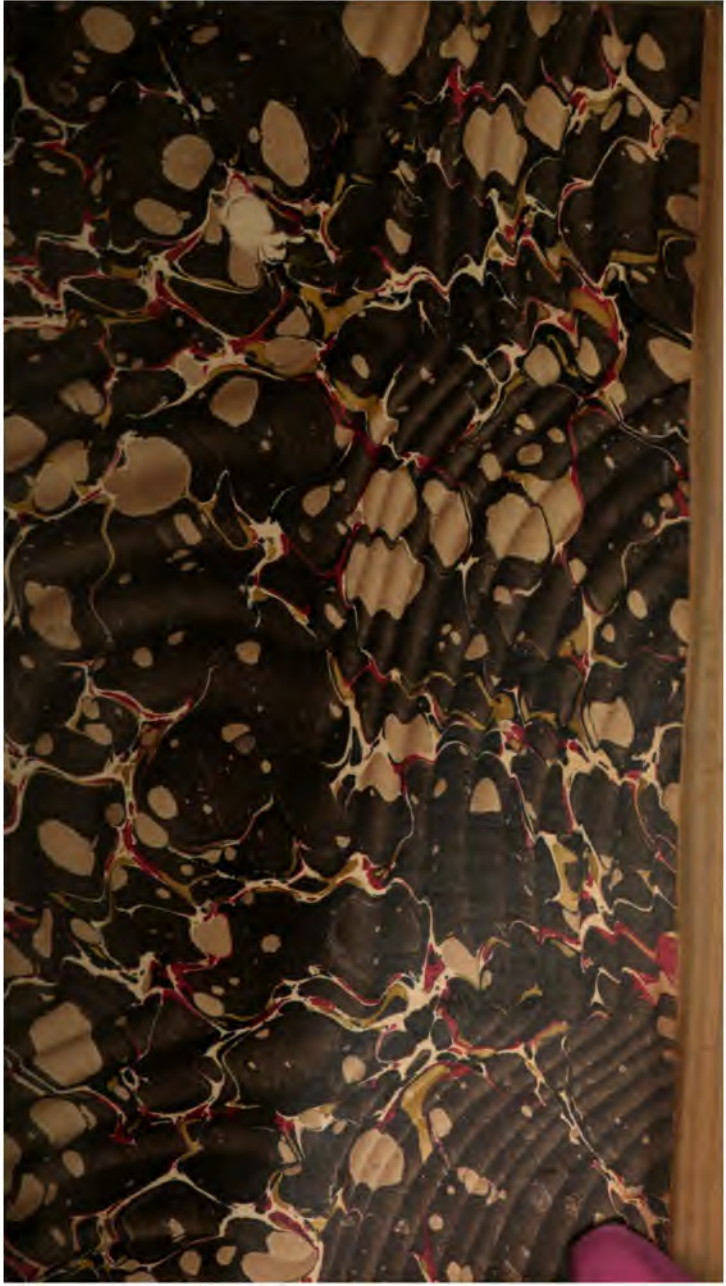
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 2044 097 782 502

HARVARD LAW LIBRARY.

Received Sept. 14, 1903



Der neue Pitaval.

Erster Theil.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung
der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben
von
Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig
und
Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster Theil.

Zweite Auflage.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1857.

Rec. Sept. 14, 1903

Vorwort.

Indem wir dem Publicum eine neue Auflage des Neuen Pitaval übergeben, wollen wir zunächſt aus dem Vorwort, in welchem die Herausgeber, Criminaldirector Dr. Hitzig und Dr. Häring, ſich vor funfzehn Jahren über das Unternehmen auszuſprechen für nöthig hielten, Einiges mittheilen. Alles, was damals zu erklären war, iſt freilich heute nicht mehr zu erklären nöthig; als leitender Faden, an dem die Herausgeber ſo lange feſthielten und woran noch feſtgehalten werden ſoll, iſt er aber dienlich, weil das Werk in immer neue Leſerſchichten eingedrungen iſt und noch einzudringen ſcheint. In dem Sinn ſprechen ſich alſo die Herausgeber in den Hauptzügen dahin aus:

„Des allgemeinen Intereſſe an merkwürdigen Criminalfällen ungeachtet, gibt es doch zur Zeit noch keine Sammlung, welche die berühmteſten aller Länder und Zeiten umfaßte. An gerühmten Wer-

ken der Art fehlt es nicht; ſie ſind jedoch ſämmtlich entweder aus einem ſpeciellen wiſſenſchaftlichen Geſichtspunkte, oder mit Berückſichtigung beſtimmter örtlicher und zeitlicher Grenzen veranſtaltet. Auffällige Criminalgeſchichten gehören aber jetzt nicht mehr dem Lande allein an, wo ſie vorgefallen, auch nicht der Wiſſenſchaft allein; ſie haben das traurige Vorrecht, ein großes Gemeingut zu ſein. Und wie die Theilnahme durch alle Länder iſt ſie auch durch alle Stände verbreitet, und aus dem wiſſenſchaftlichen auf das große gebildete Publicum übergegangen.

„Der Mann vom Fache weiß, wo er die Fälle, die ihn intereſſiren, zu ſuchen hat. Aber dieſe bändereichen, zerſtreuten, zum Theil ſehr koſtbaren Sammlungen ſind dem großen Publicum unzugänglich, zum Theil iſt die Behandlung veraltet, ungenießbar. Eine neue Sammlung der merkwürdigſten Criminalfälle aller Länder und Zeiten bis auf die neueſte herab, erſchien daher als eine zeitgemäße Aufgabe — eine Sammlung, welche alle Fälle in ſich aufnähme, die den Stempel hiſtoriſcher Berühmtheit an ſich tragen; die aus den ältern Compilationen die gehaltreichern, ſo belehrenden als intereſſanten Inhalts, hervorſuchte, und dieſen claſſiſchen Criminalfällen die viel beſprochenen Proceſſe der nächſten Vergangenheit und Gegenwart anreihte, Proceſſe, welche einer

vom andern verdrängt, so schnell wieder vergessen werden, als der Ruf derselben in der Zeit groß war.

„Als Aufgabe erschien demnach den Herausgebern, diese berühmten und interessanten Fälle in einer dem gebildeten Publicum bestimmten Sammlung zu registriren, und ihnen dabei die Form zu erstreben, welche derselben im Auge des Juristen, des Psychologen und der größern Leserclasse einen Anspruch auf dauernde Theilnahme sicherte.

„Die Wahl einer Darstellungsweise, welche diesen drei Leserclassen zugleich genügte, ist schwierig. Feuerbach's «Actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen» ist so bedingt von dem eigenthümlichen Genie dieses im Gebiete der Psychologie mit dichterischer Schöpferkraft waltenden Criminalisten, daß eine unbedingte Nachahmung auf Abwege führen müßte. Es konnte ebenso wenig bei einer Sammlung der Art Das, was dem Richter und wissenschaftlichen Juristen von besonderer Wichtigkeit ist, die strengste Kritik der Beweisführung, die erschöpfende Beurtheilung des Thatbestands eines Verbrechens, zur Hauptsache werden, wie wir sie gerade in den Meisterdarstellungen von Fachjuristen finden. Um unserm Zwecke zu genügen, mußten wir im Allgemeinen die historische Auffassung, die lebendige Darstellung der

Handlung, der That und ihre Motive uns zur Hauptaufgabe stellen.

„Am allerwenigsten konnte die Weise des Schriftstellers, dessen Name auf dem Titel dieses Werkes erscheint, uns als Maßgabe der Behandlungsart dienen. Schon sein Nachfolger, der Parlamentsadvocat Richer, der seine Sammlung umarbeitete und ergänzte, sagt, daß zwar Jedermann Gayot de Pitaval's Rechtsfälle gelesen, aber sich auch Jedermann über seine Methode beschwert hätte, daß die Thatsachen ohne Ordnung untereinander geworfen wären, von einem Wust Betrachtungen, die nicht zur Sache gehörten, verschlungen, und man sich oft in die Nothwendigkeit versetzt sähe, den wahren Verlauf der Sachen zu errathen, sowie, daß die rechtlichen Gründe mit einer unleidlichen Schwatzhaftigkeit vorgetragen würden. Er gab diesen Rechtsfällen eine neue Gestalt; er versuchte, wie er sagt, die Thatsachen aus dem Wust herauszuziehen, der sie überschüttete, und bemühte sich, sie so zu ordnen, daß der Leser Ausgang und Urtheil nicht sogleich voraussehen könne und bis zur Entwickelung des Stückes in Spannung bleibe.

„Diese Kunst des arranger les faits, um sie interessant zu machen (auch von spätern französischen Juristen über billiges Maß geübt), hat indessen doch nicht Das zuwege gebracht, was

Richer bezweckte. Auch in seiner Bearbeitung ist des Wustes so viel, daß nur ein Jurist, und auch dieser nur mit Anstrengung, sich durcharbeitet.

„Oft scheint, als sei dem Verfasser das oratorische Spiel der Sachwalter von größerer Wichtigkeit als die Sache selbst, und unwillkürlich glaubt man, in diesen Plaidoyers hinter geschlossenen Thüren und vor den Bänken ehrwürdiger Parlamentsräthe die funkelnden Reden der heutigen Advocaten zu hören, die auf das Beifallklatschen ihres Auditoriums berechnet sind. Dieser Uebelstand in unserm Sinne läßt sich nicht mehr ändern, die Acten fehlen; aber bei der deutschen Verarbeitung für die Jetztwelt war es Aufgabe, wenigstens der Thatsache ihr Vorrecht zu vindiciren, und die Advocatenvorträge in die ihnen gebührenden Schranken zurückzuverweisen.

„Trotz der angedeuteten Mängel, bleibt Pitaval das Verdienst, der erste Sammler in seiner Art zu sein. Er sammelte nur für Franzosen und fast durchgängig nur französische Fälle. Aber seine «Causes célèbres» haben einen europäischen Namen. Sie enthalten zugleich einen reichen Schatz der allermerkwürdigsten, psychologisch interessantesten und juridisch verwickelten Criminalfälle, dergestalt, daß ein neuerer Sammler ihn nicht allein nicht übergehen darf, sondern von selbst darauf hingewiesen ist, seine Ausbeute zum Grunde zu legen.

Um deswillen ſchien es auch zur Bezeichnung des Werkes nicht unangemeſſen, ſeinen Namen, aus dem das Perſönliche entſchwunden und der für das Publicum bereits einen ſächlichen Begriff gewonnen hat, auf den Titel zu ſetzen.

„Franzoſen und Engländer ſuchen Welt und Menſchen nur in ihrer Nation; wo ihre Criminaliſten ſich um die Rechtsfälle anderer Länder bekümmerten, geſchah es nur beiſpielsweiſe, auf Streifzügen. Aber auch die bisherigen deutſchen Sammler hatten nur beſtimmte Kreiſe im Auge. Feuerbach hat allein die Fälle aufgenommen, welche innerhalb des Bereichs ſeiner eigenen praktiſchen Wirkſamkeit ihm aufſtießen. So müſſen wir, ohne Autorität vor uns, uns ſelbſt in dem üppigen Walde, ohne irgend einen Wegweiſer, die Schranken zu ſtecken, die Wege zu bahnen ſuchen, auf die Gefahr hin, daß es uns wie der Muſchelſammlerin am Meere geht, die, nach den bunteſten und ſchön geformteſten ſuchend, eine Muſchel um die andere aus der Hand wirft, weil ihr Auge immer wieder eine noch merkwürdigere ſieht. Doch gewinnt Pitaval auch hierin für uns Bedeutung. In ſeiner Auswahl zeigt er beſſer als ſein Verbeſſerer, daß er wußte, was das allgemein menſchliche Intereſſe erregt, und zugleich dient er uns als Markſcheide, bis zu welchem Zeitpunkte zurück unſere Sammlung einſtweilen

gehen darf. Seine früheſten Fälle, mit Ausnahme der hiſtoriſchen, gehen nicht weit über das Ende des 16. Jahrhunderts hinauf; die frühere Criminaliſtik gehört einer andern geſellſchaftlichen Zeit, mit andern Gefühlen und Sitten an. Unſer Werk iſt der Gegenwart gewidmet und darf daher auch nur bringen, was dieſer verſtändlich iſt, Empfindungen, die wir mitfühlen, Situationen, für die wir uns intereſſiren mögen. Die Curioſitäten und Atrocitäten der ältern Rechtspflege haben ein Intereſſe für ſich, was hier nicht zu berückſichtigen war.

„Unſere Sammlung ſoll nicht allein die intenſiv intereſſanteſten Criminalfälle aus dem Privatleben aufnehmen, ſondern alle, welche zu hiſtoriſcher Berühmtheit gediehen ſind. Um deshalb laſſen ſich manche nicht ausſchließen, welche ohne beſonders charakteriſtiſche Seiten an ſich, doch ihrer Zeit entweder durch die handelnden Perſonen oder zufällige Umſtände großes Aufſehen erregten, und ein nicht abzuweiſendes Gemeingut des Publicums geworden ſind. So ſteht Jean Calas' Proceß gegen viele neuere an criminaliſtiſchem Intereſſe weit zurück, und darf doch nicht übergangen werden, als ein Actenſtück der Zeit, dem ein nicht wegzulöſchendes Siegel der hiſtoriſchen Anerkennung aufgedrückt iſt.

„Eine Sonderung und Eintheilung der Fälle nach wiſſenſchaftlichen Grundſätzen ließ ſich ebenſo

wenig als eine nach Zeit und Ort durchführen. Es wird demnach in den einzelnen Bänden nur Aufgabe sein, eine möglichste Mannichfaltigkeit der Criminalfälle zur Auswahl für das Publicum herzustellen, aus verschiedenen Gebieten, Zeiten und Ländern. Wo es aber jene Rücksichten erlauben, werden wir die Fälle, welche verwandt aus psychologischen und juridischen Gründen, zur Vergleichung auffodern, zusammenstellen."

In diesem Sinne hatten die Herausgeber ihr Werk begonnen und fortgesetzt. Der leider früh erfolgte Tod Hitzig's, welcher sich indeß selbst „mehr auf eine rathende und leitende als auf eine thätige" Theilnahme beschränkt hatte, konnte darin nichts ändern. Auch die außerordentliche Theilnahme, welche dem Neuen Pitaval von allen Seiten geschenkt ward, aus dem Vaterlande und auch vom Auslande, aus den verschiedensten Kreisen des lesenden Publicums und in sehr ehrenvollen Zustimmungen namhafter praktischer Juristen und Rechtslehrer, sollte und durfte das Unternehmen auf keine andere Richtung lenken, wo man die Redaction und die Verlagshandlung fast nur mit Zustimmungen und der Auffoderung in der bisherigen Art fortzufahren begrüßte. Eben desgleichen ermunterte und unterstützte man beide mit Zuweisungen auf neue und ältere Fälle, für welche

an Ort oder in der Nähe kein Organ sich fand, also ein Beleg dafür, daß der Neue Pitaval auch als ein wirkliches Bedürfniß im weitern Sinne sich erwiesen hatte. Auch sandten hochachtbare Gerichte und Collegien bereitwilligst ihre Acten ein, um in der möglichsten Wahrhaftigkeit eine historische Darstellung liefern zu können.

Eher konnte die Redaction sich in Verlegenheit fühlen, weil man zu viel gab und foderte. Da ursprünglich eine gewisse Reihe von Theilen berechnet war, und die berühmten ältern Fälle doch zuerst berücksichtigt werden mußten, waren wir genöthigt auch unter den Novitäten sparsamer zu wählen und namentlich die mit einem mehr localen Charakter beiseite zu lassen. Aber wo ist eine Grenze des Oertlichen? Namentlich öffneten sich in den letzten zehn Jahren gewissermaßen die Schleußen einer criminalistischen Flut, und hoch berühmt gewordene und interessante Fälle treten so dringend an die Oeffentlichkeit, daß, wenn wir überhaupt die neuern Fälle aufnahmen, diese nicht unberücksichtigt werden durften. Somit ward das Wählen schwieriger und der anfängliche Plan etwas verschoben; denn um dem Bedürfniß zu genügen, mußten die ältern Fälle vor den neuern oft zurücktreten. Wir glauben, daß unsere Leser diesem Gehorchen vor einem äußern Zwanggesetz nicht zürnen, wenn wir, sonst in allem Wesentlichen uns getreu, auch dem

andern von uns ſelbſt geſtellten Geſetz, nämlich eines Parallelismus der Fälle, möglichſt folgten. Aber unſer Pitaval iſt dadurch unleugbar zu einer andern Aufgabe gedrängt, und neben der Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit zu einem Repertorium der wichtigſten Fälle aus der Criminaliſtik der Gegenwart geworden. Ueber dieſe neuere Richtung wird die neu beginnende Dritte Folge ſich ausſprechen; dieſe neue Auflage der Erſten Folge wird indeß dadurch in keiner Art berührt, weil Auffaſſung, Darſtellung und Reihenfolge nicht nur ihrer Zeit genügt haben, ſondern ſo viele Fälle nachgebildet oder buchſtäblich abgedruckt und überſetzt ſind. Wo ſeither neuere Entdeckungen bekannt worden ſind, wird man ſie möglichſt jedem Theile beifügen.

Der erſte Theil beginnt mit Sand's That und Leben. Der ſelige Hitzig hatte dieſen Fall als erſten Grundſtein dieſes Werks ſelbſt erwählt und beſtimmt. Nirgendwo ſpiegelt ſich in einem Seelengemälde ſo die tiefe deutſche Gemüthswelt ab, in ihrer edelſten Regung und ihrer bejammernswertheſten Verirrung, Zerriſſenheit und Caricatur. Wir hatten die Darſtellung erſchöpft; es iſt nichts Neues ſeitdem zur Oeffentlichkeit gekommen, und die kleinen Irrungen über Perſonalien, welche jener-

zeit berichtigt sind, bedürfen jetzt ebenso wenig der Erwähnung, als das Buch sich noch gegen einen Angriff, nämlich, daß in der Darstellung des Sand'schen Lebens eine Anfeindung gegen den Katholicismus ruhe, zu vertheidigen hat. Wenn wir damals aus historischen Quellen den Mordversuch Friedrich Stapß' als einen Gegensatz zu dem Sand'schen Morde sammeln zu können hofften, hat sich dies als falsch gezeigt. Auch die kurze Biographie seines Vaters hat nichts Gehaltreiches vorgebracht, und am wenigsten ist der Stoff vorhanden zu einem Criminalproceß. —

Ueber Fualdes' Ermordung sind späterhin mehrfache Entdeckungen durch die französischen Zeitungen gelaufen, doch schienen es mehr Irrlichter zu sein, als Enthüllungen oder Beleuchtungen. Indessen haben sie mehr und mehr an Consistenz gewonnen, und ein bewährter preußischer Jurist hatte sie schon früher verfolgt und die Todesaussagen der Hauptzeugen in diesem Processe gesammelt. Der damalige Landgerichtspräsident Herr A. von Oppen hat sie in seinen „Beiträgen zur Kritik der Geschwornengerichte" im Mittermaier'schen „Archiv des Criminalrechts" in Kurzem dahin charakterisirt: Bouquier nahm auf seinem Sterbebette (4. Sept. 1821) seine sämmtlichen Aussagen zu Albi und Rhodez als falsch zurück. Nach der gerichtlichen Aussage seines Beichtvaters Abbé

Ségures hatte er erklärt: „Nur aus Todesfurcht sagte ich, daß ich bei der Bancal gewesen und bei dem Inswasserwerfen geholfen hätte, und es war nur, um mein Leben zu retten, daß ich die Erklärung abgab. Und jetzt nehme ich sie zurück, und es ist mein voller und freier Wille, daß diese meine letzte Erklärung nach meinem Tode bekanntgemacht werde.“ „Der Fischer Theron erklärte während einer schweren Krankheit gegen den Pfarrer Carsenac (6. Jan. 1822), daß seine ganze Aussage, die er zu Albi hinsichts des Leichenzuges am Aveyron gemacht, eine schwere Verleumdung gewesen, und daß nichts davon wahr sei.“ Aussagen auf dem Sterbebette, die in Frankreich durch das Medium der Beichtväter zur Publicität gelangen, scheinen Manchem zuweilen von zweifelhaftem Gewicht, sobald sie Bekenntnisse enthalten, welche mit den politischen Parteizwecken, kirchlichen Interessen und religiösem Fanatismus in Collision kommen. Aber diese Bekenntnisse werden durch die feierlichen Protestationen der Opfer, die auf dem Schaffotte geblutet, unterstützt, und gewinnen durch die übereinstimmend abgelegten Aussagen auf dem Todtenbette von vier der Hauptzeugen ein fast überzeugendes Gewicht. Denn auch die alte Bancal bekannte (24. Sept. 1829), und nicht vor dem Beichtvater, sondern vor dem Friedensrichter (Castillac),

daß, was sie vor den Assisen von Rhodez ausgesagt (wo sie geleugnet) die Wahrheit sei; vor den Assisen von Albi habe sie eingestanden, was man von ihr gefodert, aus Hoffnung dadurch mit dem Leben davon zu kommen. Das Protokoll darüber hatte die vollkommenste gerichtliche Beglaubigung und man war zur Gewißheit gekommen, daß die Bancal mit den tiefsten Gewissensbissen wegen ihrer lügenhaften Aussage zu Albi gestorben sei. Endlich nahm auch die ihrer Zeit zur historischen Berühmtheit gediehene Madame Manson kurz vor ihrem Tode, in Gegenwart des Abbé Villars, der Madame le Mortre und anderer Personen ihre vielfachen Lügen zurück, indem sie erklärte: Ich war niemals bei der Bancal. Diese Erklärungen der Zeugen waren am 20. Juli 1830 durch den Vicomte de Champmartin, als Hülfsbeamten der gerichtlichen Polizei, aufgenommen worden.

Der Neue Pitaval durfte damals nicht mit der Bestimmtheit ausdrücken, was diesen Zeugnissen vor dem Forum der Verständigen als gestempelte Wahrheit erscheint: daß Bastide, Jaussion und Colard unschuldig hingerichtet und in Albi einer der grauenhaftesten Justizmorde begangen worden, der in der civilisirten Welt vorgekommen, seit Menschen über Menschen unter Formen richten. — Was aber ist damit entschieden? Nur ein neuer

Beleg zu der traurigen Wahrheit geliefert, daß keine Proceßform die Vergießung unschuldigen Blutes gänzlich verhindern kann. Nicht, daß ein Gerichtsverfahren, unter welchem dieser Justizmord möglich geworden, ein absolut schlechtes sei, sondern daß, wo Leidenschaft und Wahn die Sinne befangen und verwirrt haben, keine Form ausreicht, die von Menschen herrührt, um die Unschuld zu schützen. Wo rasende Parteiwuth sich der Gemüther bemächtigt, wo sie Voreingenommenheit gegen den Angeklagten fodert und den Blutdurst unter dem Namen der Gerechtigkeit zur Tugend stempelt, hört das Recht auf.

Wenn damit die Unschuld der Ermordeten entdeckt ist, so sind es damit weder die Mörder, die Urheber, noch Art und Weise, wie die Ermordung vorgefallen, und am wenigsten das Motiv. Einem Artikel (vom März 1840 in der Kölnischen Zeitung), wonach ein gewisser Sebastian Lefèbre im Dorfe St.-André bei Rhodez vor seinem Tode sich zu dem von ihm allein verübten Morde des Fualdès bekannt, das Abendmahl darüber genommen und kurz nachdem mit großer Gemüthsbewegung verstorben sei, folgten noch andere Artikel, welche das Dunkel nicht mehr erhellten. Die Phantasie bemächtigte sich der Sache, und bildete, wie schon früher geschehen, daraus politische Combinationen. So wird unter der

Heinrich Laube'schen Quasibiographie oder Vertheidigung für den vorgeblichen Ludwig XVII. („Der Prätendent") auch die Fabel erwähnt, daß Duroc, Napoleon's Generaladjutant, unter Josephinens Leitung die verschiedenen Entweichungen des Prinzen beschützt habe. Seine Papiere, dem unglücklichen Jualdes anvertraut, hätten dem Anschein nach das tragische Ende dieses Mannes verursacht, während die Verschwiegenheit der Mansson reichliche Gnadenbezeugungen des achtzehnten Ludwig zur Folge gehabt hätte.

Wenn die geheimnißvolle Mordgeschichte zur Fundgrube für politische Betrüger geeignet schien und benutzt ward, so möchte das auf sich beruhen, aber trauriger war, daß man diesen Fall, gleich dem fast gleichzeitigen der Fonk'schen Mordgeschichte, ausbeutete, um die politische Animosität gegen die Geschworenengerichte noch gehässiger aufzuwärmen. Herr von Oppen hat schon damals über die Absurdität gerichtet. Uns kam aber nur ein Lächeln entgegen beim Anblick einiger Kritiken des ersten erschienenen Pitaval. Man wollte auch in unserer Darstellung des Falles die Tendenz einer Verdächtigung gegen die Geschworenengerichte wittern! Durch funfzehn Jahre seit der Pitaval besteht, sind wir hoffentlich über diese Verdächtigung hinweg. Freilich hätten wir es schon vor funfzehn Jahren sein sollen, wenn nicht

der Parteieneifer intra und extra muros blind wird. —

Den damit zusammenhängenden Fall: Das Haus der Frau Web, denken wir später aus den Actenstücken und den gesammelten historischen Mittheilungen als ein vollständiges Bild zusammenzufügen. Es ist auch eines der merkwürdigen Schaukelbilder des Wahnes, welche dann und wann mitten im Reich der Cultur und Bildung aufspuken und die Verständigsten an der eigenen Vernunft zweifeln zu machen drohen. — Die Ermordung des Pater Thomas in Damascus, oder der Proceß wider die Juden daselbst, gehörte, wenngleich nicht in einem solchen Reiche der Cultur, doch auch dahin. Es ist seitdem weder etwas Positiveres darüber ermittelt worden, als heute noch Jemand die bejammernswerthe Tragödie zu vertheidigen wagen möchte. — Dem royalistischen Straßenräuber James Hind folgen in den nächsten Theilen Bilder aus späterer Zeit, welche das Wesen der englischen Highwaymen vollständig zu skizziren versucht haben. — Die Mörder der Reisegesellschaft sind aus Feuerbach's „Actenmäßigen Darstellungen", die Ehemörderin Donna Maria Vicenta de Mendieta nach französischen Mittheilungen, Die Frau des Parlamentsrath Tiquet nach Pitaval, und Der falsche Martin Guerre ebenfalls aus Pitaval.

Sämmtliche höchſt merkwürdigen Criminalfälle ſind aus ſich ſelbſt und ihren Quellen ausreichend erklärt, wenigſtens iſt keine Dunkelheit zu erklären nöthig geweſen, oder keine neue Aufklärung nachgekommen. — Die vergifteten Mohrrüben, auch aus actenmäßigen Darſtellungen, begleitete der ſelige Hitzig, welcher dem politiſchen Intriguenſpiel in Warſchau beigewohnt, durch eigene Nachrichten.

Im Januar 1857.

Die Redaction und die Verlagshandlung.

Inhalt des erſten Theiles.

	Seite
Vorwort	V
Karl Ludwig Sand (1820)	1
Die Ermordung des Fualdes (1817)	124
Das Haus der Frau Web (1753)	205
Die Ermordung des Pater Thomas in Damascus (1840)	208
James Hind, der royaliſtiſche Straßenräuber (1652)	240
Die Mörder als Reiſegeſellſchaft (1798)	259
Donna Maria Vicenta de Mendieta (1798)	282
Die Frau des Parlamentsrath Tiquet (1699)	299
Der falſche Martin Guerre (1560)	320
Die vergifteten Mohrrüben (1804)	348

Karl Ludwig Sand.

1820.

Am 23. März 1819, Nachmittags gegen fünf, wurde August von Kotzebue, der berühmteste Lustspieldichter der Deutschen seiner Zeit, auf seinem Zimmer in Manheim von einem damals unbekannten Studenten, Karl Sand, durch einen Dolchstoß ermordet. Nicht leicht hat jemals ein Criminalfall in Deutschland größeres Interesse erregt; keiner ist verschiedener beurtheilt worden. Es war, den Umständen nach, ein Meuchelmord, den Motiven nach, ein politischer Mord. Jenes Verbrechen gehört zu den allerseltensten in unserm Vaterlande, dieses war in der neuern Zeit ein fast unerhörtes, und wo es in der Geschichte vorkommt, erscheint es gepaart mit dem wilden Jähzorn roherer Generationen, oder ist in das Dunkel jener angeblichen Vergiftungsgeschichten entrückt, die vor der historischen Kritik ebenso wenig zu erweisen, als zu widerlegen sind. Dieser Fall war ganz klar, That, Umstände, Motive. Er war von keiner Aufwallung der Leidenschaft veranlaßt, sondern ein lang prämeditirter, vorbereiteter, und der Dolchstoß wurde mit kaltblütiger Ruhe ge-

führt. Und dennoch war in dem ruhigen, sittlichen Deutschland das Staunen, die Theilnahme, die Rührung größer als die Entrüstung. Ja die That wurde gepriesen, bewundert, nicht allein von leichtsinnigen Jünglingen, sondern von besonnenen Männern. Für den Mörder schlugen alle weiche Herzen und flossen die Thränen der Frauen und Mädchen. Kränze und Blumen schmückten seine Grabstätte, man wollte ihm den Ruhm eines Märtyrers vindiciren, während um den Ermordeten, einst der Liebling des großen deutschen Publicums, kaum eine laute Klage, kaum ein stummer Seufzer gehört wurde.

„Bei dieser Gelegenheit", sagt ein Schriftsteller, „wurde klar, welcher Riß durch unsere geistige Welt geschehen ist, und die unparteiische Geschichte wird einst alle Stimmen über dieses Verbrechen, von dem spärlichen, großentheils nur furchtsamen und halblauten Tadel, durch alle Nuancirungen bis zum hellen Jubel über den Mord und bis zur Lobpreisung des Thäters, sammeln, und daraus ein gerechtes Urtheil über das Zeitalter bilden; denn dieses ist es, welches sich in den Individuen abspiegelt und ausspricht, die als Sprecher für Viele bei dieser Gelegenheit hervortreten."

Dies schrieb Jarcke etwa zehn Jahre nach der That. Darauf ist wieder eine Reihe von Jahren verflossen, und wenn nicht die Geschichte, so hat doch eine andere Zeit schon das Urtheil gesprochen, und es ist anders, als das der Zeitgenossen ausgefallen. Ohne Haß und Zorn haben wir die That verdammt; und von Allen, welche mit dem Mörder lebten und strebten und den Mord damals eine sittliche Großthat nannten, möchte Der gesucht und nicht gefunden werden, der sie noch heute um ihre Beweggründe, um ihren Zweck, um ihren sittlichen Werth lobpreist. Wenn aber jener Schriftsteller das ganze Zeit-

alter darum angeklagt und sagt: „Wohl weist auch die Geschichte christlicher Völker Beispiele auf, daß in der Zeit furchtbarer Bürgerkriege die erbitterten politischen und religiösen Partein sich gegenseitig für vogelfrei und den Meuchelmord des verhaßten Gegners für kein unrechtes Mittel hielten; aber immer wurde doch von beiden Seiten das göttliche Gebot: du sollst nicht tödten, für die objective Regel anerkannt; beide Parteien standen doch noch auf derselben Basis und hielten dann die einzelne Blutthat für einen besondern Ausnahmsfall" — und wenn er dann der theoretischen Natur unsers Jahrhunderts den Vorwurf macht, daß sie die Existenz eines solchen objectiven Gesetzes selbst bezweifeln können, so übersah er im eigenen Parteieifer eine Geschichtsepoche, die seine Anklage niederschlägt; er vergaß die Mörder, welche die katholische Ligue gegen die heldenmüthigen Oranier aussandte, die gegen Elisabeth von England geschliffenen Dolche und Ravaillac's Messer. Er vergaß, daß eine Partei, gegen die Sand's deutsche Bewunderer, ein schwaches, kleines Häuflein sind, daß fast die ganze katholisch-romanische Welt der Bartholomäusnacht zujauchzte, daß in Rom vor Freude darüber die Kanonen gelöst wurden, daß der Papst zu Ehren der Metzelei eine Procession anordnete, ein Jubeljahr ausschrieb, daß die Jesuiten Schriften über Schriften zum Preise der gottgefälligen That in die Welt schickten; was, Alles zusammengenommen, diese „einzelne Blutthat" nicht im Lichte eines „besondern Ausnahmsfalls" erscheinen läßt. Auch muß damals das göttliche Gebot: du sollst nicht tödten! nicht gerade für die objective Regel anerkannt gewesen sein, wo ein deutscher Kaiser es für nöthig findet, dagegen zu protestiren, daß er an der Bartholomäusnacht Theil gehabt. Wo eine Majestas

des römiſchen Reichs zu dem für jene Zeiten ſeltſamen Auskunftsmittel greift, einen Brief zu ſchreiben, worin er ſeine Unſchuld und ſeinen Unwillen über die That betheuert. Wenn Maximilian II. ſchreiben muß*): „In Summa mir gefällt es gar nicht, und werde es auch nimmermehr loben; es wäre denn, daß Gott über mich verhängte, daß ich toll und unſinnig würde", ſo muß es doch Vielen gefallen und Viele müſſen es gelobt haben, weit mehr als die Sand's Mord prieſen, und ſie galten nicht für toll und unſinnig. So wurde wenigſtens auf der einen Seite das göttliche Gebot auch damals nicht als objective Regel erkannt; ob auch von der andern, was füglich zu beſtreiten — denn weder Eliſabeth, noch die Oranier, noch Heinrich IV. ſandten Meuchelmörder gegen die Päpſte und die Fürſten der Ligue —, gehört nicht hierher. Nur um eine allgemeine Anklage gegen ein ganzes Zeitalter, aus einer einzelnen That formirt, abzuweiſen, hielten wir nöthig dies unſerer Erzählung von Sand's Mordthat, welche zum größten Theil der Jarcke'ſchen folgen wird, voranzuſchicken, ohne in ihre Denunciationen einzuſtimmen.

Wir beſitzen die vollſtändigſten Acten und Mittheilungen über die That und den Thäter; und es möchten nicht viel bedeutende Criminalfälle ſein, wo alle Motive, Zwecke und Umſtände des Verbrechens ſo ermittelt und klar dem Urtheile vorlägen. Das den Thatſachen nach wichtigſte Werk iſt: „Vollſtändige Ueberſicht der gegen Karl Ludwig Sand wegen Meuchelmordes, verübt an dem kaiſerlich ruſſiſchen Staatsrath von Kotzebue,

*) In dem eigenhändig geſchriebenen Sendbrief Kaiſer Maximilian's des Andern an Herrn Laſarum von Schwendi, Wien 22. Febr. 1574.

geführten Untersuchung. Aus den Originalacten gezogen, geordnet und herausgegeben von v. Hohnhorst" (Stuttgart und Tübingen 1820). Zur Kenntniß des Menschen Karl Sand dient das Buch: „Karl Ludwig Sand, dargestellt durch seine Tagebücher und Briefe von einigen seiner Freunde" (Altenburg 1821). Wenn gleich ganz im Sinne der Bewunderung und Theilnahme für den Jüngling geschrieben, der sich dem Vaterlande geopfert, ist es doch durch die mitgetheilten Urkunden, sein Tagebuch, vollständig geführt bis Ende 1818, und mehre seiner Briefe von größter Wichtigkeit.

Anderweitige Mittheilungen und Schriften über Sand kommen nicht in Betracht gegen das schon angeführte Werk: „Karl Ludwig Sand und sein an dem kaiserlich russischen Staatsrath von Kotzebue verübter Mord. Eine psychologisch-criminalistische Erörterung aus der Geschichte unserer Zeit von C. E. Jarcke" (Berlin 1831), indem dasselbe alles Wichtige und Erhebliche zusammenfaßt und vollständig verarbeitet, eine klare psychologische Geschichte des Verbrechens, seiner Motive und des Zusammenhangs mit den Stimmungen und Bewegungen der Zeit liefert. Diese meisterhafte Auseinandersetzung und Darstellung würde nichts zu wünschen übrig lassen, wenn sie nicht, gegen den unsichtbaren Hintergrund gehalten, mehr den Anspruch auf eine politisch-religiöse Parteischrift als auf eine juridisch-psychologische Abhandlung machte. Aber des Verfassers Bestreben, damit eine Anklage hinzustellen gegen die Geistesrichtungen und unabweisbaren Foderungen der Zeit, welche seine Partei so gern nur als krankhafte Auswüchse, als unhistorische Abwege vom natürlichen Entwickelungsgange der Einzelnen wie des Ganzen hinstellte, und demnächst die durchschimmernde Lust, Luther's Reformation anzu-

klagen, daß sie, die Urheberin jenes Risses in der christlichen Welt, indem sie die subjective Ueberzeugung des Ichs über den kirchlichen, auf Offenbarung, Satzungen und Tradition gebauten Glauben gestellt, endlich auch Sand's That hervorgerufen habe, diese Parteizwecke und Anklagen des Verfassers sollen uns nicht hindern, den Werth seiner Auseinandersetzung, wo er auf positivem Grunde arbeitet, zu erkennen und in allem Wesentlichen und Thatsächlichen seiner Leitung zu überlassen.

In der Stadt Wunsiedel, die, reizend gelegen an den östlichen Abhängen des Fichtelgebirges, dem deutschen Vaterlande einen seiner edelsten Dichtergeister, Jean Paul Friedrich Richter, schenkte, ward auch Karl Ludwig Sand am 5. October 1795 geboren, als jüngster Sohn des vormaligen preußischen ersten Justizamtmanns und Justizraths Gottfried Christoph Sand und seiner Ehefrau Dorothea Johanna Wilhelmina, gebornen Schöpf.

Vergebens würde der Psycholog sich nach einer durchgreifenden Geistesverwandtschaft zwischen beiden in so verschiedener Weise berühmt gewordenen Landsleuten umsehen; denn der deutsche Ernst und die sinnige Gemüthstiefe Beider führte den einen reichern Geist zur Bewunderung und zum Preise von Gott, Natur und Freiheit. In aller Mannichfaltigkeit, wie sie den Sinnen des Menschen sich offenbaren, so mannichfaltig umspielt und durchflossen von Schwärmerei und Humor, spiegelt sein pantheistischer Gottesdienst in seinen Dichtungen sich wieder, während derselbe Ernst den andern ärmern Geist von dem wahrhaftigen Leben und den Gottverkündungen darin mehr und mehr entfernte und abzog und

endlich zum starren freudelosen Götzendienste vor einem einzigen nackten Begriff hinriß. In Sand's Tagebüchern findet sich auch nicht eine Andeutung, daß Jean Paul's Schriften auf ihn einen Eindruck gemacht, was um so mehr zu bewundern ist, als jener Dichter gerade damals bei der studirenden Jugend desselben Ruhmes sich erfreute als ein und zwei Decennien früher beim ganzen Publicum, und überdies als begeisterter Freiheitsfreund Ansprüche hatte auf die Bewunderung von Sand's Sinnesgenossen.

Dagegen wollen Sand's Freunde seine Charakterstimmung aus der des Gebirgsvolkes, dem er angehörte, erklären. Wer die Bewohner des Fichtelgebirges kennen lernte, sagen sie, wird Eigenthümlichkeiten angetroffen haben, welche von Alters her das Leben dieses Volksstammes bezeichnen. Mit der den meisten Gebirgsvölkern gemeinen Lebendigkeit tritt in Gesichtsbildung, Sprache und Sitten dieser Menschen eine kraftvolle Einfachheit hervor. Zu dem schlichten, kräftigen Wesen gesellt sich eine Frömmigkeit des Glaubens, welchem durch die Lebendigkeit des Gemüthes und der Phantasie ein sehr weiter Umkreis gestellt sei. Das Volk im Allgemeinen sei noch nicht der misverstandenen Aufklärung hingegeben, welche leichtsinnig gegen allen Glauben eifert, ohne daß man ihm ein starres Beharren an den Dogmen der Orthodoxen vorwerfen könne; denn es sei, bei seiner christlichen Frömmigkeit auch thätig im Leben, biegsam und zugänglich für die Erkenntniß des wahren Verständnisses der Lehren Christi. Reisende würden die vorherrschende Neigung der Fichtelberger bemerkt haben, sich über Sätze des Christenthums zu unterhalten.

Dieses Naturell seiner Landsleute soll Sand in sei-

ner ganzen Fülle empfangen haben. Die Eindrücke aus seinem Familienleben konnten ihn ebenfalls nur zum Ernst und zur Religiosität stimmen. Was hie und da Nachtheiliges gegen die Familie verbreitet worden, muß man nach den documentirten Nachrichten für unbegründet erachten. Die Mutter erscheint als eine ernst gebildete, religiöse und verständige Frau. In allen ihren Briefen sprechen sich neben einer tiefen Mutterliebe ein klarer verständiger Sinn und die achtbarsten sittlichen Grundsätze aus. „Bestrebe Dich", schreibt sie, „immer und ununterbrochen auf Dich Acht zu haben, damit Du nicht einzelne große, gute Handlungen für Tugend hältst, sondern jede Minute Das zu wirken und zu leisten suchst, was unsere Pflicht von uns fodert." In einem andern Briefe schreibt sie: „Ich beschwöre Dich, bester Karl, laß die Schwäche der Schwärmerei Dich nicht abführen von bürgerlichen und häuslichen Hinsichten!" Alle ihre Ermahnungen sind, wie die ihres Gatten, nicht in dem gewöhnlichen pedantischen Tone abgefaßt, der so oft die günstige Wirkung ausschließt, sondern kommen augenscheinlich aus dem Herzen. Außerdem erscheint sie als eine praktische Frau, welche, einem Hammerwerke selbst vorstehend, für den durch die Zeitverhältnisse bedrohten Wohlstand der Familie selbstthätig sorgt. Der Vater scheint von denselben Gesinnungen erfüllt. Er ermahnt den Sohn zu religiösen Gesinnungen und schreibt ihm einmal: „Laß Dich nicht durch den jetzigen leichtsinnigen Geist der Zeit verführen und glaube mir, als Deinem alten, erfahrenen Vater, daß frühe, wahre Gottesfurcht die einzige sichere Vormauer gegen Verführungen besonders in der Jugend ist, und daß alle Kenntnisse ohne wahre Religiosität nichts sind als tönend Erz und eine klingende Schelle. Nur

muß es nicht misverſtanden oder gar Scheinreligioſität ſein, ſondern ſolche, die ſich durch Handlungen im ganzen Leben ausſpricht." Doch ſcheinen ihn mannichfache Sorgen in dem kinderreichen Hausweſen zu drücken. Denn außer zwei ältern Brüdern (einer, Georg, Kaufmann in St.-Gallen, der andere, Fritz, Appellationsgerichtsadvocat in Kemnath) hatte Sand eine in Wunſiedel verheirathete ältere Schweſter, Karoline, und eine jüngere, Julie.

Aber ſeiner Jugend konnte Sand, trotz des Umgangs mit geliebten Geſchwiſtern, nicht froh werden. Eine gefährliche Blatterkrankheit hatte ihn dermaßen angegriffen, daß ſein Unterricht im älterlichen Hauſe erſt mit dem zehnten Jahre beginnen konnte. Seine jüngere Schweſter kam ihm bald zuvor, und ſeine Ausbildung erfoderte Anſtrengung von ſeiner und Geduld von Seite der Lehrer. Daher eine frühe Niedergeſchlagenheit des Gemüthes. Statt ihn, wie andere junge Leute lebhaften Temperamentes, zurückhalten zu müſſen, hatte ſein Vater dafür zu ſorgen, daß er nicht noch zurückhaltender wurde.

Doch artete ſein ſtilles Weſen nicht in Schläfrigkeit und dumpfe Trägheit aus, denn im zwölften Jahre zeigt er ſich als ein beherzter Kämpfer im Knabenſpiele, bei dem, aus einem falſchen Ehrgefühl, der Scherz in blutigen Ernſt überzugehen drohte. Schon im elften Jahre hatte er ein Kind vom Ertrinken gerettet.

Seinen Unterricht erhielt er zuerſt am Lyceum zu Wunſiedel, dann am Gymnaſium zu Hof, und ging, aus Liebe zu dem von ihm innig verehrten Lehrer, dem Rector Saalfrank, endlich, bei deſſen Verſetzung nach Regensburg zum dortigen Gymnaſium über. Saalfrank glaubte ſich von ſeinen Obern zurückgeſetzt. In Sand's

Briefen an seine Aeltern sprudelt hier zuerst der Geist der Entrüstung auf, wie er edeln jugendlichen Gemüthern eigen ist, wenn begangenes Unrecht ihr Gefühl empört. Doch spricht sich darin noch keine eigenthümliche Richtung dieses Unmuths aus. Sein früh erwachtes Vaterlandsgefühl und der Haß gegen den französischen Unterdrücker soll sich aber schon damals auf eine beachtenswerthe Weise ausgedrückt haben. Als Napoleon zu einer Truppenmusterung nach Hof gekommen, verließ Sand diese Stadt und kehrte zu seinen Aeltern zurück, weil es ihm würde unmöglich gewesen sein: „den Unterdrücker des Vaterlands in Hofs Mauern zu wissen, ohne sein Leben an denselben zu wagen". Dieser Zug, von seinen Freunden berichtet, erhielt erst nach langen Jahren Wichtigkeit und Bedeutung.

Aller seiner Lehrer Zeugnisse sind nur vortheilhaft für ihn. Saalfrank, der ihn am genauesten kannte, bezeugt: „Sand hatte gerade kein ausgezeichnetes Talent, aber doch gute Fähigkeiten. Mehr noch zeichnete ihn sein rastloser Fleiß aus, da er ununterbrochen von Morgens 4 Uhr an arbeitete. Seit 18 Jahren meines Lehramts hatte ich keinen hoffnungsvollern Schüler als ihn." Doch hatte der eigene Vater oft Bedenken wegen der ihm anklebenden Langsamkeit und Trägheit, weshalb die Mutter in ihren Briefen, auch noch nach der Universität hin, warnen muß.

Im Jahre 1813 war Sand achtzehn Jahre alt. Er würde schon damals den Versuch gemacht haben, von seinen Aeltern die Erlaubniß zum Mitgehen in den Feldzug zu erwirken, wenn nicht die inzwischen geschlagene Schlacht bei Leipzig seinen Entschluß unnöthig gemacht hätte. Er schreibt deshalb in einem Briefe an die Schwester: „Wenn es nöthig sein sollte, mein Leben

zum Opfer zu bringen, fühle ich mich viel zu muthbeseelt, als daß ich mich erst dazu rufen lassen sollte."

Im folgenden Jahre 1814 ertheilte ihm sein Vater seine Einwilligung zum Studiren. Er hatte sich für das Studium der protestantischen Theologie entschieden und nur die Wahl der Universität erregte Zweifel. Erlangen zu beziehen, hatte er keine Lust, weil, wie er in einem Briefe an seinen Vater schreibt: „die philosophische Facultät mit lauter Eklektikern besetzt ist, die ungemein viel Verderben unter jungen Leuten, ungemein vielen Wirrwarr in die Bildung derselben hineinbringen. Auch vermisse ich daselbst jenen echtreligiösen Geist, der mich von außen her umgeben, der mich im Innern beseelen muß, wenn ich mich würdig für meinen hohen, seligen Beruf vorbereiten soll. — — Der Geist unter den Studirenden gefällt mir nun auch gar nicht; ich wünschte in einen humanern, feinern und mehr moralischen Ton versetzt zu werden."

Sein Streben zog ihn nach Tübingen, wohin er im Herbst 1814 mit dem rühmlichen Zeugniß der Reife vom regensburger Gymnasium abging. Er hatte jedoch unterlassen, die damals erfoderliche Erlaubniß der baierschen Regierung zu erbitten. Sie ward ihm nachträglich abgeschlagen und man wies ihn zum Besuch einer inländischen Universität an. Inzwischen war Napoleon aus Elba zurückgekehrt, und Sand trat als Freiwilliger in baierische Kriegsdienste. Doch erfolgte der Sieg bei Belle-Alliance zu schnell, als daß er ins Feuer gekommen wäre, und mit den aus französischen Cantonnirungsquartieren entlassenen baierischen Truppen traf er schon im December 1815 in Ansbach ein und ward mit dem Zeugniß untadelhafter Aufführung entlassen. In der von seinen Freunden abgefaßten Schrift wird angegeben,

daß Sand die Beſchwerden der Märſche u. ſ. w. mit der männlichſten Kraft ertragen, der aufopferndſte Kumpan geweſen, und oft das Gepäck der Ermatteten neben dem ſeinigen getragen habe.

Er war ohne Wiſſen der Aeltern in den Kriegsdienſt getreten. Dies war, wenn man ſich in die allgemeine Stimmung von 1815 zurückverſetzt, nichts Außergewöhnliches. Auch ſtimmte dieſer Ausbruch von Vaterlandsliebe mit frühern Aeußerungen. Schon 1809 will er beim unglücklichen Anfang des öſterreichiſchen Krieges viele Angſt ausgeſtanden haben. Die Schlacht bei Regensburg ſoll ſeine Heiterkeit auf lange Zeit geſtört haben. Einigen jungen Leuten in Wunſiedel, die ſich bei einem Freicorps hatten anwerben laſſen, beim Abſchiede aber davonliefen, ſoll er zugerufen haben: „Wenn ihr Memmen nicht wollt, ſo will ich mitziehen!“ Doch war dies ein erſter Act der ſelbſtändigen Handlung eines Sohnes, der bis da ſeine Aeltern, namentlich die Mutter, zur innigſten Vertrauten von Allem, was er dachte, fühlte und that, gemacht. Der Brief, in welchem er ihnen ſeine Handlung mittheilt, enthält ebenſo wenig als die That ſelbſt etwas Anſtößiges, Verkehrtes oder Schwärmeriſches. Im Gegentheil muß man, wie Jarcke mit Recht bemerkt, im Gegenſatz zu ſeinen ſpätern geſpreizten, hochtrabenden, geſchraubten und unklaren Aufſätzen — eine Sprache, die ſich mit ſeinem geiſtigen Leben immer mehr trübte und verwirrte — den klaren, verſtändlichen und nicht unedeln Stil beachten. Sand war bis dahin nicht blos ein äußerlich unbeſcholtener, ſittenreiner Jüngling, von regem Fleiße und tüchtigem, wiſſenſchaftlichem Streben, ſondern man kann ihm auch die Anerkennung nicht verſagen, daß wol nur Wenige in ſeinem Alter eine ſo reinkindliche Ehrfurcht gegen ihre Aeltern gehegt haben

mögen. In dieſen Geſinnungen hebt der betreffende Brief folgendermaßen an:

„Wertheſte Aeltern! Ich bin Ihnen bis hierher treu geblieben, ich habe mich Ihren älterlichen Lehren und den guten Räthen meiner trefflichen Lehrer folgſam und gehorſam bewieſen; ich habe mich mit Eifer bemüht, der vortrefflichen Erziehung, die mir Gott durch Sie, meine theuren Aeltern, und durch allerlei Schickungen zu Theil werden ließ, würdig zu werden; und war auf meine Bildung mit Ernſt für einen hohen Beruf, dereinſtens in meinem deutſchen Vaterlande das Wort Gottes zu verkündigen, ſowol in Regensburg als hier auf der Univerſität bedacht, und kann mir zu keiner Zeit vorwerfen, daß ich nicht immer im Streben nach Vorwärts begriffen geweſen ſei: daher kann ich Ihnen nun, meine theuren Aeltern, ganz offen meinen feſten Entſchluß vortragen, und darf um ſo mehr hoffen, daß Sie ſich als ſo liebende ſorgſame Aeltern in Rückſicht meiner beruhigen, und daß Sie als ſo deutſch geſinnte Aeltern, mein Vorhaben eher loben, als mich davon abzubringen ſuchen werden. Das Vaterland ruft wiederum, und dieſer Ruf gilt diesmal auch mir.“ Weiter heißt es im Briefe: „Mag der Geiſt bei uns ſein, wie er will, auch ich halte es für die höchſte Pflicht, für meines theuern Vaterlandes, für meiner theuern Aeltern und Geſchwiſter, und für aller Guten, die mich lieben, Freiheit mitzukämpfen, und ſollte die Uebermacht Vortheile über uns erlangen, voran an den Grenzen im Tode über einen Wütherich zu ſiegen. Wäre ich nicht in Wahrheit von ſolchen Geſinnungen durchdrungen, würde ich nicht Ihnen ſolche Geſinnungen kund thun; ſo weiß ich wohl, daß ich deutſche Aeltern habe, die mich für einen feigen

Hundsfott, für einen Ihrer unwürdigen Sohn erklären würden" u. s. w.

Nach einem kurzen Aufenthalte im väterlichen Hause (er war mit seinem ältern Bruder Fritz, der gleich ihm Freiwilliger geworden, zugleich dahin zurückgekehrt) bezog er im Winter 1815—1816 die Universität Erlangen.*) Von hier an beginnt ein vollständiges Tagebuch; es gibt Aufschluß und Rechenschaft nicht allein über sein tägliches Thun und Treiben, sondern auch über seine Gedanken, Stimmungen und Ansichten. Am Neujahrstage 1816 schreibt er eine Art Gebet, welches man als ein Manifest seines der religiösen Verehrung des Vaterlandes fortan gewidmeten Lebens betrachten kann. Es heißt darin: „Gott, du ließest mein deutsches Vaterland sich durch seine eigene Kraft entwinden dem Joche der Knechtschaft. Zum Zweifler wurde ich, so lange ich mich als Weltbürger kenne, in dieser Rücksicht nie; mein Glaube stand fest; aber daß meine feste Zuversicht durch die großen Prüfungen, die das Jahr 1809 und der Anfang des Jahres 1812, die Schlachten bei Lützen und Bautzen mit sich brachten, öfters doch den sich entwürdigenden Zweiflern ein geneigtes Ohr verlieh und über das Hohnlachen der deutschen unwürdigen Spötter fast zur Verzweiflung gebracht wurde: das verzeihe mir durch die Vermittelung unsers Herrn Jesu, der mich nicht gänzlich sinken ließ und endlich durch seinen heiligen

*) Nach Jarcke wurde er am 15. Dec. 1815 in Erlangen immatriculirt; nach dem Buche „K. L. Sand, dargestellt ꝛc. durch einige seiner Freunde", war er erst am 18. Dec. vom Feldzuge heimgekehrt, feierte das Christfest und Neujahr im älterlichen Hause und kam erst am 7. Jan. 1816 in Erlangen an.

Geist so hohen Muth in meine Seele brachte. — Vater, du hast Unendliches an uns gethan! Du ließest Sieg uns zu Theil werden über unsern Nationalfeind; und alle schwankenden Pflanzen in deinem deutschen Garten, niedergebeugt durch verheerende Elemente, und hin- und hergeschaukelt vom Winde des Zeitgeistes, wieder aufgerichtet; in tiefer Scham über ihr Zweifeln an deiner allwaltenden Gerechtigkeit, die ihrem schwachen Sinn zu lange langmüthig schien, wagen sie es nun, sich wieder aufzurichten zu dir, und sind dir gerettet. — Herzenslenker! Auch mir wurde zu Theil, wenigstens mitauszichen, wenngleich nicht mitstreiten zu können fürs Vaterland!"

Aber wie wol Jünglinge mit dem Ernste classischer Bildung das Gymnasium verlassen, um auf der Universität wieder in einen Strudel überkommener Spielereien sich zu stürzen, deren ernstere Bezüge zu Wissenschaft und Leben wir uns nur noch mit Mühe zu Sinne rufen, erging es auch Sand. Seine religiöse Begeisterung, seine heilige Vaterlandsliebe suchte einen näher und nächstliegenden Gegenstand, den sie umfassen, für den sie wirken, mit dem sie spielen konnte. Jarcke sagt: „Was dem alten Römer der Staat, dem berufenen Künstler seine Kunst, dem feurig liebenden Jünglinge die Geliebte zu sein pflegt, war ihm die allgemeine deutsche Burschenschaft; sie war ihm sein Eines und Alles, sein Staat, seine Kirche, seine Geliebte geworden." Es ist hier zu bemerken, wie sich auch nicht die geringste Andeutung darin findet, daß Sand jemals durch eine weibliche Schönheit und Anmuth gerührt worden. Die Geschlechtsliebe ist ein vollkommenes Vacat in seinem Leben.

Wer jene Zeiten miterlebt und Zeuge war des sittlichen Umschwungs, den die Burschenschaften in dem al-

ten Studentenleben bezweckten, weiß, daß Sand darin nicht allein ſtand. Es war eine mächtige, frohe Bewegung, voller Morgenröthe; mit ganzer voller Seele gaben ſich Viele ihr hin, die da verdrängen und bannen ſollte die abgelebten Formeln, die wüſte Sitte, die Tyrannei und Knechtſchaft, vererbt aus einer rohen Vorzeit. Viele gingen in ihren Erwartungen und Hoffnungen ſehr weit, ſo weit als Sand, Viele täuſchten ſich wie er, daß ſie, was nur noch Spiel war, für heilige Wahrheit erachteten; aber Wenige vertieften ſich darin mit dem ascetiſchen Ernſt, mit dem einſeitigen Fanatismus ohne Phantaſie, und in Keinem verwirrten ſich die Begriffe dermaßen, daß er im Glauben: Gott, der Religion, dem Vaterland und ſeinem Volke, dem Rechte und der Sitte, allen zugleich dienend, eine That verübte, die dem Grundweſen aller zugleich widerſtrebte.

Das Weſen und Treiben der Landsmannſchaften war bei Sand's Ankunft in Erlangen, ein rohes und wüſtes. Der Gedanke, als Reformator aufzutreten, lag für jede kräftige Seele nahe. Es bedurfte dazu kaum ſeiner eigenthümlichen Geiſtesrichtungen. Aber die Geſchichte ſeiner Kämpfe dagegen, wie er ein paar Freunde um ſich ſammelte, wie ſie anfangs in einer der Landsmannſchaften ſelbſt einen würdigern, vaterländiſchen Geiſt erwecken wollten, dann, getäuſcht in ihren Erwartungen, in heiligem Ingrimm erglühten und den Satan lebendig wirkend ſahen, weil die Landsmannſchaften fortſpielen wollten in alter bequemer Weiſe; wie dann die wenigen Burſchenſchaftler als Märtyrer lebten, geſchmäht, verſpottet, geſchlagen; wie ſie Gott, Jeſus, das Vaterland, die Natur, ſogar den ſanften Mond zu Zeugen anriefen für die Echtheit ihres Rufes, für die Heiligkeit ihrer Ueberzeugung, das Alles iſt aus dem Leben gegriffen, aber

eine perſiflirende Darſtellung läge ſo nahe, wenn man über den fürchterlichen Ernſt wegſehen könnte, zu dem es einen Unglücklichen führte.

Sein Leben in Erlangen liegt uns deutlicher und umſtändlicher in Sand's Tagebüchern vor als irgend eine andere Epoche deſſelben. Zu anderm Zwecke wäre darin reicher Stoff für eine anziehende Darſtellung geliefert. Zu dem vorliegenden eine Charakteriſtik Sand's in dieſer erſten Epoche einer durchgeführten Selbſtthätigkeit zu geben, genügt es, einzelne Züge herauszuheben.

Sand war ſchon in Tübingen Mitglied einer Verbindung „Teutonia" geweſen, deren Grundzüge die der ſpätern Burſchenſchaft waren. In ihrer Conſtitution hieß es: „Der wahrhaft ehrwürdige Zweck unſers teutoniſchen Vereins iſt, unter uns und Andern zu nähren, zu befeſtigen und zu erweitern echten deutſchen Burſchengeiſt und echtes deutſches Burſchenleben. Beides aber beſteht in einer hohen Achtung und warmer Liebe für unſer Vaterland und in einem glühenden Haſſe gegen deſſen äußere und innere Unterdrücker, ferner in einer feurigen Vorliebe für unſere uralte akademiſche Freiheit und Unabhängigkeit, für die unantaſtbare Ehre" u. ſ. w. Doch wollte Sand nachmals nicht viel von dieſer Teutonia wiſſen. Sein Aufenthalt in Tübingen war zu kurz geweſen; auch mochte der ernſte Ruf fürs Vaterland, dem er ſchon am Tage nach ſeiner wirklichen Aufnahme folgte, was ihm ſpäter groß erſchien, damals klein haben erſcheinen laſſen.

Murrend mit den Gleichgeſinnten über das Weſen, wie es war, zog er einſt ſeine altdeutſche Kleidung an, und ging dann „mit dankbar freudiger Seele" zum Commers. Hier wurde die deutſche Tracht allgemein belobt „und in mancher deutſchen Seele erweckte

ſie deutſche Empfindungen." Beim Nachhauſegehen beſprach er ſich mit dem Freunde U—ch (unter dem Beinamen Furioso auf den deutſchen Univerſitäten bekannt, ein ebenſo feuriger Vorkämpfer mit Wort und Schwert, als Sand für burſchenſchaftliche Ideen, ein grimmiger Polenfeind, ſpäter ein gerichteter Richter und Director eines Land- und Stadtgerichts), ihm „bleibend merkwürdig zu Umänderung und Verbeſſerung des rohen, egoiſtiſch-bairiſchen, unerfahrenen Sinnes und Tones unter den dortigen Studirenden zum allgemeinen deutſchen Beſten".

Doch wollte er zuvor vermittelnde Wege einſchlagen. Er wünſchte aus dem Schooſe der Landsmannſchaften herauszureformiren, und entſchloß ſich am Jahrestage der Schlacht von Belle-Alliance (19. Juni 1816) in die fränkiſche Landsmannſchaft, die er für die gediegenſte hielt, zu treten. „Ich will", ſchreibt er ins Tagebuch, „als Franke für deine Zwecke, o himmliſcher Vater, hier wirken. Amen!"

Es geſchah in Geſellſchaft mit U—ch. Aber er fühlte ſich bitter getäuſcht. Die Landsmannſchaft wollte ſich nicht reformiren laſſen, ſondern in den beiden nur zwei namhafte Burſchen für ihre Verbindung, wie ſie war, gewinnen. Man hatte Sand mit ſchönen Worten hingehalten, was ſich bei einer Seniorenwahl zeigte, wo nicht U—ch, wie verſprochen war, ſondern der frühere Senior von neuem erwählt wurde. Er legte Dem, der ihn getäuſcht, „ſeine Falſchheit und Cabale ans Gewiſſen und rief ihn vor Gottes Gericht". — „Ruhe für mich ließ mir Gott", ruft er aus, „doch eine Zerſtörung der ſchönſten Träume wirket tief auf ein Herz."

Sand hatte gemeint, U—ch werde nun auf der Stelle austreten. Er blieb; er beſuchte noch am näm-

lichen Abende mit Sand einen Ball, welchen die Burschenschaft gegeben zu haben scheint. Beide wurden freundlich von Allen behandelt; aber U—ch überwältigte der Gram und ihm „entstürzte eine bittere Thräne", und Beide entfernten sich aus dem Tanzsaal. Sand hat darauf folgenden Dialog zwischen sich und dem Freunde in sein Tagebuch eingetragen, welcher so charakteristisch für seine damalige aufgeregte Stimmung und die Ansichten der Gleichgesinnten ist, daß die ganze Aufnahme desselben nöthig scheint:

„Sand. Ich bin jetzt, nachdem ich die Sache in meinem Tagebuche niedergeschrieben und Gott heimgestellt habe, wieder ganz ruhig, und ich triumphire über das Gärnlein, das sich hervorthunwollende Knaben um Löwenschlangen und uns darin gefangen und gefesselt zu haben glaubten."

„U—ch. Aber gegen mich wüthet der Gram, daß ich in die Rotte von Teufeln gerathen bin, und von nun an als ihnen beigegeben betrachtet werde. Laß mich wüthen gegen diese Franconia, kämpfen und sie würgen! Ha! man wird den Bannstrahl gegen mich richten und dann auch gute Nacht Erlanger Burschenwelt. — Ja, selbst die Tiefen des Lasters könnte ich jetzt ergründen."

„Sand. Es durchströmt mich wiederum das selige Gefühl, daß mich doch eine Seele auf diesem Erdenrunde in meinem Thun und Wesen erkennt. Handle nicht jedem Höhern zuwider, daß du selbst nur ruhig sein kannst. Aber ich sage, nach der Macht strebende, gleisnerische Knaben gedachten die Kraft in eine Flasche zu zwängen und einen Pfropf daraufzustecken; aber mächtig rührte sich der Geist, leicht wirft er den Pfropf weg, aber zersprengt auch die festere Flasche."

„U—ch. Lasse uns wieder hingehen, sieben Mal uns

reiben an Andern und dann mächtigen das Sprühen in Pendelschwingungen nach der Musik."

„Sand. Und so lebt ja hoch über Zeit und Raum unendlich der höchste Gedanke, und dieser besser's."

„So sprach die mächtige Seele (sagt Sand von sich selbst) und wir begaben uns in den Saal zurück. Nie fühlte ich noch jene in mir wohnende Kraft so sehr als jetzt. Jeder Nerv war heute ein Held." Und doch war Sand gutmüthig genug, diese Nacht auf der Stube des verhaßten Seniors der Franconen, Desselben, den er vor Gottes Gericht gerufen, zuzubringen, und U—ch gegen diesen und Andere zu vertheidigen, daß er von Natur nicht böse sei!

Am folgenden Tage schreibt Sand in sein Tagebuch: „Ein offenbarliches Herz, das auch nur einmal von Tücken hintergangen ist, kann zum Wütherich werden." Am Nachmittage, als er U—ch das Niedergeschriebene vorlas und dieser Alles billigte, „schlossen Beide, innig betend zu Gott, das Schutz- und Trutzbündniß für die gute Sache."

Von jetzt an, wo die Wirksamkeit für einen akademischen Bund Sand zu einer Sache der Religion geworden, will Jarcke den bisher reinen, kindlichen und unbescholtenen Jüngling seiner reinwissenschaftlichen Sphäre entzogen und auf die Bahn gebracht sehen, die ihn von Stufe zu Stufe immer tiefer ins Verderben und zuletzt unter das Richtschwert brachte. Die Anklage scheint zu früh. Auf derselben Bahn befanden sich damals Viele mit ihm; sie kehrten aber wieder zur Wissenschaft zurück und wurden dem Leben gerettet. Jenes Bündniß „für die gute Sache" war noch ein ganz allgemeines; jene Ansichten Sand's, die Jarcke so gefährlich schienen, „daß eine unbeschränkte Freiheit herrschen, und

daß Achtung nur nach dem innern Werthe zugetheilt werden solle", theilten und theilen Tausende, ohne dem Richtschwert entgegenzueilen; auch der aufbrausende U—ch, befangen wie Sand, tobte aus und fand den Rückweg zur Versöhnung mit dem Leben. Es gehörte Sand's eigenthümliche, verschlossenere Natur dazu, die Einseitigkeit, mit der er der Richtung folgte, als der allein göttlichen, sein beschränkter Umblick, sein Mangel an Phantasie, daß sein Geist, statt seine Kraft zu erweitern durch Schöpfen und Einathmen der tausend Lebensströmungen, sie von sich abstieß und sich verhärtete gegen ihre Eindrücke, bis er statt der tausend hellen, offenen Straßen, um für das Vaterland zu wirken, endlich nur die eine finstere hohle Gasse fand.

Mit dem Stiften der Burschenschaft wollte es nicht recht vorwärts. Zwar waren Sand und U—ch aus der Franconia ausgetreten, aber U—ch mochte mehr Feuer als Lust und Ausdauer zur Arbeit haben. Sand meinte, „daß mit ihm nicht viel anzufangen sei", und machte sich nun selbst daran, den Entwurf auszuarbeiten. Doch war auch unter den sechs bis neun Gleichgesinnten oft Uneinigkeit, die zu hellem Zwist ausbrach. Sie hatten von den Landsmannschaften, die sie in Verruf gethan, alle mögliche Unbill zu erdulden, und konnten oft nur bewaffnet sich Ruhe verschaffen. Auf einer Anhöhe in der Umgegend von Erlangen hinter dem altstädter Berge arbeiteten die Freunde an dem von ihnen Rütli getauften Platze, der ihnen zum Versammlungsorte diente. Man ebnete, reinigte den Boden, schleppte große Steine zusammen, die man zu Sitzen übereinanderthürmte und behaute, und veranstaltete ein Einweihungsfest dieses Rütli mit Punsch. Aber noch ehe man oben war, „entzweite sich augenscheinlich Alles" und die ganze

Feier schien sich zu zerschlagen. Einer lief fort und der Andere ihm nach, um ihn wiederzuholen. Sand „überfiel nun der höchste Grad von Kummer, wo aber die Angst am höchsten ist, bist du, o Gnädiger, uns am nächsten!“ Zwei waren endlich oben; die Andern kamen freiwillig oder gerufen nach. Sie zündeten oben, als es finster wurde, die vier mitgenommenen Lichter an, „um ihr Bier in Ruhe und sanften Kummer zu trinken“. Nun kamen Andere mit Fackeln, und Sand las seine Rede, weil er sie „durch den Aerger“ verlernt hatte, und ermunterte zur Eintracht und zur Erbauung einer festen Verfassung. Alles war nun schön gestimmt, und die Einen sagten: „Wenn wir nur gewußt hätten, daß Ihr so etwas vorhabt, dann hätte wohl ein Punsch gemacht werden müssen.“ Die Andern sagten: „Wir wären auch zum Bier mit froher Stimmung gekommen.“ Einer der Ausgebliebenen ward jetzt erst aus Erlangen geholt, und zugleich Lichter und sechs Krüge Wein, echter Elfer aus Frankenland. Drei holten hierauf Holz und noch mehr Krüge Bier. Sie sangen um das Feuer in der Mitte die besten deutschen Lieder, als: „Auf singet und trinket!“ „Der Bursch von echtem Schrot und Korn!“ und tranken kräftiglich aus einem Birkenbecher. Und als nochmals Holz und Bier herbeigeschafft und letzteres geleert war, ergötzten sich Alle beim Heimziehen mit Fackeln und gingen dann zum Weine. Unter Absingung des Claudius'schen Liedes ward der mit Eichenlaub begränzte Becher „zwei mal von Jedem im Freudentaumel geleert“. Mond und Sterne schienen zu ihrem hohen Entzücken durch Eichen und Fichten, wie sie unter Liedern um das Feuer tanzten. Dies dauerte fort, „bis Alles zu sehr aufgereizt und beseelt sich in verschiedene durch Beschränkung, durch den schwachen

Körper herbeigeführte Bedürfnisse entstandene Gruppen auf die Bänke und umliegenden Plätze zertheilte". Sand wußte „Gott Lob! selbst nichts rechts mehr von diesen Zuständen". Als der Tag graute, schafften ihn seine Freunde herunter auf die Windmühle, und um 5 Uhr Morgens, schließt er, „kehrten wir schläfrig nach Erlangen zurück". Das Rütli ward von den Burschenschaftlern selbst, unter Sand's Führung, später zerstört, die Steine kleingeklopft, weil sie den Sitz ihrer Berathungen nicht der Entweihung durch die Landsmannschafter preisgeben wollten.

Wir gaben diese Nachtscene umständlicher, nicht wegen ihrer Bezüglichkeit zu Sand's Ausgang, sondern als einen Beleg dafür, daß, wer mit dieser knabenhaften Lust für eine Spielerei schwärmen kann, noch nicht auf die Bahn gestoßen ist, welche mit dem Richtschwert enden muß.

Inzwischen wuchs, nachdem Sand im Auftrage der Freunde „Ideen zur Verfassung der Burschenschaft" schreiben müssen, diese selbst allmälig unter mancherlei Prüfungen an. Die Constituirung gelang ihm durch Unterstützung von jenaer und hallenser Studenten, und sie erreichte endlich eine Kopfzahl von gegen Zwanzig. Bei allen vorfallenden Händeln mit den Feinden, bat er Gott: „ihm das christliche Gemüth zu erhalten und Jenen ihre großen Sünden zu vergeben".

Aber diese Unannehmlichkeiten mit den Landsmannschaften in Verbindung zu andern Sorgen und Umfällen trübten seinen Gemüthszustand. Briefe und Tagebücher tragen jetzt hie und da das Gepräge von Niedergeschlagenheit und Schwermuth. „Die Lebensfreuden schwinden", schreibt er, „Kummer und Sorge nehmen zu; nirgend zeigt sich mir ein fester Platz, den unser

höchstes Bestreben, unsere christlich deutsche Sache eingenommen hätte. Am Ende wanken auch wir und auch ich." Er klagte in einem Briefe an den Vater über das wissenschaftliche Leben in Erlangen und schiebt die Schuld auf die Lehrer, nicht auf sein eigenes zerrissenes äußeres Leben zurück, das bei diesen Beschäftigungen wol kaum mehr fähig war, die Wissenschaft mit ungetheiltem Eifer und voller Freudigkeit zu umfassen. Dazu verließen seine innigsten Freunde Erlangen. Einer, dem er sich besonders anschloß, der Theologe Dittmar, ertrank unter seinen Augen beim Baden, ohne daß er ihm zu Hülfe eilen konnte; denn der Ertrinkende konnte schwimmen, er nicht. Man wollte annehmen, daß aus diesem schmerzlichen Todesfall ein Wendepunkt in seinem Gemüth sich herschreibe; daß es sich von da ab mehr und mehr verdüstert habe. Seine Freunde leugnen dies; vielmehr sei er von nun an klarer, bestimmter aufgetreten. Doch scheint ihn ein Vorwurf, der von Seiten der Landsmannschaften gehört wurde: als habe er den Ertrinkenden retten können und sollen und es aus Feigheit unterlassen, aufs tiefste gekränkt zu haben. Desgleichen empörte ihn das Benehmen beim Leichenzuge: „Ich war durch die Schändlichkeiten der Landsmannschaft, durch die vielen Entäußerungen heute mit Besorgung der Leiche und durch das Verbluten in Rücksicht des Schmerzes, am Abend bei der Leiche gänzlich verhärtet. Ergrimmt, bewaffnet, den geringsten Angriff der Landsmannschaften zu rächen, zogen wir, ein wahrer Todtenzug, mit dem Sarge einher. Wehe! mein Gemüth war abgestumpft wie Stein, meine Augen waren vertrocknet."

Diese wachsende Erbitterung, dieses fortwährende Aufsaugen schmerzlicher Kränkungen steigerte eine Reiz-

derlei, die sich auch gegen seine besten Freunde ausließ. Mit zweien seiner liebsten Genossen war er auf dem Punkte, sich zu schlagen, weil aus einer geringfügigen Neckerei eine Balgerei auf seiner Stube entstanden war. Wie seine Begriffe schon damals verwirrt waren, und seine hohen und allgemeinen Ideen befangen in den Schranken der gewöhnlichsten Studentenvorstellungen, beweist der Brief, den er deshalb an sie schreibt. Er bittet sie aufs rührendste um Verzeihung wegen des Unrechts, welches auf seiner Seite sei, er beschwört sie, ihre Freundschaft ihm zu erhalten, fodert sie aber zugleich zum Zweikampf, um ihnen Genugthuung zu gewähren. Die Freunde, welche die Sache als einen Scherz von Anfang an betrachtet, waren vernünftiger und wiesen die Foderung in einer Art zurück, daß auch Sand sich für überwunden erklären mußte. — Einen andern Beleidiger hat er in das Wäldchen vorm nürnberger Thore bestellt. Er harrt zwei Stunden vergeblich auf den „flüchtigen Schuft" nach Verabredung; indem er dabei Gott inniglich bittet, ihn um seines Sohnes Jesu willen, bei sich anzunehmen, und schließt: „Herr segne mich! Fahre ich hin zu dir, so erlasse mir gnädig meine Schuld, und bleibe ich noch in diesem Zustande der Prüfung, so stärke mich."

Ein unwiderleglicher Beweis, wie tief er in den Kreis der Burschenwelt gebannt gewesen, wie tief und ernst er Verhältnisse auffaßte, in denen sonst nur jugendlicher Leichtsinn zu herrschen pflegt.

Noch bestimmter ausgesprochen erscheint diese Verwirrung der Begriffe bei einem andern Duell, welches er mit einem seiner vertrautesten Freunde, v. P—g, vorhatte, anscheinend nur aus Empfindlichkeit. Aus „der höchsten Liebe war er gegen v. P—g herunter in den tiefsten

Haß versunken", wegen seines vermeinten Uebertritts zu einem andern Freunde, „wegen seines Störens, und, wie es schien (!) plötzlichen Belachens der schönen Eingefahrt" (!) Und doch ruft Sand: „Es ist dies im Ganzen eine allgemeine Sache!" Dann wiederholt er: „Foderst du mich, ewiger Richter, vor dein Gericht, so weiß ich, daß ich ewigen Fluch verschuldet habe; aber, Herr, ich baue nicht auf mein, sondern auf Jesu Verdienst, und hoffe auf deine väterliche Gnade, weil er, dein Sohn, auch für mich gebüßt hat." Stellt sich nicht hier der protestantische Sand gewissermaßen hin, wie der pfiffige katholische Sünder, der dem Ablaßkrämer für die zu begehende Sünde im voraus die Absolution abkauft, und sie dann begeht? Am Tage vor diesem Duell trat er auf die Kanzel und predigte zum ersten male in seinem Leben!

In heiterer Stimmung verließ indessen Sand mit Ablauf des Sommersemesters 1817 Erlangen, denn sein saures Werk war gelungen, die Burschenschaft bestand und versprach Wachsthum; er hatte sich mit seinem Gegner v. P—g versöhnt und dem stolzen Menschen Achtung abgewonnen, und keinen Kreuzer Schulden! Er ging dem großen Reformationsfeste auf der Wartburg entgegen und dem Aufenthalt und Weiterstudiren in Jena, wo das Ziel seines Lebens, die deutsche Burschenschaft, bereits den vollständigsten Sieg errungen hatte und unangefochten bestand.

Es ist außer Zweifel, daß er unter dieser seiner geliebten

Burschenschaft bereits mehr verstand, als was er für den ursprünglichen Zweck derselben sich erklärte: Gründung eines bessern Tones, Milderung der alten Rohheit, Steuerung des unmäßigen Biertrinkens u. s. w. Unterm 17. Aug. 1817 schreibt er an einen Freund: „Mein Herz hängt mit Freuden daran, da ja alle unsere jetzigen Burschenschaften nicht mehr ein eitles, mit den wenigen Jahren der Universitätszeit dahinschwindendes Treiben sind, wie ehemals; sondern da wir, von Gott mächtig erweckt, nun endlich einmal angefangen haben, all' das Hohe und Herrliche: — Aufhören der crassen Zwingherrschaft, dagegen Freiheit, und bei sicherer ständischer Verfassung freies Sprechen und Treiben der Bürger und eigenes Verfechten dieser hohen Güter — genug, weil wir nun einmal streben, was Deutsch heißt, in unser deutsches Vaterland wirklich hinein zu führen, und weil wir dies gewißlich nicht nach Abschluß der Jugendzeit wieder ruhen lassen und als einen Studentenschwindel vergessen wollen."

In Wunsiedel, wo er die Ferien zubrachte, abermals predigte und sich zu seinem Abgange nach Jena vorbereitete, arbeitete er den Aufsatz aus, welcher unter die Theilnehmer des Wartburgfestes vertheilt ward. Es ist sein damaliges Glaubensbekenntniß von der Bedeutung der Burschenschaft und zerfällt in 11 Artikel, deren Inhalt in Kürze folgender ist:

1) Unsere Sache fällt mit jeder andern bedeutenden Umschwungszeit zusammen; ähnlich besonders der deutschen Reformation. Heute aber ist sie mehr eine wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung.

2) Der Wahlspruch der deutschen Burschen sei: Tugend! Wissenschaft! Vaterland!

3) Wer diese Ideen bekennt, ist unser geliebter Bruder.

Von nun an darf nur auf das neubegonnene Leben geſehen werden.

4) Zur Verwirklichung dieſer (?) hohen Sache eine allgemeine, freie Burſchenſchaft durch ganz Deutſchland.

5) Das Ganze darf nicht durch Eidesband zuſammenhängen. Die Idee allein ſoll Alle vereinen.

6) Jedwedem Unreinen, Unehrlichen, Schlechten ſoll der Einzelne auf eigene Fauſt nach ſeiner hohen Freiheit zum offenen Kampfe entgegentreten. Das Ganze ſoll damit verwickelter Kämpfe überhoben bleiben.

7) Für das liebe deutſche Land kein Heil außer durch eine ſolche allgemeine, freie Burſchenſchaft. In Deutſchlands innigverbrüderte edle Jugend wird das Hohe und Herrliche wirklich ſchon eingelebt.

8) Der Brauch für die Burſchenſchaft muß allenthalben in ſeinen Hauptzügen gleich ſein.

9) Für Urfeinde des deutſchen Volksthums erklärt:
   a. die Römer,
   b. Möncherei,
   c. Soldaterei.

10) Von einzelnen hervorleuchtenden Männern und einigen Jünglingen höherer Art, wie einſt von Martin Luther, geht der neue Geiſt aus. Die Fürſten wiſſen deß wenig zu rathen.

11) Die Hauptidee des Feſtes iſt: „Wir ſind alleſammt durch die Taufe zu Prieſtern geweiht: 1 Petr. 2, 9. Ihr ſeid ein königlich Prieſterthum und ein prieſterlich Königreich.“

Jarcke nennt dies religiös-politiſche Glaubensbekenntniß einen unentbehrlichen Schlüſſel zu Sand's That. Es iſt aber allerdings zugleich ein treues Bild von dem Chaos, in welches ſich Sand's Inneres um jene Zeit bereits auf-

gelöst hatte. Umsonst bemüht man sich, daraus ein klares, zusammenhängendes Wissen und Wollen aufzufinden. Ja, wenn der Verfasser es selbst versucht hätte, daraus ein System in allgemeinverständliche, concrete Sätze zu fassen, würden ihm die unbestimmten Bilder und Vorstellungen unter den Händen zerflossen sein. Die Declarationen sind in ihrer Mehrzahl so vag und unbestimmt, so der beliebigen Deutung ausgesetzt, daß sie auf viele andere Verbindungen ebenso gut passen. Gegen den Wahlspruch: Tugend, Wissenschaft, Vaterland! wird Niemand etwas auszusetzen haben. Wer diese Ideen bekennt, ist ohne Eidschwur ein Bruder. Danach wäre die Verbrüderung aber ohne Ende, wenn nicht etwa auch auf das Halten des Wortes gesehen wird. Streng genommen sind die einzigen positiven Satzungen etwa: es soll eine wissenschaftlich-politische Umwälzung bewirkt werden (ein unendlich weites Feld, die allgemeine deutsche Burschenschaft, von der allein das Heil ausgehen könne für Deutschland, solle ihr Hebel sein, und diese Umwälzung solle gewissermaßen eine neue Wiedergeburt der Luther'schen Reformation sein.

Zu positivern Satzungen, zu einer bestimmtern Constatirung der Verhältnisse, wie sie sich entwickeln sollten, scheint Sand auch in der Folge nicht gediehen zu sein. In eben demselben Dunkel und Nebel schweben seine Vorstellungen und Begriffe, die er in seinen Antworten bei der Criminalunterſuchung gab. Gewisse Formeln, wie der Turner Wahlspruch: „Frisch, frei, fröhlich und fromm", oder das: „Die deutsche Sprache erstehe! Das wahre Ritterthum erblühe! Das deutsche Land sei frei!" die der mannichfachsten Auslegung fähig sind, reichten für die Mehrzahl der Geweihten einstweilen als Lebensnormen aus, und man mag behaupten, daß sie um so starrer

daran festhielten, je unklarer sie sich in ihren Bezügen zur Außenwelt fühlten.

Nur ein Satz dieser vagen Constitution erscheint von Bedeutung für Sand's eigenes Leben. Es ist dies die erste Rechtfertigung, welche er für seine kommende That unbewußterweise selbst aussprach. Es lautet der §. 6: „Jedwedem Unreinen, Unehrlichen, Schlechten, und wer nur immer seinen deutschen Namen entehrt, soll der Einzelne auf eigene Faust, nach seiner hohen Freiheit zum offenen Kampf entgegentreten, damit das Ganze des Rügens und Strafens mehr überhoben sei und sein Wohl durch verwickelten Kampf nicht so leicht gefährdet werde." Er hat dies selbstgeschriebene Gebot mit seiner eigenen Faust vollführt und mit seinem eigenen Haupte gebüßt.

In Jena lebte Sand weniger bemerkt als in Erlangen. Zwar soll die allgemeine deutsche Burschenschaft nach den seiner Schrift zum Grunde liegenden Ideen, aber gereinigt von den Irrthümern des Planes, gestiftet sein, und seine Lieblingsidee, für die er in Erlangen gestritten und geduldet, sah er hier verwirklicht und zur Herrschaft gelangt; jedoch er, der dort, wenn nicht das Haupt, doch einer der leuchtenden Vorkämpfer war, war hier nur ein Licht unter vielen Lichtern, und manche davon glänzten heller als seines. So hatte er auch schon auf dem Wartburgfeste nicht die Rolle gespielt, auf die seine Wirksamkeit in Erlangen ihm etwa Anspruch gab. Auch mag er aus dem Grunde hier minder hervorgetreten und von geringerem Einfluß auf Andere gewesen sein, weil er der Gabe entbehrte, schnell und unvorbereitet in einer Versammlung seine Ansicht vorzutragen, ja selbst, wenn er sich vorbereitete, nur weitschweifig sich auszudrücken soll im Stande gewesen sein. Das bezeugen seine nähern

Freunde, seine Briefe und Aufsätze sind genügende Belege dafür.

Sein Leben in Jena ist daher an Begebenheiten arm. Was davon, ausgemalt, eine Biographie schmücken würde, gehört nicht in den Bericht über einen Criminalfall. Ebenso wenig seine Urtheile über ausgezeichnete Personen, besonders die Professoren der Universität, mit denen er in Berührung, die aber in keine mit seiner That kamen.

Im Ganzen sind seine Tagebücher und Briefe von Jena aus heiterer, als die in der verbittertsten Stimmung in Erlangen geschriebenen. So finden wir darin einen Besuch Sand's bei Goethe, den er mit harmloser Laune um freundliche Verwendung zu einem löblichen Zwecke ansprach. De Wette lernte er näher auf einer Reise kennen, welche Jener in das Fichtelgebirge machte, und führete ihn zu seinen Aeltern nach Wunsiedel, was die Veranlassung zu de Wette's verhängnißvollem Trostbriefe an Sand's Mutter wurde, der die Absetzung des berühmten Theologen und später seine Expatriation aus Deutschland zur traurigen Folge hatte.

Im Herbst 1818 hatte er eine Reise nach Berlin unternommen, wo ihn nichts als die für ihn merkwürdigste Größe der Zeit, Jahn, angesprochen zu haben scheint. Wie er ihn schildert, ist als ein Bild jener Tage und für Sand's Anschauungsweise gleich charakteristisch: „Jahn ist ein Held dieser Zeit, ein wahrhaft freier und edler Mann, gewachsen jedem Sturme in diesem Erdenleben (!) und empfänglich für die zartesten Freuden des Geistes, ein rechter Mensch, passend in alle (?) Verhältnisse des Lebens. Was über seine Art besonders Aufschluß gibt, ist, daß er um die Zeit der Französischen Revolution, in jener Zeit, wo alle edle Seelen für das Heiligste erglühten, von Aeltern, die er hochrühmt, auf dem Lande

seine Jugendbildung erhielt. An der Hand der Geschichte, die er mit voller Liebe erfaßte, verwilderte er aber nicht, wie die Meisten jener Zeit, sondern blieb in derber Sittlichkeit seinem Ziele unverrückt treu. Nun ist er ein Mann von Ehrfurcht gebietendem Aeußern, rüstig an Körper, von starkem, schnellem Geiste, von Leidenschaft, aber Herr seiner selbst und mild als eine Maid; ein lebendiges Buch der belehrendsten Geschichte, besonders Meister unserer Sprache und Volksgeschichte; ein Mann, der an allen Hauptereignissen seiner Zeit thätigen Antheil nahm, von dem so viel Edles ausging und der nun als ein rechter Lehrer der Jugend mit ganzer Seele der Volkserziehung lebt; ein Held, der mit schöpferischer Kraft in die größten Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes eingriff, und den man hier im geruhigen Kreise des schönsten Familienlebens, dort in aufregendem Spiele mitten unter den muntern Knaben erblickt." Auf Jahn's Weisung besuchte Sand mit seinen Reisegefährten bei der Rückkehr alle heiligen Schlachtfelder aus den Befreiungskriegen und hatte den Verdruß, daß die Landleute sie für Zahnarztgehülfen hielten, welche den Todten die Zähne ausbrechen wollten, um sie den lebendigen Menschen einzusetzen. Ihrer wären schon zu Viele dagewesen und sie würden nichts mehr für sich finden. Es ward ihm keine Weisung dafür, daß das Volk nicht verstand, was er für das Volk zu denken und zu wirken meinte.

Um Michaelis 1817 war Sand nach Jena gekommen; um Ostern 1819, nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt, ohne bedeutende und auffällige Ereignisse, die ihn zunächst betroffen hätten, verließ er es, um, mit zwei Dolchen auf der Brust und einem Ranzen, den Weg nach Mannheim anzutreten. Sein Geschäft war der Mord. Was waren seine Motive, was der nächste Anlaß?

In seinen religiösen Irrthümern, in der Verkehrtheit seiner theologischen Richtungen und den Trugschlüssen, die ihm eine grübelnde, endlich hochmüthig gewordene Vernunft aufdrang, erblickt Jarcke die ursprüngliche Triebfeder zu seiner That. Indem er der subjectiven Ueberzeugung des Ichs, nach einem langen innern Processe, endlich die Uebergewalt eingeräumt habe über die positiven Satzungen der Religion, sei die wahre Stimme Gottes, die in so klaren, Jedem verständlichen Gebote sich ausspreche, in ihm umnebelt und endlich so erstickt worden, daß er das allereinfachste Gebot: Du sollst nicht tödten! durch Trugschlüsse in das Gegentheil sich umgewandelt habe. Jarcke, wie schon angegeben, zielt, indem er Sand nennt, gegen den Protestantismus; wenngleich er an andern Stellen einräumt, daß der Fanatismus Jenes nur in die Kategorie der Bilderstürmer und Thomas Münzer's falle. Dies zu bekämpfen ist hier weder Aufgabe noch Ort. Ebenso wenig wollen wir seinen religiösen Entwickelungsgang umständlich durchgehen. Es genügt uns, aus den Actenstücken zu erfahren, daß er in einem fortwährenden innern Kampfe sich befand. Sei es, daß, wie der Biograph meint, seine überkommene Religion sich hinsichtlich ihres Inhalts nur wenig über den in Deutschland damals gemeinrechtlichen Rationalismus erhoben, indem er (1813) Den schon für selig preist, der „seine Begierden von seiner göttlichen Leiterin, der Vernunft, beherrschen läßt", so blieb er auf diesem Standpunkte doch nicht stehen. Aber was wir unter einem Schwärmer verstehen, ward er nicht. Zur Selbstschöpfung eines Gefühlssystems fehlte ihm die aufschwellende Ueppigkeit. Verstand und Phantasie erscheinen gleich arm; an die wenigen Vorstellungen, die in seinen Bereich kamen, klammerte er sich wie der Ertrinkende an das letzte Bret, und die

Thätigkeit seiner Einbildungskraft beschränkte sich darauf, sich dieses Bret als ein stolzes Segelschiff zu denken. Sein Gottvertrauen klingt rührend, wo er in den kleinsten Begegnissen die fürsorgende Hand des Ewigen erblickte; aber es wird verletzend, wenn er es auch da herbeiruft, wo er im Unrecht und in der Sünde verkehrt. Später glaubt er einen Moment höherer Erweckung zu spüren; er will dem Kinderglauben entsagen, der Gottes Hand hinter jeder Tapete vorgreifen sieht; aber der Glaube verläßt ihn nicht, nur daß er nicht mehr kindlich unschuldig, sondern spukhaft fatalistisch wird. Er erwartet nicht mehr in Demuth die Winke des Himmels, sondern citirt sie herbei und legt sie sich nach Gefallen aus.

Von dem in süßen Gefühlen schwelgenden und liebäugelnden Pietismus hielt er sich fern. Als man ihn in Nürnberg dafür gewinnen wollte, erklärte er, ein freier Protestant bleiben zu wollen. Dem Hauptmann von Plehwe macht er in einem merkwürdigen Briefe die dringendsten Vorstellungen, von dieser süßen Schwelgerei abzulassen und sich zum kräftigen und frohen Glauben Luther's zu erheben. Aber ebenso entrüstet äußert er sich gegen rationalistische Prediger, die er in Jena gehört, und rüstet sich, in Studenteneifer mit der Feder gegen die Lästerer zu kämpfen. Um ihn in diesem Zustande des Schwankens noch mehr zu verwirren, erscheint ein früherer Schüler Hegel's, v. K—, wie es scheint eine bedeutende Natur, die auf Sand von so persönlich großem Einfluß ist, daß er sich kaum der aufgedrungenen Eindrücke erwehren kann. Man sieht ihn in seinen Tagebüchern, in den Briefen an die Mutter einen innern gewaltigen Kampf gegen den Verführer kämpfen. Endlich erklärt er sich für Sieger: er stände fromm vor Gott und wolle nur heilig werden in dieser Welt, nicht heilig an sich.

„Aus eigener Ueberzeugung in eigener Art leben wollen, mit unbedingtem Willen, außer welchem in der Welt vor Gott mir nichts eigen ist, im Volke den reinen Rechtszustand, d. i. den einziggültigen, den Gott gesetzt hat, gegen alle Menschensatzung mit Leben und Tod zu vertheidigen, die reine Menschheit in mein deutsches Volk durch Predigen und Streben einführen zu wollen, das dünkt mir ein unbedingt Anderes, als «dem Leben, dem Volk entsagen». Dank dir, o Gott, für diese Gnade! O welche unendliche Kraft und Segen verspüre ich in meinem Willen; ich zittere nicht mehr. Dies ist der Zustand der wahren Gottähnlichkeit."

Dieses Losgerungensein von fremden Eingebungen und diese Vergötterung des eigenen Willens spricht sich endlich (unterm 5. Dec. 1818) am schlagendsten in Folgendem aus: „Ich will meinen Willen, das höchste Geschenk Gottes, das einzige Eigenthum, recht erkennen, und mit ihm mir all' das Unendliche aneignen, was du um mich her zur Bewährung und Selbstschöpfung gelegt hast. Alle Gnade verwerfe ich, die ich mir nicht selbst erwerben muß; jede Gnade ungewollt, ist für mich keine, hebt sich in sich selbst auf. Der Ueberzeugung nicht entschieden zu leben, nach Furcht und Menschensatzung sie kehren, nicht sterben wollen für sie, ist hündisch, ist die Schlechtigkeit von Millionen in Jahrtausenden! — Fliehe mit Besonnenheit das Schleichen des Satans."

So erklärte Sand sich später noch entschiedener vor dem Untersuchungsrichter dahin: „Dem freien Willen muß ich nachleben, und Das, wozu meine Ueberzeugung sich selbst bestimmt hat, muß ich ausführen, sollte ich gleich untergehen und mir völlige Verhöhnung zutheil werden." — „Ich müßte ein feiger Tropf sein, wenn ich nicht Mannes genug wäre, Das, was ich als wahr aner-

kannt habe und wovon mein Seelenheil abhängt, überall, wie vor einzelnen Menschen, so auch vor geistlicher und weltlicher Macht nach Kräften vertheidigen und vertreten zu wollen." — „In Collisionsfällen mit weltlichen Gesetzen darf sich Niemand abhalten lassen, wenn für das Vaterland etwas gethan werden soll."

Um über Sand's religiöse Grundsätze, inwieweit sie bei seiner That mitsprechen oder sie motiviren, uns zu verständigen, wird das Angeführte genügen. Wer sich die Mühe nehmen will, den Entwickelungsgang derselben zu verfolgen, findet in der Schrift seiner Freunde und der Jarcke'schen Stoffes die Fülle. Durch dieses religiöse System allein ist aber die That noch nicht motivirt. Dagegen führt uns der Letztere in folgender Charakteristik den Motiven näher. Er sagt: „Sand war eine von den tiefen, nicht alltäglichen Naturen, die von einer Idee, Theorie oder Ansicht nicht blos oberflächlich bewegt werden, sondern mit voller Consequenz des Willens sie zur höchsten und alleinigen Richtschnur ihres Lebens machen. Bei unzähligen Andern, die seine Ansichten vollkommen theilten, gingen diese letztern ruhig neben ihrem sonstigen Leben und Treiben her, und waren, wenngleich zeitverderbend und gefährlich, so doch immer nur ein kindisches Spielzeug, welches bei reiferm Nachdenken verworfen, vielleicht auch mit noch gefährlichern oder schlechtern, nur äußerlich weniger anstößigen Principien vertauscht werden konnte. Bei Sand waren jene Grundsätze dagegen keineswegs blos Phrasen, die außerhalb des Gebiets der Rede keine Existenz haben, sondern der innerste Kern seines Lebens. — Aber bei dieser unleugbaren Tiefe des Gemüths war sein Verstand weniger, wie es scheint, von Natur, als durch allmälige Verfinsterung und fanatische Erhitzung, fast bis zu einem unglaublichen Grade beschränkt

und schlechthin unfähig, das Unzusammenhängende, Abgeschmackte, Unpraktische und, genau genommen, Leere und Inhaltslose seiner eigenen Ansichten zu durchschauen, und aus diesen auch nur die nächsten Folgerungen zu ziehen. Dazu gesellte sich der Mangel gründlicher, positiver Kenntnisse, und, was vornehmlich zu beachten ist, es gebrach ihm, da seine Ansichten zugleich die herrschenden in seinem Kreise waren, an Gelegenheit und auch an Neigung, sie durch den Austausch mit Andern zu berichtigen. So geschah es, daß er insbesondere gar nicht bemerkt hatte, daß das Deutschthum, welches er glühend liebte, vor allen Dingen nichts weniger war, als deutsch, und niemals und nirgends existirt hatte; wol aber mochte er inne werden, daß die übrige Welt, und vornehmlich das wirkliche Deutschland, gar keine sichtbaren Anstalten traf, zu der von ihm angekündigten Umwälzung zu schreiten, und daß mithin sein und seiner Freunde Thun und Treiben sich zur wirklichen Welt wie das leere Gerede zur That verhalte."

Wenn die religiösen Grundsätze, welche er sich selbst mit Mühe und Angst zurechtgelegt, nicht das Motiv zu seiner That waren, vielmehr nur ihn frei gemacht hatten dazu, seinen möglichen Willen, wenn er darauf fiele, geweiht, was war denn der eigentliche Antrieb? Als die Kunde von der Mordthat durch Deutschland erschallte und man erfuhr, daß Sand im deutschen Rocke gehe, daß er Mitglied der Burschenschaft sei und auf der Wartburg mitgewesen, war der erste, allgemeine Gedanke, daß die That kein Impuls eines Einzelnen, sondern das Exequatur einer großen Verbindung sei. Die deutsche, zumal die jenaer Burschenschaft, ward als die Urheberin angeklagt. Vornehmlich hierauf und auf Sand's mögliche Complicen wurde die Untersuchung gerichtet. Aber es ist

zur Gewißheit ermittelt, daß er in keinem Auftrage, als dem ſeiner eigenen Fiction, gehandelt. Es iſt zur höchſten Wahrſcheinlichkeit erhoben, daß er keine Mitſchuldige gehabt, und zum nächſten Grade dieſer Wahrſcheinlichkeit, daß er auch keinen Mitwiſſer hatte.

Weder hat ihn Follenius (ſ. u.) noch die jenenſer Burſchenſchaft, noch ein engerer Ausſchuß gleichgeſinnter Freunde zur That bewogen; es war ſeine eigene, freie That, und es iſt nur die Frage: wie dieſe ſich zur Zeit und zur Umgebung, in der Sand lebte, verhielt? War die That wie ein Blitz aus heiterm Himmel, und Keiner hatte etwas Aehnliches vermuthet? Oder gährte und brauſte und ſchlich der Gedanke ſchon längſt durch die Lebendigen, und ſie erwarteten eine ſolche That, wie die Juden den Meſſias?

Zur Ehre Deutſchlands ſei es geſagt, ſie kam und dröhnte wie der Donnerſchlag aus unumwölktem Horizonte. Die Mehrzahl erſchrak. Auch die ſie prieſen zitterten, daß ſie ſich genöthigt ſahen, ſie zu preiſen. Mehre ſtimmten erſt nachmals ein, weil die allgemeine Dröhnung ſie mit erfaßte. Wol hatte es vorher hier und da verlautet, es müſſe etwas geſchehen, aus dem Gered müßten Thaten werdeen; man hatte in feurigen Liedern Haß gegen die Tyrannen und ihre Knechte geſungen; wo hatte man von Schwertern geſprochen, auch wol von gezückten Dolchen gegen die Bruſt der Verräther und Zwingherren. Aber das war nur ein großer Gährungsproceß jugendlicher Kräfte, ein natürlicher und nothwendiger nach der Volksaufregung, welche die Befreiungskrieg hervorgerufen. Das deutſche Volk hatte zum erſten mal ſeit langen Jahrhunderten wieder als ſolches gehandelt; es hatte ſeine Kräfte geprüft, geſiegt; die Jünglinge hatten mitgeſprochen, geſungen, geſchlagen und geblutet. De

Zauberer fehlte, der die Aufgeregten, voll des Bewußtseins ihrer Kraft und voll Verworrenheit und Unklarheit ihrer Begriffe, plötzlich zur Ruhe mit einem Zauberschlage brachte. Aber nichts stand im Wege, daß dieser Gährungsproceß nicht auf natürlichem Wege vor sich ging, daß er die bösen Stoffe auswürfe und der abgeklärte Wein zurückbleibe. Es war an sich keine Nothwendigkeit da, daß er die Fässer und Gewölbe sprenge. Die Reden wären Reden geblieben, die Lieder Lieder; es war — ein Zufall sagen wir nicht, aber ein Einzelfall, nicht nothwendig bedingt von dem Vorangegangenen, daß er in blutiger That auffloderte.

Die deutschen Burschenschaften hatten reine Hände. Das hat sich damals aus allen Untersuchungen ergeben. Wohin später getäuschte Hoffnungen, gesteigerte Erhitzung, ungerechter Verdacht, harte Verfolgungen und das Geheimhalten, zu dem man sie zwang, einige verführt, gehört nicht hierher. Was die einzelnen Burschenschaften, die sich zu einer allgemeinen vereinigten, wollten, war rein, edel und von der Zeit geboten. Sie wollten ursprünglich nur Ordnung, Sitte, Wissenschaftlichkeit und Religion, Liebe zum Vaterland und Vereinigung aller Deutschen. Die mannichfachen Fehler, die da begangen wurden, die Einseitigkeit, in die man gerieth, die Spielereien, welche dem Spotte leichte Waffen gaben, während man nur Ernst und Würde bezweckte, die Unkenntniß des alten deutschen Wesens, daß man statt der unbequemen Wahrheit ein bequemes und doch unrealisirbares Phantom als Musterbild deutschen Lebens aufstellte, alles Dies hebt nicht das gewollte Gute auf und hindert uns nicht, zu bedauern, daß die Burschenschaften nicht in ihrer ursprünglichen reinen Idee zur Ausführung kamen. Es ist im Studentenleben seitdem nichts Besseres zu Tage gekommen.

Ja, was dafür erwachſen, poſitive und ideelle Verbindungen, hat entweder einen gefährlichern Charakter angenommen, als Verſchwörung, ſogar als offene Empörung, oder geiſtige Tendenzen entwickelt, die den Staat in Verlegenheit ſetzen, weil er der Waffen ermangelt, um Angriffen zu widerſtehen, welche, innerhalb der Schranken der Geſetze, doch ſeine und der chriſtlichen Kirche innerſte Grundveſten erſchüttern.

Das beſte Zeugniß für die Burſchenſchaften geben die ſpäter vielfach verfolgten engern Verbindungen ſelbſt. Gerade ihre Mitglieder können nicht genug klagen über den Stumpfſinn, die Theilnahmloſigkeit und, wo es gelte, die Bedenklichkeiten der großen Maſſe, die, feigen Blutes, ſchwer zu ihren höhern Zwecken zu bearbeiten ſeien. Sie betrachteten die Burſchenſchaften nur als willenloſe Werkzeuge.

Die Exiſtenz dieſer engern Vereine iſt durch die gerichtlichen Unterſuchungen erwieſen. Man weiß, was ſie geträumt, gedacht, gewollt. Aber indem man ihren Ideengang und ihre Phantome mit juridiſcher Gewißheit ermittelt hat, iſt man nicht mit derſelben Beſtimmtheit zum Reſultat darüber gediehen: inwieweit dieſe Träume auf dem Wege waren: Wirklichkeit, dieſe Gedanken: That zu werden. Zum Urthelsſpruch hat es den Gerichten, welche nach geſchriebenen Geſetzen ſprechen müſſen, genügt, daß geheime, geſetzwidrige Verbindungen ſtattgefunden; daß in denſelben ſtaatsumwälzeriſche Dinge beſprochen und gewünſcht wurden; daß Lieder fanatiſchen Inhalts, voll Haß gegen Regierungen und gegen Fürſten, und aufrühreriſche Schriften unter das Volk vertheilt worden; daß ſchriftliche Aufſätze gefunden worden, mit Plänen, die, realiſirt, einen Umſturz aller beſtehenden Verhältniſſe zur Folge gehabt hätten; daß die Gleichgeſinnten in

Briefen ſich ihren Haß und ihre Wünſche mitgetheilt und vor Zeugen darüber geſprochen haben u. ſ. w. Die Richter mußten ſo ſprechen, und es iſt wol Niemand damals beigekommen, auch wo ihre Sprüche hoffnungsvolle Jünglinge aus ihren Lebensbahnen riſſen und das Glück vieler hundert Familien zerſtörten, ihnen Parteilichkeit, unnütze Härte, Gehorſam gegen höhere Winke vorzuwerfen. Aber das große unbefangene Publicum konnte damals nicht, und kann heute noch weniger, von ſeinem Standpunkte aus, als eine Jury der öffentlichen Meinung, dieſen Urtheilen beipflichten.

Ja, dieſe engern Vereine, dieſe „Unbedingten" wollten Ungeheures. Geſtändlich ging ihr Wille und Wunſch dahin: 1) alle deutſche Staaten zu einem einzigen Reiche zu verſchmelzen; 2) dieſes deutſche Reich ſollte ein Freiſtaat mit völlig demokratiſchen Grundlagen und Wahlen werden; 3) ſollten alle chriſtliche Confeſſionen in dieſem neuen Reiche zu einer gemeinſamen deutſchen Kirche vereinigt und was nicht Chriſt iſt, alſo ſpeciell die Juden, aus dieſem Reiche, wenigſtens aus aller bürgerlichen Berechtigung, ausgeſchloſſen bleiben. — Adolf Follenius hatte „Grundzüge zu einer künftigen deutſchen Reichsverfaſſung" geſchrieben, welche das Haupt-corpus delicti bei allen gegen die Verbündeten geführten Unterſuchungen bleibt. Wenn wir dieſen Entwurf mit der möglichſten Ernſthaftigkeit betrachten und wegſehen über die erſt neu zu gründende (wo?) deutſche Hauptſtadt: Allerteutſchen genannt, und über die vielfach durchſprochene und erwogene Maßregel: daß alle Beamtete des Reichs gleiche Beſoldung aus der großen Reichsſchatzkammer erhalten ſollten, der Dorfſchullehrer wie der Miniſter, — (nur wer viel Kinder hatte, erhielt etwas mehr, wer Junggeſell blieb, weniger) — wenn wir über dies und vieles Andere,

seine Jugendbildung erhielt. An der Hand der Geschichte, die er mit voller Liebe erfaßte, verwilderte er aber nicht, wie die Meisten jener Zeit, sondern blieb in derber Sittlichkeit seinem Ziele unverrückt treu. Nun ist er ein Mann von Ehrfurcht gebietendem Aeußern, rüstig an Körper, von starkem, schnellem Geiste, von Leidenschaft, aber Herr seiner selbst und mild als eine Maid; ein lebendiges Buch der belehrendsten Geschichte, besonders Meister unserer Sprache und Volksgeschichte; ein Mann, der an allen Hauptereignissen seiner Zeit thätigen Antheil nahm, von dem so viel Edles ausging und der nun als ein rechter Lehrer der Jugend mit ganzer Seele der Volkserziehung lebt; ein Held, der mit schöpferischer Kraft in die größten Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes eingriff, und den man hier im geruhigen Kreise des schönsten Familienlebens, dort in aufregendem Spiele mitten unter den muntern Knaben erblickt." Auf Jahn's Weisung besuchte Sand mit seinen Reisegefährten bei der Rückkehr alle heiligen Schlachtfelder aus den Befreiungskriegen und hatte den Verdruß, daß die Landleute sie für Zahnarztgehülfen hielten, welche den Todten die Zähne ausbrechen wollten, um sie den lebendigen Menschen einzusetzen. Ihrer wären schon zu Viele dagewesen und sie würden nichts mehr für sich finden. Es ward ihm keine Weisung dafür, daß das Volk nicht verstand, was er für das Volk zu denken und zu wirken meinte.

Um Michaelis 1817 war Sand nach Jena gekommen; um Ostern 1819, nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt, ohne bedeutende und auffällige Ereignisse, die ihn zunächst betroffen hätten, verließ er es, um, mit zwei Dolchen auf der Brust und einem Ranzen, den Weg nach Mannheim anzutreten. Sein Geschäft war der Mord. Was waren seine Motive, was der nächste Anlaß?

In seinen religiösen Irrthümern, in der Verkehrtheit seiner theologischen Richtungen und den Trugschlüssen, die ihm eine grübelnde, endlich hochmüthig gewordene Vernunft aufdrang, erblickt Jarcke die ursprüngliche Triebfeder zu seiner That. Indem er der subjectiven Ueberzeugung des Ichs, nach einem langen innern Processe, endlich die Uebergewalt eingeräumt habe über die positiven Satzungen der Religion, sei die wahre Stimme Gottes, die in so klaren, Jedem verständlichen Gebote sich ausspreche, in ihm umnebelt und endlich so erstickt worden, daß er das allereinfachste Gebot: Du sollst nicht tödten! durch Trugschlüsse in das Gegentheil sich umgewandelt habe. Jarcke, wie schon angegeben, zielt, indem er Sand nennt, gegen den Protestantismus; wenngleich er an andern Stellen einräumt, daß der Fanatismus Jenes nur in die Kategorie der Bilderstürmer und Thomas Münzer's falle. Dies zu bekämpfen ist hier weder Aufgabe noch Ort. Ebenso wenig wollen wir seinen religiösen Entwickelungsgang umständlich durchgehen. Es genügt uns, aus den Actenstücken zu erfahren, daß er in einem fortwährenden innern Kampfe sich befand. Sei es, daß, wie der Biograph meint, seine überkommene Religion sich hinsichtlich ihres Inhalts nur wenig über den in Deutschland damals gemeinrechtlichen Rationalismus erhoben, indem er (1813) Den schon für selig preist, der „seine Begierden von seiner göttlichen Leiterin, der Vernunft, beherrschen läßt", so blieb er auf diesem Standpunkte doch nicht stehen. Aber was wir unter einem Schwärmer verstehen, ward er nicht. Zur Selbstschöpfung eines Gefühlssystems fehlte ihm die aufschwellende Ueppigkeit. Verstand und Phantasie erscheinen gleich arm; an die wenigen Vorstellungen, die in seinen Bereich kamen, klammerte er sich wie der Ertrinkende an das letzte Bret, und die

Thätigkeit seiner Einbildungskraft beschränkte sich darauf, sich dieses Bret als ein stolzes Segelschiff zu denken. Sein Gottvertrauen klingt rührend, wo er in den kleinsten Begegnissen die fürsorgende Hand des Ewigen erblickte; aber es wird verletzend, wenn er es auch da herbeiruft, wo er im Unrecht und in der Sünde verkehrt. Später glaubt er einen Moment höherer Erweckung zu spüren; er will dem Kinderglauben entsagen, der Gottes Hand hinter jeder Tapete vorgreifen sieht; aber der Glaube verläßt ihn nicht, nur daß er nicht mehr kindlich unschuldig, sondern spukhaft fatalistisch wird. Er erwartet nicht mehr in Demuth die Winke des Himmels, sondern citirt sie herbei und legt sie sich nach Gefallen aus.

Von dem in süßen Gefühlen schwelgenden und liebäugelnden Pietismus hielt er sich fern. Als man ihn in Nürnberg dafür gewinnen wollte, erklärte er, ein freier Protestant bleiben zu wollen. Dem Hauptmann von Plehwe macht er in einem merkwürdigen Briefe die dringendsten Vorstellungen, von dieser süßen Schwelgerei abzulassen und sich zum kräftigen und frohen Glauben Luther's zu erheben. Aber ebenso entrüstet äußert er sich gegen rationalistische Prediger, die er in Jena gehört, und rüstet sich, in Studenteneifer mit der Feder gegen die Lästerer zu kämpfen. Um ihn in diesem Zustande des Schwankens noch mehr zu verwirren, erscheint ein früherer Schüler Hegel's, v. K—, wie es scheint eine bedeutende Natur, die auf Sand von so persönlich großem Einfluß ist, daß er sich kaum der aufgedrungenen Eindrücke erwehren kann. Man sieht ihn in seinen Tagebüchern, in den Briefen an die Mutter einen innern gewaltigen Kampf gegen den Verführer kämpfen. Endlich erklärt er sich für Sieger: er stände fromm vor Gott und wolle nur heilig werden in dieser Welt, nicht heilig an sich.

„Aus eigener Ueberzeugung in eigener Art leben wollen, mit unbedingtem Willen, außer welchem in der Welt vor Gott mir nichts eigen ist, im Volke den reinen Rechtszustand, d. i. den einziggültigen, den Gott gesetzt hat, gegen alle Menschensatzung mit Leben und Tod zu vertheidigen, die reine Menschheit in mein deutsches Volk durch Predigen und Streben einführen zu wollen, das dünkt mir ein unbedingt Anderes, als «dem Leben, dem Volk entsagen». Dank dir, o Gott, für diese Gnade! O welche unendliche Kraft und Segen verspüre ich in meinem Willen; ich zittere nicht mehr. Dies ist der Zustand der wahren Gottähnlichkeit."

Dieses Losgerungensein von fremden Eingebungen und diese Vergötterung des eigenen Willens spricht sich endlich (unterm 5. Dec. 1818) am schlagendsten in Folgendem aus: „Ich will meinen Willen, das höchste Geschenk Gottes, das einzige Eigenthum, recht erkennen, und mit ihm mir all' das Unendliche aneignen, was du um mich her zur Bewährung und Selbstschöpfung gelegt hast. Alle Gnade verwerfe ich, die ich mir nicht selbst erwerben muß; jede Gnade ungewollt, ist für mich keine, hebt sich in sich selbst auf. Der Ueberzeugung nicht entschieden zu leben, nach Furcht und Menschensatzung sie kehren, nicht sterben wollen für sie, ist hündisch, ist die Schlechtigkeit von Millionen in Jahrtausenden! — Fliehe mit Besonnenheit das Schleichen des Satans."

So erklärte Sand sich später noch entschiedener vor dem Untersuchungsrichter dahin: „Dem freien Willen muß ich nachleben, und Das, wozu meine Ueberzeugung sich selbst bestimmt hat, muß ich ausführen, sollte ich gleich untergehen und mir völlige Verhöhnung zutheil werden." — „Ich müßte ein feiger Tropf sein, wenn ich nicht Mannes genug wäre, Das, was ich als wahr aner-

kannt habe und wovon mein Seelenheil abhängt, überall, wie vor einzelnen Menschen, so auch vor geistlicher und weltlicher Macht nach Kräften vertheidigen und vertreten zu wollen." — „In Collisionsfällen mit weltlichen Gesetzen darf sich Niemand abhalten lassen, wenn für das Vaterland etwas gethan werden soll."

Um über Sand's religiöse Grundsätze, inwieweit sie bei seiner That mitsprechen oder sie motiviren, uns zu verständigen, wird das Angeführte genügen. Wer sich die Mühe nehmen will, den Entwickelungsgang derselben zu verfolgen, findet in der Schrift seiner Freunde und der Jarcke'schen Stoffes die Fülle. Durch dieses religiöse System allein ist aber die That noch nicht motivirt. Dagegen führt uns der Letztere in folgender Charakteristik den Motiven näher. Er sagt: „Sand war eine von den tiefen, nicht alltäglichen Naturen, die von einer Idee, Theorie oder Ansicht nicht blos oberflächlich bewegt werden, sondern mit voller Consequenz des Willens sie zur höchsten und alleinigen Richtschnur ihres Lebens machen. Bei unzähligen Andern, die seine Ansichten vollkommen theilten, gingen diese letztern ruhig neben ihrem sonstigen Leben und Treiben her, und waren, wenngleich zeitverderbend und gefährlich, so doch immer nur ein kindisches Spielzeug, welches bei reiferm Nachdenken verworfen, vielleicht auch mit noch gefährlichern oder schlechtern, nur äußerlich weniger anstößigen Principien vertauscht werden konnte. Bei Sand waren jene Grundsätze dagegen keineswegs blos Phrasen, die außerhalb des Gebiets der Rede keine Existenz haben, sondern der innerste Kern seines Lebens. — Aber bei dieser unleugbaren Tiefe des Gemüths war sein Verstand weniger, wie es scheint, von Natur, als durch allmälige Verfinsterung und fanatische Erhitzung, fast bis zu einem unglaublichen Grade beschränkt

und schlechthin unfähig, das Unzusammenhängende, Abgeschmackte, Unpraktische und, genau genommen, Leere und Inhaltslose seiner eigenen Ansichten zu durchschauen, und aus diesen auch nur die nächsten Folgerungen zu ziehen. Dazu gesellte sich der Mangel gründlicher, positiver Kenntnisse, und, was vornehmlich zu beachten ist, es gebrach ihm, da seine Ansichten zugleich die herrschenden in seinem Kreise waren, an Gelegenheit und auch an Neigung, sie durch den Austausch mit Andern zu berichtigen. So geschah es, daß er insbesondere gar nicht bemerkt hatte, daß das Deutschthum, welches er glühend liebte, vor allen Dingen nichts weniger war, als deutsch, und niemals und nirgends existirt hatte; wol aber mochte er inne werden, daß die übrige Welt, und vornehmlich das wirkliche Deutschland, gar keine sichtbaren Anstalten traf, zu der von ihm angekündigten Umwälzung zu schreiten, und daß mithin sein und seiner Freunde Thun und Treiben sich zur wirklichen Welt wie das leere Gerede zur That verhalte."

Wenn die religiösen Grundsätze, welche er sich selbst mit Mühe und Angst zurechtgelegt, nicht das Motiv zu seiner That waren, vielmehr nur ihn frei gemacht hatten dazu, seinen möglichen Willen, wenn er darauf fiele, geweiht, was war denn der eigentliche Antrieb? Als die Kunde von der Mordthat durch Deutschland erschallte und man erfuhr, daß Sand im deutschen Rocke gehe, daß er Mitglied der Burschenschaft sei und auf der Wartburg mitgewesen, war der erste, allgemeine Gedanke, daß die That kein Impuls eines Einzelnen, sondern das Exequatur einer großen Verbindung sei. Die deutsche, zumal die jenaer Burschenschaft, ward als die Urheberin angeklagt. Vornehmlich hierauf und auf Sand's mögliche Complicen wurde die Untersuchung gerichtet. Aber es ist

zur Gewißheit ermittelt, daß er in keinem Auftrage, al
dem seiner eigenen Fiction, gehandelt. Es ist zur höchste
Wahrscheinlichkeit erhoben, daß er keine Mitschuldige ge
habt, und zum nächsten Grade dieser Wahrscheinlichkeit
daß er auch keinen Mitwisser hatte.

Weder hat ihn Follenius (s. u.) noch die jenense
Burschenschaft, noch ein engerer Ausschuß gleichgesinnte
Freunde zur That bewogen; es war seine eigene, frei
That, und es ist nur die Frage: wie diese sich zur Zei
und zur Umgebung, in der Sand lebte, verhielt? Wa
die That wie ein Blitz aus heiterm Himmel, und Keine
hatte etwas Aehnliches vermuthet? Oder gährte un
brauste und schlich der Gedanke schon längst durch di
Lebendigen, und sie erwarteten eine solche That, wie di
Juden den Messias?

Zur Ehre Deutschlands sei es gesagt, sie kam un
dröhnte wie der Donnerschlag aus unumwölktem Hor
zonte. Die Mehrzahl erschrak. Auch die sie prieser
zitterten, daß sie sich genöthigt sahen, sie zu preiser
Mehre stimmten erst nachmals ein, weil die allgemein
Dröhnung sie mit erfaßte. Wol hatte es vorher hier un
da verlautet, es müsse etwas geschehen, aus dem Gerec
müßten Thaten werdeen; man hatte in feurigen Lieder
Haß gegen die Tyrannen und ihre Knechte gesungen; w
hatte man von Schwertern gesprochen, auch wol vo
gezückten Dolchen gegen die Brust der Verräther un
Zwingherren. Aber das war nur ein großer Gährung
proceß jugendlicher Kräfte, ein natürlicher und nothwe
diger nach der Volksaufregung, welche die Befreiungskrie
hervorgerufen. Das deutsche Volk hatte zum ersten ma
seit langen Jahrhunderten wieder als solches gehandel
es hatte seine Kräfte geprüft, gesiegt; die Jünglinge ha
ten mitgesprochen, gesungen, geschlagen und geblutet. D

Zauberer fehlte, der die Aufgeregten, voll des Bewußtseins ihrer Kraft und voll Verworrenheit und Unklarheit ihrer Begriffe, plötzlich zur Ruhe mit einem Zauberschlage brachte. Aber nichts stand im Wege, daß dieser Gährungsproceß nicht auf natürlichem Wege vor sich ging, daß er die bösen Stoffe auswürfe und der abgeklärte Wein zurückbleibe. Es war an sich keine Nothwendigkeit da, daß er die Fässer und Gewölbe sprenge. Die Reden wären Reden geblieben, die Lieder Lieder; es war — ein Zufall sagen wir nicht, aber ein Einzelfall, nicht nothwendig bedingt von dem Vorangegangenen, daß er in blutiger That aufloderte.

Die deutschen Burschenschaften hatten reine Hände. Das hat sich damals aus allen Untersuchungen ergeben. Wohin später getäuschte Hoffnungen, gesteigerte Erhitzung, ungerechter Verdacht, harte Verfolgungen und das Geheimhalten, zu dem man sie zwang, einige verführt, gehört nicht hierher. Was die einzelnen Burschenschaften, die sich zu einer allgemeinen vereinigten, wollten, war rein, edel und von der Zeit geboten. Sie wollten ursprünglich nur Ordnung, Sitte, Wissenschaftlichkeit und Religion, Liebe zum Vaterland und Vereinigung aller Deutschen. Die mannichfachen Fehler, die da begangen wurden, die Einseitigkeit, in die man gerieth, die Spielereien, welche dem Spotte leichte Waffen gaben, während man nur Ernst und Würde bezweckte, die Unkenntniß des alten deutschen Wesens, daß man statt der unbequemen Wahrheit ein bequemes und doch unrealisirbares Phantom als Musterbild deutschen Lebens aufstellte, alles Dies hebt nicht das gewollte Gute auf und hindert uns nicht, zu bedauern, daß die Burschenschaften nicht in ihrer ursprünglichen reinen Idee zur Ausführung kamen. Es ist im Studentenleben seitdem nichts Besseres zu Tage gekommen.

Ja, was dafür erwachsen, positive und ideelle Verbindungen, hat entweder einen gefährlichern Charakter angenommen, als Verschwörung, sogar als offene Empörung, oder geistige Tendenzen entwickelt, die den Staat in Verlegenheit setzen, weil er der Waffen ermangelt, um Angriffen zu widerstehen, welche, innerhalb der Schranken der Gesetze, doch seine und der christlichen Kirche innerste Grundvesten erschüttern.

Das beste Zeugniß für die Burschenschaften geben die später vielfach verfolgten engern Verbindungen selbst. Gerade ihre Mitglieder können nicht genug klagen über den Stumpfsinn, die Theilnahmlosigkeit und, wo es gelte, die Bedenklichkeiten der großen Masse, die, feigen Blutes, schwer zu ihren höhern Zwecken zu bearbeiten seien. Sie betrachteten die Burschenschaften nur als willenlose Werkzeuge.

Die Existenz dieser engern Vereine ist durch die gerichtlichen Untersuchungen erwiesen. Man weiß, was sie geträumt, gedacht, gewollt. Aber indem man ihren Ideengang und ihre Phantome mit juridischer Gewißheit ermittelt hat, ist man nicht mit derselben Bestimmtheit zum Resultat darüber gediehen: inwieweit diese Träume auf dem Wege waren: Wirklichkeit, diese Gedanken: That zu werden. Zum Urthelsspruch hat es den Gerichten, welche nach geschriebenen Gesetzen sprechen müssen, genügt, daß geheime, gesetzwidrige Verbindungen stattgefunden; daß in denselben staatsumwälzerische Dinge besprochen und gewünscht wurden; daß Lieder fanatischen Inhalts, voll Haß gegen Regierungen und gegen Fürsten, und aufrührerische Schriften unter das Volk vertheilt worden; daß schriftliche Aufsätze gefunden worden, mit Plänen, die, realisirt, einen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse zur Folge gehabt hätten; daß die Gleichgesinnten in

Briefen ſich ihren Haß und ihre Wünſche mitgetheilt und vor Zeugen darüber geſprochen haben u. ſ. w. Die Richter mußten ſo ſprechen, und es iſt wol Niemand damals beigekommen, auch wo ihre Sprüche hoffnungsvolle Jünglinge aus ihren Lebensbahnen riſſen und das Glück vieler hundert Familien zerſtörten, ihnen Parteilichkeit, unnütze Härte, Gehorſam gegen höhere Winke vorzuwerfen. Aber das große unbefangene Publicum konnte damals nicht, und kann heute noch weniger, von ſeinem Standpunkte aus, als eine Jury der öffentlichen Meinung, dieſen Urtheilen beipflichten.

Ja, dieſe engern Vereine, dieſe „Unbedingten" wollten Ungeheures. Geſtändlich ging ihr Wille und Wunſch dahin: 1) alle deutſche Staaten zu einem einzigen Reiche zu verſchmelzen; 2) dieſes deutſche Reich ſollte ein Freiſtaat mit völlig demokratiſchen Grundlagen und Wahlen werden; 3) ſollten alle chriſtliche Confeſſionen in dieſem neuen Reiche zu einer gemeinſamen deutſchen Kirche vereinigt und was nicht Chriſt iſt, alſo ſpeciell die Juden, aus dieſem Reiche, wenigſtens aus aller bürgerlichen Berechtigung, ausgeſchloſſen bleiben. — Adolf Follenius hatte „Grundzüge zu einer künftigen deutſchen Reichsverfaſſung" geſchrieben, welche das Haupt-corpus delicti bei allen gegen die Verbündeten geführten Unterſuchungen bleibt. Wenn wir dieſen Entwurf mit der möglichſten Ernſthaftigkeit betrachten und wegſehen über die erſt neu zu gründende (wo?) deutſche Hauptſtadt: Allerteutſchen genannt, und über die vielfach durchſprochene und erwogene Maßregel: daß alle Beamtete des Reichs gleiche Beſoldung aus der großen Reichsſchatzkammer erhalten ſollten, der Dorfſchullehrer wie der Miniſter, — (nur wer viel Kinder hatte, erhielt etwas mehr, wer Junggeſell blieb, weniger) — wenn wir über dies und vieles Andere,

was man heut kaum mehr ernſthaft leſen kann, wegſehen, ſo iſt Folgendes ungefähr der Hauptinhalt dieſer Conſtitution: Deutſchland ſoll ein Reich ſein. Alle Deutſche ſind ſich einander an Rechten völlig gleich. Vorrechte exiſtiren nicht. Recht und Geſetz entſteht durch gleiche Abſtimmung Aller nach Mehrzahl. Seine geſetzgebende Gewalt übt das Volk aus durch Richter und Beamte, alle den Volksvertretern verantwortlich, ſeine oberaufſehende Gewalt durch Volksvertreter und deren Ausſchuß. Die Glaubenslehre Chriſti iſt zur Glaubenslehre des Reichs aufgenommen. Andere Glaubenslehren, als den Zwecken der Menſchheit zuwider, werden in dem Reiche nicht geduldet. An der Spitze der geſammten Verwaltung im Reichslande (nicht etwa nach den hiſtoriſchen Abgrenzungen, nach Volksſtämmen und Dialekten, ſondern die Reichsländer werden wie die Gaue nach beſtimmten Linien, höchſtens Flüſſen abgetheilt) ſteht der Landesfürſt mit einem Landrathe. Bei der Stelle des Fürſten iſt nichts, was ſie vor andern Beamtenſtellen auszeichnet, weder Rang, Titel, noch höhere Beſoldung! — Der Fürſt wird aus den Gliedern des Landrathes gewählt. Auf dem Reichstage erſcheinen die aus den Landesvertretern gewählten Reichsvertreter. Sie ſind der Mund des Volkes. Deſſen Sitte iſt Geſetz im Reiche (!). In dem Reichsvertreter ſpricht ſich das Volksrechtliche, Allmacht und Alleinmacht aus. Wie der Fürſt im Reichslande, ſteht der König im Reiche an der Spitze der Verwaltung mit dem Reichsrathe. In ſeiner Hand vereinigen ſich alle Fäden der Verwaltung. Des Königs einziger Wirkungskreis iſt die Verwaltung. An Rechtsſprechung, Geſetzgebung, Kriegs- und Friedensſchlüſſen hat der König keinen größern Antheil, als jeder andere Bürger. Er muß Acht haben, daß ſeine Landräthe und Fürſten keinen

Verrath am Volke begehen und sie deshalb anklagen. Klagt er nicht an, geht es ihm an den Kopf. Klagt er sie aber falsch an, geht es ihm auch an den Kopf u. s. w.

Gesetzt, die Unmöglichkeit wäre möglich, Jemand von heute entwürfe heute eine solche Constitution. Noch mehr: er bliebe nicht beim Buchstaben auf dem Papiere, er würde dafür Freunde, Verschworene; er wäre, durch irgendeine Laune des Glücks, ein Nabob, und könnte Hunderte von Abenteurern und Gesindel bewaffnen mit Schießgewehr und Säbeln, und er rückte aus, mit offener Gewalt, um diese Verfassung zu proclamiren — würde ein Gericht in Deutschland ihn darum des Hochverraths schuldig finden? Bestraft würde er, müßte er werden, bestraft und unschädlich gemacht. Aber einen Verschwörer, der jetzt proclamirte: es gäbe keinen Unterschied zwischen den deutschen Volksstämmen, Hessen und Nassauer, Bieberich und Mainz hätten dasselbe Interesse; der da eine Republik proclamirte mit einem verantwortlichen Könige und zwar einem Könige, dessen eigentliche und Hauptseigenschaft die Verantwortlichkeit wäre, und ein Wahlreich auf solchen demokratischen Basen, daß alle Garantie für das Eigenthum und die Intelligenz fortfiele; der da proclamirte, daß der Erzbischof von Köln und Professor David Strauß in dieselbe Kirche gehen und das Abendmahl nach denselben neu zu entwerfenden deutschen Ritus nehmen müßten, der endlich aus diesem christlich-deutschen Reiche alle Juden verbannen wollte, die Rothschilds und Börnes, einen solchen Verschwörer und Empörer würde heute jedes deutsche Gericht nicht für einen Hochverräther, sondern für einen Wahnsinnigen erklären und statt ins Gefängniß ins Irrenhaus sperren.

Damals erkannten die Gerichte anders. Die Zeit,

die Menſchen und ihre Stimmungen waren andere. Vergebens berief ſich der Verfaſſer und ſeine Freunde darauf, daß dieſe Entwürfe Phantaſien geweſen, daß ſie die Zuſtände, welche ſie als die möglich beſten für ihr Vaterland ſich gedacht, als Exercitien zur Selbſtübung und zur Beſprechung und Verſtändigung darüber niedergeſchrieben. Daß, wenn ſie je an die Möglichkeit gedacht, daß ſie realiſirt werden könnten, dieſe Möglichkeit in einer Zukunft gelegen, welche ſie ſelbſt nicht mehr erleben würden. Daß, wenn ſie dafür zu wirken beſchloſſen, es nicht durch Gewalt und Umwälzungen geſchehen ſollte, die in Deutſchland nie zum Heile führten, vielmehr durch Belehrung, Ueberzeugung und Beiſpiel. Daß man nur die Jugend in der gewonnenen Ueberzeugung allmälig auferziehen wolle, damit, wenn ſie als Männer auf die Kanzeln, Katheder und in Aemter komme, von ihr aus die Regeneration des Vaterlandes auf ordnungsmäßigem Wege erfolge.

Vergebens. Die Verſammlungen, Reden, die Anwerbungen, Reiſen, die ausgetheilten Lieder und Schriften erſchienen nach dem Buchſtaben des Geſetzes als Thatſachen. Was heute notoriſch unmöglich iſt, erſchien, wenn nicht drohend, doch als möglich. Und faſt ſchienen die Sprüche auch vor dem Richtſtuhle der Vernunft gerechtfertigt, als Sand's Mordthat erfolgte. Sie wirkte doppelt. Einmal erweckte ſie die Verfolgung, dann aber, daß Flammen da vorbrachen, wo bisher nur Aſche geglimmt, die ſich ohne dieſe neue Anfachung verzehrt hätte. Alles vorher waren Phraſen, Exclamationen geweſen. Die Gleichgeſinnten, Blinden, Erhitzten fühlten ſich jetzt geſtachelt, vielleicht beſchämt durch den Einen, der mehr gethan als ſie. Sie wetzten nicht auch ihre Dolche (bis auf die eine, unglückliche carikirte Nachahmung Löning's), aber ſie entbrannten

in Lobpreisungen, in erneutem Eifer für das Werk, für das Einer in den Tod gegangen war.

Die engern Vereine der sogenannten „Unbedingten" oder „Schwarzen" hatten sich von Gießen aus über andere Universitätsstädte verbreitet. Ihre Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte gehört nicht hierher. Sie bildeten sich in jener Universitätsstadt zuerst aus den vom Feldzuge heimkehrenden Studenten, welche sich weder in die bestehenden Landsmannschaften aufnehmen, noch dem sogenannten „Comment" unterwerfen wollten. Sie bestanden unter verschiedenen harmlosen Namen, als: „Deutsche Lesegesellschaft", „Bildungsverein", „Ehrenspiegel", indem ihre ursprüngliche Beschäftigung die Lectüre wissenschaftlicher und dichterischer Werke war, wobei dann die Phantasien von einem deutsch-christlichen Glückseligkeitszustande sich ausbildeten, die durch die gegenseitige Besprechung darüber, zu — wie die Angeschuldigten sagen, harmlosen Luftschlössern von einem vollkommen deutschen Staate, wie ihre Ankläger darthun, zu revolutionären Complotten erwuchsen. Der Name „Schwarze" war, wie alle Parteinamen, zuerst ein Spottname, von den Gegnern wegen der schwarzen Röcke ihnen beigelegt; nachmals mochte er ein Ehrenname geworden sein, dessen sie sich selbst bedienten. Der Name der „Unbedingten" entstand erst später, als die Politik schon der Hauptgegenstand der Besprechung geworden, die Vereine sich ausgebreitet und folgende Grundsätze sich als Resultat der Verständigungen herausgestellt hatten:

1) Eine Wissenschaft ohne Leben ist weniger als ein Leben ohne Wissenschaft.

Dieser Grundsatz begründete die Verpflichtung, die anerkannte wissenschaftliche Ueberzeugung ins Leben treten

zu laſſen, mithin im Sinn der Glaubenslehren des Vereins zu handeln.

2) Wenn der Staat nicht ſtrafen kann und will, iſt die Exiſtenz eines dergeſtalt rathloſen Zuſtandes anzunehmen, daß das Strafrecht des Einzelnen erwacht und dieſem dann die Ausübung des Strafamtes zuſteht.
3) Als Mittel muß Derjenige gebraucht werden, welcher ſich den höchſten Zweck nicht ſelbſtändig denken kann.
4) Die Würdigung einer That iſt ſubjectiv. Es gibt alſo keine allein objectiv böſen Handlungen. Vielmehr kann auch die ihrer Wirkung nach ſonſt ſtrafbare That durch die gute Abſicht gerechtfertigt werden. Alſo heiligt der Zweck die Mittel.

Weder ſtanden aber dieſe Grundſätze von Anbeginn feſt, noch erkannten alle Mitglieder der Vereine ſie in gleichem Umfange an. Jemehr aber Einer davon durchdrungen war, je thätiger er in ihrem Geiſte wirkte, deſto mehr nahte er ſich dem Ziele eines „Unbedingten". Daher wahrſcheinlich der Name. Uebrigens, ſo anſcheinend alle dieſe Grundſätze auf den einen Fall zutreffen, von dem wir reden, als wäre Sand nur der Guß in einer vorbereiteten Form, ſo ſteht aus der erſt ſpäter erfolgten Unterſuchung durchaus nicht feſt: wann ſie ſo beſtimmt ſich ausgebildet, und zu dieſem Ausdrucke gediehen, von Allen anerkannt ſind. Es waren früher fluctuirende Meinungen, durch die Unterhaltung ausgebildet, aber bei Dieſem hafteten ſie ſo, bei Jenem anders. Die Vereine beſtanden ganz formlos, aufgeſchrieben wurden niemals die Verhandlungen; es ſind ebenſo wenig Spuren von Protokollen, als von Eidesleiſtungen zum Vorſchein gekommen. Die aufgefundenen Druckſchriften, Lieder und Briefſchaften

geben wol Aufschluß über das erstrebte Ziel; über die Mittel dazu aber und die moralischen Grundsätze, welche die Verbündeten aufstellten, hat man nur durch die verglichenen Zeugenaussagen der Einzelnen zu einem Resultate gelangen können. Es ist daher eher anzunehmen, daß sie zu jener Ausbildung und verbreitetern Annahme erst nach Sand's That gediehen, als daß sie als bewußtes Corpus von Glaubenssatzungen schon vorher existirt hätten und Sand nur als ein gehorsamer Schüler nach aufgeschriebenen Lebensprincipien gehandelt habe.

Wie dieser engere Verein sich in Jena, wo er unter dem Namen der „literarischen", der „wissenschaftlichen", oder der „staatsrechtlichen Bildungsgesellschaft" erscheint, gestaltet hat, darüber ist aus den Untersuchungen nichts mit Gewißheit ermittelt; oder vielmehr, es erscheint der Gewißheit nahe, daß die Gleichgesinnten hier noch weniger als in Gießen, Darmstadt, Heidelberg und Freiburg sich zu einer festen Verbindung mit bestimmten Zwecken constituirt haben. Es war nur ein Zusammenhalten der bessern Köpfe, der energischern und ehrgeizigern Naturen, welche dieselbe Ueberzeugung verband. Ihre Zusammenkünfte hatten nichts Geheimes, Jeder ward zugelassen, und ihre Grundsätze wurden allenfalls auf dem Markte proclamirt.*) Damit ist nicht gesagt, daß sie nicht mit

*) Ein Mitglied dieses Vereins schreibt unterm 26. Aug. 1818 an einen Freund: „Wir treiben vorzüglich Geschichte, Erziehung der Jugend insbesondere, und des Volkes Volksthum im Allgemeinen. So nehmen an diesen wissenschaftlichen Vereinen nicht blos Die Theil, die wir enger zusammenstehen, sondern eben Jeder, der seinen Ernst zeigt, mitzuarbeiten. Es wird auch wahrscheinlich dieser Verein Sache der Burschenschaft werden, wie es schon das Turnen worden ist. Ich glaube auch, daß es Noth thut, daß sich in die Geschichte ein Jeder recht hineinarbeite, denn nur in ihr, glaube

demſelben Eifer den ideellen Tendenzen nachgehangen u
gewirkt haben, was an ihnen, ſie durch Lehre und Be
ſpiel ins Leben zu ſetzen, oder, wie der Kunſtausdru
war, „geſtrebt, die reine Menſchheit im deutſchen Volke z
verherrlichen". Hier erſchien auch Adolf Follenius' Brude
Dr. Karl Follenius, der infolge der wider ihn verhäng
ten Unterſuchungen ſpäter nach Amerika auswandert
und durch ſeinen Tod auf dem in Brand gerathene
Dampfſchiffe bei Neuyork abermals auf traurige Wei
zu europäiſcher Berühmtheit gedieh. Aus Gießen herüber
gekommen, um als Privatdocent zu leſen, war er es wo
nicht minder in der Abſicht, für die Ideen des dortige
Vereins zu wirken. Der thätigen und begabten Köpf
fanden ſich viele, aber eben aus ihrer bekannten und ſo ver
ſchiedenen Perſönlichkeit, wie Karl Follenius, Witt von
Dörring, Haupt und Profeſſor Fries, in deſſen Hauſ
zum Theil die Verſammlungen ſtattfanden, ergibt ſich
die Vermuthung, daß von einer Verſchwörung nicht die
Rede ſein konnte. Noch weniger aber konnte es dieſer
Kreis ſein, welcher Sand zu ſeiner Mordthat einen ſpe
ciellen Auftrag gegeben.

So verführeriſch iſt der Gedanke, wenn man Sand's
Charakter zu jenen vier Grundſätzen der Unbedingten hält,
anzunehmen, daß die ſchlauern Fanatiker in ihm, dem
Beſchränktern, den Mann gefunden, „welchen man als
Mittel gebrauchen muß, weil er ſich den höchſten Zweck
nicht ſelbſtändig denken kann". Aber es wäre, für den
ſchlimmſten Fall, wenigſtens eine Verſündigung gegen ihren
Verſtand, wenn man Sand's That zu „ihren Zwecken"
zählen wollte. Wenn Einige von ihnen nachgehends die

---

ich, können wir Aufſchlüſſe über das Weſen unſers Volkes bekommen
und wie ihm zu helfen."

That für edel erklärten, und ſie in Reden und Liedern rühmten, ſo war dies nur die Wirkung der That ſelbſt, freilich eine, die nur möglich war bei dem vorangehenden aufgeregten, verſchrobenen und unklaren Geiſteszuſtande. Daß Männer, wie dieſe, ſie vorher beſprochen, beſchloſſen, den Auftrag zu ihrer Ausführung gegeben haben ſollten, ja nur gebilligt, gewußt oder geahnet hätten, widerſtreitet und widerſtrebt der geſunden Vernunft, welche zu jeder Geſchichtsperiode, auch in der fanatiſirteſten, da war; und ſtatt vermuthet zu werden, fodert es den poſitivſten Beweis, von dem auch keine Spur vorliegt.

Sand's Entſchluß gehört ihm allein. Zwei Momente ſind hier von Bedeutung: Sand's Kenntniſſe von den Verhältniſſen waren durch die einſeitige Richtung, welche ſeine Geiſtesbildung genommen, mehr als mangelhaft. Feſtgerannt auf gewiſſe Begriffe, war ihm das Leben fremd geblieben. Die Zeitungen, in der letztern Zeit ſeine Hauptlectüre, fingen freilich ſchon damals an, Einfluß auf die deutſche Bildung, und namentlich auf die Jugend, zu üben; aber man darf die damaligen Zeitungen nicht mit den heutigen vergleichen. Werfe man dieſen, mit Recht, alle möglichen Verſündigungen und Leichtfertigkeiten vor, ſo iſt es doch möglich, ſich aus denſelben über den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge zu verſtändigen und die verſchiedenen im Conflict begriffenen Meinungen kennen zu lernen. Die deutſchen Zeitungen aus jener Zeit, welche überhaupt Meinungen äußerten, hatten nur eine Meinung. Die übrigen waren trockene Berichterſtatter; und dieſe eine Meinung war die der deutſchen, aus dem Befreiungskriege heimgekehrten Jugend. Wo ſich etwa eine Stimme dagegen erhob, wurde ſie wie die Krähe unter den Vögeln verſchrien und verfolgt. Aus dieſen Zeitungen lernte

Sand nichts, als was er ſchon zu wiſſen glaubte. A
der Unterſuchung befragt, was er denn unter Freih
verſtehe, lautete ſeine Antwort: 1) Nichts Anderes, a
was man in den Zeitungen und in den Liedern ed
Dichter immer leſe. 2) Daß die Klagen, die jetzt
häufig gehört würden, einmal aufhörten, namentlich i
Klagen über unerſchwingliche Abgaben — — — Pre
zwang, über Mangel an Oeffentlichkeit. 3) Darin, d
es höchſtes Ziel des Staates werde — dafür zu ſorge
daß aus jedem einzelnen Menſchen ein edler, freier Menſ
gezogen werde, der ſeiner Würde ſich ſelbſt bewußt ſ
zu den höchſten Geiſtesfreuden ungehindert gelangen kön
und im Staate nicht als eine todte Maſchine, ſonde
als ein nach eigenem Willen ſich beſtimmendes Weſ
geachtet werde. Seine anderweitige Ausbildung mußt
wie Jarcke richtig bemerkt, bei der überwiegenden Beſchä
tigung mit den burſchenſchaftlichen Angelegenheiten zurüc
bleiben. Jene Foderung der Altdeutſchen, daß die Ze
des Jünglings zwiſchen Leibesübung, dem Turnen un
dem wiſſenſchaftlichen Studium getheilt werde, wa
ſchon an ſich eine zu Schaden des letztern unbillige. Wi
lückenhaft und beſchränkt Sand's Kenntniß der deutſche
Regierungsverhältniſſe war, welche er reformiren wollt
ſtellt ſich bei der Unterſuchung mit ſchlagender Eviden
heraus, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, was Jarcke b
merkt, daß Sand von des verhaßten Kotzebue Schrifte
noch wenig oder gar nichts geleſen, als er ſchon ihr
darum das Todesurtheil geſprochen hatte.

Sand konnte nach ſeinen Kenntniſſen zum Glaube
verführt werden, daß er durch Kotzebue's Ermordung ein
dem Vaterlande erſprießliche That vollführe. Aber ſei
nächſtes ſubjectives Motiv war ein anderes, ſein geiſtige
Hochmuth. Trotz der chriſtlichen Demuth, die anfänglic

wahr oder erheuchelt ſich in ſeinen Tagebüchern ausſpricht, glühte in ihm das Verlangen, ſich auszuzeichnen. Kein Heroſtratus, der um eiteln Ruhm zerſtört, er wollte wirken für ſeine Idee. Sehr bedenklich erſcheinen die wiederholten Liebesverſicherungen ſeiner Mutter in den Briefen an ihn: daß er das einzige ihrer Kinder ſei, in dem der Geiſt lebe. Er fühlte ihn in ſich leben, er dürſtete danach, es zu beweiſen. Jede dritte Seite ſeines Tagebuchs liefert davon Belege. In Erlangen hatte er gewirkt. Die Burſchenſchaft war ſein Werk. Auf der Wartburg hatte er eine Schrift ausgeſtreut; ſie ſoll die Grundlage der nachmaligen allgemeinen Burſchenſchaft geworden ſein. Aber damit war ſeine Thätigkeit zu Ende. In Jena fand er lauter Gleichgeſinnte, gleichfeurigen Willen, aber keinen Kampf. Noch Schlimmeres für ihn, er fand Köpfe und Talente, die ihn weit überragten, außer Andern den dichteriſchen Feuergeiſt Karl Follenius, den gewandten, witzigen, zweideutigen Witt, gegen die er mit ſeinen geſchraubten, ſchwülſtigen Puritanerfloskeln nicht aufkam. Zum gewöhnlichen Intriguenſpiel des Ehrgeizes war die Zeit vielleicht zu ehrlich, ſein Sinn zu religiös und ehrenhaft. Die Thatkraft wurmte in ihm. Er hatte es zu oft ſich und Andern verheißen, etwas zu thun zum Heil des gemeinſamen Vaterlandes, eine leuchtende That, und es fand ſich nichts; überall, wo er wirken wollte, durch Rede oder Schrift, waren ſchon Andere da, Geſchicktere, Kräftigere. Da griff er in der brütenden Ruhe zu, wo ſich ihm eine erſte Gelegenheit zeigte, und da keine war, um ein Held zu ſein, ergriff er eine, wo er wenigſtens Märtyrer werden konnte.

Weshalb aber traf ſein Dolch gerade den Luſtſpieldichter Kotzebue? — Weil kein anderer Gegenſtand ſich ihm zeigte. Die ſubjective Wuth gegen die Tyrannei, welche das

deutſche Volk knechten ſollte, durchglühte fieberhaft ihr wie ſeine Sinnesgenoſſen; aber das Object war nich da, es gebrach an einem perſönlichen Gegenſtande, a einem recht verhaßten, offenkundigen Böſewicht. Keine der Kaiſer, Könige, Fürſten, auch ihrer Miniſter nicht hatte das Unglück oder Glück, das ihm gerade allein de Volkes Nothſtand zugeſchrieben ward. Es fehlte durchau an einer Zielſcheibe für die allgemeine Wuth. In ſolche Zuſtänden des Fanatismus ſucht die tobende Menge übera ein Opfer. Oft, die Geſchichte weiß davon, daß ma ihm eines aus Politik zuſchob, damit es ſeine Wuth dara kühle und ſeine Luſt büße, während die Schuldigen ſic verſtecken. Oefter wandte ſie ſich gegen die Kleinen ſtat gegen die Großen, gegen die Werkzeuge ſtatt gegen di Urheber. Bei einer verhaßten Auflage werden den Zöll nern die Häuſer geplündert, während die tobenden Haufe vor dem Palais des Finanzminiſters vorüberziehen. Dieſ Beiſpiele paſſen nicht buchſtäblich auf den vorliegende Fall; nur ſo viel iſt evident, die aufgeregte ſubjectiv Wuth ſuchte nach einem Object, um ſich zu entladen, un griff nach dem erſten beſten, welches ihr in die Händ gerieth.

Auguſt von Kotzebue hat mancherlei in ſeiner Leben verſchuldet; aber daß ihn der Dolchſtoß eine Schwärmers für Tugend, Freiheit und Vaterland treffe mußte, hatte er nicht verdient. Mit allen dieſen dr Dingen hatte der leichtfertige Dichter im Leben weni Verkehr. Wie er mit der erſtern umſprang, darübe haben die Moraliſten vielfältig geklagt; die Tugend i deutſchen Volke hat indeſſen durch ſeine leichtſinnige Auf faſſung nichts eingebüßt. Zu einem Ritter für die Fre heit war er nie berufen, obwol er ein mal in ſein Jugend, während der Revolution in Paris war, dan

auch in Sibirien, man weiß nicht recht warum, und ſpäter im fremden Dienſte gegen Napoleon's Zwingherrſchaft mit der Feder kämpfte. Dem Vaterlande hatte er ſchon 1806 Lebewohl geſagt und ſich in ruſſiſchen Dienſt begeben. Es iſt ungerecht, von Jemand mehr zu fodern, als er zu leiſten verſpricht und leiſten kann. Aber ſein großes Glück, das ihn bis zur Stunde ſeines Todes begleitete (und auch in dieſer noch; er ſtarb ohne einen Laut, von zwei Dolchſtößen getroffen), hatte den Neid geweckt. Wie die äſthetiſche Kritik einſt an ihn Foderungen ſtellte, ohne daß er je ſich anheiſchig gemacht, ſie zu erfüllen, denn er wollte ja nichts als den Beifall des großen Publicums, ſo jetzt der deutſche Patriotismus. Er war ein froher, leichtſinniger, gutmüthiger Lebemann. Er brauchte ſehr viel Geld, um bequem zu leben, und da er keinen Ueberzeugungen und Ideen diente, hatte er ſeine Feder Dem verkauft, der ihm das Meiſte bot. Er war ein freier Mann und hatte damit Niemand verrathen, es ſei denn für den Deutſchen ein Verbrechen, daß er ſeinem Vaterlande den Rücken kehrt und in fremde Dienſte geht. Aber an wie Vielen müßte da das Rächeramt geübt werden!

Kotzebue hatte leichtfertig und leichtſinnig, wie Alles, auch die letzten Aufwallungen des deutſchen Nationalgefühls, davon er Zeuge war, beſprochen und beſpöttelt. Die Art, wie er nur das Lächerliche im Treiben der Altdeutſchen auffaßte und ſatiriſch beſprach, mußte die jugendlichen Gemüther, die es zu ihrer Religion gemacht, entflammen. Als Correſpondent der ruſſiſchen Regierung berichtete er in ſogenannten Bulletins über die deutſchen Zuſtände, wie er ſie anſah. Dies iſt der ihm gemachte Hauptvorwurf. Er berichtete in übelwollendem Sinne, er verleumdete die Jugend ſelbſt und Männer, welche ſie

hoch verehrte. Zumal dies Letztere wird schwer ver
geben, und die Waffen des Spottes verwunden am
schmerzlichsten.

Der Vorwurf, daß Kotzebue ein Verräther am Vater
lande geworden, ließe sich aus einem gewissen Standpunkt
vertheidigen; der, daß er ein russischer Spion gewesen
ist unhaltbar. Eingebürgert in Rußland, mit einem Titel
vom russischen Kaiser, mehrmals auf Missionen desselben
im Auslande und von ihm besoldet, paßte auf ihn zum
wenigsten nicht der Begriff: Spion. Er trug, wenn auch
mit keinem officiellen diplomatischen Charakter bekleidet
seinen Charakter an der Stirn. Wer sich da täuschen
ließ, dessen eigene Schuld war es. Es ist bekannt, daß
die russische Regierung seit langer Zeit, außer ihren Diplo
maten, in den civilisirten Ländern Europas Correspon
denten unterhält, welche ihr Berichte über das literarische,
industrielle, künstlerische und geistige Treiben dieser Länder
abstatten müssen. Sie wählt dazu gewöhnlich Schrift
steller und Männer von Geist, welche sich auch außer den
diplomatischen Sphären im gesellschaftlichen Leben umthun
können, eine freie Urtheilskraft besitzen und die Gabe, über
das aufgefaßte geistige Leben, welches in Actenstücken kei
nen Platz fände, in anschaulicher Weise zu schreiben.
Ehedem unterhielten auch andere Fürsten solche Correspon
denten und es galt für ein ehrenwerthes Amt. Die Fort
schritte der periodischen Presse und des öffentlichen Lebens
in den meisten Staaten haben diese Correspondenten über
flüssig gemacht, indem die Fürsten Dasselbe, was ihnen
jene berichteten, auf billigere und umfassendere Weise in
den Zeitungen lesen mögen. Ein solcher Correspondent
für die Regierung in Petersburg war Kotzebue, und was
ihm vorgeworfen werden kann, ist nur die Art, mit der
er berichtet hat. Es ist anerkannte Thatsache, daß die

deutſche Natur ihre ethiſche Kraft und die Unbeſtechlichkeit, deren wir uns rühmen, in ſlawiſchen Ländern gegen die Einflüſſe von Luft und Sitte nicht lange aufrecht erhält. Die große Zahl Familien mit deutſchen Namen, welche in Rußland eingebürgert ſind, gehören ſchon der ruſſiſchen Nationalität an. Eine Ausnahme war es, wenn ein Klinger dort die unbeugſame deutſche Redlichkeit und einen männlichen Starrſinn ſich erhielt, der unter dem heutigen Geſchlechte auch bei uns zur Seltenheit geworden. Es wäre zu viel, an Auguſt von Kotzebue Foderungen zu ſtellen, die nur ein Maximilian von Klinger erfüllen konnte. Auch war es im gegenwärtigen Falle weniger eine moraliſche Depravation, als ſein urſprünglicher Leichtſinn, verbunden mit der gekränkten Eitelkeit (auf der Wartburg hatte man auch ſeine „Geſchichte der Deutſchen" verbrannt), die ihn zu jenen Ausfällen gegen den deutſchen Charakter in ſeinem „Literariſchen Wochenblatte" und zu ſeinen Bulletinberichten nach Rußland veranlaßten.

Eines dieſer gehäſſigen Bulletins war durch Nachläſſigkeit oder Verrath eines Abſchreibers in fremde Hände gekommen und in der damaligen Oppoſitionszeitung abgedruckt worden. Es ſtellte Kotzebue vor der öffentlichen Meinung bloß, und er hatte, nach Entäußerung ſeines deutſchen Charakters, noch nicht genug vom Diplomatiſchen ſich angeeignet, um wenigſtens vor dem Publicum mit ſcheinbarer Ehre zu beſtehen. In Frankreich hätte man ihm ein Charivari gebracht, in England ihn vielleicht mit faulen Aepfeln beworfen oder unter eine Plumpe gezogen. Die deutſche Ehrbarkeit nahm die Sache zu ernſt. Man iſt ſeitdem beſonnener geworden und weiß Verunglimpfungen der Nationalehre, wie die beſagten Kotzebue'ſchen und die berüchtigte Stourdza'ſche Schrift, welche jener

Zeit einen uns heut kaum erklärlichen Eindruck machten, mit andern Waffen als mit dem Dolch zu begegnen; ein Beweis, daß unser Nationalgefühl seitdem eine festere Basis gewonnen hat, ohne daß nur einer jener Träume der Altdeutschen realisirt wäre.

Wann Karl Ludwig Sand zuerst den Gedanken gefaßt, das deutsche Vaterland an Kotzebue zu rächen, ist weder aus der Untersuchung ermittelt, noch geht es aus seinen Tagebüchern hervor. Nur Andeutungen finden sich, einzelne elektrische Zuckungen, wie der Entschluß in ihm entstanden.

Der Gedanke an ein Märtyrerthum, an ein Hingeben des Lebens für seine Ideen spukt schon sehr früh in seinen Aeußerungen. Die Tell- und Winkelried's-Bilder begleiten ihn überall. Schon aus Erlangen schrieb er an seinen Freund Cl—r: „Nach Freiheit wollen wir ringen, und also wollen wir uns nicht durch das Drohen des Todes bändigen und gängeln lassen, der ja doch die höchste Freistätte ist. Lebend wollen wir jenen knechtischen Seelen eine Pest sein, und todt wollen wir sie uns nachziehen."

Die erste Erwähnung Kotzebue's in seinen Tagebüchern findet sich unterm 28. April 1816, wo er aus Wunsiedel schreibt:

„Am Abend sah ich im Harmonietheater, wo das letzte mal in diesem Winter gespielt wurde, die silberne Hochzeit, von Kotzebue, aufführen, und zwar recht schön; und ich kam dadurch auf keine bösen Gedanken."

Nach Jarcke's Meinung bezieht sich diese gleichsam entschuldigende Bemerkung darauf, daß er am Morgen desselben Tages mit seiner Familie in der frömmsten Stimmung das Abendmahl empfangen habe. Bei der Notirung dieses Factums hatte Sand hinzugefügt: „O welche selige Zeit,

die man Gott und dir, Christe, verlebt! Könnte ich in diesem Augenblicke nicht wirklich mich für edle Zwecke in den Tod geben!" — Denkbar wäre indessen auch, daß Sand schon damals einen sittlichen Widerwillen, gleichwie viele Kunstfreunde einen ästhetischen, wider Kotzebue empfunden, und daß jene Bemerkung nur die Ausnahme von der Regel ausspräche: „Dies mal wenigstens, in diesem Stücke, hat dieser mit den Theaterthränen der Tugend und des Lasters spielende Dichter mein Gefühl nicht verletzt." Daß Sand, nach allen Zeugnissen, in Erlangen noch keinen Groll gegen Kotzebue als Verräther seines Vaterlandes gehegt, widerspräche an sich dieser Annahme noch nicht. Doch lagen ästhetische Beobachtungen dieser Art nicht in Sand's Wesen, obwol sie unter der Jugend sehr gewöhnlich waren.

Am 24. Nov. 1817, nach dem Wartburgsfeste, schreibt er in Jena, und das ist in jenem langen Zwischenraume das erste mal, daß Kotzebue's Name in seinen Büchern sich wieder verzeichnet findet:

„Dann ward auf dem Markte die neue giftige Schimpferei von Kotzebue sehr schön vorgelesen. O! welche Wuth gegen uns Deutschland liebende Burschen!" *)

Ein halbes Jahr später, unterm 5. Mai 1818, er-

*) In den „Humoristischen Erinnerungen aus meinem akademischen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817—19", von Theodor von Kobbe (Bremen 1840), berichtet der Verfasser, der Sand mehrmals in Jena besuchte, folgenden Zug: Er wollte ihm Lebewohl sagen und fand ihn auf dem Sopha liegend: „Er schien eine Anwandlung von Pleuresie zu haben, denn er griff mit der Hand krampfhaft in die Seite und rief mir zu: «Lebe wohl! ich werde an diesem Stich in der Brust.»" Das ereignete sich ein Jahr, weniger einige Tage, vor Kotzebue's Ermordung.

ſcheint ſchon folgender bedeutungsvoller Ausſpruch i
Tagebuch:

„Herr, mitunter wandelte mich heute wieder eine
wehmüthige Bangigkeit an: aber feſter Wille, feſte B
ſchäftigung löſt Alles und hilft für Alles, und das Vate
land ſchafft Freude und Tugend; unſer Gottmenſch, Chr
ſtus, unſer Herr, er iſt das Bild einer Menſchlichkei
die ewig ſchön und freudig ſein muß. — Wenn i
ſinne, ſo denke ich oft, es ſollte doch Einer muthig üb
ſich nehmen, dem Kotzebue, oder ſonſt einem ſo
chen Landesverräther, das Schwert ins Gekröſe z
ſtoßen."

In ſieben Monaten war dieſer erſte Gedanke zum En
ſchluß, in zehn Monaten und achtzehn Tagen zur Th
geworden! Sand arbeitete langſam im Guten und i
Böſen.

Wir rügen an dem Schiller'ſchen Tell, daß eine Mord
that, welche der aufs äußerſte gereizte Vater an der
Frevler gegen ſeine heiligſten Gefühle begeht, eine Mord
that, die raſch, im Affect der gerechteſten Leidenſchafte
begangen, vor dem Richterſtuhl menſchlicher Empfindunge
ihr Recht erhielte, zu einer That der kalten Reflexio
wird. Sand handelt als ein anderer Tell; wie den
Reminiscenzen aus dieſem ihn auf dem langen Wege zu
That begleiteten und gleichſam ihm ſelber zur Auffriſchun
des wankenden Muthes dienten.

Deutſchland traf keine Anſtalten zu den von der Wart
burg aus verkündigten neuen Dingen. Es peinigte ihr
daß von der wirklichen Welt ſo gar nichts geſchah, da
Ideal ins Leben zu rufen, und ſo entſtand der Dran
in ihm, der ſchlafenden, trägen Welt ein Zeichen zur
Aufſtande zu geben. In ſeinem Innern war eine Leer
weil es in Jena nichts zu thun gab, und der Haß fan

bei dieſer Leere Platz. Es drängte ihn, ſeine Theorie an einem Gegenſtande zu erproben, zugleich aber auch durch eine recht große, gewaltige, welthiſtoriſche That ſeinen Genoſſen, vor denen er verſchwand, zu zeigen, daß mehr in ihm ſei, als er auf den Lippen trage und in Worten klar machen könne. In Jena hatte er auf ein Blättchen geſchrieben, das man unter ſeinen Papieren fand: „Wer wird mir's glauben, daß ich den Tod leiden will, wenn ich's nicht wirklich zeige!“ Dieſer Spuren einer Eitelkeit, welche den Vorſatz nicht hervorgerufen, aber mit ein Hebel derſelben geweſen, finden ſich in ſeinen Papieren mehre. Er ſchwelgte im Vorgefühl bei der Vorſtellung, was ſeine Umgebung und ſeine Freunde zu einer ſolchen nicht geahneten und von ihm nicht erwarteten That ſagen würden. Ja, er gab ſich ſelbſt ein Schauſpiel auf dem Theater ſeiner Phantaſie, indem er ſich die That als eine vollbrachte ausmalte. So fand man unter ſeinen Papieren in Jena eine Federzeichnung: Vor einem gothiſchen Thorgewölbe kniet eine Figur, einen Dolch in der Bruſt, mit einem andern iſt am Thore ein Papier angeheftet. Sand hatte ſich dabei die Jeſuitenkirche in Manheim gedacht, die er aus früherer Erinnerung kannte. Bis hierher habe er ſich nach dem Morde zurückziehen, die Schrift anheften und dann fallen wollen. Dieſe eine Kritzelei mit der Feder „liefert nur ein einziges Stück aus einer ungeheuern Galerie, die Sand in ſeinem Innern angelegt hatte, und in der er mit Entzücken zu luſtwandeln pflegte“. Keiner ſeiner Freunde erhielt Eintritt, denn auf Ueberraſchung war es abgeſehen, und „der Hauptnerv des Planes wäre weggefallen“, wenn etwas vorher bekannt geworden.

Endlich macht Jarcke darauf aufmerkſam, daß wol auch ein örtlicher Grund dabei mitſpielte, weshalb Sand

gerade Kotzebue zum Opfer wählte. Seine Beobachtungsgabe der lebendigen Personen und wirklichen Verhältnisse in dem heißgeliebten Deutschland beschränkte sich auf Das, was ihm zunächst in den Wurf kam. Hatte er doch im großen Berlin kaum etwas Anderes bemerkt, als Jahn's Heldengestalt und die Schlachtfelder in der Nähe, welche zu positiven Beobachtungen den mindesten, für die Ideenwelt aber reichen Stoff liefern. Ein fanatischer Altdeutscher hätte in jener Stadt zum Zorne wenigstens das reichste Material gefunden. Kotzebue lebte damals in Weimar, also in Jenas nächster Nähe der Mann, auf welchen zornwüthig Alle seiner Partei blickten, und hier spielten die Auftritte, welche ihn den Anschuldigungen der Zeitungsschreiber aussetzten.

Am Ende des Jahres 1818 stand sein Entschluß fest. Als das Bulletin erschien, hatte er es klar, nach seinem gerichtlichen Geständniß, eingesehen, „daß so etwas geahndet werden müsse". Der feste Entschluß zur That sei jedoch erst bei ihm begründet gewesen, als Kotzebue sich zum Vertheidiger der Stourdza'schen Schrift aufwarf. Hier begegnen wir einer neuen festgewurzelten Idee, worüber weniger seine Tagebücher, als seine verschiedenen Aussagen vor Gericht Auskunft geben. In jener Schrift sei beabsichtigt, Deutschland in einen Zustand zu versetzen, wie nach dem Westfälischen Frieden, nämlich abhängig von fremdem Einfluß, ohne Selbständigkeit, unter sich zerrissen und ohne politische Macht. Kotzebue habe wiederholt geschrieben, Niemand dürfe sich unterstehen, dagegen zu schreiben, da sie die Gesinnungen des russischen Kaisers ausdrücke. Dieser Schriftsteller sei es auch gewesen, der die Russen gleichsam in Deutschland hineingesungen. Der Zweck seiner letztern Stücke sei immer gewesen, das gebildete europäische Leben als gering dar-

zustellen vor der Heldennation, die jetzt käme, Alles durch ihre Art zu erlösen. Was Jemand gegen Baschkiren oder Kosacken gesprochen, habe er immer als eine Versündigung gegen die russische Regierung dargestellt und den Gedanken fortwährend genährt, daß Deutschland allein seine Befreiung den Russen verdanke, daß es um deshalb stets dankbar bleiben und Alles gutheißen müsse, was von daher komme. Klar sei daher seine Absicht gewesen, die deutsche Freiheit unter die Russen zu stellen. Diesen Nothstand des deutschen Landes zu heben, sich zu wahren gegen die aus Osten andringende Gefahr, habe es aber an Kraft und Willen gefehlt. Die dazu berufen gewesen, seien durch politische Rücksichten gehindert gewesen, einzuschreiten. Um deshalb sei die Verpflichtung für den einzelnen Deutschen eingetreten, was die deutschen Fürsten versäumt oder unmächtig gewesen, zu thun, statt ihrer zur Rettung und zum Heil des gemeinsamen Vaterlandes zu wagen.

Dieses künstliche Raisonnement scheint sich jedoch in seiner Vollständigkeit erst nach der That in ihm ausgebildet zu haben. Er leitete damit eine Defension ein, welche, von der damaligen allgemeinen Stimmung getragen, selbst von seinen gerichtlichen Vertheidigern, merkwürdig genug, angenommen wurde.

Sand's Tagebücher gehen bis zum letzten Tage des Jahres 1818. Seine Selbstprüfung war beendet, sein Werk fest beschlossen, wie wir aus Dem, was er am 31. Dec. zum Schluß eintrug, deutlich sehen, und seine übrige Zeit war den Vorbereitungen zur That gewidmet. Diese merkwürdige Stelle im Tagebuche lautet:

„So begehe ich den letzten Tag dieses Jahres 1818 in ernster, feierlicher Stimmung, und bin gefaßt, der letzte Christtag wird gewesen sein, den ich eben gefeiert habe. — Soll es Etwas werden mit unserm Streben,

ſoll die Sache der Menſchheit aufkommen in unſerm Vaterlande, ſoll in dieſer wichtigen Zeit nicht Alles wieder vergeſſen werden und die Begeiſterung wieder aufleben im Lande, ſo muß der Schlechte, der Verräther und Verführer der Jugend, A. v. K., nieder — dies habe ich erkannt. — Bis ich dies ausgeführt habe, habe ich nimmer Ruhe, und was ſoll mich tröſten, bis ich weiß, daß ich mit ehrlichem Willen mein Leben darangeſetzt habe? Gott, ich bitte dich um nichts, als um die rechte Lauterkeit und Muth der Seele, damit ich in jener höchſten Stunde mein Leben nicht verlaſſe.

„Schaue ich auf dich zurück, du Jahr, das mich meinem Ende nahe führte, o ſo liegt mir wieder in Klarheit vor das Menſchenleben. O Gott! Dich habe ich noch immer im Gefühl und in der Erkenntniß, du warſt und bleibſt mein einziger Glaube, meine treue Hoffnung, meine höchſte Liebe, ſo ſehr ich auch freier über dich denken lernte! In mir — wurde ich der Erkenntniß klar — liegt Alles; die Menſchenwürde, wie ſie Jeſus uns lehrte, faßte ich inniger auf, als je. Im Gebiete meines Willens liegt Alles; wenn ich das Gute, was ich in meinem Gemüthe mit meiner Ueberzeugung erfaßt habe, mit freier Entſcheidung meines ſchaffenden Willens erſtrebe, bin ich vollendet; aber wie weit bleibe ich hinter dem idealen Zuſtande in meinem äußern Leben zurück! Die Trägheit, die Gewohnheit, ſinnliches Weſen, Furcht, Eitelkeit und Falſchheit lagern immer um unſern thätigen Willen, und die freie Seele iſt mit einem male in Gefahr, wie zu jeder andern Zeit, und kein Held iſt vor ihren Stricken frei, bis zu ſeinem Ende. Nur mit ihm tritt Gewißheit ein, ob unſer Leben lauter und rein, gut oder böſe war. Nie werden wir Gott ſchauen, bis wir durch eigene Kraft unſer Weſen läutern. Nach ſolcher

Tugend ſteht mein einzig Begehren. — Herr, laß mir ein Ende beſcheren in kindlicher Reinheit, klar bewußt meines Heils."

Vom 31. Dec. 1818 bis zum 9. März 1819 blieb Sand in Jena, mit den Vorbereitungen zu ſeiner That beſchäftigt. Aus einem franzöſiſchen Hirſchfänger ließ er ſich einen langen Dolch fertigen, wozu er das Modell vorher ſelbſt in Wachs gebildet hatte. Es iſt derſelbe Dolch, der in Kotzebue's Bruſt fuhr und den Sand ſein „kleines Schwert" nannte. — Eines Tages kam ſein Buſenfreund A—s zu ihm in die Stube. Sand, der lauernd am Tiſche ſtand, läuft auf den Eintretenden zu, gibt ihm einen leichten Stoß ins Geſicht, und dann, als dieſer das Geſicht mit den Händen zu decken ſucht, einen heftigern auf die Bruſt. Da A—s erſtaunt fragt, was das zu bedeuten habe, antwortet ihm Sand ganz ſanft: „Siehſt du, ſo muß man es machen, wenn man Einen erſtechen will; erſt ins Geſicht, damit er mit den Händen danach fährt, und zum Stoß in die Bruſt eine Blöße gibt." Aus den Acten ergibt ſich nicht mit Deutlichkeit, ob er dies Verfahren bei Kotzebue's Morde angewandt hat. Jarcke ſcheint es überhaupt nicht als einen Act der Vorbereitung anzuſehen, ſondern erblickt auch darin nur eine Regung der Eitelkeit, den Kitzel, durch einzelne räthſelhafte Handlungen die Verwunderung und Neugier der Freunde rege zu machen. Sand liebte überdies ſolche Polterſpäße und Rummereien, weshalb ſeine Freunde ihm den Namen Spukmeier gaben. Der Vorfall fiel als etwas Gewohntes an ihm nicht auf.

Daß ihn während dieſer Zeit der Vorbereitungen, noch in Jena, Zweifel überſchlichen, die ihn ſchwankend gemacht, ergibt ſich aus ſeinen gerichtlichen Ausſagen. Er mußte den natürlichen Abſcheu zur Verübung einer ſolchen That

bekämpfen. Dann überkam ihn wol auch der Gedanke, daß er zu etwas Beſſerm werth und geſchickt ſei, ſowol um ſeines weichen Gemüthes, als ſeiner erlangten Bildung. „Auch, ſagt er, habe ich auf einen Dritten gewartet; denn ich hatte ſo gut das Recht, auf ihn zu warten, als ein Dritter auf mich. Oft habe ich gedacht, du könnteſt doch ruhig fortleben, wenn ein Dritter die That übernehme. Dieſes Warten war alſo eigentlich ein Wunſch, daß mir ein Dritter zuvorkommen möge, übrigens kannte ich einen ſolchen Dritten nicht!“

Ende Februar ſchrieb er noch einen Brief an ſeine Mutter, in dem er mit der ihm möglichſten Ruhe und Klarheit ihr ſeinen Entſchluß auseinanderſetzt, nicht das Lehrfach zu ergreifen, ſondern dem Predigtamt ſich allein zu widmen, weil er ſich nicht berufen und begabt genug fühle, in dem erſtern, wie es ſein muß, ſich auszuzeichnen. Nach dem Zeugniß ſeiner Freunde war er überhaupt in den letzten Wochen vor ſeiner Abreiſe ruhig und heiter. Nach ſeinem eigenen Geſtändniß hat er „acht Tage lang weniger an die That gedacht und Gott gebeten, er möge ſie vorübergehen laſſen“. Aber bei dieſen innern Kämpfen flüſterte ihm immer wieder die innere Stimme zu: „Du haſt zu viel verſprochen und noch nichts gethan.“

Ein Zeitungsartikel, welchem zufolge Kotzebue auf dem Punkte ſtand, Deutſchland zu verlaſſen, um nach Rußland zurückzukehren, rief den Entſchluß wieder lebendig vor ſeine Seele. Zwar ergab es ſich als ein falſches Gerücht, aber von nun an ſtand der Entſchluß feſt, und Sand wies alle innern Winke und Mahnungen dagegen ſtandhaft von ſich. Mit Anfang des März entwarf er mit großer Sorgfalt mehre Schriften, die den Schlüſſel zu ſeiner That für Alle enthalten ſollten, welchen er eine Aufklärung über dieſelbe ſchuldig zu ſein glaubte. Sand

arbeitete langsam; auch im Schreiben scheint ihm die Geläufigkeit abgegangen zu sein, welche ihn als Redner schwülstig und unbeholfen machte. Er corrigirte diese Schriften im Brouillon und fertigte alsdann die Reinschrift.

Das erste dieser Schreiben ist überschrieben: An alle die Meinigen. Es enthält einen Abschied an seine Familie, eine Rechtfertigung seiner That vor derselben. Gewiß für Sand die schwierigste Arbeit: vor der Seele innig geliebter Aeltern den Conflict der in ihm streitenden Pflichten und den Ausschlag, den er ihnen gegeben, zu rechtfertigen; zugleich aber ein Beleg dafür, wie fest in ihm der Gedanke geworden, daß er auch vor diesen heiligsten Rücksichten unerschüttert blieb und im Verhältniß zu seinen andern Schriften einen verhältnißmäßig ruhigen und klaren Stil bewahren konnte. Der Umfang dieser Schreiben, zusammengenommen, ist zu groß, um sie für unsern Zweck wörtlich wiederzugeben, wir heben deshalb auch aus diesem nur die charakteristischern Stellen heraus. Der Brief hebt an:

„Treue, ewig theure Seelen! Warum euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich, und schwankte, euch hiervon zu schreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meine That möchte euch der harte Gram zwar leichter und schneller vorübergehen; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch von Wermuth rein ausleeren und uns dabei fromm zu unserm Freunde halten, dem treuen, ewigen Vater im Himmel. Also heraus aus der umschlossenen, bangen Brust; hervor, du lange große Qual der letzten Rede, die, aufrichtiger Art, einzig den Abschiedsschmerz versüßen kann.

„Euch bringt dieſes Blatt des Sohnes, des Bruders letzten Gruß zurück!

„Gehegt, gewünſcht habe ich immer viel; es iſt an der Zeit, daß ich die Träumereien laſſe, und die Noth unſers Vaterlandes drängt zum Handeln. — Dies iſt unſtreitig der höchſte Jammer in unſerm Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unſere Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillſtand nimmt; dies für uns der entehrendſte Schimpf, wenn alle das Schöne, was von Tauſenden kühn erſtrebt wurde und wofür ſich Tauſende kühn geopfert haben, nun als ein Traumbild, ohne bleibende Folge, in trübem Mismuthe wieder entſchlafen wenn die Reformation der alten, abgelebten Art jetzt auf halbem Wege verknöchern ſollte. — — —

„Viele der ruchloſeſten Verführer treiben ungehindert bis aufs völlige Verderben unſers Volkes hin bei uns ihr Spiel. — Unter ihnen iſt Kotzebue der feinſte und boshafteſte, das wahre Sprachwerkzeug für alles Schlechte in unſerer Zeit, und ſeine Stimme iſt recht geeignet, uns Deutſchen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechteſten Anmaßungen gar zu benehmen und uns ein zuwiegen in den alten, faulen Schlummer. — Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande, und ſtehet dennoch geſchützt durch ſeine heuchleriſchen Reden und Schmeichelkünſte, und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhmes, trotz ſeiner Schlechtigkeit da, als ein Abgott für die Hälfte Deutſchlands, die, von ihm geblendet, gern das Gift einnimmt, das er in ſeinen halbruſſiſchen Zeitſchriften darreicht. — Soll nicht das ärgſte Unglück über uns kommen, denn dieſe ruſſiſchen Vorpoſten werden nichts Freies und Gutes aufkommen laſſen, oder zur Zeit der Gährung mit den Franzoſen zugleich unter uns wüthen

soll nicht die Geschichte unserer Tage mit ewiger Schmach behaftet sein, — so muß er nieder.

„— — — Mutter, du wirst sagen: Warum habe ich einen Sohn großgezogen, den ich lieb hatte und der mich liebte, für den ich tausend Sorgen und steten Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen kindliche Liebe verlangen konnte? — Warum verläßt er mich nun? — Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin irgend eines Andern so klagen, wenn er für das Vaterland hinginge; und wenn es Keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? Weit ist auch die Klage von dir entfernt, und du kennst solche Reden nicht, edle Frau. — Schon einmal habe ich deinen Ruf vernommen, und wenn Keiner hervortreten wollte für die deutsche Sache, so würdest du mich auch diesmal selbst zum Kampfe voranschicken. Noch zwei Brüder und zwei Schwestern, alle rechtschaffen und edel, habe ich vor mir; sie bleiben euch; ich folge meiner Pflicht, und an meiner Statt werden euch alle Jünglinge die es redlich meinen mit dem Vaterlande, als treue Kinder zugethan sein."

Nachdem er die Theuren dem Schutze Gottes empfohlen und seinen Segen auf „die kampfrüstige Schar im deutschen Volke" heraberfleht, die die Sache der reinen Menschheit auf Erden zu fördern muthig entschlossen ist, schließt er mit den Versen:

„Das letzte Heil, das höchste, liegt im Schwerte,
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der (deutschen) Freiheit eine Gasse!

Jena, Anfangs März 1819.

Euer in Liebe Euch ewig verbundener
Sohn und Bruder und Freund
Karl Ludwig Sand."

[illegible] Zeit richtete er an einen Schul- und [illegible] einen Brief, in dem er es ihm zum [illegible] macht, daß er sich von seinen Aeltern nach [illegible] schicken lassen, was doch nur in der Absicht [illegible] von staatsgefährlichen Verbindungen ab- [illegible] In diesem Briefe heißt es: „Willst du in [illegible] Sinnigen Berufskreise nicht für die Einheit der [illegible] und die Freiheit der Deutschen leben, und dafür [illegible] mögen, oder bis zum Tode kämpfen, so ver- [illegible] dir daraus nichts, als deine eigene Selig- [illegible] — — — Wenn wir nicht bei Zeiten auf den [illegible] kommen: von Jedem unter uns hängt ebenso [illegible] ab, als von jedem Andern — wenn wir nicht den [illegible] Entschluß fassen: nächst dem gewöhnlichen [illegible] auch nach jenen höhern vaterländischen Tugenden [illegible] so wird nie werden, was zu schaffen uns auf- [illegible]"

Das dritte Schreiben, adressirt: „Meinen Freun- den deutschen Sinnes in Jena, zu übergeben durch [illegible] Asmis" (welches den Hauptanlaß zur Untersuchung [illegible] seiner Complicen gegeben), lautet im Wesent- lichen so:

„Seit ich nach und nach über die Sache des Vater- landes in mir klarer wurde, trachtete ich, mich gegen der Welt Halbheit öffentlich zu entscheiden, und ich kann nimmer ruhen, bis der Spottbube Kotzebue durch meine Hand seinen Lohn erhalten wird. Es wird mir dieses Werk unter allen das schwerste; seit ich also die Nothwendigkeit desselben erkannt hatte, war es mir Höllenpein, bis ich erproben konnte, ob ich diese That auch zu vollführen vermöchte. Nun gehe ich hin, um diese Brandfackel ins ruhige Leben zu schleudern; möge der Erfolg für unser [illegible]es Streben segensreich werden. Falle ich, so

iſt mein letzter Wille zu euch: daß man bei allen dergleichen Fällen, für die Zukunft, Diejenigen, die die Gaben des Geiſtes, Klarheit der Rede, der handfeſten Verwaltung beſitzen, Diejenigen, die in jeder Stunde des Lebens zum Tode für die hohe, gemeinſame Sache bereit ſein zu können ſchon bewieſen, die etwa auch ſchon Anſehen beim Volke erlangt haben, daß man dieſe dann, ſo ſehr ſie ſich auch zum Kampfe hervordrängen werden, dennoch in den Hinterhalt ſtelle, auf daß, wenn das Land frei werden ſollte, es nicht an Bildern fehle, und auch gleich der rechte, vollendete Zuſtand geſchaffen werde, daß das deutſche Volk nicht in Halbheit verknöchere.

„Kann ich durchkommen, ſo weiß ich ſchon, wo ich hinfliehen werde, um zur rechten Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können.“

Dieſer Brief klingt allerdings verdächtig, und es gehörten die Ermittelungen einer ſtrengen Unterſuchung und das Zuſammenſtimmen ſo vieler, großentheils ſchon im Obigen niedergelegter Umſtände dazu, um zu dem Reſultate zu kommen, daß Sand wirklich, wie er angibt, unter „ſeinen Freunden deutſchen Sinnes“ keine beſtimmte Verbindung verſtand, ſondern alle Die in Jena, welche mit ihm daſſelbe Streben und dieſelbe Ueberzeugung theilten. In den myſteriös klingenden Anordnungen für Das, was kommen wird, iſt ſeine Phantaſie der Zeit vorausgeeilt, und er ſieht voraus, wie ſich, durch ſeine That entzündet, das Feuer in Deutſchland verbreiten wird, und die Bekenner ſeiner Anſichten als eine thatkräftige Macht daſtehen werden. Aus dem Schreiben ſelbſt ergibt ſich zugleich, daß die That nicht eine gemeinſchaftlich beſchloſſene und verabredete geweſen ſein konnte, indem er die Freunde dadurch erſt benachrichtigte, daß ſie geſchehen ſollte. Zudem ſpricht auch der Umſtand, daß er dieſes Schreiben unver-

soll die Sache der Menschheit aufkommen in unserm Vaterlande, soll in dieser wichtigen Zeit nicht Alles wieder vergessen werden und die Begeisterung wieder aufleben im Lande, so muß der Schlechte, der Verräther und Verführer der Jugend, A. v. K., nieder — dies habe ich erkannt. — Bis ich dies ausgeführt habe, habe ich nimmer Ruhe, und was soll mich trösten, bis ich weiß, daß ich mit ehrlichem Willen mein Leben darangesetzt habe? Gott, ich bitte dich um nichts, als um die rechte Lauterkeit und Muth der Seele, damit ich in jener höchsten Stunde mein Leben nicht verlasse.

„Schaue ich auf dich zurück, du Jahr, das mich meinem Ende nahe führte, o so liegt mir wieder in Klarheit vor das Menschenleben. O Gott! Dich habe ich noch immer im Gefühl und in der Erkenntniß, du warst und bleibst mein einziger Glaube, meine treue Hoffnung, meine höchste Liebe, so sehr ich auch freier über dich denken lernte! In mir — wurde ich der Erkenntniß klar — liegt Alles; die Menschenwürde, wie sie Jesus uns lehrte, faßte ich inniger auf, als je. Im Gebiete meines Willens liegt Alles; wenn ich das Gute, was ich in meinem Gemüthe mit meiner Ueberzeugung erfaßt habe, mit freier Entscheidung meines schaffenden Willens erstrebe, bin ich vollendet; aber wie weit bleibe ich hinter dem idealen Zustande in meinem äußern Leben zurück! Die Trägheit, die Gewohnheit, sinnliches Wesen, Furcht, Eitelkeit und Falschheit lagern immer um unsern thätigen Willen, und die freie Seele ist mit einem male in Gefahr, wie zu jeder andern Zeit, und kein Held ist vor ihren Stricken frei, bis zu seinem Ende. Nur mit ihm tritt Gewißheit ein, ob unser Leben lauter und rein, gut oder böse war. Nie werden wir Gott schauen, bis wir durch eigene Kraft unser Wesen läutern. Nach solcher

Tugend steht mein einzig Begehren. — Herr, laß mir ein Ende bescheren in kindlicher Reinheit, klar bewußt meines Heils."

Vom 31. Dec. 1818 bis zum 9. März 1819 blieb Sand in Jena, mit den Vorbereitungen zu seiner That beschäftigt. Aus einem französischen Hirschfänger ließ er sich einen langen Dolch fertigen, wozu er das Modell vorher selbst in Wachs gebildet hatte. Es ist derselbe Dolch, der in Kotzebue's Brust fuhr und den Sand sein „kleines Schwert" nannte. — Eines Tages kam sein Busenfreund A—s zu ihm in die Stube. Sand, der lauernd am Tische stand, läuft auf den Eintretenden zu, gibt ihm einen leichten Stoß ins Gesicht, und dann, als dieser das Gesicht mit den Händen zu decken sucht, einen heftigern auf die Brust. Da A—s erstaunt fragt, was das zu bedeuten habe, antwortet ihm Sand ganz sanft: „Siehst du, so muß man es machen, wenn man Einen erstechen will; erst ins Gesicht, damit er mit den Händen danach fährt, und zum Stoß in die Brust eine Blöße gibt." Aus den Acten ergibt sich nicht mit Deutlichkeit, ob er dies Verfahren bei Kotzebue's Morde angewandt hat. Jarcke scheint es überhaupt nicht als einen Act der Vorbereitung anzusehen, sondern erblickt auch darin nur eine Regung der Eitelkeit, den Kitzel, durch einzelne räthselhafte Handlungen die Verwunderung und Neugier der Freunde rege zu machen. Sand liebte überdies solche Polterspäße und Mummereien, weshalb seine Freunde ihm den Namen Spukmeier gaben. Der Vorfall fiel als etwas Gewohntes an ihm nicht auf.

Daß ihn während dieser Zeit der Vorbereitungen, noch in Jena, Zweifel überschlichen, die ihn schwankend gemacht, ergibt sich aus seinen gerichtlichen Aussagen. Er mußte den natürlichen Abscheu zur Verübung einer solchen That

bekämpfen. Dann überkam ihn wol auch der Gedanke, daß er zu etwas Beſſerm werth und geſchickt ſei, ſowol um ſeines weichen Gemüthes, als ſeiner erlangten Bildung. „Auch, ſagt er, habe ich auf einen Dritten gewartet; denn ich hatte ſo gut das Recht, auf ihn zu warten, als ein Dritter auf mich. Oft habe ich gedacht, du könnteſt doch ruhig fortleben, wenn ein Dritter die That übernehme. Dieſes Warten war alſo eigentlich ein Wunſch, daß mir ein Dritter zuvorkommen möge, übrigens kannte ich einen ſolchen Dritten nicht!“

Ende Februar ſchrieb er noch einen Brief an ſeine Mutter, in dem er mit der ihm möglichſten Ruhe und Klarheit ihr ſeinen Entſchluß auseinanderſetzt, nicht das Lehrfach zu ergreifen, ſondern dem Predigtamt ſich allein zu widmen, weil er ſich nicht berufen und begabt genug fühle, in dem erſtern, wie es ſein muß, ſich auszuzeichnen. Nach dem Zeugniß ſeiner Freunde war er überhaupt in den letzten Wochen vor ſeiner Abreiſe ruhig und heiter. Nach ſeinem eigenen Geſtändniß hat er „acht Tage lang weniger an die That gedacht und Gott gebeten, er möge ſie vorübergehen laſſen“. Aber bei dieſen innern Kämpfen flüſterte ihm immer wieder die innere Stimme zu: „Du haſt zu viel verſprochen und noch nichts gethan.“

Ein Zeitungsartikel, welchem zufolge Kotzebue auf dem Punkte ſtand, Deutſchland zu verlaſſen, um nach Rußland zurückzukehren, rief den Entſchluß wieder lebendig vor ſeine Seele. Zwar ergab es ſich als ein falſches Gerücht, aber von nun an ſtand der Entſchluß feſt, und Sand wies alle innern Winke und Mahnungen dagegen ſtandhaft von ſich. Mit Anfang des März entwarf er mit großer Sorgfalt mehre Schriften, die den Schlüſſel zu ſeiner That für Alle enthalten ſollten, welchen er eine Aufklärung über dieſelbe ſchuldig zu ſein glaubte. Sand

arbeitete langsam; auch im Schreiben scheint ihm die Geläufigkeit abgegangen zu sein, welche ihn als Redner schwülstig und unbeholfen machte. Er corrigirte diese Schriften im Brouillon und fertigte alsdann die Reinschrift.

Das erste dieser Schreiben ist überschrieben: An alle die Meinigen. Es enthält einen Abschied an seine Familie, eine Rechtfertigung seiner That vor derselben. Gewiß für Sand die schwierigste Arbeit: vor der Seele innig geliebter Aeltern den Conflict der in ihm streitenden Pflichten und den Ausschlag, den er ihnen gegeben, zu rechtfertigen; zugleich aber ein Beleg dafür, wie fest in ihm der Gedanke geworden, daß er auch vor diesen heiligsten Rücksichten unerschüttert blieb und im Verhältniß zu seinen andern Schriften einen verhältnißmäßig ruhigen und klaren Stil bewahren konnte. Der Umfang dieser Schreiben, zusammengenommen, ist zu groß, um sie für unsern Zweck wörtlich wiederzugeben, wir heben deshalb auch aus diesem nur die charakteristischern Stellen heraus. Der Brief hebt an:

„Treue, ewig theure Seelen! Warum euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich, und schwankte, euch hiervon zu schreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meine That möchte euch der harte Gram zwar leichter und schneller vorübergehen; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch von Wermuth rein ausleeren und uns dabei fromm zu unserm Freunde halten, dem treuen, ewigen Vater im Himmel. Also heraus aus der umschlossenen, bangen Brust; hervor, du lange große Qual der letzten Rede, die, aufrichtiger Art, einzig den Abschiedsschmerz versüßen kann.

„Euch bringt dieſes Blatt des Sohnes, des Bruders letzten Gruß zurück!

„Gehegt, gewünſcht habe ich immer viel; es iſt an der Zeit, daß ich die Träumereien laſſe, und die Noth unſers Vaterlandes drängt zum Handeln. — Dies iſt unſtreitig der höchſte Jammer in unſerm Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unſere Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillſtand nimmt; dies für uns der entehrendſte Schimpf, wenn alle das Schöne, was von Tauſenden kühn erſtrebt wurde und wofür ſich Tauſende kühn geopfert haben, nun als ein Traumbild, ohne bleibende Folge, in trübem Mismuthe wieder entſchlafen, wenn die Reformation der alten, abgelebten Art jetzt auf halbem Wege verknöchern ſollte. — — —

„Viele der ruchloſeſten Verführer treiben ungehindert, bis aufs völlige Verderben unſers Volkes hin bei uns ihr Spiel. — Unter ihnen iſt Kotzebue der feinſte und boshafteſte, das wahre Sprachwerkzeug für alles Schlechte in unſerer Zeit, und ſeine Stimme iſt recht geeignet, uns Deutſchen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechteſten Anmaßungen gar zu benehmen und uns einzuwiegen in den alten, faulen Schlummer. — Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande, und ſtehet dennoch geſchützt durch ſeine heuchleriſchen Reden und Schmeichlerkünſte, und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhmes, trotz ſeiner Schlechtigkeit da, als ein Abgott für die Hälfte Deutſchlands, die, von ihm geblendet, gern das Gift einnimmt, das er in ſeinen halbruſſiſchen Zeitſchriften darreicht. — Soll nicht das ärgſte Unglück über uns kommen, denn dieſe ruſſiſchen Vorpoſten werden nichts Freies und Gutes aufkommen laſſen, oder zur Zeit der Gährung mit den Franzoſen zugleich unter uns wüthen

ſoll nicht die Geſchichte unſerer Tage mit ewiger Schmach behaftet ſein, — ſo muß er nieder.

„— — — Mutter, du wirſt ſagen: Warum habe ich einen Sohn großgezogen, den ich lieb hatte und der mich liebte, für den ich tauſend Sorgen und ſteten Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen kindliche Liebe verlangen konnte? — Warum verläßt er mich nun? — Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin irgend eines Andern ſo klagen, wenn er für das Vaterland hinginge; und wenn es Keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? Weit iſt auch die Klage von dir entfernt, und du kennſt ſolche Reden nicht, edle Frau. — Schon einmal habe ich deinen Ruf vernommen, und wenn Keiner hervortreten wollte für die deutſche Sache, ſo würdeſt du mich auch diesmal ſelbſt zum Kampfe voranſchicken. Noch zwei Brüder und zwei Schweſtern, alle rechtſchaffen und edel, habe ich vor mir; ſie bleiben euch; ich folge meiner Pflicht, und an meiner Statt werden euch alle Jünglinge die es redlich meinen mit dem Vaterlande, als treue Kinder zugethan ſein.“

Nachdem er die Theuren dem Schutze Gottes empfohlen und ſeinen Segen auf „die kampfrüſtige Schar im deutſchen Volke“ herabgefleht, die die Sache der reinen Menſchheit auf Erden zu fördern muthig entſchloſſen iſt, ſchließt er mit den Verſen:

„Das letzte Heil, das höchſte, liegt im Schwerte,
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der (deutſchen) Freiheit eine Gaſſe!

Jena, Anfangs März 1819.

Euer in Liebe Euch ewig verbundener
Sohn und Bruder und Freund
Karl Ludwig Sand.“

Um dieſelbe Zeit richtete er an einen Schul- und Univerſitätsfreund einen Brief, in dem er es ihm zum Vorwurf macht, daß er ſich von ſeinen Aeltern nach Heidelberg ſchicken laſſen, was doch nur in der Abſicht geſchehen ſei, ihn von ſtaatsgefährlichen Verbindungen abzubringen. In dieſem Briefe heißt es: „Willſt du in deinem künftigen Berufskreiſe nicht für die Einheit der Brüder und die Freiheit der Deutſchen leben, und dafür entweder ſiegen, oder bis zum Tode kämpfen, ſo verdirbſt du dir daraus nichts, als deine eigene Seligkeit (!) — — — Wenn wir nicht bei Zeiten auf den Gedanken kommen: von Jedem unter uns hängt ebenſo viel ab, als von jedem Andern — wenn wir nicht den ernſtlichen Entſchluß faſſen: nächſt dem gewöhnlichen Wirken auch nach jenen höhern vaterländiſchen Tugenden zu ſtreben, ſo wird nie werden, was zu ſchaffen uns auferlegt iſt.“

Das dritte Schreiben, adreſſirt: „Meinen Freunden deutſchen Sinnes in Jena, zu übergeben durch Frd. Asmis“ (welches den Hauptanlaß zur Unterſuchung hinſichts ſeiner Complicen gegeben), lautet im Weſentlichen ſo:

„Seit ich nach und nach über die Sache des Vaterlandes in mir klarer wurde, trachtete ich, mich gegen der Welt Halbheit öffentlich zu entſcheiden, und ich kann nimmer ruhen, bis der Spottbube Kotzebue durch meine Hand ſeinen Lohn erhalten wird. Es wird mir dieſes Werk unter allen das ſchwerſte; ſeit ich alſo die Nothwendigkeit deſſelben erkannt hatte, war es mir Höllenpein, bis ich erproben konnte, ob ich dieſe That auch zu vollführen vermöchte. Nun gehe ich hin, um dieſe Brandfackel ins ruhige Leben zu ſchleudern; möge der Erfolg für unſer gemeinſames Streben ſegensreich werden. Falle ich, ſo

iſt mein letzter Wille zu euch: daß man bei allen dergleichen Fällen, für die Zukunft, Diejenigen, die die Gaben des Geiſtes, Klarheit der Rede, der handfeſten Verwaltung beſitzen, Diejenigen, die in jeder Stunde des Lebens zum Tode für die hohe, gemeinſame Sache bereit ſein zu können ſchon bewieſen, die etwa auch ſchon Anſehen beim Volke erlangt haben, daß man dieſe dann, ſo ſehr ſie ſich auch zum Kampfe hervordrängen werden, dennoch in den Hinterhalt ſtelle, auf daß, wenn das Land frei werden ſollte, es nicht an Bildern fehle, und auch gleich der rechte, vollendete Zuſtand geſchaffen werde, daß das deutſche Volk nicht in Halbheit verknöchere.

„Kann ich durchkommen, ſo weiß ich ſchon, wo ich hinfliehen werde, um zur rechten Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können.“

Dieſer Brief klingt allerdings verdächtig, und es gehörten die Ermittelungen einer ſtrengen Unterſuchung und das Zuſammenſtimmen ſo vieler, großentheils ſchon im Obigen niedergelegter Umſtände dazu, um zu dem Reſultate zu kommen, daß Sand wirklich, wie er angibt, unter „ſeinen Freunden deutſchen Sinnes“ keine beſtimmte Verbindung verſtand, ſondern alle Die in Jena, welche mit ihm daſſelbe Streben und dieſelbe Ueberzeugung theilten. In den myſteriös klingenden Anordnungen für Das, was kommen wird, iſt ſeine Phantaſie der Zeit vorausgeeilt, und er ſieht voraus, wie ſich, durch ſeine That entzündet, das Feuer in Deutſchland verbreiten wird, und die Bekenner ſeiner Anſichten als eine thatkräftige Macht daſtehen werden. Aus dem Schreiben ſelbſt ergibt ſich zugleich, daß die That nicht eine gemeinſchaftlich beſchloſſene und verabredete geweſen ſein konnte, indem er die Freunde dadurch erſt benachrichtigte, daß ſie geſchehen ſollte. Zudem ſpricht auch der Umſtand, daß er dieſes Schreiben unver-

ſiegelt in einem offenen Pulte in ſeiner Wohnung liegen ließ, dafür, daß es an keine geheime Verbindung gerichtet ſein konnte. Denn wie beſchränkt Sand auch in andern Dingen dachte und zu Werke ging, ſo war er doch, wie ſich aus der Unterſuchung ergibt, aufs äußerſte, bis zur Lüge, behutſam, um keinen Freund zu verrathen, der ſeinen Ideen förderſam werden dürfte.

Das vierte Schreiben iſt an die deutſche Burſchenſchaft zu Jena gerichtet. In demſelben trägt er ſein Begehren vor, aus der Verbindung entlaſſen zu werden, indem Mehre Anſtoß daran nehmen könnten, wenn er fürs Vaterland auf dem Rabenſteine ſterben ſollte. Der übrigens kurze Brief iſt, gegen die andern gehalten, unbedeutend. Nur zeigen die Schlußfolgerungen darin, wie ſchwach es mit Sand's praktiſcher Urtheilskraft beſtellt war. Er will die Burſchenſchaft bei ſeiner vorhabenden That aus dem Spiele laſſen. Aber auch dieſes Schreiben blieb ruhig in ſeinem Pulte liegen. Eine ſolche einſeitige Willenserklärung, die dem andern Contrahenten nicht bekannt wird, kann aber eine Verbindung nicht aufheben, der Austritt blieb alſo nur eine fingirte Handlung, und da das Schreiben erſt lange nach dem Morde bekannt wurde, hinſichts des von ihm Bezweckten ohne Wirkung. Die Burſchenſchaft gerieth in den Verdacht und die Verwickelungen, welche er von ihr abwenden wollte.

Für das große Publicum aber erließ er fünftens eine Proclamation, überſchrieben: „Todesſtoß dem Auguſt von Kotzebue", welche die eigentliche Brandfackel ſein ſollte, die er ins deutſche Volk ſchleuderte, die aber eben wirkungslos bleiben mußte, weil das große, deutſche Volk weder dieſe Ideen begriff, noch dieſe Sprache verſtand. Wir entheben nur die weſentlichern Stellen. Sie fängt an:

„Nur in der Tugend Einheit! — Unſere Tage fodern Entſcheidung für das Geſetz, das Gott ſeinen Menſchen flammend in die Bruſt geſchrieben hat. Bereitet euch, entſcheidet euch auf Leben und Tod. Offene, nackte Schandthat iſt nicht der Verderber, der in unſerm Blute wüthet, wol aber frißt das Laſter nur um ſo ſcheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artigkeit; Falſchheit vermummt ſich in tauſend ſcheinheilige Geſtalten, und die Lage des Volkes ſollte die Blüte ſein von ſo vielen Aufoperungen, und iſt der Zuſtand der alten jämmerlichen Schlaffheit.“

Nachdem er dies Bild weiter ausgemalt, heißt es: „Ich haſſe nichts mehr, als die Feigheit und Faulheit der Geſinnung dieſer Tage. Ein Zeichen muß ich euch deß geben, muß mich erklären gegen dieſe Schlaffheit — weiß nichts Edleres zu thun, als

Den Erzknecht und das Schutzbild dieſer feilen Zeit,
— Dich Verderber und Verräther meines Volkes
— Auguſt von Kotzebue — niederzuſtoßen.

du, mein deutſches Volk, erhebe dich zur hohen, ſittlichen Würde der Menſchheit — eine Gnadengabe hat der Menſch von Gott; ſie — die höchſte und einzige — iſt die Gottähnlichkeit — des Menſchen freier Geiſt und ſeine freie ſchöpferiſche Kraft. Mein deutſches Volk, du haſt kein eigenes, kein edleres Beſitzthum, ſie iſt dein höchſtes Gut. — Erkenne, wahre dir dieſen Glauben, dieſe deine Liebe zu Gott. — Laſſe dein Heiligthum nicht mehr unter die Füße treten. Der Menſch, ſei er auch in den traurigſten, niedrigſten Verhältniſſen geboren, iſt geſchaffen, ein Ebenbild Gottes zu werden. Vertrauet auf die verheißene chriſtliche Freiheit! Ehre, vertraue nur dem freien Manne. Haſſe die Verräther, die Knechtes-

ſeelen, die falſchen Seher, die dieſes nicht wollen; haſſe die feilen Dichter der Halbheit, die Prediger der Feigheit, die Söldlinge, die dich von jedem kühnen Entſchluſſe abhalten, haſſe, morde alle Die, ſo ſich in frevler, muthwilliger Geſinnung ſo ſehr überheben, daß ſie des Göttlichen in dir vergeſſen, und dich, die tolle Menge, als ein vielgegliedertes Kunſtrad, in ihren hochweiſen Händen halten und treiben wollen. — — — — — Mein deutſches Volk, gewinne Selbſtvertrauen und den hohen Muth, den ſchon einzelne deiner Helden in ſich trugen! Dies iſt der rechte Feiergeiſt des Lebens, daß du Das, was die heiligen Schriften des Chriſtenthums und die Vorzeit lehren, Das, was deine Dichter ſingen — thuſt, und nicht blos es anſtaunſt oder es nimmſt als leere Fabeln. — Bruder, das Höchſte und Heiligſte, was deine Seele kennt, den Zuſtand einer geläuterten, gottbeſeligten Menſchheit ſollſt du fromm und muthig erſtreben.

Ein Chriſtus kannſt du werden!"

Dann heißt es zum Schluß: „Die Reformation muß vollendet werden! — Brüder, verlaſſet einander nicht im Drange der Zeiten; Trägheit und Verrath ſtraft mit Knechtſchaft die Geſchichte — Ihr habt ſie vor euch! — Auf, ich ſchaue den großen Tag der Freiheit! Auf, mein Volk, beſinne dich, ermanne, befreie dich!"

Dieſes Schreiben iſt von Sand mit beſonderm Fleiße ausgearbeitet worden, er hat daran die letzten drei Monate ſeines Aufenthalts in Jena geſchrieben und den urſprünglichen Entwurf vielfach durchcorrigirt. Urſprünglich ſollte es als Brief an Kotzebue übergeben werden (daß es geſchehen, wollte das Gerücht auch noch lange nach ſeinem Tode behaupten), dann überarbeitete er es zum Aufruf an das geſammte Volk. Er fertigte mehre Abſchriften an;

eine davon wollte er bei Kotzebue's Ermordung benutzen. Dies Exemplar war auf einem ganzen Foliobogen feinen Papiers, an dem unten noch ein Streifen des nämlichen Papiers angeklebt war, sauber und correct geschrieben. Es hatte das Ansehen einer Affiche in größerm Formate, und um es mit sich fortzubringen, mußte es Sand in Briefform zusammenlegen.

Endlich fertigte Sand zugleich mit diesem „Todesstoß" noch ein Todesurtheil an, welches nicht zu den Untersuchungsacten gekommen ist, dessen Inhalt er selbst aber dahin angibt: „Kotzebue sei der Verführer der deutschen Jugend und der Verderber der deutschen Geschichte gewesen, und da so viele erhabene Stimmen nicht gehört worden seien und kein schützendes Gericht finden können, so trete er im Volksgefühle gegen ihn auf, um das Gesetz des Volks und des Reichs an ihn zu vollziehen. Dann habe er dem deutschen Volke gesagt, daß, wenn es nicht das Schicksal der Griechen theilen wollte, welche ungeachtet der herrlichen Schlachten von Salamis und Platäa unter die Herrschaft des Philippus gekommen seien, so müsse es vorzüglich unter sich gegen den Verrath Aufsicht halten."

Ueber das Schicksal und die Besorgung dieser Papiere schwebt ein großes Dunkel, welches auch die Untersuchung nicht zu beseitigen im Stande war. Von Wichtigkeit war, während des Processes, die Frage, inwieweit seine Freunde Asmis und Dr. Karl Follenius die Hauptempfänger und Besorger der Schriften gewesen, ob also auch sie, und inwieweit, als Complicen zu betrachten wären? Nachdem hierüber die Entscheidung in der Negative ausgefallen ist, kommt nur eine andere Frage zur Sprache, welche für den Psychologen von größerer Wichtigkeit ist als für den Criminalisten.

Es gewinnt nämlich den Anſchein, als ob Sand die Mehrzahl dieſer Schriften, in einer ſonſt unbegreiflichen Sorgloſigkeit, in Jena nur deshalb unverſchloſſen zurückgelaſſen, damit ſeine beabſichtigte That, vor ihrer Ausführung, ans Tageslicht komme, und er, verrathen und gehindert, dadurch der furchtbaren Pflicht, zu der er ſich ſelbſt das Wort gegeben, überhoben werde.

Der Unglückliche ſelbſt hat darüber nichts bekannt, aber mehre ſeiner Aeußerungen, zuſammengehalten mit den Umſtänden, machen es aufs höchſte wahrſcheinlich, daß er dieſe letzte Selbſttäuſchung beging, und das entſetzliche Werk noch einmal einer Art Gottesurtheil übergebend, die Ausführung davon abhängen ließ, ob inzwiſchen die Briefe geleſen und ſomit die Sache entdeckt oder nicht endeckt wäre. In jenem Falle hatte er, was an ihm gethan, ſich muthig und würdig vor ſeinen Freunden gezeigt, und ſein Gewiſſen war in doppelter Art befriedigt. Es iſt gewiß, daß er über dieſen Ideengang nicht zum klaren Selbſtbewußtſein gediehen iſt, aber die Facta ſprechen nur zu deutlich für eine Erklärung, welche allerdings dem Heroismus ſeiner That Eintrag thut, aber dem allgemein Menſchlichen in ſeinem verſinſterten Charakter dafür ſein Recht vindicirt.

Sand will drei Packete zu beſorgender Schriften gefertigt haben, wovon die zwei erſten, ſein Tagebuch und andere Briefe enthaltend, richtig an ſeine Mutter gelangt ſind. Das dritte aber habe enthalten einen Brief an ſeine Aeltern, einen Brief an die bamberger und zwei an die bremer und ſpeierſche Zeitungsredactionen, die Urſchrift des „Todesſtoßes", und das nur in einem Exemplar vorhandene „Todesurtheil". Dieſes dritte Packet iſt verſchwunden, von ſeinem Inhalt iſt nichts zum Vorſchein gekommen, als eine Abſchrift des Briefes an die Aeltern.

Sand hat ſich in Widerſprüche darüber verwickelt, wem und wie er es zur Beſorgung überlaſſen. Asmis und Dr. Karl Follenius beſtreiten Beide, es empfangen zu haben, und es iſt nur Vermuthung, daß Einer oder Beide beim erſten Schrecken, nach Eröffnung des Packets daſſelbe vernichtet haben könnten, um allen Verdacht von ſich abzulehnen. Ebenſo wenig will Einer der genannten Zeitungsredactoren ein Schreiben von Sand erhalten haben, welches, nach deſſen Angabe, ungefähr folgendermaßen gelautet haben ſollte: „Ich erſuche Sie, die beikommenden Sachen (Todesſtoß und Todesurtheil) in Ihrer Zeitung abzudrucken, aber nicht eher, als bis Sie die Nachricht erhalten, daß A. v. K. durch meine Hand gefallen ſei; komme ich durch für eine andere That für das Vaterland, ſo verſchweigen Sie meinen Namen.“

Mag das Schickſal dieſes Packets ſein, welches es iſt, ſo ſteht ſo viel feſt, daß Sand in ſeinem Pulte ein Verzeichniß ſeiner Schulden, welche ſeine Aeltern bezahlen ſollten, eine Verfügung, daß ſeine Effecten in ſeine Heimat geſchickt werden ſollten und —! — die Schreiben an die deutſche Burſchenſchaft in Jena und an ſeine Freunde deutſchen Sinnes zurückließ. Sie befanden ſich in einem blauen Umſchlage, der, verſiegelt mit ſeinem Petſchafte, die Aufſchrift trug: „Briefe zu beſorgen“. Ja er erinnert ſich nicht einmal, dieſe verfänglichen Schreiben in das unverſchloſſene Pult gelegt zu haben, er ließ ſie ſeiner Meinung nach in dem unaufgeräumten Zimmer zurück in der Erwartung, daß die Hausleute oder Freunde, welche Bücher zu ſuchen kommen möchten, ſie finden und an die Vorſteher der Burſchenſchaft bringen dürften!

Hätte Kotzebue noch in Weimar gelebt, und in einem Morgengange wäre ſein Opfer erreicht geweſen, ſo ließ

ſich dieſe Sorgloſigkeit vor der Entdeckung erklären. Aber Kotzebue wohnte in Manheim, 40 Meilen von Jena. Sand mußte eine große Reiſe dahin unternehmen, und brachte auf dieſer Reiſe, indem er unterwegs auf vielen Stationen verweilte, volle vierzehn Tage zu! Was konnte bei dieſem unbegreiflichen Zaudern, nach einem ſo feſten Entſchluſſe, ſeine Abſicht ſein, als daß inzwiſchen irgend etwas einträte, was ihn der furchtbaren Arbeit überhöbe? Er ſelbſt geſteht, „von Frankfurt aus ſei er in das Zaudern gekommen, bis er ſich endlich gewaltſam losgeriſſen und zur Ausführung der That beſtimmt habe. Die Bangigkeit vor der That mit ihren Folgen habe zum Zaudern beigetragen, und einen fortwährenden Kampf verurſacht.“

Sand berichtete in jenen Briefen den nähern Freunden, in welcher Abſicht er fortgehe. Er meldete ſein Vorhaben der Burſchenſchaft. Er mußte annehmen, daß, nach dem natürlichen Gange der Dinge, bald, vielleicht ſchon am Abend deſſelben Tages ſeiner Abreiſe, der Zweck derſelben ruchbar werden würde. Was die Burſchenſchaft erfahren, davon mußte auch der Senat Kenntniß erhalten, und das Erſte, was dieſer thun mußte, war, Staffetten nach Manheim zu ſenden, um das Verbrechen zu verhindern.

Wie immer die Geſchichte mit jenem Packete ſich verhalte, genug, auch darin hatte Sand gewiſſen Perſonen ſein Vorhaben vertraut, er hatte ſogar an drei ihm perſönlich völlig unbekannte Zeitungsredactoren es gemeldet. Seiner eigenen Angabe und Berechnung nach durften und mußten dieſe es früher erfahren, als die That vollführt war. Konnte er denken, daß dieſe drei Männer ſchweigen und durch ihr Schweigen ſich zu Complicen der That machen würden? Im Gegentheil war zu erwarten, daß,

wenn sie es nicht für eine grobe Mystification hielten (und dazu war kein Grund vorhanden), sie augenblicklich davon Anzeige machen mußten. Auch, wenn der in dem Packet befindliche Brief an Sand's Aeltern zu rechter Zeit in deren Hände kam, war nicht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie mit Courierpferden eilen würden, um den geliebten Sohn von einer Mordthat abzubringen, die ihn auf das Schaffot bringen mußte?

Und dennoch zauderte Sand auf seiner Reise dermaßen, daß er erst am funfzehnten Tage in Manheim eintraf! Wir müssen Jarcke beipflichten, daß Sand nichts unterlassen habe, um sich selbst die wirkliche Ausführung einer beschlossenen That unmöglich zu machen! Damit ist nicht gesagt, daß sein Entschluß nicht ernsthaft gefaßt gewesen, aber „er war in der Lage eines Menschen, der sich selbst geißeln will und weit ausholt, aber, vom Schmerz überwältigt, unwillkürlich die Geißel sanft niederfallen läßt. — Er spielte auf seinem innern Privattheater den rachedürstenden Helden, der nach dem Blute des Feindes lechzt; aber in der Stille, gleichsam sich selbst die Bedeutung Dessen verbergend, was er that, ließ er jene Briefe zurück, und reiste immer langsamer, je mehr er sich dem Ziele näherte."

Aber Kotzebue's tragisches Ende schien beschlossen; das Unwahrscheinliche trat ein, das scheinbar Unmögliche wurde wirklich. Vierzehn Tage und länger kam Niemand in sein verlassenes Zimmer, oder es fand doch Niemand die Briefe. Erst als die Estafette aus Manheim dem akademischen Senate die Nachricht von der Mordthat überbrachte und man von Gerichts wegen in seiner Wohnung nachsuchte, fand man die Schriften!

Am vorletzten Abende (7. März) seines Aufenthaltes in Jena hatte Sand seine Freunde zu sich geladen. Sie

bemerken keine Umwandlung an ihm. Auch am letzten Abende äußerte er nichts, was auf den Zweck seiner Reise hätte folgern lassen. Er antwortete Jedem, „er gehe in die Heimat", und lehnte die übliche Begleitung, oder das Comitat seiner Genossen ab. Jedoch erinnerten sich die Freunde später, daß er mit besonderer Feierlichkeit von ihnen Abschied genommen. Bei seinen Hausleuten hatte er die Miethe auf das Sommerhalbjahr verlängert, um den Verdacht abzuwenden.

Morgens um 4 Uhr, am 9. März, verließ er Jena zu Fuß, auf dem Wege nach Erfurt. Sein Anzug war ein schwärzlicher deutscher Rock, darunter eine rothe wollene Weste und schwarze, lange Tuchbeinkleider; die Füße in Schnürstiefeln, auf dem Kopf eine schwarzsammtene Kappe mit Schirm. Gewöhnlich trug er über dem Rocke eine blaue Blouse. In seinen Taschen war ein Compaß in einer zinnernen Kapsel, eine Karte von Schwaben und eine vom Neckarlauf. Von Büchern führte er mit sich ein abgerissen Stück aus dem Neuen Testamente, Körner's Leier und Schwert und ein geschriebenes Gedicht: Abendmahlsfeier, wie Sand angab von Friedrich Rückert, wie sich ermittelt aber von Dr. Follenius.

Auf dem Rücken trug er einen Tornister, den er jedoch nur bis Darmstadt mit sich nahm, wo er ihn einem Freunde übergab, um denselben nach Wunsiedel zu senden. Sein wichtigstes Gut, was er am sorgfältigsten zu hüten suchte, waren seine zwei Dolche. Der eine „das kleine Schwert", dem er vergeblich in Jena mit Scheidewasser seine Lieblingsstelle aus Körner: „Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein" einzuätzen versucht, sollte an einem Loche in seinem Brustlatze hängen. Doch trug er ihn, der Bequemlichkeit wegen, lieber in ein Tuch gewickelt auf dem Tornister, so lange er diesen bei sich hatte. Den

kleinen Dolch, eigentlich ein großes Vorlege- oder Jagdmesser, trug er im Tornister oder in seinem linken Rockärmel, wo zu dem Behufe ein Heft angenäht war. Später steckte er ihn in die Tasche.

In Erfurt blieb Sand beim Turnlehrer S. bis zum 11., wo er Nachts 11 Uhr (also nach zweitägigem Aufenthalte) die Post nach Frankfurt bestieg. Mittags, während der Rast in Eisenach, überredete er die beiden Passagiere, auf die Wartburg mit ihm zu steigen und dort ihr Mittagsmahl einzunehmen. Hier schrieb er (12. März) in das Stammbuch für Studenten:

„Was sollen Euch die alten Schlafmützen schaffen? Vertrauet auf euch selbst, und bauet im eigenen Herzen Gott und dem Vaterlande einen Altar auf! — Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein, der Freiheit eine Gasse."

In der Nacht zum 14. gelangte er, ohne weitern Aufenthalt, nach Frankfurt a. M. Hier stieg er im Schwan ab, suchte aber schon am nächsten Morgen einen Landsmann und Bekannten, W—e, ehemaligen preußischen Offizier, auf, bei dem er bis zum 17. März wohnte. Er brachte diese Zeit mit ältern Bekannten, theils in Privathäusern, theils auf Spaziergängen zu. Am 17. früh reiste er weiter nach Darmstadt, fragte hier einen Studenten nach einem Wirthshause, ging aber nicht in den Darmstädter Hof, der ihm genannt wurde, sondern zum Advocaten H . Er nahm aber bei diesem die ihm angebotene Wohnung nicht an, sondern wurde von seinen Freunden bei einem Kameralpraktikanten untergebracht, „weil er hier, nach seinem Wunsche, für sich unbemerkt leben konnte". Sein Umgang beschränkte sich auch wirklich auf vier bis fünf Befreundete, von denen zwei ihn am 22. März auf den Weg nach Manheim begleiteten. Als der eine umgekehrt war, begleitete ihn der andere bis

zu den sogenannten bickenbacher Tannen, und schnitt ihm hier, auf sein Bitten, im Walde die langen Haare ab, die ihn, wenn er später die Flucht versuchte, ja leicht kenntlich gemacht hätten. Schon um 3 Uhr Nachmittags machte er, nur noch sechs Stunden von Manheim entfernt, in dem Städtchen Lorsch Rast, und accordirte einen Wagen, der ihn, aber erst am nächsten Morgen, bis Manheim fahren sollte.

Die Art, wie Sand diese Reise zum Morde ausführte, spricht zum Psychologen mit klarer Schrift. Zu einer Reise, die ein rüstiger Fußgänger allenfalls in sechs Tagen abgemacht, wenn es ein ersehntes Ziel gilt, braucht Sand vierzehn Tage, obgleich er den größern Theil mit der Post fährt! Nach dem ersten Tagemarsch rastet er in Erfurt schon zwei Tage. Einmal auf der Post eingeschrieben, muß er zwar in raschem Zuge bis Frankfurt. Aber hier, so nahe dem Ziele, hält er sich, ohne Zweck, ohne Geschäfte, ohne dringende Nothwendigkeit, vier Tage auf! — In einem Tage hätte er bequem von Frankfurt aus Manheim erreichen können; aber er verweilt abermals fünf Tage in Darmstadt, ohne einen Grund angeben zu können, als daß er sich nicht recht wohl befunden und seinem Nachdenken überlassen haben will. Nun wird er doch in einem Tage bis Manheim gehen! Es ist der anmuthigste Weg und Frühjahr. Nein, er macht in Lorsch schon Nachmittags 3 Uhr Rast, und bleibt einen halben Tag, eine ganze Nacht in dem kleinen Oertchen. Auf eine Wendung seines Schicksals, auf ein sichtliches Eingreifen des Himmels wartete er hier wol nicht mehr; es war nur die Bangigkeit, die ihn immer und immer noch einem Aufschub suchen ließ.

Endlich, die letzte bange Nacht war verstrichen, der verhängnißvolle Morgen angebrochen, er stählte die Nerven

und gab ihm die Kraft. In einem gemietheten Wagen fuhr er um 6 Uhr nach Manheim ab. Um 9½ Uhr stieg er an der manheimer Neckarbrücke ab, ließ sich vom Fuhrmann abstäuben, gab ihm ein Trinkgeld und entließ ihn mit dem Versprechen, wenn er wieder durch Lorsch käme, ihn abermals anzunehmen.

Im Gasthofe zum Weinberg trank Sand einen Schoppen Wein. Der Wirth will durchaus keine Gemüthsaufregung an ihm bemerkt haben. Er nahm dann einen Lohnbedienten, der ihn nach Kotzebue's Wohnung führen sollte. Nach ein paar Schritten kehrte er indessen wieder zurück, um sich die Kleider abbürsten zu lassen und ein Halstuch umzubinden. Wie er angab, war es ihm mit offener Brust zu kalt, aber er hatte so die ganze Reise gemacht; wahrscheinlich geschah es, um bei Kotzebue leichter Zutritt zu erhalten, vielleicht auch, um sich zur Flucht vorzubereiten.

Nachdem der Lohnbediente Sand die Wohnung gezeigt, gab dieser ihm ein Trinkgeld, winkte ihm sich zu entfernen und klingelte. Kotzebue war nicht zu Hause. Die Magd, der er sich Heinrichs aus Mitau nannte, bestellte ihn auf den Nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr wieder. Sand eilte hierauf dem Lohnbedienten nach, um sich von ihm ins Naturaliencabinet und in die Jesuitenkirche führen zu lassen. Beide aber waren verschlossen. Sand ließ sich nun in den Schloßgarten führen und den Rhein zeigen. Als er vom Rheindamme aus den neckarauer Wald sah, erkundigte er sich nach dessen Entfernung.

Um 1 Uhr war er wieder im Gasthofe, entließ abermals den Lohnbedienten und sagte ihm, er werde Abends ins Theater gehen. An der Table d'Hôte saß er zwischen zwei Geistlichen vom Unterrhein, und sprach mit ihnen über

geſchichtliche Gegenſtände, über Luther und die Reformation. „Alles, was er ſagte", bekundet der Eine, „war beſonnen, ohne zweideutige Seiten zu berühren; doch ſprach er über alle Begriffe gedehnt und mit niedergeſchlagenem Blicke. Seine Außenſeite bezeichnete wahrhaft philoſophiſche Ruhe und einen Mann, der mit ſich und der ganzen, ihn umgebenden Welt in holdem Frieden iſt." Er aß mit gutem Appetit, aber mäßig, und trank nur einen Schoppen Wein. Auf des Wirths Frage, ob er den Herrn von Kotzebue angetroffen, antwortete er trocken: „Nein!" und ſagte dem einen Geiſtlichen, er müſſe dem Herrn von Kotzebue noch einen Beſuch machen. Nur beim Schluſſe der Mahlzeit will einer der Tiſchgäſte eine große Zerſtreuung an ihm bemerkt haben.

Nach Tiſche ſchrieb er ſich unter dem Namen Heinrichs in das Fremdenbuch, bezahlte die Zeche, unterhielt ſich noch bis gegen 5 Uhr und verlor ſich dann, ohne Abſchied zu nehmen.

Seine letzte Ruhe könnte doppelt erklärt werden. Als Reſignation vor einer That, welche felſenfeſt als Nothwendigkeit in ſeiner Bruſt geſchrieben ſtand, und für die er die Rechenſchaft vor dem weltlichen Richter über ſich zu nehmen und zu leiden vor ihm, was er verwirkt, entſchloſſen war. Auch, wenn es ſein Entſchluß geweſen wäre, ſich nach vollbrachtem Mord durch Selbſtmord jenem zu entziehen, ließ ſie ſich als ſtoiſche Todesverachtung erklären. Aber Sand wollte nach dem Morde fliehen. Es iſt dies keine Vermuthung, es iſt aus der Unterſuchung zur Evidenz erwieſen. Er wollte ſich weder den Gerichten überliefern, um den weltlichen Geſetzen zu büßen, was er gegen ſie verſchuldet, noch den Dolch ſich in die Bruſt ſtoßen, um als freier Mann ſterbend durch ſich ſelbſt die begangene Blutſchuld zu rächen; er wollte

vielmehr durch ſchleunige Flucht zu entkommen ſuchen, um, wie er ſich in dem Briefe an die Freunde ausdrückt, zu rechter Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können. Auch zur Wehr wollte er ſich nöthigenfalls ſetzen, aber nur gegen Bewaffnete, denn wo er ſich einmal in den Zuſtand des Krieges geſetzt und keine Bundesgenoſſen gehabt, ſei das ihm Pflicht geworden. Alles Das ſteht durch ſeine eigenen Ausſagen feſt, wie ungern auch die Bewunderer ſeiner Seelengröße ſich es zu glauben entſchließen mochten. Sand wollte morden und ſein eigenes Leben ſparen. Auch hatte er einige Vorbereitungen getroffen, z. B. vier Louisd'or in Darmſtadt in ſeinen Hoſenträger eingenäht, daſelbſt ſeinen Ranzen zurückgelaſſen, das Haar ſich verſchneiden laſſen; er wollte, wie er ſpäter angibt, nach Nordamerika gehen, und dort bei einer deutſchen Gemeinde Prediger oder Lehrer werden. Aber weder hatte er Poſtpferde vors Thor beſtellt, noch ſtanden Freunde in der Nähe, die ihm einen Mantel umwarfen, noch hatte er ſich nach einem Schlupfwinkel umgeſehen, um für den erſten Augenblick zu verſchwinden, noch hatte er ſich eine Reiſeroute gemacht; ja er will mit ſich ſelbſt uneinig geweſen ſein, ob er ſich zunächſt nach Frankreich oder in ſeine Heimat wenden ſollte. Wie ſchlecht danach die Flucht vorbereitet war, in derſelben Unklarheit und Verworrenheit, wie ſeine übrigen Vorſtellungen, liegt zu Tage. Es erwächſt daraus die für den Pſychologen unbeantwortete Frage: Was gab ihm dieſe letzte Ruhe, wenn nicht der Conflict ſo mannichfacher aufgeregter Gefühle eine endliche momentane Stumpfheit hervorgebracht hat?

Um 5 Uhr ſtand er wieder vor Kotzebue's Thür. Der Bediente führte ihn, ohne daß er noch einmal ſeinen Namen nannte, die Treppe hinauf und meldete ihn. Drei

Damen, welche Frau von Kotzebue beſuchen wollten, gingen auf der Treppe an ihm vorüber. Er grüßte ſie höflich und der Bediente rief ihm zu: „Sie können herauf!“ Das Folgende beruht allein auf Sand's Aeußerungen.

Der Bediente brachte einige Minuten mit Hin- und Herlaufen oder Reden zu; dann rief er ihn herein, blieb aber noch unter der Thüre ſtehen, und ſprach leiſe nach dem Innern des Zimmers. Endlich ward er in das Wohnzimmer der Familie gelaſſen. Kotzebue trat aus der Thür links herein. Sand grüßte ihn und „wendete ſich gegen ihn auf die Seite des Eingangs herum“. Ihm war, wie er ſagt, das Schrecklichſte, daß er ſich verſtellen mußte. Er ſagte ihm, daß er ihn auf ſeiner Durchreiſe beſuchen wollte. „Sie ſind aus Mitau?“ fragte Kotzebue. Sand hatte ſich des Namens bedient, weil er nicht glaubte, daß Kotzebue ihn, wenn er ſich für einen geborenen Deutſchen ausgäbe, vorlaſſen würde; leichter würde dies unter dem Namen eines Kurländers ſein. Nach einigen Hin- und Herreden trat Sand vor: „ich rühme mich“ — zog dann den Dolch aus dem linken Rockärmel — „Ihrer gar nicht — hier Du Verräther des Vaterlandes!“ und verſetzte ihm einige Stiche in die linke Seite. Wie viel Stiche er ihm gegeben, und welchen zuerſt, weiß er nicht: „es war geſchwind geſchehen“. Kotzebue hatte kein Wort während des Angriffs geſprochen, ſondern nur ein bloßes Gewimmer hervorgebracht, auch als er ſchon ſah, daß Sand mit aufgehobenem Arme auf ihn loskam. Er hielt nur die Hände vor und fiel am Eingange des Zimmers, linker Hand, zuſammen. Den Dolch hielt Sand ſo, daß die Schärfe oberhalb des Daumens und der Fauſt war.

Der Ermordete fiel zum Sitzen zuſammen. „Dann ſah ich ihm noch einmal in die Augen“, fährt Sand fort, „um

zu ſehen, wie es mit ihm ſtehe; ich wollte wiſſen, was mein Angriff für Folgen gehabt habe, und ihm überhaupt noch einmal in das Geſicht ſehen. Ich glaube, er hat noch mit den Augenwimpern immer gezwickert, ſo, daß man bald das Weiße der Augen, bald nichts ſah."

Beim Umdrehen, nachdem Kotzebue zuſammengeſunken, bemerkte Sand ein kleines Kind, welches während der That zur Thüre links vom Eingange hereinſprang. Es war Alexander von Kotzebue, der vierjährige Sohn des Ermordeten, der an der offenen Thüre die Mordſcene mit angeſehen zu haben ſcheint. Das Kind glaubte, wie es nachher geäußert haben ſoll, „der fremde Mann wolle mit ſeinem Vater Krieg ſpielen". Es ſchrie auf und weckte den Mörder aus ſeinem Starrſinn. Es war der Bote der Nemeſis, welcher der Sache eine ganz andere Wendung gab, indem, ohne dies Zwiſchenſpiel, Sand wahrſcheinlich aus dem Hauſe entkommen wäre. Des Kindes Anblick verwirrte ihn, eine Regung des Gewiſſens — die einzige ſeit dem Entſchluſſe bis zu ſeiner Hinrichtung — erwachte. Er kehrte im augenblicklichen Impulſe den Dolch gegen die eigene Bruſt. „Sein Schreien", ſagt Sand aus, „hat mich in der Stimmung von ſo vermiſchten Gefühlen dazu bewogen, ihm gleichſam zum Erſatze, mir einen Stoß mit dem kleinen Schwert zu geben." Der Stoß ging aber nur einige Zoll tief in die linke Bruſt; er zog den Stahl ſelbſt wieder heraus, und die Wirkung war nur ein augenblicklicher Blutverluſt.

Die Zeugenausſagen über den Auftritt ſelbſt, ſo weit ſie davon Kunde geben können, und über das Nächſtfolgende, ſtimmen im Weſentlichen überein. Die geringen Umſtände, über die ſie voneinander abweichen, ſind unerheblich und erklärt durch die allgemeine Beſtürzung, von der Jeder einen andern Eindruck auffaßte. Die

Amme im Nebenzimmer hörte einzelne Worte des Gespräches zwischen Kotzebue und dem Fremden. Der Bediente und Kotzebue's Tochter, Emmy, stürzten fast zu gleicher Zeit in das Mordzimmer. Sie hoben den Verwundeten auf. Er hatte noch so viel Kraft, sich langsam in das nächste Zimmer führen zu lassen, gab aber nur unarticulirte Töne von sich. Dort sank er vier Schritte vor der Thüre zusammen, und starb nach wenigen Minuten, in seiner Tochter Schoos. Emmy selbst wurde bewußtlos in ein anderes Zimmer gebracht.

Der Bediente und das Fräulein von Kotzebue sagen Beide aus, als sie in das Mordzimmer traten, habe ihr Herr und Vater auf der einen, auf der andern Seite aber der Fremde ganz ausgestreckt gelegen, die rechte Hand auf der linken Brust haltend. Dies will Sand nicht zugeben: er erinnerte sich durchaus nicht auf der Erde gelegen, und könne keinenfalls die rechte Hand auf der linken Brust gehalten haben, weil das kleine Schwert darin gesteckt. Möglich, daß er nicht eingestehen wollte, aus Anlaß einer geringfügigen Wunde auf die Erde gestürzt zu sein; es ist aber ebenso wahrscheinlich, daß er nicht aller Bewegungen und Worte aus jenem furchtbaren Momente sich entsinnt. Er will mit den Personen, die zuerst hinzutraten, Worte gewechselt und ihnen etwa erklärt haben (angeblich zu ihrem Troste! daß er kein gemeiner Mörder aus Feindschaft sei, sondern um einer Idee willen gehandelt habe! Weder die Tochter noch der Bediente wissen davon, und werden auch schwerlich, wenn er dergleichen gesprochen, in ihrer Lage es gehört oder begriffen haben. Dagegen sagen Beide, Sand habe sich aufgerichtet, den Dolch aus der Brust gezogen, und sei ihnen „mit starken Schritten" nachgeeilt, als sie den Ermordeten ins Nebenzimmer geführt. Der Bediente habe

rasch die Thüre zugehalten, „denn er habe eine Bewegung daran gemerkt, als wenn etwas daran rappele". Sand leugnet den Umstand. Es ist kaum denkbar, daß wieder ein unmotivirter Blutdurst in ihm erwacht und er dem Opfer nachgestürzt sei, um noch einmal über dasselbe herzufallen. Es wäre möglich, daß Gewissensangst ihn hingetrieben, daß er in seiner Art sich mit den Angehörigen verständigen, ihnen seinen Ruf aufdringen wollen, wie er nur aus Vaterlandsliebe handle u. s. w.; aber wir müssen diese Erklärung fallen lassen, da sie durch keine positive Andeutung gehalten wird. Allein es ist ebenso möglich als wahrscheinlich, daß die Angst das Fräulein und den Bedienten etwas sehen und hören ließ, was in der Wirklichkeit nicht existirte.

Im Hause war Aufruhr und Verwirrung. Hier waren sie um den Sterbenden, dort die Anwesenden beschäftigt, Kotzbue's Gattin und jüngere Tochter davon abzuhalten, daß sie zu dem Ermordeten stürzten. Sand war allein, an ihn dachte im ersten Schrecken Niemand. Die drei Thüren des Zimmers standen offen. Er stürzte hinaus um zu entfliehen. Auf dem obern Flur begegneten ihm die Köchin und das Stubenmädchen, aber sie wichen entsetzt vor seinem blutigen Dolche zurück, den er (das kleine Schwert) „in Fechterlage vor sich hielt". Doch folgte ihm die Köchin und schrie um Hülfe, als er die Treppe hinunter war.

Zu gleicher Zeit riefen die Damen oben am Fenster hinunter: „Haltet den Mörder fest!" Die Leute auf der Straße liefen zusammen. Sand, indem er aus dem Hause trat, erkannte, daß die Flucht unmöglich geworden. Er nahm das Papier, auf welchem der „Todesstoß für August von Kotzebue" geschrieben, aus der Brusttasche des jetzt offenen Rocks, entfaltete es und überreichte

daſſelbe dem Kotzebue'ſchen Bedienten, der eben aus dem Hauſe ging, um die Wache zu holen, mit den Worten: „Da nimm es.“ Bekanntlich war ſeine Abſicht geweſen, das Papier mit dem kleinen Dolch als ein Femzeichen an eine Thür zu heften. Dazu fehlte ihm aber das Meſſer und die Zeit; jenes war ihm im Zimmer während des Mordanfalls aus der Hand gefallen; dieſe drängte ihn zur raſchen That.

Er rief zu dem hülferufenden Damen oben am Fenſter: „Ja, ich habe es gethan. So müſſen alle Verräther ſterben.“ Später hat er die Worte wieder in Abrede geſtellt. Dann wandte er ſich zum Volke und redete einige Worte, die verſchieden aufgefaßt ſind. Er will geſagt haben: „Hoch lebe mein deutſches Vaterland und im deutſchen Volke Alle, die den Zuſtand der reinen Menſchheit zu fördern ſtreben!“ — Zwei Dienſtmägde aus dem Kotzebue'ſchen Hauſe haben gehört: „Gottlob, es iſt vollbracht, wer will mir etwas darauf thun (auf das Papier deutend)? Es lebe mein deutſches Vaterland; ich ſtreite für mein Vaterland!“ Die Köchin will noch als Zuſatz gehört haben: „Und die ganze Univerſität!“ Sie beſchied ſich aber nachher dahin, daß ſie ſich wol geirrt haben könne.

Dann, unangefochten von der jetzt verſammelten Menge, welche in dumpfer Beſtürzung anfangs nur ſtumm dem unerwarteten Schauſpiel zugaffend, ſcheint dageſtanden zu haben, ließ er ſich auf die Knie nieder, murmelte die Worte: „Ich danke Dir, Gott“ — vielleicht auch: „für dieſen Sieg“, und ſetzte dann den Dolch an ſeine linke Bruſt, indem er langſam ihn in gerader Richtung hineinſtieß, bis er feſtſaß. Als er die Hände losließ, ſank er rechts nach vorwärts um. Jetzt erſt ſprang man hinzu. Ein Schuſtergeſelle zog ihm den Dolch, der in der Bruſt emporſtand, heraus.

Eine Hebamme riß ihm die Weste auf und wusch ihm mit Essig, den man aus dem Kotzebue'schen Hause gebracht, Brust und Kopf, worauf Sand wieder Zeichen des Lebens von sich gab. Jetzt erschien die Wache und er ward auf eine Tragbahre gebracht.

Was von hier ab geschehen vom Augenblicke an, wo der blutende Mörder unter ungeheurem Zusammenlaufe von Volksmassen, welche die unbegriffene That in dumpfer Verwunderung anstaunten, in das große manheimer Hospital getragen wurde, bis zum Augenblicke seiner Hinrichtung, darüber ruhte lange Zeit ein tiefer Schleier des Geheimnisses. Gefangenwärter, Aerzte, Geistliche und Richter waren zu besonderm Schweigen verpflichtet, dermaßen, daß sie jeder Erwähnung des Namens des Verbrechers vor dem Publicum sich enthalten, ja nicht einmal verrathen sollten, ob er noch lebe oder schon gestorben sei. Für so wichtig erachteten die deutschen Regierungen — denn es war Angelegenheit des deutschen Bundes, der europäischen Politik geworden — den einen Fall. Daher war den Gerüchten freier Spielraum gegeben, und es bildeten sich nach der je beliebigen Theilnahme der Einzelnen und der Parteien Vorstellungen aus, welche, der Wahrheit schnurstracks entgegen, zum Theil noch heut angenommen sind. Obgleich die Acten später publicirt wurden, herrscht doch noch heut bei einem großen Theile, selbst des gebildeten Publicums, der Glaube, daß Sand nicht entfliehen wollen, sondern mit der festen Absicht, nächst Kotzebue sich selbst Deutschlands Sache zum Opfer zu bringen, zur That geschritten sei.

Keine von Sand's Wunden war tödtlich, wie man meinte. Bis zum Abende des Tages blieb er bewußtlos, der Athem war schwach, der Puls kaum fühlbar, die Lippen blau, das Gesicht todtblaß, Hände und Füße kalt

und stelf. Jedoch hatte er sich schon gegen 8 Uhr, na Einflößung etwas warmen Weines so weit erholt, da eine Art Verhör mit ihm angestellt werden konnte. S antwortete durch Zeichen. Auf die Frage: ob er Kotzebu ermordet habe? richtete er den Kopf in die Höhe, riß d Augen weit auf und nickte kräftig und schnell mit de Kopfe. Dann verlangte er Papier und schrieb mit Ble stift die Worte:

„A. v. Kotzebue ist der Verführer unserer Jugend der Schänder unserer Volksgeschichte und der ru fische Spion unsers Vaterlandes."

In der folgenden Nacht hatte er viel Schmerzen; er ga durch Zeichen seinen Wunsch zu verstehen, daß der Au seher Violine oder Guitarre spielen möchte. Dann lie er sich aus Kohlrausch's „Deutscher Geschichte" die Schlac von Sempach vorlesen.

Das Wundfieber war am siebenten Tage gehoben; na vierzehn Tagen waren die Wunden geheilt. Aber es hatte si in der linken Brusthöhle ein Extravasat gebildet. Die Heilun konnte nur durch eine Operation bewirkt werden. Unterhal beider Wunden, zwischen der sechsten und siebenten Rip wurden die Hautmuskeln anderthalb Zoll lang quer durch schnitten, dann durch das Rippenfell eine Oeffnung g macht und aus dieser anderthalb Pfund halbgeronnene Blut entleert. Dies geschah am 8. April; aber da d Lunge verletzt war, ergoß sich täglich daraus eine bede tende Menge Eiter, er mußte täglich zwei mal verbunde werden und konnte geraume Zeit auch das Bett g nicht, oder nur auf Augenblicke verlassen. Sand li daran bis zu seiner Hinrichtung. Daß es ihm nur eine Athemzug bei der Operation gekostet, um sich selbst z tödten, gehört zu den unerwiesenen Gerüchten, dagege hatte er feierlich gelobt, nicht ferner Hand an sich z

legen, weshalb man ihm auch die leichten Handfesseln abgenommen, die ihm nach der Arretirung angelegt worden, um ihn zu verhindern, die Wunden aufzureißen. Er zeigte überhaupt keine Neigung mehr, zu sterben, vergaß nie die Stunde, wo er Arznei nehmen mußte und erbat sich vom Arzte die genauesten Verhaltungsmaßregeln hinsichtlich der Bewegung und Diät. Ja, er verabscheute später den versuchten Selbstmord als eine feige That, und es war diese That allein, welche er sich vorwarf. Gewissermaßen zur Wiederherstellung seiner Ehre in diesem Punkte bat er den Arzt, „daß es bekannt gemacht werde, wie er sich freiwillig der Operation unterworfen und sie mit Muth bestanden habe".

Seine Gemüthsstimmung war in den ersten Tagen nach der That aufgeregt, später ruhig und ernst. Als ihm angekündigt wurde, daß er, mehrer Sicherheit wegen, aus dem Hospital ins Zuchthaus gebracht werden müsse, vergoß er Thränen; schämte sich aber bald der, wie er sagte, unmännlichen Regung. Sein Betragen war, wie man es von einem Inquisiten aus den gebildeten Ständen erwarten darf. Er machte keine Foderungen, nahm mit vielem Danke die mannichfachen Erleichterungen und Beweise von Theilnahme an, die ihm von seinen Richtern und Wächtern, auch zum Theil durch diese vom Publicum erwiesen wurden, und bedauerte, daß er Jenen so viel Mühe mache und Zeit raube. Man verschonte ihn mit Ketten und wies ihm im Zuchthause ein bequemes, von den andern Sträflingen abgesondertes Zimmer an; doch ward er, wie sich versteht, mit der größten Strenge bewacht, und es scheinen ihm während seiner ganzen Haft keine andern Mittheilungen zugekommen zu sein, als welche durch die Hände seiner Richter gingen.

Die weitläufige Geschichte der gegen ihn geführten

Untersuchung, zu der eine eigene Commission in Mannheim niedergesetzt wurde, liegt außer unserer Aufgabe, da sie in ihren wesentlichen Resultaten schon in unserer Erzählung niedergelegt ist. Anfänglich ließ man Sand seine langen Antworten zu Protokoll dictiren, um desto buchstäblichere Aussagen von ihm zu bekommen. Alle diese Dictate sind in dem schwülstigen Stile, den er sich angeeignet. Als dies Verfahren die Untersuchung bedeutend verzögerte und er sich später selbst zu sehr davon ermüdet erklärte, ging man in das gewöhnliche Verfahren über.

Der Thatbestand des zunächst vorliegenden Verbrechens war ohne Schwierigkeit festgestellt. Kotzebue war schon gestorben, als die Aerzte herbeieilten. Er hatte drei Wunden erhalten. Eine im Gesicht war nicht von Bedeutung, die andere in der Mitte der Brust hatte die Lunge nur oberflächlich verletzt und wurde nicht für tödtlich erkannt. Die dritte, auf der linken Brustseite, hatte den gemeinschaftlichen Stamm der Lungenarterien durchschnitten, das Herz blutleer gemacht, die Verzweigungen der Luftröhre mit ausgetretenem Blute angefüllt und dadurch den Tod absolut herbeigeführt. Der Stoß mußte, nach dem ärztlichen Gutachten, mit großer Gewalt geführt sein, da er, nachdem er Rock, Weste, zwei Hemden und eine wollene Unterjacke durchdrungen, und die knöchernen Theile der Rippe durchschnitten, noch mehre Zoll tief in die Brusthöhle eingedrungen war.

Die Untersuchung richtete sich zunächst, da Sand hinsichtlich des vorliegenden Mordes und seiner Motive die bestimmtesten und bejahendsten Antworten gab, auf die Ermittelung seiner möglichen Complicen. Daß man keine auffand, ist schon gesagt. Wo das Verbrechen in die sogenannten hochverrätherischen Umtriebe, die durch ganz Deutschland gesucht wurden, überging, trat die inzwischen

von Seiten des Bundestages errichtete Central-Unterſuchungs-Commiſſion in Mainz als Richterin auf.

Aber während man von Seiten der Richter nichts unverſucht ließ, ihn zum Geſtändniß ſeiner Mitwiſſenden oder Theilnehmer zu bringen, operirte Sand in unrühmlicher Weiſe dagegen, indem er nicht allein mit dem Bekenntniß der Wahrheit zurückhielt, ſondern ſich offenbare Lügen erlaubte, die ihm ſpäter dargethan, oder die er, durch ſich ſelbſt überführt, endlich bekennen mußte. Das geſchah nicht, um ſein eignes Factum zu beſtreiten, oder vor dem Richter ein milderes Licht darauf zu werfen, ſondern meiſtens im Glauben, ſeiner Sache zu dienen und Diejenigen, von denen er das Meiſte dafür erwartete, vor Nachforſchungen zu ſichern. So iſt endlich ermittelt, daß er zu ſeiner Reiſe (nach Manheim) von Dr. Karl Follenius 20 Gulden Silbergeld geliehen erhalten. Nach mancherlei Umſchweifen fand er ſich gedrängt, ſeinen Buſenfreund Asmis als Darleiher zu nennen. Dieſer wurde darauf in die Unterſuchung verwickelt, leugnete ſtandhaft den Umſtand und bat in den rührendſten Briefen Sand, von dieſem unwahren Vorgeben abzuſtehen und nicht ihm, dem Unſchuldigen, dadurch in ſeiner theologiſchen Laufbahn hinderlich zu werden. Vergebens der Brief, vergebens die Vorſtellungen der Richter, daß er einen armen Freund, der inzwiſchen auch arretirt worden, dadurch unglücklich mache; er blieb bei ſeiner Behauptung und fügte noch nähere Details hinzu, die ſich ſämmtlich als falſch und erlogen ergaben. Er mußte ſelbſt ſpäter die Lüge einräumen und anerkennen, daß er das Geld von Follenius erhalten. Seine Entſchuldigung war, daß Asmis als Student, weniger dadurch implicirt werde als Follenius, welcher ſchon Privatdocent war. Aehnliche Widerſprüche, welche oft zu ſchroffen complicirten Lügen

anwuchsen, traten noch mehre bei der Untersuchung he
aus; ja es gewann den Anschein, „als habe er es fi
zum System gemacht, die Wahrheit zu verhehlen, sobal
er davon irgend einen Nachtheil für das System sein
politischen Ideen fürchtete". Zur Beurtheilung sein
Strafbarkeit war dies von keiner Erheblichkeit, hinsichtli
seiner verdächtigen Freunde blieb es glücklicherweise ohn
Folgen, aber bei der Beurtheilung seines Charakters hä
ten diese Umstände, wären sie bekannt geworden, wi
dazu beigetragen, den Glorienschein seines Märtyrerthum
früher verbleichen zu lassen. Zuweilen, wenn er seine
Tod nahe glaubte, suchte er sich, dieser Unwahrheite
wegen, vor sich selbst und seinen Richtern zu entschuldige
Aber die geschraubten, bombastigen Erklärungen, welche
dabei abgibt: „es habe ihm am meisten vor ihm selbst i
Innersten leid gethan, und es sei ihm zur peinliche
Qual gewesen, daß er theils aus Mangel der Erkenntni
des bestehenden Gerichtswesens, theils aus zu großer Rüc
sicht auf irdisches und menschliches Wesen, einige me
bei außer seinem Raume liegenden Fragen sich habe ve
leiten lassen, seinen Charakter zu trüben, anstatt ohn
Furcht zu resigniren für die ewige Wahrheit. Es sei dies
für ihn zur größten Qual geworden, aber er bereue e
auch öffentlich von ganzem Herzen, um diesen Flecken vo
seiner Ehre, wo möglich, zu tilgen" — diese Erklärunge
tragen wieder zu sehr den Charakter des Gemachten, eine
neuen Schauspiels, welches er sich und Andern spiel
an sich, um für wirkliche Ergüsse der Reue zu gelte
die ihn von jenem Augenblicke an, wo Kotzebue's Kin
an der Thüre erschien, nicht wieder besuchte.

Sand ist während der ganzen Untersuchung und bi
zu seiner Hinrichtung nicht ein einziges mal aus de
Rolle gefallen, welche er vor sich selbst spielte. S

seiner Selbsttäuschung verharrte er dabei, den Mord als eine Pflicht gegen sein deutsches Vaterland, als eine tugendhafte und gottgefällige Handlung zu betrachten. In dieser Ueberzeugung starb er nach vierzehn Monaten, ohne daß weder Richter, Geistliche, Freunde, noch die Briefe seiner Aeltern andere Gefühle in ihm zu erwecken im Stande gewesen. Zuweilen kam es ihm bei, politische Diatriben gegen die Fürsten Deutschlands zu Protokoll zu dictiren, die nur zu deutlich verriethen, wie wenig er mit dem wirklichen Zustande seines Vaterlandes vertraut war. Im Februar des folgenden Jahres (1820) fiel es ihm auch plötzlich ein, gegen das Gericht, welches die Untersuchung führte, zu protestiren. In einem äußerst schwülstigen Documente erklärte er, „als junger Deutscher und Bekenner Christi" könne er sich nicht einem Gerichte unterwerfen, das nicht nach volksthümlichem Gesetze, lediglich um des Guten an sich willen, verwaltet werde. Sein Verbrechen bestehe einzig und allein darin, daß er den jetzt Gewalt habenden als Einzelner, ohne sich mit ihrer überschwänglichen Macht messen zu können, entgegengetreten sei. Da nun hier der Anschein der Pflege der ewigen Gerechtigkeit zunichte sei, trete gegen ihn mit aller seiner Macht und mit voller Gültigkeit das Kriegsrecht, das Recht des Stärkern ein, dem er sich in Allem geduldig unterwerfe. Er erkenne alle Maximen der Politik als gegen sich erlaubt, da er, als ein Feind der alten Ordnung und im Begriffe, sie umzustürzen, von seinen offenen Feinden ergriffen sei; nur müsse ihn Niemand dadurch zum Thoren machen wollen, daß man von ihm „unbestechliche Pflichttreue" fodere, die nur von einem Gerichte, welches das gesammte Volk vorstellt, billig gefodert werden könne!

So war auch seine eigene Defension: „Er habe die

That für das Höchste des Vaterlandes gethan, dessen sie trotz der vielen Anklagen, Niemand angenommen hab Insofern glaube er sich gerechtfertigt und straflos weil er gethan, was andere Gerichte nicht gethan un in den Zeitverhältnissen nicht hätten thun können." Die Ansicht suchte er zu wiederholten malen zu vertheidige Kotzebue habe sich ihm als „der ergrimmteste Feind" (fü Deutschland) gegenübergestellt. Es sei ein Zustand d äußersten Noth gewesen. Da die Regierungen nicht he fen konnten (aus politischen Rücksichten vor Rußland sei es die heilige Pflicht jedes Einzelnen geworden, d Willen und Kraft gehabt, sich in den Kampf einzulasse

Als man aber in ihn drang, sich über den dur Kotzebue versuchten Nothstand des deutschen Volks un seiner selbst deutlicher auszulassen, gab er allen Ernst folgende Antwort:

„Kotzebue habe durch seine Schriften sein (Sand's) Va vatleben so sehr verbittert, daß er ihn mehr als einmal körpe lich getödtet habe. Das Vaterland habe er verspottet un verrathen, und es sei unmöglich gewesen, etwa durch Schriften gegen ihn zu thun (!), weil all die weibischen Wesen in Deutschland mit ih geweint und ihn angebetet hätten! Er habe viel Anhang gehabt, daß ein Einzelner nicht daran ha denken können, solch einen Mann mit der Feder zu b siegen (!); wenn er also seinen Unfug forttreibe, so kön sich der Einzelne in diesem Zustande der Noth nicht a ders helfen, als mit Aufopferung seines Lebens."

Nicht glücklicher waren seine gerichtlichen Vertheidig Wie wenig Sand die Rechtsverhältnisse kannte, ging au seinem Antrage hervor: daß man in den Zeitungen Di jenigen auffodere, die ihn vertheidigen wollten! Ma kann seinem Biographen nur beistimmen, daß die gan

Vertheidigung sich darauf hätte beschränken müssen: dem Angeschuldigten das Leben zu retten, was nicht außer dem Bereich der Möglichkeit gelegen hätte. Sie foderten zu viel: völlige Lossprechung von aller Strafe, weil seine That ein Irrthum gewesen, eine fortgesetzte Dialektik des Begriffs, den er von dem Getödteten, von der Vaterlandsgefahr und von seinen eigenen Pflichten gehabt; weil das Bewußtsein der Strafbarkeit seiner Handlung in ihm absolut nicht vorhanden gewesen; weil er in der festen Ueberzeugung gehandelt und dabei verblieben sei, er thue kein Unrecht; weil endlich sein System ohne Gefahr für die Folgen sei, indem seine Lehre ohne Anhänger mit ihm selbst dereinst zu Grabe gehen müsse.

Jarcke würde in seiner Vertheidigungsschrift nur nach den Milderungsgründen gesucht haben, welche die Todesstrafe ausschlössen. Er würde ausgeführt haben, daß der Irrthum des Inquisiten zwar seine Schuld, aber zur größten Hälfte der schlechten Lehre zur Last falle, die der Inquisit im guten Glauben in sich aufgenommen und deren bloße Consequenz die unglückliche That sei. Was Weisere geduldet, das zu prüfen und zu verwerfen, dürfe man von einem unerfahrenen Jünglinge von sehr mäßigen Naturgaben nicht verlangen; um so weniger, da Schulen und Universitäten, wo diese Lehre vorgetragen worden, heutzutage Staatsanstalten geworden. — Die deutschen Schulen und Universitäten zu vertheidigen, — wenn sie einer Vertheidigung bedurft! — ist nicht unsere Aufgabe: aber wir sind der Meinung, auch diese Defension hätte dem Unglücklichen nichts gefrommt.

Das Erkenntniß des Richters nimmt die That für eine durchaus freie Handlung des Inquisiten an, indem keine Spur von Wahnsinn sich finde. Die Ansichten hierüber könnten getheilt sein; daß aber ein solcher Wahn-

ſinn vor dem menſchlichen Geſetze ſtrafbar bleibt, daß, wenn auch nur betrachtet vom Standpunkte der Nothwehr, eine fixe Idee, die zum Blutvergießen und Meuchelmorde führt, um des Wohls der Geſellſchaft willen, wieder durch Blut geſühnt werden müſſe, unterliegt wol vor Niemandem einem Zweifel, als der etwa überhaupt die Todesſtrafe aus einem philoſophiſchen Principe verbannen will. Aber es könnte befremden, daß keine Stimme, nicht unter den Defenſoren und Richtern, ſondern unter Denen, welche die höchſte Beſtätigung des Urtheils vortrugen, auf die Umwandlung einer Strafe angetragen hat, welche dem Unglücklichen das erſtrebte Märtyrerthum zugeſtand. Wenn man die Stimmung erwägt, welche ſich nach der That verbreitete, lag dieſe Rückſicht nahe. Es waren freilich nur convulſiviſche Zuckungen von kurzem Athem. Der Erfolg hat gelehrt, daß die Rückſicht nicht nöthig war. Welch' ein Gedanke und furchtbarer Spuk in die Gegenwart: ein begnadigter Sand, der heute noch ſein verfehltes Leben auf einer Feſtung friſtete!

Nach der badenſchen Verfaſſung erſtatten die Hofgerichte in Criminalſachen, wenn die geſetzliche Strafe zehnjähriges Zuchthaus erreicht, nur ein Gutachten an das Oberhofgericht. Dieſes ſpricht das Urtheil. Alle zwölf Stimmen des begutachtenden Gerichts gingen auf Enthauptung. Auf die Frage, ob ein Antrag auf Begnadigung zu ſtellen ſei, übergingen fünf einen ſolchen ſtillſchweigend, zwei wollten die Beurtheilung dem urtheilenden Richter überlaſſen, drei verneinten, nur zwei bejahten die Frage, indem Gründe vorhanden ſeien, die Todesſtrafe im Wege der Gnade zu umgehen.

Unterm 5. Mai 1820 fällte das Oberhofgericht ſein Urtheil dahin:

„Daß Inquiſit, Karl Ludwig Sand, aus Wunſiedel,

des an dem kaiserlich-russischen Staatsrath von Kotzebue verübten Meuchelmordes für schuldig und geständig zu erklären, daher derselbe — ihm zur gerechten Strafe, Andern aber zum abschreckenden Beispiele — mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei" u. s. w.

Am 17. Mai wurde dies vom Großherzog von Baden bestätigte Urtheil Sand publicirt. Sein Gesundheitszustand hatte sich so gebessert, daß er das Bett schon auf mehre Stunden verlassen und sitzend in seinem Zimmer essen konnte. Ja auch der Appetit war ihm zurückgekehrt und er genoß mit Vergnügen kleine Näschereien und Confituren, welche ihm von theilnehmenden Seelen, und eingemachte Früchte aus der Heimat, die ihm von seinen Aeltern zugeschickt wurden. Das Urtheil hörte er ruhig an und dictirte zu Protokoll: „es erscheine ihm diese Stunde und der verehrliche Richter mit der endlichen Entscheidung willkommen; in der Kraft seines Gottes wolle er sich fassen; denn er habe schon oft und deutlich an den Tag gegeben, daß unter menschlichen Leiden ihm keines diesem gleich dünke, als das ist: zu leben, ohne dem Vaterlande und den höchsten Zwecken der Menschheit leben zu können; er sterbe gern, wo er nicht in seiner Liebe wirken dürfe für die Idee, wo er nicht könne frei sein. — — Er nähre die Hoffnung, durch seinen Tod Denjenigen zu genügen, die er hasse, die ihn hassen, und wiederum Die zu befriedigen, mit denen er die Gesinnung theile und deren Liebe mit seiner Erdenseligkeit eins sei. Willkommen erscheine ihm der Tod, da er noch die nöthigen Kräfte in sich fühle, um mit Gottes Kraft so sterben zu können, wie man solle."

Es existiren aus der letztern Zeit seiner Gefangenschaft einige Briefe an seine Aeltern, welche für den Criminal-

proceß zwar unerheblich, doch wichtig ſind, zur Schilderung ſeines Charakters und zum Beleg dafür, wie die natürlichen Gefühle noch dann und wann hell in dem Unglücklichen auffachten und ſich in einer einfachen Sprache Luft machten. Folgendes iſt Sand's letzter Brief:

Aus meinem Patmos.
Neujahr 1820 16/1.

Theuere Aeltern und Geſchwiſterte!

„In der Mitte September vorigen Jahres wurden mir durch die großherzogliche Special-Unterſuchungscommiſſion mit der Ihnen ſchon geprieſenen menſchenfreundlichen Geſinnung Ihre werthen Briefe vom Ende Auguſt und Anfang September eingehändigt und ſie hatten die zaubervolle Kraft, mich ganz in den Kreis Ihrer Herzen zu verſetzen und mich mit Freude völlig zu überſchütten.

„Sie, theuerer Vater, ſchreiben mir an Ihrem 67. Geburtstage und ſegnen mich mit dem Erguſſe Ihrer vollſten, reinſten Liebe, und Sie, theure Mutter, laſſen ſich ſogar herab zu Verſicherungen der Fortdauer Ihrer von mir ſchon jederzeit unwankbar geglaubten mütterlichen Geſinnungen gegen mich, und ſo erhielt ich Ihrer Beider Segen, der in meiner gegenwärtigen Lage wohlthätiger, als Alles, auf mich einwirken muß; ich wurde mit der ſegenvollſten Liebe und Freude reichlich genährt, und dafür danke ich Ihnen, theuerſte Aeltern, mit der kindlichen Ergebenheit, die mir, nach Gebühr des Sohnes, mein Herz nie vorzuſchreiben aufhören wird. Aber wie ich alſo das mir ſo unendlich theuere Verhältniß zu Ihnen lebendig vor meine Seele führe, ſo vermag ich auch nicht zu verſchweigen, daß ich durch einige Ausdrücke Ihrer über Alles innigen Liebe, die ſich frei über alle Rückſicht auf Verhältniſſe hinweg erhebt, als Sohn in einen zaghaften Zuſtand verſetzt werden mußte.

„Auch ihr, theuerer Schwager und theuere Schweſter, verſichert mich eurer ununterbrochenen, innigen Liebe. Ihr ſcheint nach dem Schreck, den ich plötzlich über euch Alle brachte, noch nicht recht zu wiſſen, was ihr aus mir machen ſollt; ich fühle mich daher in der innigſten Ergebenheit eines Bruders, voll von nie erſterbendem Danke gedrungen, euch zu ſagen, daß eure durch viele Jahre hindurch ſo reichlich durch die That bekräftigte Liebe mehr ausweiſt für das Beſtändniß wahrer geſchwiſterlicher Geſinnung zwiſchen uns — ſobald ich auf meiner Seite nur deren werth befunden werde — als alle möglichen, auch die zärtlichſten Verſicherungen in Worten.

„Und du, guter Bruder, wollteſt gern mit der theuern Mutter an die Fluten des Rheins geeilt ſein, hierher, wo das rechte geiſtige Verhältniß zwiſchen uns Beiden uns aufgegangen iſt, wo wir durch gleiche Geſinnung nach außen auch zu den innigſten Brüdern geworden ſind, — Du ſeieſt wirklich hier geweſen, muß ich dir ſagen, meine ich, wenn ich auf die reiche Quelle brüderlicher Tröſtungen und Aufmunterung ſchaue, die mir in deinem treuen, zarten Briefe zutheil wurde.

„Und du, gute Schwägerin, wie du dich gleich bei dem erſten Bekanntwerden mit ſo vieler Zärtlichkeit als liebende Schweſter zu uns ſtellteſt, ſo erkenne ich auch in jetziger Zeit die Fortdauer dieſes ſchönen Verhältniſſes aus dieſem deinem frommen und liebevollen Briefe. Deine gottergebenen Tröſtungen erquicken mich in innerſter Seele, aber auch dir kann ich nicht verhehlen, daß du in der Ausſpendung deiner Achtung und deines Lobes zu freigebig warſt. Ich wurde dadurch, wie billig, vor meinen innern Richter geſtellt, der mir den ganzen Umfang aller meiner Schwächen im Spiegel ſehen ließ.

„Du, gute Julie, möchteſt weiter nichts, als Das, was

mir zu tragen auferlegt ist, mir abnehmen können, und du versicherst mich, wie ich es ja von euch Allen weiß, daß du es gern für mich tragen wolltest, und daran erkenne ich dich ganz und auch besonders das Verhältniß, in dem wir miteinander aufgewachsen sind. Ach! ich sage dir, unter Gottes Schutz wird es mir gar leicht, weit leichter, als ich erwarten konnte, Das zu bestehen, was mir zugefallen ist. Aber womit soll ich, indem ich dir danke, dich trösten für diese nothwendigerweise abschlägliche Antwort? — Du kannst ja frei zu Gottes Altar treten u. s. w.

„So habet denn Alle den herzlichsten Dank, daß ihr mein Herz so sehr erfreut habt. — Ich will jetzt, da ich aus diesen stärkenden Briefen ersehen habe, daß ich als der verlorene Sohn besonderer Gegenstand Ihrer Liebe und Güte geworden bin, auch mit möglichem Fleiße Ihnen meinen geistigen und körperlichen Zustand schildern, und bitte Gott, er möge diesen Worten mit seiner Kraft beistehen, daß sie, als eine gemäße Gegengabe gegen diese Ihre Briefe, Ihnen zu mehrer Beruhigung mögen gereichen können.

„Hart gegen Glück und Unglück der Erde, wissen Sie schon von mir, lebe ich seit den letztern Jahren der reinen geistigen Freude, und ich muß bekennen, daß mich jener heilige Urquell alles Guten auch geschickt gemacht hat, diese suchen zu können und sie auch wirklich in reichlichem Maße zu finden. — Gott ist mir immer noch nahe, wie jemals; ich finde in ihm, diesem ewigen Urgrund des Seins aller Dinge, in unserm heiligen Vater, Trost und Stärke und einen unwankbaren Freund voll der heiligsten Liebe, der mich überall hinbegleiten wird, wo ich der Aufrichtung bedarf. Hätte er mir freilich fern werden, hätte ich ihn aus den Augen verlieren können, so müßte ich

jetzt höchst unselig sein und in verderblichem Zustande mich befinden; aber so macht er mich, den Schwachen, stark zu Allem, was noch über mich kommen mag. — Was ich sonst als heilig verehrte, wonach ich mich sehnte, wonach ich in innigem Streben erglühte, das ist auch jetzt nicht anders geworden: höchst unselig würde ich mich befinden, wenn ich schauen müßte, daß mein Herz Trugbildern ergeben und in leere Scheingestalten verwickelt gewesen wäre. So möge denn Einsicht rücksichtlich ihrer Urbilder unserer Vernunft und die reine Liebe zu diesen Schutzengeln unsers menschlichen Geistes bis an mein Ende immer mehr in mir erwachsen, damit sie mich um so williger in die Ewigkeit hinüber begleiten mögen! In Begeisterung und christlichergebener Demuth führe ich mein stilles Leben und es wird mir auch häufig jene höhere Heimsuchung zutheil, in der ich zeitlebens den Himmel auf Erden verehre — ich vermag mich recht oft in andächtigem Gebete zum Höchsten und Heiligen aufzuschwingen — meine Krankheit ließ mir immer so viel Ruhe zu, daß ich mit ernsten Gegenständen des Wissens, mit schönen Theilen meiner Gottesgelahrtheit und der Geschichte anhaltend mich beschäftigen konnte, und wenn ein heftigerer Krankheitszustand diese Beschäftigung auch auf einige Zeit unterbrach, so verfiel ich doch nie in Langeweile, denn Bilder aus vergangener Zeit und ein forschender Glaube, sowie die Alles göttlich ehrende Liebe waren reich und stark genug in mir, um mich auch hier nicht aus meinem irdischen Himmel hinausfallen zu lassen. — Ich würde, nach meinen Grundsätzen, in der Lage, in welche ich mich selbst versetzte, nie für meine Bequemlichkeit haben sprechen und für Gegenstände derselben bitten können; aber dessenungeachtet wurde ich durch nie genug anzuerkennende Menschenfreundlichkeit und durch die Liebe, die allenthalben trägt, duldet und

unterſtützt, von allen Seiten, mit denen mich die Fremde in die ich hinausgeſtoßen, in Berührung ſetzte, in allen Betreff mit ſo viel Güte überhäuft, daß Wünſche, di ich ſelbſt nicht im geheimen Innerſten meines Herzen für meine Krankenpflege zu hegen gewagt haben würde häufig noch übertroffen wurden. — Der körperliche Schmer war nie ſo überwältigt für mich, daß ich nicht dabe in innerer Erhebung hätte für mich ſprechen können: de Bettel! und ich mag ihn nicht in Vergleichung ſetzen mi jenem Seelenſchmerz, den wir im Gefühle unſerer Schwä chen, unſerer Schuld ſo tief einſchneidend empfinden wiewol jener auch immer ſchon wieder zur ewigen, gei ſtigen Freude ſich überneigt. Nur ſelten griff dieſer Schmer nach meinem Bewußtſein, Geſchwulſt und Entzündun nahmen nie ſehr überhand und die Fieber waren imme mäßig. Ob ich gleich ſeit drei Vierteljahren immer au dem Rücken liege, ohne mich aufrichten zu können, un obgleich unmittelbar von der Stelle des Herzens meh denn 40 Maß Eiter ausliefen, ſo habe ich mich doc noch nicht aufgelegen und die Krankheit fraß noch nich ſo ſehr um ſich, daß ſie abſcheuerregend und ſehr ekli wäre; — dies verdanke ich ſowol der vortrefflichen Pfleg als dem geſunden Blute, das ich von Ihnen ererbt hab

„So fehlte es mir denn nicht an dem mannichfaltigſte und nachdrücklichſten Aufmunterungen zum Guten. S hatte ich alle Urſache an meinem Geburtstage — ach nicht der Stunde meiner Geburt zu fluchen! — ſonder mit heiterer Beſchauung dieſer Welt, Gott und Ihne theuerſte Aeltern, für mein Daſein zu danken. Den 1 Oct. feierte ich in ſtiller Ergebung in den heilige Willen Gottes; an Weihnachten ſuchte ich mich in di Stimmung gottergebener Kinder zu verſetzen, und der Jah reswechſel brachte mir einen neuen Zeitabſchnitt, deſſe

Inhalt ſich mit Gottes Hülfe ebenſo zur geiſtigen Freude kehren wird, wie das vergangene Jahr. Und mit dieſem Wunſche, dem einzigen, wende ich mich denn auch zu Ihnen, beſte Aeltern, und zu Euch, geliebteſte Geſchwiſterte, und zu den Eurigen, und bitte, daß uns die Welt durch dieſe ſtetige höhere Freude täglich neu werden und daß wir Alle unſer Leben ſo, wahrhaft beſeligt, bis ans Ende führen mögen; denn dies iſt die göttliche Beſtimmung unſers Erdendaſeins, und ich wage es kühn gegen jeden Angriff zu vertheidigen, daß wir ſchon hier jene reine Freude des Jenſeits vorkoſten und finden ſollen, daß uns ſchon hier der Vorſchmack des Himmels werde!

„Ein fünfundzwanzigſtes Neujahr kann ich nicht hoffen noch wiederkehren zu ſehen; — möge denn mein obiges Gebet erfüllt werden und Sie durch dieſen treuen Abriß meines zeitherigen Lebens zu mehrer Beruhigung gelangen; mögen dieſe Worte mir auch dazu dienen, mich Ihrer Aller unauflöslichen Liebe als nicht entartet und unwürdig darzuſtellen und mir vielmehr jene für alle Ewigkeit zu ſichern! So zum Himmel flehend will ich verharren, bis der Tod mich abruft.

„In dieſen Tagen erhielt ich auch Ihren lieben Brief, theure Mutter, vom 2. Dec. v. J., und die großherzogliche Commiſſion hatte die Gewogenheit, mir auch den Brief des guten Bruders, der dieſem beigelegt war, leſen zu laſſen. Sie geben mir die froheſte Nachricht von Ihrer Aller völligem Wohlſein und Sie ſchicken mir eingemachte Früchte aus der geliebten Heimat. Ich danke Ihnen hierfür von ganzem Herzen. Was mir das Liebſte hierbei iſt, nämlich, daß Sie im Sommer und Winter mit gleicher Liebe für mich ſorgen, daß Sie und die gute Julie mit ſorglichem Sinne ſie ſelbſt in der Heimat pflückten

und zubereiteten, diesem bleibenden Genusse überlasse ich mich mit ganzer Seele.

„Ueber den neu angelangten kleinen Vetter mich herzlich freuend und die guten Aeltern und Großältern darum fröhlich begrüßend, versetze ich mich zu seiner Taufe in jene geliebte Gemeinde, wo ich ihm als christlichem Mitbruder meine Liebe entgegenbringe und alle Segnungen des Himmels auf ihn heraberflehe.

„Die großherzogliche Commission nicht zu häufig zu beschweren, werden wir diesen Briefwechsel wol abbrechen müssen, und ich schließe daher in kindlicher Ergebenheit und brüderlicher Treue ewig verharrend

Ihr

Sie innig liebender

Karl Ludwig Sand."

Vom Tage der Publication an wurde der Zuchthausverwaltung die Erlaubniß ertheilt, rechtliche Personen, welche Sand selbst zu sprechen wünschte, zu ihm zu lassen, namentlich Geistliche, und sonst billigen Wünschen des Verurtheilten zu begegnen. Dieselbe Ruhe und Festigkeit, welche sein letzter Brief an die Aeltern athmet, verließ ihn nicht während dieser Tage und zeigte sich bei den Unterhaltungen, die er mit Verschiedenen pflog.

Was uns davon aufbehalten ist, scheint freilich von Bewunderern des unglücklichen Jünglings niedergeschrieben, die seine letzten Momente gern ins hellste Licht zu setzen bemüht waren; doch tragen diese Mittheilungen den Stempel der Wahrheit und sind von reinem Interesse, das es uns zur Pflicht macht, sie nicht zu übergehen.

In dem Stuttgart 1821 herausgegebenen „Nachtrag zur ausführlichen Darstellung von Karl Ludwig Sand's letzten Tagen und Augenblicken" findet sich ein Bericht über ein Gespräch Sand's mit einem jungen Künstler und

Handwerker. Der Zuchthausverwalter Kieser, welcher Sand mit besonderer Zuneigung behandelt zu haben scheint, und die Neigung wurde erwidert, führte ihm Morgens um 7 Uhr einen jungen Künstler zu, der ihn zu malen wünschte. Sand hieß den Letztern freundlich willkommen als Freund seines treuesten Freundes, er glaubte ihn schon öfters aus dem Fenster im Garten des Verwalters gesehen zu haben. Der Gefangene hatte einen frischen Blumenstrauß vor sich. Kieser bemerkte, daß nun bald auch die Rosen wieder da wären: „sie blühen und verwelken." Sand nahm den Gegenstand auf: „Ich habe neulich Gelegenheit gehabt, Betrachtungen darüber anzustellen, wie in der Natur das Schöne vergehen muß, wenn es sich zeigen und entfalten will. Kloster (der Oberzuchtmeister) brachte mir eine Rose, eine sogenannte Monatrose. Die war so schön. — Ich war in ihrem Anblick recht erfreut. Die Nacht darauf war kalt und daher etwas Feuer im Ofen. Da sah ich die Rose völlig aufgegangen. Sie sah schwächlich aus und kam mir in ihrer blassen Schönheit wie eine erst entbundene Mutter vor. In ihrer Mitte war ein weißer Streif, vom Biß eines Wurms verursacht."

Das Frühstück unterbrach hier die Unterhaltung. Sand trank, liegend auf dem Bette, drei kleine Tassen Kaffee mit Wohlbehagen und noch eine Schale Milch. Der Künstler nahm während dessen Sand's Gesicht scharf ins Auge und bemerkte, daß das Porträt des Maler Mosbrucker Sand zwar in den Formen ähnlich aufgefaßt habe, doch sei es kleinlich und ohne Ausdruck. Sand erklärte, er sei damals noch sehr krank gewesen: „Ich meine, wenn ich mir hier ein Urtheil erlauben darf, er hat mich zu studentenmäßig aufgefaßt, und den Arm so im Rock (den Dolch ziehend) — dies sagte mir nicht zu." Nachdem

noch einige Worte über Malerei gewechselt waren, äußerte Sand: „Unsere größte Glückseligkeit ist eben diese Ruhe, die wir hier in der Unruhe finden. Ich kann daher auch Diejenigen nicht leiden, welche diesen Drang nicht haben, die sich an Nichts stoßen, denen Alles recht ist. Der Mensch muß etwas lieb gewinnen. Was er einmal als recht und gut erkannt hat, muß er als sein Höchstes sich erwählen und festhalten; daß er unter keinem Verhältniß davon lasse, muß er bereit sein, seinem höchsten, heiligsten Gute jedes Opfer zu bringen. Dieses kann nur die Liebe. Die Liebe muß lebendig in uns sein, und diese Liebe kann selbst rein bei Denjenigen sein und bleiben, die sonst mit manchen menschlichen Flecken behaftet sind. — — — Mir gefallen Die, welche Dasjenige, was sie einmal liebgewannen, beharrlich verfolgen und die man so gewöhnlich die Unruhigen nennt. Auch ich bin von Jugend auf daran gewöhnt worden, um der Wahrheit willen mich zu stoßen."

Er äußerte darauf seine Hoffnung, daß bald wieder eine eigentliche, deutsche Bildnerei entstehen werde, die nicht heidnische Götter, noch französische Freiheitsgöttinnen sich zum Ziele stellen werde, sondern deutsche Helden, Hermann, die Nibelungen. In Granit müßten die deutschen Bildner arbeiten, oder in Eisen gießen, wie er in Berlin Kunstwerke davon gesehen, die den schönsten Silberarbeiten gleichkämen. Die theueren Marmorblöcke möchten Italien verbleiben; auch sollten die Künstler sich nicht eigensinnig zu theuere Preise bezahlen lassen.

Als darauf der Hofprediger Katz ins Zimmer trat und ihn fragte, mit welchen Gefühlen er erwacht, antwortete Sand: „Ich erwachte mit den Gesinnungen, als wäre es der letzte Morgen meines Lebens, wie ich es auch gestern schon that, und fühlte mich ruhig und gestärkt.

Nur meine Wunde war beim Erwachen etwas ausgelaufen, und während des Waschens fror mich so sehr, daß ich sagen muß, körperlich nicht ganz gut erwacht zu sein. Doch habe ich es wieder recht lebhaft empfunden, daß die Kraft der Seele auch den Körper stärkt und ihn aufrichtet." — Herr Katz fragte ihn, ob er keinen Haß gegen die Härte des Gesetzes und die Richter, als Organe desselben, empfinde? — „Ich weiß nicht", entgegnete Sand, „war es in der Nacht, oder diesen Morgen, daß wieder das freundliche Bild vor meine Seele trat, daß die Nothwendigkeit zuletzt den freien Willen der Vernunft innig vereinigt und nur einen und denselben Weg mit ihr geht." Inzwischen wurde ein junger Mann gemeldet, der Sand zu sprechen wünsche. Es war ein Schuhmachergesell aus Wunsiedel, ein ehemaliger Schulkamerad Sand's, Namens Bietenfried. Sand freute sich, denn es sei ein gutgearteter Mensch gewesen. Er reichte dem Eintretenden die Hand und sagte: „Grüß dich Gott, lieber Bietenfried. Sei herzlich willkommen. Ich kenne dich noch; es freut mich, daß du meiner gedenkst." Bietenfried fragte: „Wie geht es dir, Sand?" — „Mir geht es gut. Wie geht es denn dir?" — Bietenfried: „Auch gut, wenn es dir gut geht." Sand hub wieder an: „Wir sind aus einer schönen Gegend, die ist der natürliche Mittelpunkt des lieben Vaterlandes. Unserm Urgebirg entströmen viele schiffbare Flüsse nach allen Richtungen desselben; es ist der Vaterlandsaltar, auf den man jedes Opfer gern legen muß. Freue dich dessen, wenn du zurückkehrst ins Urgebirge, und trage auch du zum Wohle des Vaterlandes bei, was du kannst und wenn's auch noch so wenig wäre. Soll das Ganze gut werden, so muß jeder Einzelne es sein und nach Kräften dazu beitragen. Und nun lebe wohl, recht herzlich wohl." — „Du auch", sprach Bieten-

fried. Sand reichte ihm die Hand und wandte sich dann wieder zum Künstler. „Wir sind unterbrochen worden, und ich rede so gern von der Kunst. In ihr zeigt sich der Sinn des Volks, und ich hoffe mit Zuversicht, daß es im Vaterland besser und so werden wird, daß unsere neue Bildnerei eigen und groß sich zeigen kann. Das Gute, was gesäet ist, geht nicht verloren, und kommt es auch jetzt noch nicht zur Reife, so ist die Zeit seiner nicht werth; aber wir wollen ein besseres Vertrauen zu ihm haben. Auch das Turnen läßt Vieles für die Jugend hoffen. Die Gebrauchskraft, wie Jahn sie nennt, wird dadurch entwickelt, und gibt es, wie er sich ausdrückt, auch jetzt in Deutschland allenthalben Großigkeiten, aber doch noch keine selbständige Größe, so wird doch die Hülfe Gottes auch kommen und dann unsere Kunst groß werden." Da bat der Geistliche, Sand möge sich nicht zu sehr anstrengen; der Künstler, dessen Hand in der des Gefangenen geruht, wollte aufbrechen. „Wenn wir Menschen treffen", schloß Sand mit tiefer innerer Bewegung, „die unsere Gesinnungen verstehen und theilen, so bekommen wir sie lieb; und sich seine Gefühle wechselseitig zu äußern, ist ja ein so seltenes Glück (es entflossen ihm dabei Thränen). Wir haben es gefühlt und drücken uns die Hände, und dies sei zum Abschied unser Lebewohl."

Dies ist freilich ein anderer Sand, als wir ihn aus den Protokollen kennen, und die Bearbeitung durch Freundeshände ist augenfällig. Zum Schluß unserer Darstellung war es aber Pflicht, auch solche Zeugen für ihn sprechen zu lassen.

Der badensche Oberst von Holzungen, welcher Sand mit verhaftet hatte, besuchte ihn und fragte, ob er ihn noch kenne? Sand erkannte ihn und wußte sich noch aller Umstände zu erinnern. Als die Rede auf den Tod

kam, dem er so jung entgegengehe, äußerte er: „Es ist nur der Unterschied zwischen Ihnen und mir, daß ich für meine Meinung sterbe, Sie aber, wenn Sie den Tod finden, für eine fremde.“

Es fehlte nicht an theilnehmenden Zuschriften. Eine suchte ihn in den wärmsten und rührendsten Ausdrücken zur christlichen Reue über seine Uebertretung des Gebotes Gottes zu ermahnen. Er erkannte nur den guten Willen des Schreibers und legte den Brief mit dem Ausruf: „Finsterling!“ fort. Einem andern Manne, der ihn fragte, ob er jetzt das begangene Unrecht einsehe und Reue empfinde, antwortete er: „Ich habe ein Jahr vorher darüber nachgedacht und seitdem wieder vierzehn Monate, und meine Ansicht hat sich um nichts geändert.“

Sand hatte gewünscht, den Scharfrichter vorher zu sprechen. Widmann aus Heidelberg kam am 19. Mai in Manheim an. Als er in Sand's Zimmer trat und der Zuchthausverwalter, welcher neben ihm am Bette saß, ihm den Namen des Eintretenden nannte, soll sich Sand's Gesicht plötzlich erheitert haben. Er richtete sich auf, faßte den Scharfrichter bei der Hand, ließ ihn neben sich setzen und hielt ihm während der ganzen Unterhaltung die Hand. Oft drückte er sie herzlich. Widmann war niedergeschlagen und konnte seine tiefe Bewegung nicht unterdrücken. Sand mußte ihn ermuthigen. Ueberwältigt von dem Auftritt, wußte er nachher wenig davon zu erzählen. Nur erinnerte er sich, daß Sand unter Anderm gesagt habe: „Bleiben Sie nur standhaft; an mir soll es nicht fehlen. Ich werde nicht zucken. Und wenn auch zwei oder drei Hiebe erfoderlich sind, so sollen Sie darum die Fassung nicht verlieren.“ Auch bat er ihn, sich Zeit zu nehmen, und fragte, wie er sich verhalten sollte, und dankte ihm im voraus für seine Mühe: „Denn nachher“, soll er

hinzugesetzt haben, „werde ich Ihnen nicht mehr danken können.“ Wenn es wahr ist, der einzige Hauch von Humor in seinem puritanisch erstarrten Gemüthe.

Am Morgen des 18. Mai ließ er seine langen, dunkelbraunen Haare ordnen und den ganzen Körper waschen. Er bemerkte dabei: daß es die Völker des Alterthums auch so gemacht hätten, ehe sie ins Treffen gingen. Nach dem Zeugniß seiner Freunde blieb er in diesen letzten Tagen ruhig und sanft, freundlich und ermuthigend gegen Jedermann. Nicht als der Trostbedürftige erschien er, sondern als der Trostgebende für Alle, die schluchzend und weinend von ihm schieden.

Die Begleitung durch einen Geistlichen auf den Richtplatz hatte er schon früher entschieden abgelehnt, weil er darin eine Entwürdigung der Religion erblickte. Dagegen unterhielt er sich mit drei Geistlichen am Abend des 19. Mai über Religionsgegenstände. Der eine derselben, der mehre Stunden bei ihm blieb, nahm ihm, im Auftrag, das Versprechen ab, nicht zum Volke zu reden. Sand versprach es, indem er hinzusetzte, wenn er auch wolle, würde seine Stimme doch zu schwach sein. Er legte sich an diesem Abende erst nach 11 Uhr zur Ruhe und schlief so fest, daß er vor 4 Uhr geweckt werden mußte. Das Verbinden der Wunde schmerzte ihn sehr, doch blieb er frisch und frühstückte, wie gewöhnlich, mit sichtbarer Eßlust. Um 4 Uhr kamen die drei Geistlichen wieder und man eröffnete ihm, daß die Hinrichtung, statt um 11 Uhr, wegen des gefürchteten Volksandranges schon um 5 Uhr vor sich gehen solle, falls er dazu vorbereitet sei. „Das bin ich in diesem Augenblicke“, erwiderte Sand. Er nutzte die übrige Zeit, sich mit den Geistlichen zu unterhalten, und bat sie, leise mit ihm zu beten. Nachdem

dies geſchehen, ſprach er Körner's Worte: „Alles Ird'ſche iſt vollendet und das Himmliſche geht auf.“

Am 20. Mai, am Sonnabend vor dem Pfingſtfeſt, war der Tag der Hinrichtung. Zum Richtplatz war eine Wieſe vor dem heidelberger Thor erwählt. Das Schaffot, welches man dort errichtet, war fünf bis ſechs Fuß hoch. Aber die Nachricht von dem bevorſtehenden Ereigniß hatte ſich ſehr ſchnell verbreitet, daß eine Menſchenmaſſe von allen Seiten, auch viel Studenten aus Heidelberg (in der Burſchenſchaft hatte man ſich verabredet, in ſtiller Trauer daheim zu bleiben), nach Manheim ſtrömte. Die meiſten übernachteten auf den Dörfern. Zur Vermeidung jeder möglichen unruhigen Bewegung hatte man deshalb die Hinrichtungsſtunde beeilt. Von den Studenten kamen daher die meiſten erſt an, nachdem das blutige Schauſpiel ſchon geſchloſſen war. Auch waren alle möglichen Vorſichtsmaßregeln durch Verſtärkung der Gefängnißwachen getroffen. Das Militär, aus 1200 Mann Infanterie beſtehend, umgab im Quarré das Schaffot, 350 Mann Cavalerie wurden zur Escorte aus dem Gefängniß verwandt und ſelbſt ein Detachement Artillerie ſtand unter Waffen.

Von den gebildeten Bewohnern Manheims, welche eine während des Proceſſes vielfach an den Tag gelegte und auch ſpäter noch lange ausdauernde Theilnahme für Sand bezeigt, ließ ſich Niemand außer ſeinem Hauſe ſehen. Viele hatten ſogar die Stadt verlaſſen. Dennoch wimmelten die Straßen von Neugierigen und Patrouillen; aber es ging Alles ruhig ab. Noch ward am Morgen ſelbſt eine Stunde lang am Schaffot gehämmert. Als es fertig, erſchien der Scharfrichter mit ſeinen Helfern, alle ſchwarz gekleidet; er trug über dem Rocke einen Schanzläufer von Biber, das Richtſchwert darunter. Die Henkers-

knechte ſollen auf dem Blutgerüſte ihr Frühſtück verzehrt und ihre Pfeifen geraucht haben!

Im verſchloſſenen Hofe des Zuchthauſes ward Sand in eine niedrige offene Chaiſe gehoben, die man zu dieſem Zwecke kaufen müſſen, indem in ganz Manheim Niemand ſeinen Wagen dazu hergeben wollen. Er grüßte ringsumherſchauend und ſtillſchweigend die Züchtlinge, die an den Fenſtern lagen und weinten. Sie ſollen während der Unterſuchung, wenn ſie an ſeinem Fenſter vorübergeführt wurden, ihre Ketten in die Höhe gehoben haben, um ihn nicht durch das Klirren zu beunruhigen. Als das Hofthor aufging und die verſammelte Menge den Verurtheilten erblickte, ſoll ein lautes Schluchzen allgemein geworden ſein. Sand bat darauf den Oberzuchtmeiſter, der auf ſeine Bitte neben ihm ſaß, wenn er etwas Schwächliches an ihm bemerke, ihm ſeinen Namen zuzurufen.

Der Richtplatz war kaum 800 Schritte vom Gefängniß entfernt. Der Zug ging langſam. Zu Seiten der Chaiſe gingen zwei Zuchtmeiſter mit Trauerflören. Ein zweiter Wagen mit Stadtbeamten folgte. Die Glocken wurden nicht geläutet. Nur einzelne Stimmen: „Sand, lebe wohl!“ unterbrachen die allgemeine Stille. Es hatte geregnet, die Luft war kalt. Sand war zu ſchwach, um aufrecht ſitzen zu bleiben. Er ſaß, halb zurückgelehnt im Arm des Oberzuchtmeiſters. Sein Geſicht war leidend, die Stirn offen und frei. Die Züge waren intereſſant ohne ſchön zu ſein. Alles Jugendliche war daraus fort. Er trug nicht, wie faſt aller Orten gedruckt iſt, einen ſchwarzen, altdeutſchen Rock, ſondern einen dunkelgrünen Ueberrock, weißleinene Beinkleider und Schnürſtiefeln. Der Kopf war unbedeckt.

Auf die Schultern zweier Zuchtmeiſter gelehnt beſtieg,

Sand das Blutgerüst. Er blickte noch einmal nach Mannheim und auf das versammelte Volk zurück, dann ein mal, so schien es, auf die Natur im Frühlingskleide, ein Schauspiel, das ihm vierzehn Monate verschlossen geblieben war. Nach der actenmäßigen Darstellung hat Sand überall nichts zum Publicum gesprochen. Nach den Berichten seiner Freunde fing er mit lauter Stimme an zu sprechen: „Ich sterbe im Vertrauen auf Gott" — als ihn Jemand unterbrach: „Sand, was haben Sie versprochen!" worauf er schwieg, die Rechte feierlich, wie zum Schwur, in die Höhe hob und leise fortfuhr: „Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich für Deutschlands Freiheit sterbe." Es wäre, laut dem Freundesberichte, bei diesen Worten gewesen, wo er das festgeballte Taschentuch mit einiger Heftigkeit auf die Erde warf. Nach dem commissarischen Berichte „wendete sich der Verurtheilte, oben angelangt, im Kreise umher, warf dann das in der Hand gehaltene Sacktuch kräftig zu Boden, hob die rechte Hand in die Höhe, als wenn er einen Eid schwöre, richtete zugleich den Blick gen Himmel und ließ sich dann gegen den Richtstuhl zu führen, wo er auf ausdrückliches Verlangen bis zur Vorbereitung zur Hinrichtung stehen blieb." Wenn jener Versuch zu reden nicht vorgefallen, erschiene dieses Benehmen unerklärt, wie es denn auch in jener Zeit mancherlei Auslegungen erdulden mußte. Einige glaubten: Sand habe noch auf plötzliche Begnadigung gehofft, Andere, die sich von der Vorstellung einer ausgedehnten Verschwörung nicht trennen konnten, daß er auf plötzliche Hülfe seiner Freunde, auf Studenten mit gezückten Hiebern gewartet, die aufs Schaffot springen, ihn losreißen würden und nach einem Kahn führen, der am Rheinufer bereit lag u. s. w. Der Unmuth, sich getäuscht zu sehen, habe

jene Bewegungen des Zorns hervorgerufen, die mit seinem sonstigen Benehmen so wenig stimmen.

Nach dem commissarischen Berichte sprach Sand für sich nur folgende Worte mit kaum hörbarer Stimme: „Gott gibt mir in meinem Tode viel Freudigkeit — es ist vollbracht — ich sterbe in der Gnade meines Gottes." Nachdem der Actuar das Todesurtheil mit lauter Stimme vorgelesen, wurden dem Delinquenten die Hände und der Leib an den Pfahl festgebunden. Er bat dabei leise die Scharfrichterknechte, ihn nicht so fest zu binden, weil ihn die Wunde schmerze. Man band ihm darauf die Hände, statt auf der Brust, auf dem Schooße, weil sie ihm dort das Athmen erschwerten. Auch bat er, die Binde vor den Augen so zu schieben, daß ihm das Licht nicht ganz entzogen werde. Als er eine Scheere am Nacken fühlte, bat er, ihm das Haar zu lassen. Der Nachrichter flüsterte ihm zu, es sei für seine Mutter bestimmt. Sand nickte dazu. Man schnitt ihm nur wenige Haare ab und band die übrigen in die Höhe.

Schon der erste Hieb war tödtlich. Der Kopf wurde vom Rumpfe getrennt; nur blieb derselbe an einigen Fleischtheilen des Vorderhalses haften. Uebrigens geschah die Hinrichtung in der größten Ordnung. Feierlicher Ernst und tiefes Schweigen herrschten umher. Nur im Augenblick des Kopfabschlagens selbst durchzuckte unwillkürlich das Mitleid die Versammelten.

Aber kaum daß es geschehen, so drängten, nach den Berichten seiner Freunde, alle Umstehenden an das Gerüst. Das Blut ward mit Tüchern aufgewischt, der Richtstuhl, durch einen Knaben vom Schaffot geworfen, zerschlagen und in kleinen Stücken vertheilt, und wer davon nichts habhaft werden konnte, schnitt sich wenigstens einen blutigen Splitter vom Gerüste ab. Nach Andern (s. die

Schrift „Nachtrag zur ausführlichen Darstellung u. s. w.“) hatte ein Gutsbesitzer den ganzen Stuhl käuflich vom Scharfrichter an sich gebracht. Dies wird aber dahin berichtigt, daß der Gutsbesitzer den Stuhl vom Scharfrichter geschenkt erhalten und ihn selbst vom Schaffot bis auf sein Landgut, $1\frac{1}{2}$ Stunde von Heidelberg, getragen habe. Auch mit einzelnen Haaren soll Handel getrieben worden sein, doch protestirt der Scharfrichter dagegen, etwas verkauft zu haben; vielmehr scheint es, daß Speculanten vorräthiges Haar, als von Sand herrührend, an den Mann gebracht haben.

Körper und Haupt wurden sofort in den Sarg gethan, den man auf der Stelle zunagelte. Nachdem derselbe unter militärischer Escorte wieder ins Zuchthaus zurückgebracht und zwei Stunden vorher noch einmal vom Oberzuchtmeister untersucht worden, um sich über die Identität des Leichnams zu versichern, wurde er, Nachts um 11 Uhr, in einer Ecke des benachbarten lutherischen Kirchhofs (wo auch Kotzebue ruht) unter Begleitung mehrer Personen, nach den gewöhnlichen Gebeten eingesenkt. Das Grab aber ward sofort mit dem ausgehobenen Rasen wieder überdeckt und eben gemacht. Ein Wachtposten sollte dort stehen, bis der Verwesungsproceß erfolgt wäre. Nach Andern war es derselbe Posten, welcher das Zuchthaus bewacht. Er sei aber so gestellt worden, daß nur die niedrige Kirchhofsmauer ihn von der Grabstätte des Mörders trennte. Der Platz soll nicht schwer zu finden sein, wenn man links vom Eingangsthor die Mauer bis zur Ecke verfolgt. Die übrigen Gräber sind entfernt. Ein Pflaumenstämmchen grünte (1821) rechts nach unten hin vom Grabe. Wein rankte sich an der Mauer auf. Der Platz war mit ewigem Klee und Vergißmeinnicht eingesäet. Manheims Einwohner wallfahrteten häufig

dahin, und des Morgens fand man oft Blumen und Trauerweiden daraufgestreut. Das Volk habe, — schrieben die Freunde — die Wiese, worauf die Hinrichtung erfolgte, Sand's Himmelfahrtswiesel genannt.

Die Nachricht von Sand's Hinrichtung kam dem größern Publicum ganz unerwartet. Die allgemein verbreiteten Nachrichten über seinen Gesundheitszustand hatten glauben lassen, daß es nicht der Schärfe des Schwertes bedürfe, um sein verwirktes Leben zu enden. Auch selbst unter den strenger die That Beurtheilenden meinten Viele, es wäre menschlich und klug gewesen, dem Gerichte Gottes, welches so sichtbar herannahte, nicht durch den Arm der weltlichen Gerechtigkeit vorzugreifen.

Anders dachten die Freunde Sand's, welche das Zünden der Brandfackel, die er in das alte Sein geschleudert erst von seiner öffentlichen Hinrichtung erwarteten. Die Fackel erlöschte. Im gesunden Sinne der deutschen Nation war kein Brandstoff für dieses Feuer vorhanden. Statt zu zünden, wirkte die That einen Niederschlag; statt des Fortschritts trat die Reaction ein. Die Aufregung zeigte sich mehr als eine sentimentale Wehmuth, die keine Thaten erzeugt, die nur an den vorhandenen zehrt.

Seine Haare und seine Bildnisse wurden verkauft. Des liebäugelnden Götzendienstes gab es mancherlei. Ein damals berühmter Landschaftsmaler gefiel sich, Wiesenlandschaften mit zerstörten gothischen Domen zu malen, vor deren letztem Altare ein Jüngling mit langem Haar und deutschem Rocke seinen Dolch niederlegt. Ein anderer Künstler hatte aus schwarzem Marmor und Alabaster ein Epitaphium ihm zu Ehren gemeißelt. Auch Gedichte

und Balladen fehlten nicht. In einer wird erzählt, daß der Nachrichter zu Heidelberg ſich in einem Gartenhauſe von ſchlichtem Holze Tiſch, Bänke und Schränke gezimmert zur Erinnerung an Sand. Sie ſind von dem Gerüſte, auf dem Sand geblutet.

Die Studentenwelt von 1819 fühlte ſich allerdings elektriſch getroffen. Einer aus ihren Kreiſen, einer, den ſie im Leben gering geachtet, hatte es hingegeben als Opfer für Freiheit und Vaterland. Scham und Bewunderung ſtachelten ſich gegenſeitig auf, aber es blieb bei Worten und Liedern. Was einer ſchrieb: „Ein Beiſpiel mußte gegeben werden, wie Jeſus einſt, daß der Menſch für ſeine Ueberzeugung ſterben kann", das dachten Viele. Aber umſonſt ſchrieben ſie ſich, Einer dem Andern: „Sand hat edel gehandelt und groß, und es ſtände gut um uns, wenn nur recht Viele da wären, wie unſer redlicher, treuer Sand." Die Vielen blieben zu Haus, glücklicherweiſe; es ſtand nicht ein Einziger auf. Denn Löning's widerwärtiger Mordangriff wurde von Allen als eine Caricatur der Sand'ſchen That mit Abſcheu von ſich gewieſen. — Da heißt es in einem der Briefe, welche die Unterſuchungen ans Licht gefördert: „Sand's That iſt keine leere Schwärmerei. Ihre Folgen ſind unabſehbar und ungeheuer, und der Weltgeiſt, der im ewigen Fortſchreiten begriffen iſt, wird ſie zum Guten wenden." Und Tauſende riefen wol mit dem Schreiber: „Sie iſt ein großes Zeichen Deſſen, was kommen wird und kommen muß." Und wol Mancher mag Daſſelbe gedacht haben, was Jener ſchrieb: „Ein Diener iſt abgefahren, herrlich vorangeritten den Andern. So wird die ganze Brut abfahren aus dem deutſchen Lande, — — — endlich werden ſie doch Schwerter finden, überall die Wurzeln auszuſchneiden und

ein gewaltiger Sturm vor der Sonne her wird überhin fliegen und reinigen, bis die Stunde kommt."

Der erwartete „Sturm" blieb aus, der „Weltgeist" zauderte lange, „dieſe That zum Guten zu wenden". Schon ſchreibt einer der eifrigſten Bewunderer an ſeine Aeltern, ſie könnten feſt überzeugt ſein, daß er „nichts in der Leidenſchaft unternehme, was verderblich ſein und (ihn) wol gar gereuen könnte". Am wenigſten werde er jetzt eine ähnliche wie Sand's That vollbringen; denn dies würde durchaus ſchlecht wirken, indem er Sand's That herabſetzte und das gewirkte Gute vernichten würde. Die Leute würden ſagen: Seht den Affen! —

Wo der Fanatismus ſchon ſolchen vernünftigen Rückſichten Platz macht, iſt er nicht mehr gefährlich. Es war eine neue ſchöne Brücke der Selbſttäuſchung: man wollte dem Einen die Glorie des Märtyrerthums durch Nachfolge nicht verkleinern. Hätte man nach dem alten Sprichwort, das ſogar verlangt, einem geſchlagenen Feinde goldene Brücken zu bauen, dieſe Brücke, die er ſich ſelbſt baute, nicht abgebrochen, hätte man dem geſunden Sinne der deutſchen Nation vertraut, bei der — in allen Zeiten hat ſich's bewährt, — der Spuk des Fanatismus nicht lange andauert, wenn man ihn ſich ſelbſt überläßt, es wäre viel Unheil vermieden worden. Die am bewußteſten beſtimmte Zwecke verfolgten, erkannten ſehr bald, daß die wirklichen Deutſchen für ihre Chimären nicht zu gewinnen waren; ſie wanderten misvergnügt aus und ſuchten in Amerika ein neues Vaterland. Die Uebrigen, in welchen Reihen ſuchen wir heut die Altdeutſchen, die Liberalen von 1819! Es wäre von großem Intereſſe, ihre Namen auf einem Blatte zu leſen, der Freunde und Bewunderer Sand's, der Verfolgten und Eingekerkerten, und dagegen übergeſchrieben ihren heutigen Sand, ihre heutige Wirkſamkeit

Freilich wäre es nur ein neuer Beleg der uralten Wahrheit von den Gegensätzen, zu oft in Sprichwörtern niedergelegt, daß die Feder sich scheut, das hundertfältig Ausgesprochene noch einmal zu wiederholen.

„Die Folgen von Sand's That sind unabsehbar und ungeheuer", schrieb prophetisch jener Student. Sie waren es, und wir übersehen sie erst heut. Seit dieser Zeit haben sie gehaftet auf der deutschen Presse, auf unsern Universitäten, auf dem Nationalsinn und der Begeisterung der deutschen Jugend. Die Saat des Nationalstolzes, der ideellen Begeisterung für Deutschlands Freiheit und Größe, freilich mit Unkraut unterwachsen, aber üppig wuchernd auf den blutgetränkten Schlachtfeldern aus den Befreiungskriegen, wurde durch die Karlsbader Beschlüsse zu Boden gedrückt. Diese Beschlüsse waren die nächste Folge von Sand's That. Die Jugend wurde mit rauhem Arme aus dem Reiche der Träume fortgewiesen, zur Unterwürfigkeit unter die Wirklichkeit und die bestehenden Verhältnisse. Sie ist diesen Winken gefolgt. Sie träumte bald nicht mehr von Deutschlands Größe und Einheit, vom Purismus der Sprache, von unversöhnlichem Franzosenhasse, sie lernte lächeln über ihren Traum, der die Juden aus dem christlich-deutschen Reiche verweisen wollte, und die begeisternde Idee vom großen deutschen Dome, in welchem alle Bekenner Christi, Katholiken und Protestanten, das Abendmahl nach demselben deutschen Ritus nehmen würden und nehmen sollten, wich andern Ideen, welche die Nothwendigkeit einer Kirche allüberall in Zweifel stellen. Statt der Burschenschaft, welche in allen Deutschen einen Sinn erwecken wollte, sah man es gern, daß der Mecklenburger und der Baier, der Hesse und der Sachse ihre besondern Sinne und Eigenheiten auch auf den Universitäten pflegten. Sand's That, und

was ihr folgte, war eine Explosion; sie reinigte die Luft von einem trüben Nebel, in dem die deutsche Eiche krüppelhaft aufgeschossen wäre; aber das Bewußtsein, das darauf eintrat, war nüchtern und unbehaglich wie das Erwachen nach einem Rausche. Hingewiesen auf die Materie, auf den Egoismus, ward die Schwärmerei für Tugend, Religion und Vaterland zur Schwärmerei für Begriffe, die einen materiellen Hintergrund haben. Das fanatische religiös-sittliche Element konnten die Zwangsmaßregeln vernichten, aber nicht den einmal geweckten Sinn, die Theilnahme des Volks an einem freiern Staatsleben. Nicht phantastisch und lächerlich mehr, er trat oft undeutsch und in gefährlichen Regungen, aber mit einem Bewußtsein und einer Bestimmtheit hervor, gegen die keine äußern Maßregeln fruchten. Da erschienen Momente in unserer Geschichte, wo man die sittlich-religiöse Begeisterung des unglücklichen Mörders wieder zurückwünschte, jenes Gottvertrauen, das sich nicht machen läßt, aber mit Umsicht geleitet, unvergängliche Früchte trägt. Ja, Momente sind erschienen, wo man viel darum gegeben, jene nun zersplitterte und in Weltbürgersinn übergegangene deutschvolksthümliche Begeisterung wieder zurückzurufen; und man war hocherfreut, als ein unbedeutend Lied vom „freien deutschen Rheine" einen Abglanz von dem Zauber wirkte, welcher die Herzen der ganzen deutschen Jugend von selbst damals durchzückte.

Dies über die Stimmung und die Motive; über die That selbst ist jetzt kaum mehr eine getheilte Ansicht. Wenn ein ausgezeichneter Mann sie, in der ersten Aufregung, ein schönes Zeichen der Zeit nannte, würde er diesen Ausspruch, den er in den Trostbrief an eine tieferschütterte Mutter niederlegte, heute, im Zustande der ruhigen Betrachtung, schwerlich wiederholen. Das heu-

tige Urtheil des deutſchen Publicums dürfte in Varnhagen von Enſe's Epigramm ausgedrückt ſein:

Grauſam häufet ein höhnend Geſchick hier Schrecken des Wahnes;
Dich Unglücklichen trieb falſcher Geſtirne Beruf!
Irr und bejammernswerth hat Alles hier ſich geſtaltet,
That, Zweck, Mittel, Erfolg, fremdes und eigenes Loos.

Die Ermordung des Fualdes.

1817.

In der kleinen Stadt Rhodez, im Westen von den Sevennen gelegen und bespült vom Flusse Aveyron, lebte der ehemalige Advocat und öffentliche Ankläger bei den Assisen im Departement des Aveyron, Fualdes. Ein bejahrter Mann, hatte er sich von den Geschäften zurückgezogen, und obwol in Ansehen und weit verbreiteten Familienverbindungen, waren doch seine Vermögensumstände, wie sich später ergab, zerrüttet. Er hatte im Jahre 1816 eine Domäne, welche er besaß, verkauft, und scheint nur die vollständige Belegung der Kaufgelder abgewartet zu haben, um sich irgendwo anders hin zur Ruhe zu setzen und von seiner Pension zu leben.

Zu seinem nächsten Umgange gehörten zwei seiner Verwandten, Männer von Ansehen und weit verzweigten Familienverbindungen in der Provinz. Der eine, Joseph Jausion, de Veynac genannt, war Geldwechsler zu Rhodez, der andere, Bernard Charles Bastide Grammont, Gutsbesitzer in der Nähe der Stadt. Jener, 48 Jahre alt, selbst klein und häßlich von Gestalt, hatte Bastide's Schwester zur Gattin, eine Frau

von ausgezeichneter Schönheit. Bastide war um einige Jahre jünger und von schöner, ungemein kräftiger und hoher Gestalt. Er war verheirathet mit einer geborenen de Palagret, hatte aber keine Kinder. Beide Frauen genossen des besten Rufes und galten für sehr liebenswürdig. Ebenso Madame Galtier, Bastide's zweite Schwester und Jausion's Schwägerin. Beide Männer waren entschiedene und eifrige Royalisten; Jausion war während der Revolution in Lyon nur durch ein Misverständniß der Guillotine entgangen. Sie gehörten einer gehaßten und damals gefürchteten Partei an. Was über ihren Charakter und ihre Moralität von den Zeugen ausgesagt wird, muß man in einem von der heftigsten Parteisucht erschütterten Lande nur mit der äußersten Vorsicht aufnehmen, doch konnte man gegen Beider Lebenswandel nur zwei thatsächliche Umstände vorbringen. Gegen den Wechsler Jausion war der Verdacht erhoben, einmal mit der Frau eines Andern im vertrauten Umgange gelebt zu haben und derselben behülflich gewesen zu sein, das mit ihr erzeugte Kind aus der Welt zu schaffen. Er war zur Untersuchung gezogen, aber das Urtheil hatte: Nicht schuldig! gelautet, und Fualdes selbst, der damals als öffentlicher Ankläger gegen Jausion auftrat, war nichtsdestoweniger sein Freund geblieben. Einige meinten, Fualdes habe ihm durchgeholfen. Bastide sollte einst seinem eignen Vater die Pistole auf die Brust gesetzt haben; aber der Vorwurf ist nicht erwiesen; im Gegentheil stand er mit allen den Seinen in der innigsten Verbindung, wie der Verlauf des Processes sattsam erweist. Sein Vater überlebte noch den traurigen Ausgang des Sohnes.

Fualdes hatte am 19. März 1817 den Rest der Kaufgelder vom Käufer seines Gutes, dem Präsidenten de Seguret, empfangen, aber in Papieren und auf sich

ſelbſt gezogenen Wechſeln, welche de Seguret acceptirt hatte. Ihm war es darum zu thun, warum, erhellt nicht, die Papiere noch an dem Tage zu Gelde zu machen. Baſtide und Jauſion bemühten ſich deshalb, aber es war ihnen nur möglich geweſen, einen Theil zu realiſiren, den Reſt erhielt Fualdes zurück. Am Abende dieſes Tages waren zwei bekannte Herren bei Fualdes. Dieſer erklärte ihnen im Geſpräche, daß er nur bis 8 Uhr verweilen könne. Als es 8 Uhr ſchlug, ſagte er: „Ich habe Geſchäfte und muß Sie verlaſſen.“ Er ging in ſeine Stube, kam mit etwas zurück, was er unterm linken Arme hielt, nahm den Stock und ging aus.

Er kam nicht zurück. Am folgenden Morgen um 6 Uhr fand die Frau eines Schneiders in Aveyron, nahe bei einer Mühle, einen todten Mann. Es war Fualdes. Als ſie die Leiche aus dem Waſſer zog, entdeckte man ſogleich eine Wunde am Halſe, und zwar einen 3½ Zoll langen Schnitt in die Kehle, der entweder von einem Meſſer oder einem ſchlechten Raſirzeuge herrührte. Der große Blutverluſt und die ſofortige Einlaſſung von Luft in die Bruſt mußte, nach dem Urtheil der Aerzte, unmittelbar den Tod zur Folge gehabt haben. Fualdes war nicht ertrunken; auch beraubt ſchien er nur inſoweit, daß ſeine Taſchen bis auf ein Schnupftuch leer waren; ſonſt war er vollkommen bekleidet. Seinen Stock hatte man ſchon am Abend des vorigen Tages (19.) um 8½ Uhr in der Straße des Hebdomadiers gefunden.

Mit Windesſchnelle hatte ſich die Nachricht durch die Stadt verbreitet. Alles drängte ſich, die Leiche zu ſehen, Alles war Beſtürzung, Aufregung. Auf die erſte Kunde eilte Jauſion mit ſeiner Frau und Madame Galtier, ſeiner Schwägerin, Beide, wie geſagt, Baſtide's Schweſtern, in Fualdes' Haus und erbrach hier, in Gegenwart des

Bedienten und der genannten Frauen, Fualdes' Schreibtisch. Er durchsuchte alle Fächer und Schriften; daß er etwas davon genommen, hat der Bediente nicht gesehen.

Als Bastide als Zeuge vernommen werden sollte, fand ihn der Huissier erst Nachmittags 2 Uhr auf seinem Gute Le Morne, welches eine Meile von der Stadt entlegen ist. Von dem Huissier will Bastide die erste Nachricht von der Mordthat erhalten haben.

Diese Umstände allein stehen unzweifelhaft fest. Die Stadt Rhodez, die Umgegend, die Provinz und endlich ganz Frankreich, erschöpften sich in Vermuthungen, welche bei der Leidenschaftlichkeit, mit der man die Sache auffaßte, bald zu Urtheilssprüchen wurden. Die Möglichkeit, daß Fualdes sich selbst ums Leben gebracht, mußte abgewiesen werden. Die Art der Wunde an sich ließ nicht auf Selbstmord schließen; es war aber noch schwerer, zu erklären, wie Jemand, nachdem er sich auf kaum auszuführende Weise in den Hals geschnitten, sich noch ins Wasser werfen sollen, ohne daß man das Instrument, Blut- oder andere Spuren am Ufer gefunden. Auch sprechen die Art und Weise, wie er sich aus seinem Hause entfernt, der Verlust des Stockes in der benachbarten Straße und viele andere Umstände dagegen. Desgleichen mußte eine zweite Annahme, daß es Privat- oder politische Rache gegen einen ehemaligen Ankläger gewesen, daß die Parteiwuth der royalistischen und katholischen Fanatiker gegen den protestantischen liberalen Beamten aus der Kaiserzeit zu einer Mordthat ausgebrochen sei, aus Mangel an Beweisen und gegen die Verdachtsgründe, welche einen Mord aus Eigennutz, einen Raubmord andeuteten, zurücktreten.

Dies wußte und glaubte ganz Rhodez schon am Tage darauf, am nächstfolgenden nannte es die Mörder, und

wußte am vierten, fünften ihre Complicen und die Umstände der Mordthat, die mit jedem folgenden Tage an Theilnehmern und grauenhaften Details anwuchs. So bildete sich, zuerst im Gerücht, dann im Laufe des langwierigen Processes, der durch die ganze Welt besprochen und erläutert wurde, allmälig folgende Erzählung.

Bastide und Jausion (oder Jaussion) standen in vielfachem Geschäfts- und Geldverkehr mit Fualdes. Der Erstere war sein Schuldner. Fualdes drängte ihn um Bezahlung der, angeblich 10,000 Francs betragenden, Schuldsumme. Bastide antwortete ihm Abends 5 Uhr an dem verhängnißvollen 19. März: „Glaubt Ihr hintergangen zu werden? Ich werde Mittel suchen, Euch heute Abend noch zu befriedigen.“ Was Bastide mit dieser Befriedigung meinte, ergibt die That, welche drei Stunden später erfolgte. Er war mit seinem Schwager Jausion im Einverständniß; sie wollten Beide ihre Glücksumstände durch die des alten Fualdes, durch seinen Tod, eine vorangegangene Erpressung und dann Beraubung, verbessern. Zu diesem Zwecke verabredete Bastide mit Fualdes eine Zusammenkunft, wo sie das Wechselgeschäft reguliren wollten. Ob, wie in der Anklage angedeutet ist, in dem verdächtigen Bancal'schen Hause, welches Bastide oft betreten haben soll, wird doch nicht mit Sicherheit behauptet, da es mit der andern Angabe, daß man Fualdes in dasselbe mit Gewalt geschleppt habe, nicht gut stimmt.

Nach 8 Uhr Abends verließ Fualdes sein Haus, mit etwas unter dem linken Arm und unter dem Oberrock, wahrscheinlich seine Mappe mit Papieren. Fualdes' Haus berührte mit der Hinterseite die Hintergebäude der Straße

des Hebdomadiers; gerade auf seines stieß das Vere'sche Haus, in welchem unter andern Inliegern die Familie Bancal wohnte. Es wird der Kürze wegen das Bancal'sche Haus genannt. In demselben hatten verschiedene kleine, bedürftige und verdächtige Leute ihr Quartier. Es hatte den wohlverdienten Ruf jener verfallenen und dumpfen Häuser, in deren dunkele, feuchte Winkel sich das Unglück und das Verbrechen zurückzieht, über deren Schwelle anständige Leute aber ungern treten. Früher besaß es ein Schlächter; auf dem Hofe wurden Schweine gehalten. Im Erdgeschoß wohnten die Bancal'schen Eheleute, der ehemalige Soldat Colard mit seiner Concubine Anne Benoit, ein Freudenmädchen Bedos, genannt de Pertout, oben ein alter Spanier Saavedra und seine Gattin, politische Flüchtlinge, die in Frankreich Schutz gesucht. In dem angrenzenden Hause wohnte der Arbeitsmann Missonier, ein bis zum Stumpfsinn beschränkter Mensch.

Bancal's Haus war als ein Gelegenheitshaus berüchtigt. Wir finden hier ein- und ausgehend gemeine Soldaten, Tambours, Contrebandiers, verdächtige Mädchen; aber es wird auch von Damen aus der Stadt mit Schleiern und Federhüten, und von Herren aus den höhern Ständen besucht, oder man glaubte wenigstens Letzteres. Bancal's eigene Wohnung bestand nur aus einem Gemache, welches zugleich zum Schlaf-, Wohnzimmer und zur Küche diente. Ein kleines Cabinet stand damit in Verbindung.

In dieses Haus wollte man Fualdes entweder locken oder mit Gewalt ziehen. Hier sollte er die Wechsel, die er von Seguret empfangen, in blanco endossiren oder was man sonst von ihm wollte, und dann wollte man sich seiner entledigen.

Um dahin zu gelangen, mußte Fualdes durch die kleine Quergaſſe de l'Ambrague; von wo dieſe in die Rue des Hebdomadiers auslief, waren nur wenige Schritte bis zu Bancal's Hauſe. Die Verbrecher und ihre Gehülfen waren umher wohlpoſtirt. In der Nähe von Fualdes' Haus ſtand der erſte Poſten, der, als er ihn kommen ſah, ſogleich in der Quergaſſe verſchwand. An allen Ecken und am Mordhauſe ſtanden gleichfalls Aufpaſſer. An einem Thorwege kauerte auch eine weibliche Schildwacht, die Anne Benoit geweſen ſein ſoll. Man hat Geflüſter, Anrufen, Räuſpern und verſchiedene Zeichen gehört. Um mögliches Geſchrei und Lärmen zu erſticken, waren in der Straße zwei Leiermänner aufgeſtellt, welche von 8 Uhr ab eine Stunde hindurch unaufhörlich auf ihrer Drehorgel ſpielen mußten. Sie ſind bei der Unterſuchung, welche ſonſt an Zeugen Ueberfluß hat, nicht zu ermitteln geweſen.

Kaum, daß Fualdes die Straße des Hebdomadiers betreten, wird er an der Ecke angefallen und geknebelt; von wie viel Perſonen, hat Niemand ausgeſagt. Hier aber muß er den Stock verloren haben; denn man fand dieſen ſchon um 8½ Uhr daſelbſt. Das Tuch, das man ihm in den Mund geſteckt, findet man, zum Knebel zuſammengerungen, auch auf der Straße, und zwar ſchon um 9 Uhr. Es gehörte Anne Benoit. Trotz des Knebels ward einiges unterdrücktes Geſtöhn laut. Zeugen haben einen Menſchen um dieſe Stunde in dieſer Straße fortſchleppen ſehen; ſie glaubten aber, es ſei ein Mädchen, das Männer mit Gewalt fortführten, und ließen es gehen. Bei den zweiten Aſſiſen von Alby conjecturirte der Präſident, daß es mit dem Mädchen doch ſeine Richtigkeit gehabt, und zwar, daß Anne Benoit ſich ſcheinbar habe von den Mordgehülfen fortſchleppen laſſen, um der

Sache einen Anstrich zu geben, der in der Ordnung war, und um den sich Niemand zu kümmern hatte.

Fualdes ward in das Bancal'sche Haus und in die Wohnstube der Bancal'schen Eheleute geschleppt, und jenes Haus, welches sonst immer offen stand, war an diesem Abende verschlossen.

Hier, und zwar in Bancal's Küche, deren Fenster vorn auf die Straße hinausgingen, waren viele Leute, und zwar die sonderbarste Gesellschaft versammelt. Nach einigen Aussagen wurde von der Bancal ein Abendimbiß gekocht, Hühner, Kalbfleisch und Reis, und es ward gut getrunken. Ein oder zwei Tambours kamen etwas vor 8 Uhr herein, aber die Gesichter der Wirthe, oder die Mädchen und Damen, oder die fremden Herren gefielen ihnen nicht. Sie glaubten „zu geniren" und gingen wieder fort. Die Bancal brachte ihre Kinder oder nur ihre Tochter Magdalena oben in die Dachkammer zum Schlafen, damit sie nicht Zeugin von Dem werde, was hier vorgehen sollte.

Zwischen $8\frac{1}{2}$ und 9 Uhr sitzt an dem Tische in der Küche der alte Fualdes und eine Anzahl Männer, oder auch Frauen stehen um ihn. Darunter sind nach den letzten und vollständigsten Zeugenaussagen die Haupthandelnden: der Gutsbesitzer Bastide, sein Schwager Jausion, sein jüngerer Bruder, Louis Bastide, seine Neffen, die Notare Yence d'Istournet und Bessières-Veynac und ein René; vielleicht auch noch ein unbekannter Tabackshändler im blauen Rocke. Alle diese sind im Bancal'schen Hause versammelt, um Fualdes zur Ausstellung oder Cession von Wechseln zu zwingen und ihn dann ums Leben zu bringen. Außerdem finden sich daselbst mehre untergeordnete Personen, als der Wirth Bancal und sein Weib, der Soldat Colard und

ſeine Geliebte Anne Benoit, wie man zuletzt aus den Zeugen herauspreßte, auch der Contrebandier Bach (oder Bax). Alle dieſe waren den Mördern aber noch nicht genug zur Ausführung ihres Werkes, und ſie riefen aus einer Kneipe oder von der Straße noch dazu den Arbeitsmann Miſſonier und den Herumtreiber Bousquier. Möglich, daß man noch mehr Zeugen und Helfershelfer hatte, möglich auch, daß ein Theil davon erſt nach dem eigentlichen Morde eintrat. Das Zeichen für die Eintretenden waren drei Schläge an die Hausthüre; dann öffnete die alte Bancal.

Jauſion hatte ein Portefeuille von Maroquin in Händen. Fualdes unterſchrieb ungefähr 12—15 Wechſel (oder auf der Rückſeite, in der Quere, eine Ceſſion in blanco), die Jauſion in die gedachte Mappe legte. Als die Wechſel fertig waren, erklärte Baſtide dem Fualdes, daß er ſterben müſſe. Fualdes erhob ſich, beſchwor und flehte: ob denn Jemand glauben ſollte, daß ſeine nächſten Verwandten und Freunde unter ſeinen Mördern wären! Umſonſt. Man ergreift ihn. Keiner von den vielen Anweſenden, der ſich ſeiner annimmt, der nur ein Wort zu ſeinen Gunſten einlegt. Der ſtarke Baſtide legt ihn auf den Tiſch, nicht ohne heftigen Widerſtand. Der alte Herr war ein ſehr böſer Mann, ſagte ein Kind aus. Sogar warf er in ſeiner ungeſtümen Vertheidigung den Tiſch ſelbſt um, nachdem man ihn darauf gelegt. Nach einer andern Notiz hatte man vorher zwei Brote, die Baſtide der Bancal geſchenkt, von der Tafel fortnehmen müſſen.

Der alte Mann bat wenigſtens flehentlich, daß man ihm einen Augenblick Zeit laſſe, ſich mit dem Himmel zu verſöhnen; Baſtide antwortete ihm: „Verſöhne dich mit dem Teufel.“

Colard und Bancal hielten ihm die Beine, Andere Arme und Kopf; ob sie ihn auch dabei geknebelt, bleibt ungewiß. Ein lahmer Herr leuchtete mit dem Lichte. Dann gab ihm Jaufion den ersten Stich. Nach diesem Stiche wäre der Unglückliche noch einmal aufgesprungen, und bei dieser Gelegenheit wäre es, wo er den Tisch umwarf. Fualdes lief bis zur Thüre, wo der Zeuge und Mittheilnehmer Bach stand. Bastide gab dem Bach (nach dessen Aussage) mit der einen Hand eine Ohrfeige, weil Bach keine Bewegung gemacht hatte, den Fliehenden zurückzuhalten, mit der andern Hand ergriff er diesen aufs neue und schleppte ihn auf den Tisch zurück. Doch soll beim Herunterspringen der Tisch umgestürzt und dabei ein Bein abgebrochen sein. Man hätte dann zwei Bänke zusammengestellt und das Opfer daraufgelegt. Jetzt erfolgte der eigentliche Mord. Bastide stieß das Messer — ein Fleischer- oder ein Brotmesser (als Jemand Bancal's Tochter später ein Stück Brot abschneiden wollte, schrie sie auf, daß er es nicht mit dem Messer thue, womit der alte Mann geschlachtet worden) mehrmals in Fualdes' Kehle. Dieser stieß nur Seufzer und ersticktes Schreien aus. Nach einer Aussage hat auch Missonier mitgeschlachtet und dem Opfer den Rest gegeben. In einem Gefäße fing die Bancal, oder die Anne Benoit das Blut, das vom Tische floß, auf. Dieses Blut wurde zum Theil den Schweinen zum Saufen vorgesetzt. Das Schwein, welches von dem Menschenblute gesoffen, soll darauf crepirt sein. So ist das Blut verschwunden; was auf den Dielen blieb, scheuerte die Bancal nachmals fort. Bei Bancal fand man später ausgewaschene Blutspuren auf der Weste, in der Tasche ein blutbeflecktes Papier; in Bousquier's Wohnung noch später etwas blutbeflecktes Leinenzeug und ein Paar blutbesprützte Schuhe. Als

Fualdes verröchelte, rief einer der Mörder in frechem Hohne: „Fualdes soll nun nicht mehr —" Daß der alte Mann sich noch zu nächtlichen Rendezvous einstellte, ist in Verhandlungen angedeutet.

In Fualdes' Taschen fand man fünf Francs und mehre Sousstücke. Diese erhielt Frau Bancal mit den Worten: „Nehmet das; wir tödten den Mann nicht um seines Geldes willen." Man fand auch einen Schlüssel. Den gab man einem der Herren vom Lande (Bastide) mit den Worten: „Geh und bemächtige dich aller der Sachen." Die Bancal hatte auch Lust zu dem feinen Hemde des Todten, das wie ein Chorhemde aussähe, aber man litt nicht, daß sie es ihm auszog. Dafür erhielt sie einen Ring von Fualdes' Finger, mußte ihn jedoch am Tage darauf gegen sechs Francs Entschädigung wieder herausgeben.

Aus dem Bisherigen geht schon hervor, daß unter der Mördergesellschaft im Bancal'schen Hause zwei dem Stande und den Interessen nach verschiedene und völlig getrennte Parteien sich befanden. Die Einen thaten es für sich, zu ihren Privatzwecken; die Andern als gedungene Helfershelfer. Diese, Colard, Bach, Bousquier, Missonier, die drei letztern Leute aus der Hefe des Volks, verkehrten in der Schnaps- und Weinkneipe der Rose Feral, wo es Gelegenheit zum Verdienst dieser und jener Art gab. Es wurden alte Kriegsthaten und Plünderungen besprochen, auch wol neue Unternehmungen der Art verabredet und Bestellungen deshalb erwartet. Bach war als Contrebandier nach Rhodez gekommen und suchte nach Aufträgen, die er alsbald fand. Er ward mit Bousquier zusammen engagirt, einen Ballen Taback in der Nacht zu tragen. Auf diese Weise kam er in das Bancal'sche Haus, so auch die Andern; nur daß es sich darum streitet, ob sie vor oder nach der That gekommen, ob sie ein

lebendiges Opfer oder eine Leiche gefunden, ob sie beim Morde mit zugegriffen, oder nur den eingewickelten Körper auf ihre Schultern geladen haben. Die eigentliche Theilnahme bei der Abkehlung streiten die später Geständigen, auch als die Erzählung schon so fertig und ausgebildet war, als sie hier wieder erzählt wird, nach Möglichkeit ab; dagegen haben sie die Leiche, in ein Bettuch gewickelt, und mit daumdicken Stricken umschlungen auf dem Tische liegend gesehen.

Die hier genannten Herren und Männer, soviel ihrer erscheinen, überflüssig sollte man meinen, um einen alten Mann zu einigen Federzügen zu zwingen, ihn abzuschlachten und dann fortzuschaffen, sind doch noch keine geschlossene Zahl. Die Muthmaßungen und die Aussagen einzelner Zeugen verwickelten noch Mehre in das Complot. Aber außerdem waren auch noch Frauen dabei. Außer der alten Bancal, vielleicht ihrer Tochter Magdalena und der Anne Benoit, befanden sich in der Küche oder im Nebencabinet noch eine, zwei; ein Kind will sogar bis sieben Frauen im Ganzen gesehen haben! Die eine war blond, die andere etwas älter und größer; sie waren verschleiert oder trugen Federhüte. In Bancal's Hause bei Nachtzeit gesehen zu werden, war für Damen und Mädchen, welche einigermaßen auf Anstand hielten, nichts Ehrenvolles. Die Bezüchtigten wahrten sich gegen die Zumuthung, der böse Wille und der Muthwille zog Frauen heran, die der Sache, auch nach dem allgemeinen Glauben in Rhodez, ganz fremd waren. So wurde eine Engländerin, die in der Stadt lebte, eine Miß Gipson, genannt. Sie war die einzige Dame, welche grüne Federn trug, und es war die Rede von einer Dame mit grünen Federn auf dem Hute. Madame Manson war, trotz ihres anfänglich hartnäckigen Schweigens, am wahr-

ſcheinlichſten zugegen; nach einer Annahme verſchleiert, nach ihrer eigenen in Herrenkleidung, und zwar in blauen Pantalons. Sie wußte aber ſtatt ihrer ein junges Mädchen, Roſe Pierret, vorzuſchieben. Auch eine hübſche Nähterin Charlotte Arlaboſſe, mit welcher Baſtide eine Liebſchaft hatte, wurde nicht allein bezüchtigt, ſondern, eben dieſes verdächtigen Verhältniſſes wegen, mit angeklagt und verhaftet.

Daß dieſe geheimnißvollen Damen oder die eine Dame am Morde betheiligt geweſen, wird nicht durchaus behauptet. Sie waren oder war in Bancal's Hauſe aus andern Urſachen. Sie waren oder war, als hier andere Dinge vorfielen, als um die ſie gekommen, ſehr erſchreckt. Man half ihnen aus dem Fenſter in den Hof, oder ſie verſteckten ſich in die Kammer, und wollten von hier aus durch das Fenſter entfliehen. Sie wurden entdeckt. Baſtide zog ſie heraus — die Manſon an den blauen Pantalons — er wollte ſie umbringen. Sie ſchrie: „Ich bin kein Mann." Das Umbringen verhinderten die Andern. Bach will der Lebensretter eines Frauenzimmers geweſen ſein. Andere ſchieben dieſe edle That auf Jauſion; er habe zu Baſtide geäußert: „Was ſollen wir mit der zweiten Leiche anfangen? Die eine macht uns ſchon Noth genug." Die myſteriöſe Dame mußte einen furchtbaren Eid ſchwören, nichts zu entdecken, und war gerettet.

Aber auch ſelbſt dieſe ſo vergrößerte Geſellſchaft war noch nicht groß genug. Es bedurfte noch mehrer Zeugen der Mordthat. Bancal's kleine Tochter, Magdalena, hatte ſich aus Furcht oder Kälte, aus der Bodenkammer wieder in die Küche geſchlichen und in das Himmelbett gelegt. Nach der Anklageacte waren es ſogar mehre Kinder, die im Bette lagen; vielleicht außer Magdalenen ihr kleiner Bruder Alexis. Durch die halb offenen Vorhänge,

oder durch ein Loch derselben ward sie Zuschauerin aller Vorfälle während und nach der Mordthat. Hier sah das Kind (eine Privatausſage nach dem ersten Verdict) wie „der fremde Herr sich an den Tisch setzen müssen, wie man ihm gesagt, er solle Wechsel schreiben und dann sterben". Die Mörder begingen in ihrer blinden Mordwuth die unbegreifliche Unvorsichtigkeit, die Vorhänge nicht aufzuschlagen. Erst nachdem er die fremde Dame im Cabinet entdeckt, sah Bastide auch im Bette nach. Magdalena stellte sich, als ob sie schliefe. Da betastete er sie zwei mal und sagte dann zur alten Bancal, sie möge sehen, daß sie ihr Kind los würde. Diese versprach es um 400 Francs. Am andern Morgen wurde das Kind von der Mutter aufs Feld geschickt, wo der Vater gerade ein tiefes Loch gegraben. Sie glaubte, er werde sie hineinwerfen, aber Bancal umarmte sie weinend und sprach: „Geh, sei immer ein gutes Kind."

Nach einer Meinung war man in Verlegenheit, was mit der Leiche anfangen. Man wollte sie zuerst in die Kammer werfen, dabei wäre die Dame entdeckt worden; dann auf verstohlene Weise in des Todten eigenes Haus zurückschaffen, und ein Rasirmesser daneben legen. Dies ward nicht als thunlich befunden; auch widerspricht es allen Vorbereitungen, welche, wie wir wissen, bereits fertig waren. Nicht zur Ermordung, sondern zur Fortschaffung des todten Fualdes waren der Contrebandier und die andern Kerle aus der Kneipe von Rose Feral herbeigerufen; um deshalb war er in ein Laken gewickelt und mit dicken Stricken umschnürt worden.

Als Bach und Bousquier (nämlich nach Jenes früherer Ausſage) erfuhren, daß es nicht Taback, sondern einen Todten gelte, wollten sie entfliehen, aber Bastide fuhr mit grimmigen Drohungen auf sie los. Auch mit Jausion

war er nicht zufrieden und ſchalt ihn, daß er nichts thue. Den gedungenen Helfern ward nochmals augenblicklicher Tod angedroht, wenn ſie ein Wort verriethen. Jauſion und Baſtide hielten Jeder eine Flinte im Arm. Bach erhielt für ſeine Theilnahme etwa 20 Francs ausgezahlt. Den Helfern war außerdem ſchon früher manches andere vortheilhafte Geſchäft in Ausſicht geſtellt, z. B. die Plünderung des Hauſes eines reichen Eigenthümers in Rhodez.

Gegen 10 Uhr brach man mit der Leiche auf. Sie ward auf zwei Stangen gelegt. Colard und Bancal trugen vorn, Bach und Bousquier hinten. Baſtide, der Größte und Stärkſte unter ihnen, ſchritt mit einer Doppelflinte, die er, die Mündung zur Erde, unterm Arm trug, voran. Hinterher ging Jauſion, auch mit einer Flinte bewaffnet, und neben ihm Miſſonier. In dieſer Ordnung marſchirend, durchkreuzten ſie, nicht auf dem nächſten Wege zum Fluſſe, die Stadt. An einem Garten ſetzten ſie ihre Laſt einen Augenblick nieder. Hier ging Jemand, wie es ſchien, ohne ſie zu bemerken, vorüber und ſtieß dabei einen Fluch aus. Alsdann luden ſie wieder auf, mußten aber bald die bisherige Ordnung aufgeben, denn die Wege zwiſchen den einſamen Gartenmauern, welche nach dem Aveyron hinabführten, wurden zu ſchmal und abſchüſſig für zwei Mann nebeneinander. Von nun ab trugen Bancal und Colard allein die Leiche. Unten am Fluſſe angekommen, gingen ſie entweder noch 150 Schritte weiter am Ufer fort, oder blieben gleich, wo ſie ihn erreichten, ſtehen, um ihr Geſchäft abzuthun. Der Leichnam ward losgewickelt und ins Waſſer geworfen. Baſtide und Jauſion legten nun noch einmal, mit vorgehaltenem Gewehr, den Theilnehmern das tiefſte Stillſchweigen bei Todesſtrafe auf, und Alle trennten ſich in der Nacht.

Am folgenden Tage hat die Bancal noch einen der von Fualdes „der Länge und der Quere nach“ beschriebenen Wechsel auf Stempelpapier in der Küche gefunden. Da er aber mit Blut befleckt gewesen, hatte sie es für dienlicher gehalten, ihn zu verbrennen.

Früh am 20., etwa in der achten Morgenstunde, betrat Jausion, auf die schon angegebene Weise, mit Frau und Schwägerin das Haus des Fualdes. Er erbrach in der Stube des zweiten Stockwerks einen Aufsatz, öffnete darauf in der Bibliothek mit einem Beile die Schieblade eines Schreibtisches, wo Fualdes sein Geld, sein großes Taschenbuch, und seine Tagebücher aufbewahrte, und nahm Mehres weg, unter Anderm ein oder zwei Beutel mit Geld. Zu einem Bedienten sagte er dabei: „Wir haben dies Geld genommen, sprich nicht davon.“ Fualdes' kleines Taschenbuch, worin er seine Wechsel, und das große, in Maroquin eingebunden, mit Schloß, in welchem er die Rechnungen über ausgestellte und empfangene Wechsel bewahrte, fehlten im Nachlaß. Auch eine Urkunde, welche Jausion am 19. März zwischen 5 und 6 Uhr Abends an Fualdes übergeben haben will, war nicht zu finden. Die zwölf von de Seguret acceptirten Wechsel, im Betrage von 20,000 Francs, mit einem in blanco Indossement von Fualdes' Hand, die sich in Jausion's Besitz befanden, können von ihm bei diesem Einbruch genommen sein, wenn sie ihm nicht schon am Mordabend vorher von Fualdes erzwungenerweise geschrieben und zugestellt sind.

Doch trifft die Schuld dieses Einbruchs und dieser Beraubung Jausion nicht allein. Bald nach ihm, also am frühen Morgen des 20., traf auch Bastide in Rhodez, und in Fualdes' Wohnung ein. Er machte sich schon verdächtig, als er fragte: ob Fualdes zu Hause sei? da doch bereits die ganze Stadt seine Ermordung wußte, worüber

das Dienſtmädchen in Thränen ausbrach, dann aber betrat er Fualdes' Zimmer, durchſuchte einige Behälter, eine Schieblade und half, unaufgefodert, ein Bett zurechtmachen, wobei ein Schlüſſel unterm Kopfkiſſen, wie zufällig, herausfiel, derſelbe Schlüſſel des Schreibtiſches, den Fualdes ſtets bei ſich trug, und derſelbe Schlüſſel, den man Baſtide am Mordabend aus den Taſchen des Ermordeten zugeſtellt hatte.

Dies die Geſchichte des ganzen Vorganges, wie er in der Stadt Rhodez, in der Provinz, in Frankreich geglaubt wurde, von dem die Zeugen, die Geſchworenen, die Richter, zum Theil die Angeſchuldigten ſelbſt überzeugt waren, daß er ſich ſo verhalte. Dies die Kette von Facten, auf welche zwei Richterſprüche, zwei Caſſationserkenntniſſe, drei Hinrichtungen und mehre andere Verdammungen zu Brandmal und Kettenſtrafe ſich begründeten. Dies eine Geſchichte von Facten und Vermuthungen, wie ſie nicht vom Anfange an da war, ſondern erſt im Verlauf eines Proceſſes entſtand und anwuchs, der das ungeheuerſte Aufſehen erregte und in dem Jeder, der nur im entfernteſten damit in Berührung kam, ſich gedrungen fühlte, ſein Scherflein von Vermuthungen, Schlüſſen, Indicien hinzuzuthun, um das lückenhafte Gebäude — das anfänglich nur eine große Lücke war, zu füllen, zu ſtützen, auszubilden und zu ſchmücken.

Das Gerücht bezeichnete ſogleich Bancal's Haus als den Ort, wo Fualdes ſeinen Tod gefunden. Bancal und ſein Weib wurden ſofort verhaftet. Die Hausunterſuchung ergab nichts. Die Dielen waren geſcheuert. Man machte dem Policeicommiſſär Conſtant Vorwürfe, daß er

nachläſſig, ſogar, daß er im Intereſſe der angeſehenen Familien der Angeſchuldigten pflichtwidrig unterſucht habe. Er wurde abgeſetzt, ſpäter verhaftet und endlich ſelbſt als Mitſchuldiger der Mordthat angeklagt.

Am 24. März ward Bousquier gefangen geſetzt, am 25. Baſtide, darauf die übrigen Gehülfen des Mordes, am 7. April erſt Jauſion. Am 29. Juli erhielt Madame Manſon die erſte Ladung vor Gericht. Während der Unterſuchung ſtarb Bancal im Gefängniſſe, nicht ohne Verdacht, ſich durch ein aus Urin und Roſt von Nägeln nothdürftig präparirtes Gift ſelbſt das Leben genommen zu haben. Er ſtarb ohne zu geſtehen.

Im Auguſt wurden die Aſſiſen zu Rhodez über folgende Perſonen, als Angeſchuldigte, den Fualdes ermordet zu haben, eröffnet: Witwe Bancal, deren Tochter Marianne Bancal, Baſtide Grammont, Jean Baptiſte Colard, François Bach, Anne Benoit, Jean Bousquier, Joſeph Jauſion, ſeine Frau Victoire, geborene Baſtide und deren Schwägerin, Franciſca Galtier, geborene Baſtide. Der Sohn des Ermordeten, der junge Fualdes, der die Rechtswiſſenſchaft in Paris ſtudirte, betrieb und unterſtützte die öffentliche Anklage, indem er zugleich ſeine Civilanſprüche wegen des Einbruchs und auch Entſchädigung wegen des Geraubten geltend machte.

Alle Angeklagte leugneten die That, bis auf Bousquier, der als Zeuge und Angeklagter zugleich auftrat.

Am 12. Sept. ſprachen die Geſchworenen faſt einſtimmig das Schuldig aus über: Baſtide, Jauſion, Bach und Colard als Urheber des Mordes; über die Bancal als Gehülfin mit Vorbedacht; über Miſſonier und Anne Benoit als Gehülfen ohne Vorbedacht; über Bousquier als des Hineinwerfens der Leiche in den Fluß.

Jauſion und Baſtide wurden zugleich als des Diebſtahls, jedoch ohne Einbruch, ſchuldig erklärt; Madame Jauſion als Gehülfin, jedoch ohne Kenntniß der Sache. Madame Galtier und Marianne Bancal wurden freigeſprochen.

Infolge dieſes Verdicts wurden Baſtide, Jauſion, Bach, Colard und die Bancal zum Tode verurtheilt, Miſſonier und Anne Benoit zu ewiger Zwangsarbeit, Bousquier zu zwei Jahren Gefängnißſtrafe. Die Manſon wurde wegen falſchen Zeugniſſes in Haft genommen und vor Gericht geſtellt.

Der Caſſationshof hob am 10. Oct., auf Berufung der Angeklagten, das Erkenntniß auf und verwies die Sache vor die Aſſiſen zu Alby. Die Aufregung, welche dieſer dem Publicum und den Richtern gleich unerwartete Spruch veranlaßte, war außerordentlich. Wer nicht entſchieden zur Gegenpartei gehörte, war von der Wahrheit der Erzählung, von der Schuld der Angeklagten überzeugt. Man ſah in dem Ausſpruch des Caſſationshofes nur einen Verſuch, die royaliſtiſchen Verbrecher von der wohlverdienten Strafe loszumachen. Das Volk drohte, die Gefangenen nicht fortzulaſſen, wie man früher ſogar die Richter bedroht haben ſoll, wenn ſie die Thäter frei ſprächen. Es bedurfte militäriſcher Demonſtrationen, um bei der Abführung das empörte Volk ruhig zu erhalten. Um es zu beſchwichtigen, legte man dem Hauptverbrecher Baſtide eine Kette um den Hals.

Die Aſſiſen zu Alby begannen am 26. März 1818. Zu den Angeklagten aus den vorigen Aſſiſen kamen noch (da inzwiſchen der Mitangeſchuldigte Bach ein Bekenntniß abgelegt hatte) Louis Baſtide und des ältern Baſtide Neffen: Beſſières de Veynac und Yence d'Iſtournet, welche verhaftet wurden. Doch ward gegen ſie eine beſondere Unterſuchung geführt, und dem

Antrage der Hauptinculpaten, daß die neue Untersuchung wider sie bis dahin verschoben werde, daß die gegen die neu Angeklagten erledigt sei, ward nicht nachgegeben.

Bei diesem zweiten Processe trat ein neuer Zeuge auf, welcher nicht zu den Angeschuldigten gehörte; dann (3. April) brach die Manson ihr räthselhaftes Schweigen, und außer Bach fand sich auch die Bancal (13. April) bewogen, zu bekennen und gegen ihre Mitangeschuldigten zu denunciren.

Die Besorgniß des Publicums, daß die neuen Geschworenen zu Alby, unter denen sich aristokratische und royalistische Namen befinden, zu Gunsten der Verbrecher gestimmt sein würden, war falsch. Sie erkannten am 4. Mai für schuldig: Bastide und Jausion des Mordes mit Vorbedacht und des Diebstahls mit Einbruch; Colard mitschuldig des Mordes mit Vorbedacht, desgleichen Bach und die Bancal; Anne Benoit mitschuldig des Mordes ohne Vorbedacht; Missonier nicht schuldig des Mordes, aber mitschuldig beim Forttragen der Leiche; Bach, Colard, Bastide und Jausion schuldig des Wegtragens der Leiche; die Manson unschuldig.

Das Gericht verurtheilte darauf Bastide, Jausion, Colard, Bach und die Bancal zum Tode, Anne Benoit zum Brandmal und ewiger Zwangsarbeit, Missonier zu zwei Jahren Gefängniß und 50 Francs Strafe. Bach wurde der Gnade des Königs empfohlen.

Die Verurtheilten legten Cassation ein. Auf Antrag des Berichterstatters Olivier, der die Ansicht aussprach, man müsse einem Processe ein Ende machen, dessen lange Dauer schon so viel Aergerniß verbreitet habe, ward die Cassation verworfen. Die öffentliche Stimme, welche sich im Publicum, in den Zeitungen und, irren wir nicht, selbst in der Deputirtenkammer aussprach, beschuldigte die Regierung, daß sie Proceß und Hinrichtung verzögere,

weil die Thäter zu den eifrigsten royalistischen Familien in Südfrankreich gehörten. Am 3. Juni ward darauf zur vorläufigen Hinrichtung eines Theils der Verurtheilten geschritten.

Das Blut dreier Opfer ist geflossen, von den übrigen Angeschuldigten schmachten Einige vielleicht noch in Ketten, die Mehrzahl derselben steht, der Wahrscheinlichkeit nach, schon vor dem ewigen Richter, und noch ruht ein undurchdringliches Dunkel über einer Mordthat, welche vor den Augen der Welt und anscheinend mit ihrer Zustimmung gerichtet wurde. Aber die Gerichteten betheuerten laut und feierlich und noch im letzten Augenblicke, als das Beil schon über ihren Häuptern schwebte, ihre Unschuld, und der gegen sie geführte Beweis würde vor deutschen Richterstühlen schwerlich zu ihrem Todesurtheile ausgereicht haben. Der oft angerufene Engel, der in diese Dunkelheit Licht, in diese Verworrenheit Ordnung bringe, ist weder während des Processes, noch in der Zeit, die seitdem verflossen ist, erschienen.

Frankreich und die ganze Welt nahm an, daß ein wenn nicht vollständig genügendes, doch ein gerechtes Urtheil gefällt worden. Vielfache Schriften haben den Proceß zum Gegenstande. Wie eine Fonk'sche, gab es eine Fualdes'sche Literatur. Die Mordthat ist als ein Melodram: „Das Schloß Paluzzi" von dem französischen aus über alle Theater gegangen, auch in Deutschland wurde ein Bühnenstück davon geschrieben, und wie Geschworene und Richter sie beurtheilt, ist die Geschichte in unsere Compendien und Lexica übergegangen. — Nur eine Stimme erhob sich vor zehn Jahren für die Verurtheilten,

um die Ungerechtigkeit des Urtheils darzuthun, die Ehrenrettung der gefallenen Opfer herzustellen; es war die Stimme eines Deutschen. Die Schrift heißt: „Fualdes' angebliche Ermordung, oder nähere Beleuchtung des merkwürdigsten Criminalfalls unsers Jahrhunderts, durch Peter von Kobbe" (Celle 1831).

Der späte Vertheidiger sucht aus den Acten darzustellen: daß nicht weniger als der ganze Thatbestand des Verbrechens fehle, daß weder mit Bestimmtheit ermittelt sei, daß Fualdes überhaupt von fremder Hand ermordet sei, noch weniger aber, wenn es der Fall, daß es in Bancal's Hause, unter diesen Umständen und von diesen Personen geschehen sein könne. Er beweist, daß die Zeugenaussagen, die ganze Beweisführung voller schlagender Widersprüche, daß die gravirenden Zeugen selbst im höchsten Grade verdächtig seien; er bemüht sich darzustellen, wie die Untersuchung, entweder von Parteihaß oder fanatischer Ueberzeugung geleitet, ungerecht und von allen betheiligten Richtern und Magistratspersonen mit dem bestimmten Vorurtheil der Schuld der Verklagten geführt sei; daß die höchsten Richter die Geschworenen selbst zu induciren, die Defensoren abzuschrecken und einzuschüchtern gewußt; und versucht endlich den Beweis zu führen, auf welchem Wege die ganze Fabel entstanden sei.

Es hält gewiß nicht schwer, in einer großen Anzahl Verdicte der Geschworenengerichte nicht allein Verstöße gegen das formelle Recht, sondern auch gegen das Urtheil unserer Vernunft und unsers Gefühls ausfindig zu machen. Wenn wir aber vom Gesichtspunkt unsers Rechtsgefühls aus gegen die Juryurtheile mistrauisch sind, so dürfen wir auch nicht ohne Mistrauen die Urtheile unserer Juristen betrachten, wo ihre aus dem formellen Rechte gewonnene Ansicht mit dem aus der menschlichen Ueberzeugung hervor-

gegangenen der Jury nicht ſtimmen will. Dieſelbe vo
gefaßte Meinung, welche die Geſchworenen in einzeln
Fällen von der Wahrheit abführt, verführt unſere Juriſt
im Allgemeinen zum Argwohn gegen alle Geſchworene
ausſprüche, woran unſere juridiſche Literatur an B
ſpielen keinen Mangel hat. Nach dem Begriff des G
ſchworenengerichts aber, wo die Wahrheit nicht aus g
ſchriebenen Acten, ſondern aus dem unmittelbaren Eindru
der lebendigen Wirklichkeit geſchöpft wird, iſt ein Urthe
das nicht aus den Verhandlungen ſelbſt, aus Aug u
Ohr auf Zeugen, Kläger, Verklagte, aus der perſönlich
Kenntniß der Perſonen, der örtlichen Verhältniſſe hervo
geht, keines. Denn was von den Verhandlungen d
Schrift anvertraut, was, nicht ſo wie es iſt, ſondern w
es der Nachſchreiber auffaßt, unter Einwirkung der Drucke
Zeitungsredactoren, vielleicht gar einer Cenſur, gedruc
wird, iſt immer nur ein ſchwacher Abdruck der lebendige
öffentlichen Darſtellung, die ihre mannichfachen Täuſchung
haben mag, aber Täuſchungen, die in der Oeffentlichkeit au
ihr Gegengift finden. Was nach dem Buchſtaben der Mitth
lung dem Leſer wahr erſcheint, iſt dem Geſchworenen vielleic
Täuſchung, der dem Sprechenden ins Auge ſieht; und was u
als Täuſchung erſcheint, erkennt der Geſchworene vielleicht fi
wahr, weil er die Unbeholfenheit, Angſt und doch inne
Treue des Zeugen ins Auge faßt. Nach der Bedeutur
der Geſchworenengerichte exiſtiren nicht und können nic
exiſtiren, was wir Acten nennen, legaliſirte Document
bleibende Buchſtaben, nach denen der Gelehrte in d
fernen Univerſitätsſtadt und ein Richter in ſpäter Zeit m
eben der ausreichenden Gewißheit im Stande ſein müſſe
ein Urtheil zu fällen, als die Richter, vor deren Perſo
die Perſonen der Angeſchuldigten und Zeugen ſprech
erſcheinen und ſich geben, wie ſie ſind. Ein Geſchworene

gericht und die Verhandlungen vor demſelben ſind eine Erſcheinung, die verſchwindet, ſobald das Verdict gefunden. Dieſes allein bleibt, auf dieſes allein kann recurrirt werden, nicht auf jene. Wo es aber keine Acten gibt, ſondern nur unofficielle Aufnotirungen des Geſprochenen und Verhandelten, wo den zweifelhaften Buchſtaben der belebende Geiſt längſt verlaſſen, wie läßt ſich da überhaupt ein Urtheil finden, das ſich ſelbſt genügt, und wie eines, das ein unter andern Umſtänden gefundenes beſſern, oder gar mit Rechten umſtoßen ſoll!

Dies als Regel. Aber wie es Zeiten der Aufregung gibt, wo gewiſſe geiſtige Strömungen ſo allmächtig ſind, daß Vernunft und Verſtand des Einzelnen dagegen nicht aufkommen und das richtige Urtheil erſt einer ſpätern Zeit vorbehalten bleibt, ſo mag auch die richtige Würdigung manches Criminalfalls erſt der Folgezeit überlaſſen bleiben, wo Aufregung und Parteiwuth ſich gelegt haben. Wir ſehen dies bei Sand's Mordthat. Anders iſt es freilich in der vorliegenden. Es ſtreitet ſich nicht um die Motive, ſondern um eine That und Thäterſchaft; aber religiöſe und politiſche Aufregung und ſüdfranzöſiſches Blut ſind im Spiel. Die Reſtauration in Frankreich hatte geſiegt. Die katholiſche und legitimiſtiſche Partei im Süden, ſtark und erbittert, erlaubte ſich vielfache Unterdrückungen, Aufreizungen gegen die Liberalen, die ehemaligen Anhänger des Kaiſerthums und gegen die Reformirten, welche während der Revolution ihre alten, unter Blut und Gräuel der Dragonaden verlorenen Rechte ſich wieder angeeignet und unter Napoleon's Herrſchaft beſtätigt erhalten hatten. Es braucht nicht an alle die Machinationen der damaligen Ultra, der Jeſuiten und ihrer Miſſionen erinnert zu werden, welche im ſüdlichen Frankreich mehr Zündſtoff als im Norden fanden. Es geſchahen arge Dinge und noch ärger waren

die Befürchtungen. Daß die wüthenden Royalisten von einer Ausrottung der Liberalen, die Jesuiten von der der Protestanten wenigstens träumten und die Gegner es wußten und glaubten oder fürchteten, ist ein Factum, ohne welches die Julirevolution nicht möglich wäre.

Fualdes ward ermordet gefunden. Fualdes, ein Protestant, ein Liberaler, ein ehemaliger, abgesetzter Beamter des Kaiserreichs. Ein dumpfes Gerücht lief um von Drohungen, schon längst ausgesprochen gegen das Leben des ehemaligen öffentlichen Anklägers. Eine That der Rache, eine Verschwörung gegen ihn als Parteimann lag zum Grunde, der Eigennutz hatte nur den Funken in die bereite Mine geworfen. Eine ganze Reihe von Verbündeten, alle einer bestimmten, feindlichen, drohenden, übermächtig und übermüthig gewordenen Partei angehörig, standen angeklagt da vor dem Volksglauben. Man hatte Beispiele, daß die Gerechtigkeit zauderte, wo die Verbrecher der herrschenden Partei angehörten. Die erhitzten Gemüther vergrößerten das Schreckbild; sie boten alle Kräfte auf, die Gerechtigkeit in Harnisch zu bringen und die von Panischem Schrecken ergriffene Einbildungskraft des Volkes zur öffentlichen Anklägerin zu stacheln. Der alte Fall des Jean Calas trat in schrecklicher Erinnerung wieder auf, und es galt gegen den Fanatismus der Katholiken, diesmal, nicht einen Unschuldigen zu retten, sondern die Mörder eines Unschuldigen der Gerechtigkeit zu denunciren und diese in ihrer strengen Pflichtübung zu überwachen. Die Erhitzung theilte sich mit, die Entrüstung nährte den Glauben und eine skeptische Kritik erschien bei dem Zustande der Volksaufregung bald als Verrath, als Versuch, die bluttriefenden Mörder der wohlverdienten Strafe zu entziehen.

In dieser Aufregung von Furcht und Haß wurde die

Untersuchung geführt. Publicum, Zeugen, Geschworene, Richter und Behörden glaubten an die That und an die Thäterschaft, und in diesem allgemeinen Glauben wurde denuncirt, inquirirt, wurden die Zeugen abgehört und das Urtheil gesprochen. Da erscheint es nicht allein zulässig, es erscheint als eine Ehrenpflicht, auf die vorhandenen Ueberlieferungen gestützt, die vollendete Sache noch ein mal, von einem parteilosen Standpunkte, einer neuen Prüfung zu unterwerfen.

Die Geschichte von der Ermordung, wie wir sie mittheilten, strotzt von Unwahrscheinlichkeiten. Kein Einzelner hat sie so erzählt; es ist das Compositum der Ansichten, Vermuthungen und Schlüsse der Ankläger, Zeugen und Richter. Ja wäre jedes einzelne Factum darin wirklich von zwei unverdächtigen Zeugen bekundet, wir müßten unsern Verstand gefangen geben, um Alles zu glauben; so sich und der gesunden Vernunft widersprechend, stehen die Thatsachen nebeneinander und sich gegenüber.

In Bastide's und Jausion's vereintem Interesse soll es gelegen haben, Fualdes ums Leben zu bringen. Um einen alten, schwachen Mann zu ermorden, bedarf es dazu einer Verschwörung von so vielen Personen? Und wenn? Läßt sich eine ungeschicktere Art denken, als ihn auf offener Straße, zu einer Stunde, wo noch nicht vollkommenes Nachtdunkel eintrat, zu ergreifen, zu knebeln und in ein verdächtiges Haus zu schleppen? Dies Haus war in schlechtem Zustande. Der Fußboden der Wohnung über Bancal's Wohnung so verwittert und morsch, daß man durch die Bretterspalten bis in die Bancal'sche Küche, ja auf den Tisch sehen konnte, wo Fualdes geschlachtet worden; und doch wollen die Spanier, welche oben wohnten, nichts von dem Lärmen, den die Ermordung nothwendigerweise verursachen mußte, gehört haben. Die Hebdomadierstraße

war so eng, daß kaum ein Karren hindurch konnte, die Häuser gegenüber stark bewohnt und aus den Fenstern derselben konnte man in Bancal's Küche sehen. Die Mörder und der Ermordete sahen sich fast in täglichem Umgange; bot sich da keine günstigere Gelegenheit, ihn heimlich, ohne Zeugen, aus dem Wege zu schaffen? Bastide sagt, wenn er wollte, er hätte ihn täglich auf der Jagd erschießen, im Walde, auf den Wegen tödten und verscharren können. Gesetzt aber, es galt vorher die Erpressung seiner Unterschriften, gab es da für so mächtige Familien, als die der Verklagten, keine verschwiegenern Orte, keine listigere Vorbereitung? Ist es möglich, daß Männer von Stand, Vermögen, Bildung, gesetzt, daß sie ein so großes Complott geschlossen, es auf eine solche mehr als grobe Weise ausführen!

Mit dem allergeringsten Grade von Besinnung und Urtheilsfähigkeit mußten sie sich sagen, daß zu einer That der Art die möglichst wenigen Gehülfen schon gefährliche Zeugen sind. Statt dessen ziehen sie eine Zahl von Helfershelfern zu, deren Charakter und gemeine Gesinnungen ihnen gar keine Bürgschaft gewährt: Bordellwirthe, alte Frauen, verdächtige Mädchen, Contrebandiers, Herumtreiber; Gesindel, das wol Lust zu solchen Thaten von selbst hat, sie ein Mal um geringen Lohn begeht und schweigt, aber dann, wie man aus hundert Criminalgeschichten weiß, für das Leben durch ein furchtbarer, lästiger Mahner bleibt, ein Vampyr, der das Blut der Schuldbewußten langsam aussaugt. Wol lassen oft große Verbrecher die That durch gemeine Leute ausführen, aber sie wissen sich geschickt hinter der Gardine zu verbergen und behalten reine Hände. Wo ist es aber je erhört, daß sie selbst und allein handeln, die Hände beflecken und sich in jenen verdächtigen Gehülfen nur Zuschauer bitten, die gelegentlich etwa zugreifen und

nur gelegentlich nachher helfen sollen? Waren die zwei, der starke Bastide und Jausion, oder ihre zwei, drei oder vier Verwandten nicht genug zum Morde? Genügten zur Hülfeleistung, wenn sie es nicht waren, nicht die Bancal'schen Eheleute? Mußten sie noch eine Weibsperson und fünf verdächtige Kerle aus den Kneipen und von der Straße aufgreifen?

Welche Vorbereitungen setzt die That voraus? Das Besprechen und Entwerfen des Planes unter den vielen Hauptthätern, — darunter Keiner, der Bedenken hegt; die Anwerbung der Herumtreiber und Mädchen, darunter eines Menschen (Bach), der erst vor kurzem in die Stadt gekommen; der strategische Plan, wie man Fualdes auf der Straße ergreife (es war Markt in Rhodez und die Straße des Hebdomadiers zwar eng, aber sehr begangen); die Postirung zweier Leiermänner u. s. w. Und mit welcher Unvorsichtigkeit begeht man so ein gewagtes Unternehmen? Leiermänner machen freilich Lärm, der ein Geschrei übertönen mag, sie ziehen aber auch Menschen auf die Straßen und an die Fenster. Man hat das Haus nicht vorher von Verdächtigen gesäubert. Eine Dame läßt man im Nebencabinet sich verstecken, Kinder im verhangenen Bette in derselben Stube schlafen, ohne nur ein mal vorher die Gardinen aufzuheben. Warum *schlachtet* man gerade das Opfer, da das ausströmende Blut nothwendigerweise Inconvenienzen herbeiführen und Blutflecke hinterlassen mußte? So viele starke Männer konnten mit Leichtigkeit den alten Mann erwürgen, vielleicht mit der bloßen Hand, sodaß nicht einmal eine Strangulationsmarke geblieben wäre. Will man aber sein Blut fließen sehen, weshalb ihn erst auf den Tisch, weshalb wiederholentlich auf den Tisch legen, da es doch einfacher war, ihm, nachdem er ausgeschrieben, von hinten, einen Stoß ins Genick zu

geben? Kann ein so mordgieriger Mann, als Bastide im Augenblick, wo ihm das Opfer aus den Händen laufen will, die Ruhe behalten, einem Andern, der es aufzugreifen zögert, eine Ohrfeige zu geben?

Die Zahl der kleinen Unwahrscheinlichkeiten ist groß. Wenn Fualdes beim Hereinschleppen geknebelt war, riß etwa schon auf der Straße der Knebel, warum schrie er dann nicht? Oder brachte man ihn geknebelt bis ins Haus, weshalb warf man alsdann das Tuch, das ein Knebel sein sollte, wieder auf die Straße? Ist es wahrscheinlich, daß man Mörder um eine so geringe Summe, als etwa zwanzig Francs, wie der am besten bezahlte Bach erhalten haben will, dingt? Ist es wahrscheinlich, daß die Hauptthäter sich, wie die spätern Zeugen bekunden, mit Namen untereinander gerufen haben? Ist es wahrscheinlich, daß die Mörder einen der Wechsel, die Fualdes schreiben müssen und um die er ermordet worden, aus Nachlässigkeit auf dem Boden liegen ließen?

Waren Bastide und Jausion so leichtsinnige, unbesonnene Menschen, um auf so unbegreiflich plumpe Weise ihr Ziel zu erstreben? Oder trieb sie ein fanatisch blinder Haß? Von letzterm ist nichts erwiesen. Jausion war ein Wechsler. Geschäftsmänner, die mit Geld handeln, pflegen mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen. Bastide's beide Neffen waren Notare! Bastide selbst, ein roher, wilder Mensch, verrieth während des ganzen Processes die äußerste Besonnenheit und Kaltblütigkeit, mit einem natürlichen Verstande vertheidigte er sich und wußte mit bitterm Spott die Widersprüche der Zeugen aufzudecken.

Nach dem ärztlichen Befunde war es *eine* Wunde, mit einem stumpfen Messer beigebracht, an der Fualdes verblutet ist. Nach der Erzählung sollen Mehre zugestoßen oder zugeschnitten haben! Dies Letztere wurde geglaubt.

Die That war geſchehen, die Leiche lag da. Wenn man ſie auf geſchickte Weiſe in das Fualdes'ſche Haus hätte zurückſchaffen können, wäre Vernunft und Ueberlegung bei der Sache. Aber wenn man ſie in den Fluß werfen wollte, was bedurfte es ſolcher furchtbaren, verrätheriſchen Anſtalten? Hätten nicht die Schultern eines ſtarken Contrebandiers ausgereicht, um den Körper eines alten Mannes, in einen Sack geſteckt, aufzuladen? Es wäre in Stille und Verſchwiegenheit abgethan geweſen. Zur Sicherheit hätten die Andern in einiger Entfernung davon einhergehen können. Statt Deſſen wird ein romanhafter Leichenzug angeordnet. Vier Männer tragen den Leichnam auf ihren Schultern, indem ſie noch eine beſondere Bahre von zwei langen Stangen dazu bereiten; ein großer Mann ſchreitet mit einer Doppelflinte voraus, ein Anderer folgt mit einer Flinte und noch Einer mit einem Stocke bewaffnet. So ſchreiten ſie auf einem großen Umwege (der ſich freilich erklären ließe) durch die Stadt nach dem Fluſſe. Kaum läßt ſich etwas erdenken, was der Sache ein gefährlicheres und verdächtigeres Anſehen geben konnte. Denkbar freilich, daß ſie einen Zug Contrebandiers fingiren wollten; aber war das nicht gerade das Mittel, einen Angriff und Entdeckung anzuziehen? Aber es war ein furchtbares Bild für die Einbildungskraft und correſpondirte mit der Abſchlachtung auf dem Tiſche und dem Auffangen des Bluts in einem Kübel!

Die That iſt vollbracht, die Leiche gefunden, eine himmelſchreiende Mordthat wird vermuthet. Was lag näher, als daß die Mörder nun Alles vermieden, was auf ſie den Verdacht lenken konnte? Statt deſſen ſtürmt am frühen Morgen Jauſion in Fualdes' Haus, erbricht deſſen Schreibtiſch und durchſucht ſeine Papiere. Dies iſt erwieſen und eingeſtanden (nachdem Jauſion beim erſten

Verhör aus Angſt es geleugnet), auch eingeſtanden, daß Jauſion zum Bedienten geſagt, er möge es der bekümmerten Witwe verſchweigen. Die That an ſich war entweder eine unerlaubte Selbſthülfe, oder doch ein eigenmächtiges, aufs äußerſte unvorſichtiges Verfahren. Aber Jauſion's Erklärung iſt an ſich nicht unwahrſcheinlich. Er, der mit Fualdes im nächſten Geldverkehr ſtand, hört, daß er ermordet und beraubt ſei; er ſtürzt deshalb in ſein Zimmer, um ſich zu überzeugen, zu ſehen, was fehlt, was vielleicht geſchehen muß, um weitern Verluſt vorzubeugen. — Die andere Geſchichte, von Baſtide's Einbruch ins Haus, von dem Schlüſſel, der aus dem Bette gefallen und daß auch er die Läden durchwühlt und Papiere fortgenommen, iſt in unſerm Sinne nicht erwieſen. Baſtide will erſt am Nachmittag des 20. März in die Stadt und in das Haus gekommen ſein, und auch die Frage an die Dienſtmagd: ob Fualdes zu Hauſe ſei? ſoll auf einem Misverſtändniß beruhen.

Wenn Zwei am Abend vorher einen Dritten ermordet, wenn ſie ihm Wechſel abgepreßt haben, werden ſie dann noch am nächſten Morgen in ſein Haus brechen, um den Raub vollſtändig zu machen und ſeine Papiere und Gelder ihm fortzunehmen? Vielleicht, wenn es gemeine Raubmörder ſind, denen die erſte Beute nicht genügt, die ſich dann aus dem Staube machen wollen, obwol auch dieſe geſcheiter handelten, wenn ſie in der Nacht einbrächen, ſtatt am Morgen, wo die ganze Stadt ſchon auf den Beinen iſt und erfüllt von der gräßlichen Nachricht. Aber angeſeſſene und angeſehene Bürger dürften, zumal nach ſolchem Blutrauſch, zu einiger Furcht und Beſinnung erwacht ſein, um den ſchreienden Verdachte durch eine neue, nicht zu verbergende Gewaltthat nicht friſche Nah-

rung zu geben. Zuerst ein Raubmord und dann am hellen Tage noch ein Einbruch erscheint doch als zu viel!

Die Möglichkeit bleibt freilich nicht ausgeschlossen, daß Jausion gerade durch diese offenkundige Gewaltthat, und daß er sie in Gegenwart zweier Damen und eines Bedienten beging, den Verdacht von sich abwälzen wollen, daß er an der finstern That könne Theil genommen haben. Aber die Berechnung ist sehr fein, zu fein für Jemand, der so plump die Schlächterscene im Bancal'schen Hause veranstaltet hat.

Bei den vielen Dunkelheiten im Processe erscheinen die Geld- und Geschäftsverhältnisse zwischen Mörder und Ermordeten, und somit das nächste Motiv zur That, am allerdunkelsten. Nach Dem, was uns davon mitgetheilt worden, ist es noch nicht erwiesen, daß Jausion und Bastide den Fualdes betrogen und beraubt haben, noch daß sie nach dem Stande ihrer Geldverbindungen sich von ihm so gedrängt und gedrückt fühlten, um darin das Motiv ihrer Mordthat zu finden. Nach der Meinung des Publicums hatte Jausion seinen Credit durch Fualdes' Darlehn sehr erweitert, Bastide aber sei diesem 10,000 Francs schuldig gewesen. Es constirt aber nur, daß Fualdes, als er starb, statt wohlhabend zu sein, ein Bettler war. Daß er es allein durch die Mordthat, durch die Unterschrift der Wechsel und den Einbruch in seine Schreiblade geworden, hätte erwiesen werden müssen. Es ist nicht geschehen.

Fualdes' Journale, sein Portefeuille und die Gegenscheine fehlten; er war, nach Angabe des Advocaten seines Sohnes, um 100,000 Francs verschuldet, von denen er mit 45,000 Francs Jausion und dessen Committenten verhaftet war. Aber ist es zur Evidenz erwiesen, daß Jausion und Bastide die Bücher und Journale verschwinden lassen? Es sind von Seiten der

Familie einige ſchlechte Bücher, wie der Faublas, die ſich im Nachlaß fanden, beiſeite gebracht und verbrannt worden, was Freunde der Madame Fualdes vorwarfen. Der Staatsanwalt widerſetzte ſich, was die Angeklagten foderten, der gleichzeitigen Verhandlung des Civilintereſſes mit dem Criminalverfahren, als einer question totalement étrangère à l'objet de l'accusation. „Was gehen uns jetzt Handlungsbücher oder Papiere an, die nach Gutdünken verfertigt ſein können, nachdem Fualdes' Regiſter und Bücher alle fehlen?" Jauſion's Bücher ſollten nach dem Bericht der Commiſſäre (bei den zweiten Aſſiſen) falſch ſein. Jauſion behauptete dagegen, die Siegel ſeiner Handelsbücher wären verletzt, ſomit könne von anderer Seite her eine Fälſchung erfolgt ſein. Der Staatsanwalt räumte ein, daß man die Wiederverſiegelung nach den erſten Aſſiſen unterlaſſen, weil man nicht geglaubt, daß das Urtheil caſſirt werden würde. Jauſion hatte factiſch Papiere in Händen, wonach Fualdes ihm bedeutende Summen ſchuldig war; aber Fualdes' Erben behaupteten, man habe beim Einbruch bereits verfallene und zurückgegebene Papiere entwendet und wiederhergeſtellt. Die namhaften Summen, welche Jauſion in Wechſeln, ausgeſtellt von Fualdes, in Händen gehabt, ſeien nicht ſein Eigenthum geweſen, ſondern ihm nur zum Schein cedirt worden, entweder damit er als Fualdes' Mandatar die Gelder einziehe, oder, wie angegeben, um ſeinem Geſchäfte mehr Credit durch dieſen bedeutenden Geldverkehr zu verſchaffen. Zu Fualdes' Sicherheit habe ihm Jauſion für dieſe cedirten Wechſel ebenſo viele Gegenſcheine ausſtellen müſſen; und um dieſe Gegenſcheine wieder in ſeine Hände zu bekommen, ſei es geſchehen, daß er am Morgen in Fualdes' Haus den Einbruch unternommen. Erſt bei den zweiten Aſſiſen von Alby kam es zur Sprache, daß Fualdes alle dieſe Wechſel

ast vor der Ermordung schreiben müssen. Wenn sich die Mörder aber Alles schreiben lassen, was sie verlangten, hatten sie dann noch nöthig, Fualdes in seinem Hause zu bestehlen?

Gewiß ist nur, daß Jaussion von den Kaufgeldern, welche Fualdes durch den Präsidenten de Seguret erhalten, für 12,000 Francs in Händen hatte, und diese am 19. März 1817 auf der Place de Cité von Fualdes erhalten haben will. Fualdes' Erben bestreiten Letzteres. Die in blanco geschehene Cession der Wechsel könne höchstens (wenn sie auf rechtliche Weise erfolgt wäre) als ein Geschäftsauftrag an Jaussion, nicht aber als Eigenthumsübertragung betrachtet werden.

Gewiß ist aber auch, daß Bastide an demselben Tage in Fualdes' Auftrag 10,000 Francs Papiere zu Gelde machen sollte. Es gelang ihm nur mit 2000 Francs, die er bei Julien Bastide unterbrachte. Die übrigen Papiere erhielt Fualdes noch am 19. von Bastide zurück, sie fanden sich in Jenes Nachlaß. Wenn Bastide ihn ermorden und am folgenden Tage bestehlen wollte, hätte er diese Procedur wol nicht nöthig gehabt.

Fualdes' Sohn machte Ansprüche auf Restitution von 20,000 und Zahlung von 64,824 Francs, welche, mit den 12,831 Francs, die man baar oder in Papieren im Nachlaß gefunden, eine Summe von 97,655 Francs, oder den Betrag der ganzen Passivmasse ausmachten, welche allein (?) durch den Diebstahl und die Betrügereien der Verklagten entstanden wäre. Die Verurtheilten replicirten durch ihre Sachwalter: die Schuldenmasse sei noch gar nicht gehörig ausgemittelt; sie betrage höchstens 60,000 Francs; daß Fualdes diese Schulden wirklich selbst contrahirt habe, sei erwiesen; die 20,000 Francs wären seit December 1816 erweislich Jaussion's Eigenthum geworden; endlich müsse der junge Fualdes positiv darthun, daß die

schlechten Umstände, in denen sein Vater gestorben, durch die Entwendung der Verurtheilten veranlaßt wären, und er könne sonst keine Foderung aufstellen, außer etwa eine Entschädigungsklage wegen des Mordes, d. h. daß er das Blut seines Vaters bezahlt verlange! — Der junge Fualdes erklärte aber, daß er das Geld nur verlange, um die Gläubiger seines Vaters zu befriedigen. Das Gericht entschied: es liege hier eine reine Entschädigungsklage vor, und verurtheilte die sechs Mörder des Fualdes, als solche, zur solidarischen Zahlung von 60,000 Francs.

Die Assisen interessirten diese verwickelten Geldangelegenheiten wenig, ihre Aufmerksamkeit war mit den Indicien der eigentlichen Mordthat zu sehr beschäftigt; noch weniger interessirten die Rechnungen aber die Nachschreiber; und das Urtheil des Gerichts, welches nur auf eine Geldentschädigung wegen des Mordes erkannte, brach die Sache kurz ab, ohne mehres Licht in die dunkle Sache oder über die Motive der That zu bringen. Dennoch bleibt als Resultat auf Jauston ein Verdacht haften, den er ebenso wenig zu wiederlegen gewußt, als seine Gegner vermocht, ihn zum positiven Beweis zu steigern.

Herr von Kobbe hat sich die Aufgabe gestellt, eine Geschichte davon zu schreiben: wie aus den ersten Verdachtsgründen durch das eingeschlagene Verfahren die geglaubte Erzählung sich ausbildete, wie sie allmälig wuchs und aus sich selbst fortzeugend, sich gliederte und verschlang und Wurzeln zurückschlug, bis das Märchen als eine compacte Masse bei Publicum, Richtern, Geschworenen, ja bei den Angeschuldigten und ihren Vertheidigern selbst zur festen Ueberzeugung wurde, dergestalt, daß Niemand mehr daran

zu rütteln wagte und nur jeder Betheiligte sich für seine Person herauszuziehen und davon loszumachen versuchte.

Fualdes war ermordet. Bestürzung und Entsetzen sind allgemein. Man sucht nach einem Thäter, nach dem Ort der That. Schon am 20. März hieß es: er ist im Bancal's Hause ermordet. Schon am 21. nannte man Bastide als Thäter. Schon am 23. wußte man, daß Fualdes auf einen Tisch gelegt, dort mit einem stumpfen Messer abgekehlt worden und daß Bastide ihm das Beten verwehrt habe. — Wer verfolgt die Geschichte eines Gerüchts bis auf seine Quellen! Hierüber bleibt auch der neue Defensor uns Rechenschaft schuldig. Bancal's Haus war berüchtigt als ein Haus, wo alles Schlechte sich zutragen mag. In der Nähe davon war Fualdes' Stock gefunden. Bastide mag gehaßt, gefürchtet gewesen sein. Ein Professor, Vignet, der ihn in einem Kaufladen gesehen, erklärte zu einem Collegen, als sie Bastide am 19. begegneten: „der Mann habe eine sehr abschreckende Miene", und er habe sich eines unwillkürlichen Schauders nicht erwehren können, worauf Bastide freilich spöttisch erwiderte: er wünsche dem Departement Glück, welches solche Physiognomen zu Professoren habe. Ein Gerücht entsteht oft aus einem Worte. Hätte der Arzt vielleicht beim Leichenbefunde die Aeußerung fallen lassen: „Eine Wunde, als hätten sie ihn förmlich geschlachtet!" Ein Zeuge an der Thür hört es halb und trägt es weiter. Der Arzt selbst hat es gesagt! Im Volke heißt es nach einer Stunde: „sie haben ihn förmlich abgeschlachtet." Das ist eine aus der Luft gegriffene Vermuthung, aber viele allgemein geglaubte Gerüchte haben keine bessere Begründung.

War Bancal's Haus verdächtigt, so waren es auch dessen Inwohner, Leute an und für sich verdächtiger Art. Jemand äußerte zu Colard: „Die Mordthat soll ja in

Eurem Hause geschehen sein." Colard antwortete, wisse nichts davon, er hätte mit Missonier und And bei Rose Feral an dem Abend getrunken. Er habe z Gewehre, und hätte er Lärm gehört, wäre er gekomm und hätte gerettet. Man forschte nach, wer bei R Feral getrunken, und kam, nachdem Anne Benoit sch durch ihre Wohnung im Bancal'schen Hause und ihr V hältniß zu Colard schwer verdächtigt war, auf Bach u Bousquier. Ein Tuch, das Annen gehörte, war auf Straße gefunden, das war der Knebel; Colard's beide G wehre waren das Material, um den Leichenzug zu bewaffn

Am Tage, als Fualdes begraben wurde, erzäh Bousquier: „daß ihn in der Nacht der Ermordung Jem in einem blauen Rocke mit einem starken Ballen belai und ihn gut dafür bezahlt habe; auch habe dieser Jem ihn drei mal rufen lassen." Ein Dritter, der es hö rief aus: „In dem Ballen könnte wol Fualdes gest haben." Möglich, daß diese eine Aeußerung dem P cesse die Wendung gegeben, welche er genommen.

Bousquier ward darauf (24. März) verhaftet; es noch kein anderer Grund vor. Die paar blutigen Lum wurden erst nach der Verhaftung unter seiner Kellertre gefunden. Bousquier war ein schon wegen Betrüg bestrafter Mensch. Er wußte anfänglich nichts, w darauf ins strengste Gefängniß geführt und der Gefang wärter Canitrot machte einige Versuche, ihn zum G ständniß zu bringen. „Redet frisch zu; man muß Herren nicht ennuyiren; Ihr werdet eine böse Nacht überstehen haben." Am andern Morgen ließ ihm Ca trot durch einen andern Gefangenen die Gesetzstelle v lesen, wonach Derjenige, welcher gezwungen gewe einem Verbrechen beizuwohnen, mit zwei Jahren Gefä niß davon komme. Darauf bekannte Bousquier vor

Richter, als er aber zur Hauptsache kam, fiel er ohnmächtig nieder. Nachdem er sich erholt und Alles ausgesagt, „kam er mit frohem Gesichte, wie von einer Hochzeit, zurück".

Der Inhalt seiner Aussage war, daß er von Bach bestellt, um Taback zu tragen, in Bancal's Haus gekommen. Dort habe er die Bancals, Colard, Missonier, Anne Benoit und ein anderes Mädchen, die er nicht kannte, gefunden; außerdem zwei Herren, Bastide war der eine, den andern nannte ihm Bach nicht. Auf dem Tische lag ein großes Packet. Als er erfahren, daß es ein Todter sei, habe er weglaufen wollen. Hierauf folgt die Todesdrohung und die vollständige Geschichte des Leichenconducts bis zum Aveyron, wie sie in der Erzählung enthalten ist.

Dies ist das Hauptzeugniß, auf dem die ganze Untersuchung beruht. Bousquier soll vor dem Instructionsrichter fünf mal verschiedene Aussagen gethan, mit dem Gefangenen, der ihm die Gesetzstelle vorlas, vielfach verkehrt und anfangs auch den jungen Bessières-Veynac als Theilnehmer genannt, dies aber wieder zurückgenommen haben, als man ihn belehrt, daß dieser ein unwiderlegliches Alibi darthun könne. Inwiefern man nach diesen Ermittelungen glauben darf, daß er die Rolle des Hamacher (aus dem Fonk'schen Processe) gespielt, ist nicht zu erweisen. Jedenfalls ist das Zeugniß eines schon wegen Betrugs bestraften Herumtreibers, der der Beihülfe zur That geständig, sich durch sein Zeugniß von der Strafe zum Theil freimachen will, ein sehr verdächtiges.

Zu gleicher Zeit hieß es: die Bancal'schen Kinder wissen um die That, sie waren Augenzeugen, sie haben es gegen Mehre ausgesagt. Diese Kinder (die zehn- bis zwölfjährige Tochter Magdalene wird eigentlich nur als

Sprecherin genannt, die andern waren jünger), nach der Verhaftung ihrer Aeltern, am 25. März, ins Hospitium gebracht, konnten natürlich nicht als Zeugen vor die Assisen gestellt werden. Am 24. März vom Instructionsrichter befragt, hatte Magdalene vorgegeben, nichts zu wissen. Was die Geschworenen von diesen Kindern erfuhren, beschränkte sich auf die Aussagen dritter, auch vierter Personen, welche von den Kindern Dies und Jenes gehört haben wollten. Da hatte Magdalene gegen den Einen gesagt: „Ihre Mutter könne Niemand nennen, da sie nur den einen reichen Herrn (Jausion) gekannt habe.“ Gegen Andere: „Sie hätte Fualdes in ihrem Hause ermorden sehen, man hätte ihn auf einen Tisch gelegt und ihrer Mutter Geld gegeben. Der Herr wäre ein recht böser (méchant) Mann gewesen; er habe sich viel gerührt und der Tisch wäre umgestossen und das Blut hätte man aufgefangen und den Schweinen gegeben.“ Aber der Oekonom des Hospizes hatte geständlich Magdalenen und ihrem dreijährigen Bruder, nach dieser Aussage einen Sou gegeben. — Madame Manson erfuhr im August bei einem Besuch im Hospiz, von den Kindern die Geschichte von den zwei Broten, die auf dem Tische gelegen und daß dieser umgestürzt sei, auch daß Fualdes um Zeit zur Buße gefleht, Bastide aber geantwortet habe: Das kannst du beim Teufel thun. — In der zweiten Assise sagt eine Marianne Marty aus, Magdalene habe ihr die Ermordung, der sie zugesehen, erzählt. Jausion habe den ersten Stich geführt, da habe Bastide ihm gesagt: Geh weg, du machst es nicht recht. Von dieser Marianne kommt auch die Geschichte vom Schauder beim Brotschneiden. — Magdalene kannte auch Madame Manson (deren Bousquier nicht erwähnt; die Manson aber hat die Kinder im Hospiz besucht); nach ihrer Aussage gegen

dem Herrn Bertrandy war die Manson schon im Hause eingetreten, als sie es familie gegessen hätten.

Das Zeugniß von Kindern gegen ihre Aeltern wäre von großer Bedeutung, aber die Aussagen von unerwachsenen Kindern, die ohne ausgebildete Urtheilskraft aussagen, was man wünscht, daß sie sagen sollen, ist ohne Bedeutung. Stände fest, daß Magdalene Alles, was sie gesagt haben soll, von vornherein, freiwillig, ohne daß ihr von Andern es vorgesprochen worden, ausgesagt hätte, so wäre es für die moralische Ueberzeugung ein gewichtiges Zeugniß. Aber die Kinder wiederholten nur, was ganz Rhodez glaubte, was der allgemeine, alleinige Gegenstand jeder Unterhaltung war. Sie sagten es nicht frei heraus, sie wurden ausgefragt, und wie man fragte, antworteten sie. Wenn man Erwachsenen Dinge einreden kann, die sie nicht selbst erlebt, bis zur eigenen Ueberzeugung, wie viel leichter Kindern, die da ringsum sich Erwachsene und Respectspersonen von dem Glauben daran erfüllt sehen, die geschmeichelt, beschenkt werden, wenn sie aussagen, was diese wollen, und vielleicht Bestrafung fürchten, wenn sie anders sprächen. Scheuet sich schon ein Erwachsener, etwas zurückzunehmen, was er in der Uebereilung, aus falschen Schlüssen einmal ausgesprochen, wo soll das Kind den freien Willen herbekommen, wenn ihm ja etwas von Ueberzeugung käme, daß es nicht recht gesprochen, es zu widerrufen? Immer fester und fester wurde ihnen ihre erste Aussage eingeredet und sie erweiterte sich, jemehr sie Aufmunterung erhielten und ihre Eitelkeit durch die ihnen geschenkte Aufmerksamkeit sich geschmeichelt fand. Da wußte Magdalene denn endlich (nach dem ersten Geschworenenurtheil) über Alles Bescheid zu geben, was am Mordabend sollte geschehen sein, wie sie ins Bett geschlichen, wie der Herr hereingezogen worden, wie zwei Damen

dabeigewesen waren, die eine mit einem weißen Hut un
grünen Federn; wie man die Damen aus dem Fenst
gelassen, den Herr an den Tisch setzen und Wechs
schreiben lassen und dann sterben; wie zuerst Jausion
dann Bastide, endlich Missionier zugestoßen habe; vor
Fuße halten, vom Kübel, den Anne gehalten und wori
Mutter das Blut aufgefangen, von der hereingeschleppte
Madame Manson u. s. w.

Daß viele Widersprüche in diesen Aussagen vorkomme
will nichts bedeuten, wo das ganze Fundament schwan
und wankt, und die Anführung von Wechselschreiben zu
Evidenz darthut, daß das zwölfjährige Mädchen aus de
niedrigsten Volk, die nichts von lettres de change wisse
konnte, nur was man ihr vorgesagt, nachplappert. J
es ist erwiesen, daß man diese Kinder heillos misbrauchte
Bei den vielen Besuchen, die sie erhielten (man hat s
auch in Kupfer gestochen), richtete man Magdalenen a
von der Dame mit grünen Federn zu sprechen, um d
erwähnte Miß Gipson in Verlegenheit zu setzen!*)

Die Anklageacte zu Rhodez ist aus den Aussage
Bousquier's und der Bancal'schen Kinder, mit Zuziehun
der Schlüsse aus den Reden einzelner Zeugen zusammen
gesetzt. Von diesen bekundet Einer, daß er Fualdes na
8 Uhr in die Straße de l'Ambrague einbiegen gesehen un
daß ihm ein Mann oder eine Frau eiligst gefolgt sei. Ei
Anderer sah vor Missionier's Hause Leute, die sich Zeich

*) Was auf solche Kinderreden zu geben sei, davon kann si
Jeder überzeugen, ruft der deutsche Vertheidiger. Er nehme das er
beste Kind vor, und es wird ihm gelingen, von diesem jede beliebi
Mordgeschichte auszufragen. Wie leicht es sei, auch bei Erwachsen
durch dreiste Fragen sonderbare Geständnisse zu Tage zu förder
führt er ein interessantes Beispiel aus der englischen Criminalis
an, welches wir als Anhang zu diesem Falle folgen lassen.

gaben. Eine Frau ſah um die Zeit in der Rue des Hebdomadiers zwei Menſchen unbeweglich ſtehen; eine andere ſah einen Menſchen gehockt und hörte die Leier ſpielen. Eine Schneidersfrau ſah mehre Leute, die etwas zogen, glaubte aber, es ſei ein Mädchen. Der Schneider Broſt hörte Geflüſter und ſah Leute etwas in Bancal's Haus ziehen. Françoiſe Garrigon, ein wegen Kindermord und Diebſtahl im Gefängniß ſitzendes Frauenzimmer, will von der Bancal im Kerker die ganze Geſchichte der Ermordung gehört haben. Daher die Geſchichte vom Knebel, vom ſtumpfen Meſſer, vom Hemde, das wie ein Chorhemde geweſen, vom abgenommenen Ringe, vom Schlüſſel, der an Baſtide gegeben worden, von dem Gelde, das man aus Fualdes' Taſchen geholt u. ſ. w. Dieſe verdächtige Zeugin bekundete übrigens bei den zweiten Aſſiſen von Alby, daß die Bancal trotzdem geſagt: „Ihr Herz ſei ſo rein, wie der Tag.“

Ein Antoine Alboui behauptet, daß Baſtide (am 23. März) ihm geſagt, er ſei Fualdes 10,000 Francs ſchuldig. Baſtide beſtreitet es und will nur 130 Francs ſchuldig geweſen ſein. Eine Frau hörte ihn am 19. auf der Straße zu Fualdes ſagen: „Fehlt nicht um 8 Uhr.“ Das in der Erzählung oben angeführte Geſpräch, wonach Fualdes zu Baſtide geſagt: „So alſo hältſt du mir Wort!“ dieſer aber antwortete: „Sei ruhig, heute Abend nach 8 Uhr werde ich dir Rechnung machen“, ſoll ein Maurer gehört haben, der nicht mehr aufzufinden war. Vor den Aſſiſen von Alby bekundete ein Louis Braſotte, Baſtide habe zu Fualdes Abends 5 Uhr geſagt: „In drei Stunden werden wir unſere Rechnung abmachen.“ Eine Katharina Maſſola hatte am 19. Fualdes neben Baſtide geſehen und Jener ſagte: „Denkt daran, was ich Euch heute Nachmittag geſagt.“ Dieſer erwiderte: „Fehlt nur

nicht, ich werde um 8 Uhr, spätestens ein Viertel na 8 dort sein." Ein Lacombe erinnerte sich erst bei d zweiten Assisen, das Fualdes zu Bastide am 19. an d Kirche gesagt: „Sie zwingen mich aufs äußerste."

Ueber den Leichenconduct nach dem Aveyron bekund nur ein Herr Albene, daß er eine Masse von Schatt gesehen, die im Finstern gingen und ihm Furcht einflößte Am Constans'schen Garten hätten sie Halt gemacht. C habe einen derben Fluch ausgestoßen (?) und sich a dem Staube gemacht. Am andern Morgen habe ihm sei Bedienter gesagt: Bessières-Veynac sei darunter gewese (Derselbe, der später sein Alibi nachwies.) — Banc starb im Gefängniß, ohne etwas von der Mordscene i seinem Hause wissen zu wollen, und doch soll er gesag haben: er wisse, daß Bastide der Thäter sei und seien deren noch mehre.

Auf Grund dieser Aussagen, nämlich: der Mitschu digen, Bousquier's, das Gerede der Bancal'schen Kind und die theilweise damit übereinstimmenden und sie bekrä tigenden Niederlegungen der letztern Zeugen, unter dene eine Todesverbrecherin von Hörensagen die Mordthat b kundet, wurde das Schuldig von den ersten Geschworene ausgesprochen; denn die Aussagen der Manson konnte hier noch nicht in Betracht kommen, da sie, was s außergerichtlich geäußert, vor Gericht zurücknahm und de Geschworenen nichts als die Ursache ihrer Krämpf Ohnmachten und Verzuckungen zu errathen gab.

Wir sahen, wie ganz unerwartet die Cassation d ersten Urtheils kam, welche Aufregung sie veranlaß Man bot, seitens der Ankläger, der Behörden, der Ri ter, des Publicums, Alles auf, um die Beweise ge Angeklagte, von deren Schuld man überzeugt war, zu verstärken, daß ein zweites Schuldig nicht ausbleibe, d

bis zweite Urtheil nicht abermals wegen eines Formmangels caſſirt werden könne.

Bousquier war nicht weniger gravirt als die übrigen Mordgehülfen, und dennoch, weil er als Angeber auftrat, war er mit zwei Jahr Gefängniß davongekommen. Welche Lockung für die zum Tode Verurtheilten, ſeinem Beiſpiel zu folgen! Bach, der bisher trotzig geleugnet, fiel zuerſt ab. Vom 4. März 1818 ab, bekannte er in verſchiedenen Verhören: wie er, angeworben, Taback zu tragen, in das Bancal'ſche Haus von Bousquier geführt worden; dort Baſtide, Jauſion, Miſſonier, die Bancals und Colard, außerdem aber zwei jüngere Frauenzimmer gefunden; wie aus dem Ballen Taback eine Leiche geworden; wie, als er mit Bousquier entfliehen wollen, Baſtide ihm ein Gewehr auf die Bruſt geſetzt und gedroht habe: „wenn du dich rührſt, biſt du des Todes"; wie er Jauſion geſcholten: „Du thuſt nichts", worauf dieſer geantwortet: „Was ſoll ich thun, du thuſt ja genug"; wie der Todte auf dem Tiſche gelegen, in Leinen gewickelt, mit Stricken umwunden; wie darauf der Leichenzug in angegebener Ordnung vor ſich gegangen u. ſ. w. Auch der Herr, der einen Fluch ausſtieß, als ſie im Winkel ruhten, fehlte nicht. — Später wußte er (was man gern gegen Baſtide herausbekommen hätte), daß das eine Mädchen die hübſche Nähterin Charlotte Arlaboſſe, Baſtide's Vertraute, geweſen und daß Bancal ſchon am Tage darauf ihm nochmals Verſchwiegenheit mit dem Verſprechen anempfohlen, daß in nächſter Woche noch ein hübſcher Coup in einem Nachbarhauſe zu machen ſei. — Noch ſpäter wußte er, daß in Bancal's Küche, außer den Genannten, noch ein Tabackshändler, der ihn engagirt, Beſſières-Veynac, und ein gewiſſer René geweſen. Baſtide habe ſogar laut gefragt: „Wo iſt mein Neffe Beſſières?" Auch die Geſchichte

vom Schlüssel und Ringe kam ihm später ins Ge
dächtniß.

Bach wiederholte vor den Geschworenen diese Eröff
nungen am 30. März, anfangs mit schwacher Stimm
dann mit steigender Dreistigkeit. Bastide erwiderte dar
auf verächtlich, ob er sich gegen einen Elenden verant
worten müsse, der sich für zwanzig Francs hergibt, eine
Menschen zu tödten? Doch fragte er ihn: ob man di
Leiche gleich bei der Ankunft am Flusse in denselben g
worfen habe? Bach bejahte es, wohingegen Bousquie
erzählt hatte, daß man zuvor gegen 150 Schritt a
Ufer fortgegangen wäre. Bastide erklärte höhnisch, da
er nur zeigen wollen, wie zwei Lügen selten übereir
kämen.

Bach hatte im Ganzen nur wiederholt, was scho
Bousquier ausgesagt, mit Einverwebung Dessen, was i
zwischen ermittelt worden oder geglaubt wurde. Indess
hatte einer der Richter, der Rath Pinaud, den Mut
wiederholentlich auf die Unglaublichkeit und Absurdität d
Depositionen aufmerksam zu machen, was Anlaß gab, d
Bach noch schärfer zu inquiriren und ihn zu neuen A
gaben aufzumuntern. Was er bisher geboten, war sch
etwas schimmelichte Waare und er konnte nicht denselb
Preis, wie Bousquier, dafür erwarten, wenn er nic
etwas Frisches dazu gab.

So legte er denn am 22. April eine Aussage ab, d
vollständig Alles summirte, was man aus dem Gerü
und durch die Bancal'schen Kinder zu wissen glaubte u
wissen wollte. Nur einzelnes Pikantes, was Furcht u
Schrecken vor einer ausgebreiteten, furchtbaren Verschw
rung beim Publicum anregen mußte, wurde auf geschic
Weise hinzugefügt.

Am 18. März hätten ihn Vence d'Istournet, Bessière

Veynac, Louis Baſtide (des Hauptmörders Bruder) und jenen René auf der Straße bei Seite gerufen und ihm vorgeſchlagen, am Abende deſſelben Tages bei der Plünderung eines Hauſes behülflich zu ſein, wofür man ihm 1200 Francs verſprochen. Das Haus gehörte einem Herrn de France, wahrſcheinlich einem Liberalen, der bei den Verhandlungen zugegen war, und das ganze beiläufige Manoeuvre (aus der Plünderung iſt nichts geworden) ſchien nur darauf berechnet, die Parteiverſchwörung zu conſtatiren und den Schrecken der ruhigen Bürger zu vergrößern. Nachdem ſich Bach dazu nicht geneigt zeigte, aber verſprochen hatte, zu ſchweigen, habe ihn der Tabackshändler von Roſe Feral ins Bancal'ſche Haus geholt. Hier nun ſieht er beſtimmt Baſtide, deſſen Bruder Louis Baſtide, Yence d'Iſtournet, Beſſières-Veynac, René, Bancal, Colard und die drei Weiber. Fualdes ſaß auf dem Stuhl, mußte zwölf bis funfzehn Wechſel ſchreiben, Jauſion ſteckte ſie in das Portefeuille von Marroquin, Dann folgt die ganze vollſtändige Erzählung von dem auf den Tiſch legen, der Bitte des Fualdes, der Antwort Baſtide's, der Ohrfeige, die Bach von dieſem erhalten, dem Abſchlachten (Bastide plonge *à plusieurs reprises* dans la gorge de Fualdès), dem Blutauffangen durch die Bancal, der Entdeckung der Manſon, ihrer Rettung durch ihn und Jauſion u. ſ. w.

Dieſe Ausſage war inſofern ſehr geſchickt abgelegt, als durch dieſelbe mehre neue Perſonen implicirt wurden, wodurch eine neue Unterſuchung und ein Aufſchub der Todesſtrafe, wenigſtens für Bach ſelbſt, nothwendig wurde; man bedurfte ſeiner als Zeugen. Im Uebrigen hatte er den Glauben des Publicums für ſich, denn er bekundete nicht mehr, als was Alle ſchon wußten, und was ſelbſt

in den inzwischen erschienenen Memoiren der Mem
bereits abgedruckt war.

Bach's dadurch gewonnene Aussichten lockten endlich au
die alte Bancal zum Geständniß. Noch am 28. Mä
1818 hatte sie erklärt, sie verstünde nicht, was man v
ihr wolle. Selbst als Jausion sie nach der ersten Ve
urtheilung aufgefodert, sie solle rein heraus die Wahrh
sagen, blieb sie dabei. Im Gefängniß soll sie wol
Anne Benoit geäußert haben, sie möchte wol bekenne
aber sie wolle nur nicht den Herrn Jausion mit hinei
bringen. Jausion's Familie soll ihr eine ansehnliche Pe
sion, wie der Staatsanwalt behauptete, versprochen habe
Ihr Geständniß, weit bedingter als das der Männe
kam mit schwacher Stimme heraus.

An jenem Abende hatten sechs Männer den Fuald
in ihr Haus geschleppt. Nach Versicherung ihres Ma
nes sei ein Neffe des Bastide dabei gewesen; auch Ba
und Colard. Letzterer sei aber nur eine Viertelstunde
der Küche geblieben. „Wohin hat man mich geführt?
habe er ausgerufen. Fualdes habe gesagt: „Was ha
ich euch gethan?" Einer der Mörder hätte zu ihm g
sprochen: „Bete zu Gott!" dann wäre ihr schlimm g
worden, einer hätte sie endlich hinausgelassen, und a
der Treppe fiel sie ohne Bewußtsein nieder. Sie h
weder Missionier, noch Anne Benoit bemerkt, aber e
Mädchen aus La Roquette (Charlotte Arlebosse). Vo
ihrem Kinde Magdalene habe sie nachher gehört, d
man den Herrn wie ein Schwein geschlachtet habe. S
wollte weder das Blut aufgefangen, noch Geld oder Rin
erhalten haben; erinnerte sich aber, fünf Tage spät
daß Fualdes einige Schriften unterzeichnen müssen „d
Länge und der Quere" nach. Dann habe sie, am Ta
darauf, einen dieser Wechsel, auf Stempelpapier, gefunde

weil er aber mit Blut befleckt geweſen, habe ſie ihn verbrannt. — Mehr wollte ſie durchaus nicht bekennen, verfiel darauf in ein ſtumpfſinniges Schweigen und äußerte, was ſie noch wiſſe, nur ihrem Beichtvater vertrauen zu wollen.

Bancal's Kinder, Bousquier, Bach, die alte Bancal waren ungültige oder durch Mitſchuld verdächtigte Zeugen. Alles verlangte wenigſtens nach einem vollgültigen unverdächtigen. Den ſchien der Himmel in Madame Manſon zu ſenden. Vier Monate nach dem Morde hieß es plötzlich durch Rhodez, die myſteriöſe Dame, die in Bancal's Hauſe war, iſt gefunden; es iſt Clariſſa Manſon, die Tochter des Präſidenten Enjalran. Sie ſelber hat es eingeſtanden!

Madame Manſon, eine Dame von damals 32 Jahren, und wie aus ihren Memoiren hervorgeht, von ebenſo überſpannter phantaſtiſcher Sinnesart, als von freien Sitten, die der Ehe- oder Witwenſtand in Südfrankreich erlaubt, dabei heiter, geſprächig, neugierig und mit dem Witz ausgeſtattet, der nach allem Intereſſanten haſcht und gern, was es auch koſte, ſich ſelbſt intereſſant zu machen ſucht*) — Madame Manſon ließ am 25. Juli 1817 gegen

*) Der Herausgeber ihrer Memoiren, die ſchon im Jahre des Mordes (1817) erſchienen, theilt Folgendes über ihre Lebensumſtände mit: „Clariſſe Enjalran iſt geboren zu Rhodez im Jahre 1785. Sie wurde faſt ununterbrochen auf dem Lande erzogen, auf dem alten Schloſſe Perrié, das ihr Vater beim Ausbruch der Revolution vom Herrn von Bonald erkaufte. In ihrer Kindheit genoß ſie, bei den politiſchen Stürmen, keines Unterrichts. Dieſe Abgeſchiedenheit und die ſie umgebende Natur begünſtigten ihre Anlage zur Schwärmerei, und dadurch entwickelte ſich bei ihr ein Hang zum Romanhaften. Clariſſe war mit einem ſeltenen Geiſte, vieler Feinheit und großer Reizbarkeit geboren; frühe ſchon ſuchte ſie et-

einen Offizier, der neben ihr im Theater saß, Winke fal
len, daß sie jene mysteriöse Dame, die ganz Rhode

---

was, das dem Bedürfnisse ihres Herzens genügen möchte. S
liebte ihre Aeltern, vorzüglich ihre Mutter, mit einer Art Leide
schaftlichkeit. In den Gefahren, die ihren Vater während der stü
mischen Anarchie bedrohten, zeigte sie an der Seite ihrer hochher
gen Mutter eine heldenmüthige Entsagung. Sie soll in ihren jünge
Jahren eine Neigung auf einen Gegenstand geworfen haben, d
unter dem Stande und den Glücksumständen ihrer Familie gewes
ist. Sie heirathete Herrn Manson, einen Offizier, aus Gehorsa
gegen ihren Vater, und diese Verbindung war nicht glücklich. Na
Verlauf von drei Monaten trennten sich die jungen Eheleute. D
Gatte ging nach Spanien und überließ sie einer Freiheit, auf d
sie doch nicht unter dem Schutze ihrer Mutter Verzicht leist
durfte. Sie war dadurch den Gefahren der Welt und ihrem G
rede ausgesetzt, und es konnte daher nicht fehlen, daß sie in Rh
dez auf eine kleinstädtische Weise beredet wurde. Madame Mans
gab wirklich mehr wie Andere Veranlassung zu nachtheiligen Mi
deutungen; sie hatte Eigenheiten, denn sie ragte vor den Uebrig
hervor und ihr zwangloser Charakter erweckte ihr Feinde. Na
dem Feldzuge in Spanien kam ihr Gatte zu ihr zurück; aber ba
trennten sich Beide aufs neue. Herr Manson ließ ihr sein Be
langen andeuten, daß sie bei ihm wohnen sollte; aber sie befand si
bei ihrer nachsichtsvollen Trösterin, sie weigerte sich zu gehorch
und erklärte dies schriftlich, aufgebracht, daß sich ein Gerichtsdie
in eheliche Zwistigkeiten mische. Doch wurde sie durch zartere B
wegungsgründe andern Sinnes, und bald darauf wurde der Gat
mit dem sie zusammen zu leben sich geweigert hatte, auf eine
heimnißvolle Art in das Schloß geführt, dort verborgen und du
die Sorge seiner Gattin gepflegt. Sie fand in diesem geheimn
vollen Verhältnisse etwas sehr Anziehendes. Der Mann als Li
haber wurde entdeckt, man glaubte, eine Aussöhnung würde lei
sein, aber die Trennung von ihrer Mutter würde ihr zu schwer
worden sein, und der Gatte ward nochmals aufgeopfert. Mada
Manson wußte ihn zu entfernen; doch, unter dem Vorwande,
weilen in das Dorf zu gehen, um fromme Werke zu verricht

Aufbrechen mache, wol kennen dürfe. Der galante Offizier, welcher Madame Manson mit seinen Liebesanträgen belästigte, aber, wie sie wenigstens angibt, stets von ihr auf eine mehr oder minder feine Art, seiner Aufdringlichkeit, Häßlichkeit und Trunksucht wegen, zurückgewiesen worden — der Offizier erwiderte: er möge nicht glauben, daß sie es selbst sei, da sie, als völlig frei, nicht nöthig habe, im Bancal'schen Hause sich Rendezvous zu geben; sie habe es bequemer bei sich zu Hause. Madame Manson lachte und machte dazwischen ernste Mienen. Herr Clemendot, der Offizier, ging in der Meinung nach Hause, er kenne nun die mysteriöse Dame, ja er wollte selbst haben, sie hätte es mit positiven Worten gegen ihn eingestanden. Er verschwieg seine Ansicht nicht im Gespräch mit seinen Kameraden. Die Aussage ward bekannt, der Offizier und Madame Manson wurden vor den Richter geladen. Letztere behauptete, die ganze Sache sei ein Spaß. Herr Clemendot sei betrunken in ihr Zimmer gedrungen, und auf seine Fragen hätte sie ihn mit diesem Spaße abgefertigt. Ihren Memoiren zufolge erscheint eine solche Abfertigung als wol durch die Umstände motivirt. Die Manson hatte den Glauben, die mysteriöse Dame zu kennen, weil ihre Bekannte und Freundin Demoiselle Pierret ihr die Umstände mit einer Genauigkeit erzählt, daß sie sich überzeugt hielt, diese selbst sei dabei zugegen gewesen.

---

traf sie mit ihm im Gehölze zusammen. Sie wurde Mutter, und nach dieser Zeit änderte sich ihr ganzes Leben. Dies war aber nicht der Fall mit ihrem Schicksale. Ihr Gatte erhielt eine Anstellung viele Meilen von Rhodez entfernt. Sie blieb sich allein überlassen und erhielt nur ein kleines, sehr unregelmäßig gezahltes Jahrgehalt."

Aber die Behörden wollten nicht Spaß, sondern Ernst
Der Präfect, der Präsident, ihr eigener Vater und Andere
drangen in sie zu bekennen; man setzte ihr furchtbar zu
man folterte ihre Nerven, indem man sie Nachts in das
Bancal'sche Haus führte, und am 2. Aug. hatte man
ihr folgendes Bekenntniß erpreßt: Sie sei am Abende des
19. März durch die Rue des Hebdomadiers gegangen
Mehre Personen kamen; aus Furcht flüchtete sie ins erste
offene Haus (Bancal's soll an dem Abende verschlossen
gewesen sein)! Man führte sie in ein Cabinet und sagte
„Sei stille." Bald nachher kam Jemand und führte sie eilig
weg, nach dem place de cité. Hier sagte er: „Kennst
du mich? Hast du nichts gesehen?" Sie verneinte
„Geh", sagte er, und stieß sie weg. Nachher traf sie den
selben noch einmal auf der Straße. „Ich bin nicht unter
den Mördern, sprach er. Ich traf Sie und rettete
Sie. Aber wie kamen Sie in dies Haus? Schwören
Sie mir, davon zu schweigen." Sie versprach es, und
kam erst früh Morgens in ihr Haus. — Auch habe sie
bald nachher einen Brief erhalten, des Inhalts: in Ban
cal's Hause wäre ein Frauenzimmer gewesen, die ihren
Namen angenommen. Käme es zur Sprache, möchte sie
nicht leugnen; sie habe nichts zu befürchten, sondern nur
zu hoffen. Wenn sie Schulden hätte, wollte man diese
bezahlen.

Bald darauf schrieb aber die Manson an den Prä
fecten (Grafen d'Estournel) einen kläglichen Brief, worin
sie Alles zurücknahm, ihn beschwor, Mitleiden mit ihr zu
haben und sie nicht vollends wahnsinnig zu machen. Es
heißt darin: „Erinnern Sie sich der Mühe, die Sie ge
habt haben, von mir Das zu erpressen, was Sie die
Wahrheit nennen, erinnern Sie sich aller der Umstände,
die meinen vorgeblichen Geständnissen vorausgegangen sind,

dir mir gemachten Drohungen. Finden Sie denn, daß meine Aussage das Gepräge der Wahrscheinlichkeit an sich trägt? — — Alle Geständnisse, die ich gemacht, sind nur durch Gewalt und durch die Furcht erpreßt worden, Veranlassung zu einem Morde zu geben. — Ein Fieber, Mangel an Schlaf und Nahrung, Verzweiflung, raubte mir die Besinnung; ich habe Dinge gesagt, deren ich mich nicht einmal mehr erinnern kann."

Obgleich ihr eigener Vater, der Präsident Enjalran, sie beschwor, ihn und die Familie nicht ins Unglück zu stürzen, erklärte sie vor den Assisen, nie im Vaneal'schen Hause gewesen zu sein und keinen der Angeschuldigten zu kennen. Aber ihr Benehmen leitete die Geschworenen irre. Sie fiel in Ohnmacht und rief beim Erwachen: „Schafft mir die Mörder fort!" Bastide warf sie Blicke des Abscheues zu, auch Jausion blickte sie wie mit Furcht und Mitleid an. Das Publicum glaubte nicht an ihre verneinende, sondern an ihre bejahende Aussage. Man flüsterte sich zu von dem furchtbaren Eide, den sie am Leichnam des Fualdes schwören müssen, die Mörder nicht zu verrathen.

Auch sie ward nun in Anklagestand versetzt und verhaftet. Um sich vor der Welt zu rechtfertigen, schrieb sie ihre Memoiren, die in kurzer Zeit sechs Auflagen erlebten. Nach diesen war sie am Abend des 19. März ruhig in ihrer Wohnung bei der Familie Pal und verbrachte mit derselben eine lustige Nacht. Am Tage darauf bemerkten ihre Wirthe: sie wären miteinander so ausgelassen gewesen, und wahrscheinlich sei um dieselbe Stunde der arme Fualdes umgebracht worden! Dennoch scheuten sich die Pals, vor Gericht mit bestimmten Worten zu bekunden, daß die Manson gerade an dem Abende bei ihnen war; — sie fürchteten sich, behauptet die Manson, weil es heißen

könne, sie hielten es mit den Angeklagten! Wer den Eid gewissenhaft nimmt, wird immer anstehen, nach vielen Monaten etwas zu beschwören, was nur in seiner Erinnerung lebt und wobei so viele Selbsttäuschung mitunterlaufen kann, wie in der Bestimmung von gewissen Stunden, wo ein Ereigniß sich zutrug. Der Vater, die Angehörigen der Manson, in ihrem Eifer, sie zum Geständniß zu bringen, wollten sie sogar einmal magnetisiren, damit man die Wahrheit von ihr erführe. Mit solchem fanatischem Eifer wurde in dieser Sache nach Beweisen für die allgemeine Meinung umhergesucht, daß selbst die heiligsten Familienbande dagegen schwach waren und ruhig Bürger sich scheuten, ihr eigenes Zeugniß von der Wahrheit abzulegen, wenn es von dem allgemeinen Glauben abwich.

„Ich frage mich oft, ob ganz Rhodez von Sinnen ist oder ob ich den Verstand verloren habe; dann trifft es sich zuweilen, daß ich mich in die Rolle des Ichs in Bancal setze", heißt es in diesen Memoiren. Damals hatten Rhodez, Frankreich und das ganze Publicum zur Bezeichnung dieser Memoiren nur ein Bonmot: es waren die Memoiren der Madame Mensonge (Lüge). Ab welche Motive hatte die Manson, jetzt im Schutz ihrer Familie, der Behörden, der öffentlichen Meinung, der Richter, die in ihr den Engel sahen, der Licht in das Dunkel bringe sollte, nicht dieser Engel sein zu wollen und etwas zu verschweigen, was sie wußte? Unter diesen Umständen mußte die Furcht vor den Verschworenen in den Hintergrund treten, unter diesen Umständen war der schon gebrochene Eid gelöst. Einmal, freilich gepreßt durch Angst und Kreuz- und Querfragen, und im Muthwillen der Verzweiflung — hatte sie zugestanden, im Bancal'schen Hause gewesen zu sein; also war die weibliche Scheu,

sie davon zurückschrecken können, gelöst. Das Publicum glaubte es, und hielt sie für fähig, das Haus zu besuchen. Dem verdächtigen Besuche einen andern Schein zu geben, blieb ihr immer unbenommen; danach fragte das Gericht nicht. Also dies konnte nun nicht mehr der Grund des Leugnens sein. Sie sagte nichts aus, weil sie nichts wußte. Aber das Publicum wollte durchaus, daß sie etwas wisse, selbst ihre Familie, ihr eigener Vater (er fürchtete für sein Amt), daß sie bekennen solle, die Richter wollten sie durchaus zum Engel machen, und, weil sie es nicht werden wollte, sperrte man sie ein, um ihr den Proceß wegen falschen Zeugnisses zu machen.

Welche Lockungen, welche Verführungen für ein schwaches Weib, mehr auszusagen, als sie wußte; um so mehr, als sie, eben wie alle Andern, an die ganze Mordgeschichte und Bastide's und Jauston's Thäterschaft selbst glaubte. Wenn sie also, wie Bach und Bousquier bekannte, so bekannte sie, ihrer Meinung nach, nur die lautere Wahrheit. Sie glaubte an die verschleierte Dame, die Zeuge der That gewesen und ihren Namen angenommen habe, und — schob zuvörderst Rose Pierret vor, diese sei bei Bancal's gewesen. Rose leugnete aber sehr trocken, und es ließ sich ihr nicht mehr nachweisen, als daß sie die gräßliche Fabel so gut wie jedes Kind in Rhodez wußte und wiedererzählt hatte. — Vor den Assisen von Alby löste sich nun plötzlich die Zunge der viel Gequälten, der arg Verleumdeten, der siebenmonatlichen Gefangenen um deswillen, weil sie nicht aussagen wollte, was man von ihr verlangte, und bald darauf trat das dramatische Impromptu ein, welches der Sache in den Augen der Geschworenen den Ausschlag gab.

Schon in der Sitzung vom 30. März 1818 nahm Madame Manson ihr altes Bekenntniß, welches sie vor

dem Präfecten, Grafen d'Ilsournet, gemacht, wieder auf
und ſagte aus: „Am 19. März Abends 8¼ Uhr ging ic
auf der Straße Hebdomadiers, hörte Lärmen, trat in ei
Haus, das offen ſtand. Jemand ſtieß mich in ein Ca
binet. Ich hörte wieder Lärmen und fiel in Ohnmach
Als ich wieder zu mir kam, kam mir es vor, als ſchlepp
mich Jemand mit Gewalt fort. Ich hörte reden, konn
aber die Stimmen nicht unterſcheiden. (Hier fiel ſie i
Ohnmacht, ſammelte ſich aber wieder.) Ich hörte ſtöhne
dumpfes Geſchrei, ich hörte Blut ſtromweiſe i
eine Wanne fließen. Ich zitterte für mein Lebe
wollte ein Fenſter öffnen, ſtieß mich; es erfolgte ein Blu
ſturz (??), eine Ohnmacht. Bald nachher kam Jemand
mir ins Cabinet, führte mich auf die Straße, auf d
Markt — u. ſ. w., ganz wie die frühere außergerichtlic
Ausſage lautete. Sie geſtand ferner, ſie ſei in Mann
kleidern geweſen, habe blaue Pantalons getrage
die ſie nachher verbrannt, weil ſie mit dem Blute, d
ſie verloren, beſpritzt geweſen. Auf die Frage, wie
denn hätte hören können, daß Blut in die Wanne
floſſen ſei? erwiderte ſie: ſie habe aus dem Stöhnen
ſchloſſen, daß man Jemandem die Kehle abſchneide. A
der Generalprocurator ſie auf die weitern Fragen
Schutz nahm und andeutete, man wiſſe, warum
ſchweige, betheuerte ſie: ſie habe keinen Eid g
leiſtet.

Baſtide, eine herbe, rohe, aber ſtolze Natur, ermü
durch das Hin- und Hergerede, die convulſiviſchen Zuckı
gen und das Augenverdrehen der Manſon, ſchalt ſie
der Sitzung vom 3. April eine Närrin: ſie ſolle endl
reden, gerade herausſprechen, denn durch ihr Schweig
ſchade ſie ihm mehr als das andere Geſindel durch ſe
Lügen. Die Manſon glühte vor Zorn, ſchob die beil

Gendarmen, die sie zurückhalten wollten, fort und fragte ihn mit einem Zornblick: „Kennen Sie mich, Bastide?" Er antwortete: „Nein!" Sie stampfte nun mit dem Fuße auf und rief: „Elender, du hast mich ermorden wollen." Das Publicum applaudirte. Endlich war das Wort der Wahrheit gesprochen; aber die es gesprochen, war wieder in Ohnmacht gesunken. Als sie sich erholte und man sie beschwor, fortzufahren, erklärte sie, sie könne nicht. Die Sitzung mußte aufgehoben werden, aber vergebens bemühte man sich in der folgenden, vom 4., 6. und 7. April, klarere, zusammenhängendere Bekenntnisse von ihr zu erlangen. Hatte sie einen Eid geschworen, so hatte sie ihn doch schon gebrochen. Diese Wirkung war für die Geschworenen da. Sie antwortete, wie ein verschamtes Mädchen: sie wisse nicht; — es sei möglich; — sie wolle nicht widersprechen. Ein deutliches Ja kam nicht heraus. — Am 7. räumte sie zwar ein, Bastide sei der Mörder, es wären ihrer aber noch zwei. Die Bancal wollte sie nicht kennen, diese aber auch die Manson nicht. In derselben Sitzung gestand sie auch ein (in directem Widerspruch mit der Betheuerung vom 30. März; also schon nach acht Tagen eine andere Ueberzeugung!), sie habe halbtodt vor dem Leichnam doch einen Eid abgeleistet. — Bastide selbst verlangte, da sie nun einmal gesprochen, sollte sie weiter reden. Er fragte, was sie in Bancal's Haus geführt habe? Sie erklärte, sie habe irgend Jemand nachspüren wollen. Als Bastide in sie drang, nähere Umstände anzugeben, fand der Präsident diese Zudringlichkeit undelicat und rief ihm unwillig zu: „Zum dritten male hat sie Euch schon gesagt, daß Ihr sie habt ermorden wollen." Umsonst bat Jausion: „Ich beschwöre Sie, Madame Manson, nicht um meinetwillen — für mich hat der Tod nichts Furchtbares —

aber ich beschwöre Sie für mein Weib, für meine Kinder; reden Sie, mein Leben ist in Ihrer Hand. Von Ihnen hängt es ab, mich zu retten, oder mich aufs Blutgerüst zu bringen." Die Manson schwieg. Sie erklärte auf das Andringen von allen Seiten, sie könne überhaupt eine Unterhaltung über den nämlichen Gegenstand nicht lange fortführen. Der Rath Pinaud redete sie zwar an: sie möge nicht glauben, daß sie ihre Aussagen nach Gutdünken machen und verschweigen könne, was sie wolle; aber der Präsident nahm für sie das Wort: Madame Manson habe gesagt, daß sie eine Ueberzeugnng habe, deren Gründe sie nicht näher darlegen könne. — Man war so zufrieden, daß man nur ein bestimmtes Wort aus ihrem Munde hatte, und war doch auch nicht sicher, ob sie bei näherm Bedenken es nicht wieder zurücknehmen würde. „Ich habe schon genug gesagt", damit entschuldigte Madame Manson ihre Weigerung, und hatte doch schon mehr als zu viel gesagt, selbst im Sinne Derer, welche an die ganze Fabel glaubten. Denn ihr Schweigen, worin man Großmuth und Eidestreue erblickte, vollendete nicht allein Bastide's, sondern auch Jausion's Unglück, den sie angeblich retten wollte.

Wäre das Zeugniß der Manson in Alby auch noch positiver ausgefallen, hätte sie sich erhoben und bestimmt gesprochen: „Ich war in Bancal's Hause, ich war Zeuge des Mordes, du, Bastide, warst es, der das Messer in Fualdes' Kehle stieß", würde es vollgültig sein aus dem Munde derselben Person, welche in Rhodez an den Präfecten geschrieben hatte: „In dem Heiligthume der Gerechtigkeit, vor ihren ehrwürdigen Dienern, vor Gott der mich hört und mich richten wird, will ich die Wahrheit kund thun. Ich erkläre, daß meine erste Aussage (die ableugnende) einzig und allein gültig ist. Alle Geständnisse, die

ich gemacht habe, sind mir durch Gewalt und durch die Furcht erpreßt worden, Veranlassung zu einem Morde zu geben. Womit hat man mich nicht bedroht?" — Dies schrieb sie in der Ruhe; jene dunkeln Bekenntnisse stieß sie aus in nervöser Exaltation durch Gefängniß, Verdacht, Drohungen, mitten in den Schrecken eines Assisengerichts und unter Mördern, deren Ketten um das geängstigte Weib klirrten. Was hat mehr Glaubwürdigkeit? Ihre Memoiren sind gewiß kein Evangelium; für den Richter aber ein unschätzbares Zeugniß dafür, was er von der Glaubwürdigkeit dieser Frau zu halten hat, die aus Angst und Consequenz der Plaisanterie aus einer Lüge sich in die andere stürzt, und sie gleich darauf wieder eingestehen muß; die, um loszukommen aus dem Gerede, eine Andere, eine nahe Bekannte, ein junges unverheirathetes Mädchen ins Gerede bringt; die, um selbst des Verdachts ledig zu werden, ihn auf Rose Pierret wälzte! Auch Frauen von sittlicherm Charakter könnten sich auf Fragen, wie sie an die Manson gethan wurden, aus weiblicher Scheu in Lügen verwickeln; wie viel mehr eine von so leichtfertigem und zugleich so aufgeregtem Geiste, die, nicht schön, um ihres Geistes willen gefeiert wurde und in einem Spiele von Intriguen sich gefiel, die sie sogar von ihrer eigenen Familie entfernten. Vom moralischen Standpunkte aus erscheint sie unter allen Zeugen in diesem Processe nicht als die schlechteste, aber als die verdächtigste, denn selbst, was sie glaubt, erscheint als das Resultat von Selbsttäuschung, Affect, Voreingenommenheit, Sinnenspiel und einem erwiesenen Krankheitszustande.

Dennoch muß hier vorausgeschickt werden, daß sie auch in ihrer Vertheidigungsrede bei den letzten Aussagen verblieb, und sich darin gefiel, ihre schrecklichen Seelen-

qualen bei der Mordscene auszumalen und zu versichern, daß alle nachherigen Verfolgungen gegen die Gefühle in jener Nacht auf ihr Gemüth von unbedeutender Wirkung gewesen. Wie sie aber, bei diesen folternden Erinnerungen, die sie nach jeder Rede in Ohnmacht fallen ließen, doch im Stande gewesen, ihre Memoiren mit all dem tändelnden Geschwätz als willkommene Lectüre für die Boudoirs zu schreiben, ein Buch, worin sie alle und jede Mitwissenschaft ableugnete, hat sie den Geschworenen nicht gesagt und auch uns ist es ein Räthsel geblieben.

Dies also die fünf Hauptzeugnisse, worauf das Schuldig in zwei Assisen ausgesprochen ward. Das Gerede von Kindern, durch Hörensagen berichtet, die bestimmten Aussagen dreier Mitangeklagten, an und für sich verdächtiger Leute, die durch ein Geständniß sich von der Todesstrafe loskaufen wollten, und die dunkeln, zweifelhaften Andeutungen und die Aussagen voller Widersprüche und Widerrufe einer Dame, welche sich aus unglücklichem Kitzel in etwas hineingeredet hatte, und dann hineininquirirt wurde, aus dem sie nicht die Kraft besaß, sich wieder freizumachen, und die endlich, um sich von der Anklage des Meineids loszumachen, in ein Bekenntniß stürzte, welches mit einem durch die Folter erpreßten nur zu viel Aehnlichkeit hat.*)

Aber diese verdächtigen Zeugnisse wurden durch un

*) Wie die Phantasie in der Fualdès'schen Mordgeschichte mit spielte, davon berichteten die Zeitungen noch ein Beispiel: Ei junges, der Sache und den Verhältnissen ganz fremdes, Mädche ward über das Lesen der Proceßverhandlungen und die ewigen Gespräche davon wahnsinnig. Sie hielt sich für die Manson und b schwor einen Jeden, den sie sah: sie sei nicht in Bancal's Hau gewesen.

zählige andere Zeugenaussagen über Nebenumstände bestätigt. Gegen 300 Personen, in dem langen Criminalprocesse vernommen, haben Unglaubliches bekundet. Ihr Gedächtniß war so stark, daß sie der geringfügigsten Dinge, die man von einem zum andern Tage vergißt, nach Monaten und Jahren sich auf Tag, Stunde und Minute entsannen. Sie sahen und erkannten durch Nacht und Nebel Menschen, ihre Gesichtszüge und die Farbe ihrer Kleidungsstücke. Sie hörten durch dicke Mauern Reden Geflüster, Seufzer. So bekundete der Müllerbursche Theron (ein sonst unverdächtiger Zeuge), aber erst vor den Assisen von Alby, nachdem die Fabel schon vollständig ausgebildet im Publicum cursirte, also auch die Schilderung des Leichenconducts: daß er diesen Leichenzug am 19. März Nachts, als er beim Fischen im Aveyron beschäftigt gewesen, belauscht habe. Die Umstände, wie er sie bekundet, weichen in ihren Details auch um kein Haar breit von dem allgemein Geglaubten ab. In dunkler Nacht sah Theron den Zug, erkannte voran Bastide mit der Flinte, an den zwei Stangen vorn Bancal und Colard tragend, hinten Bach; auch Jausion erkannte er, obgleich derselbe, nach des Müllers Aussage, das Gesicht verbunden getragen; selbst die Leiche, die doch sorgfältig in ein Tuch eingewickelt war! — Noch merkwürdiger aber, als Theron *sah*, hat der Bettler Jean Laville, der in Missonier's Stall zu schlafen pflegte, *gehört*. Zuerst hörte er einen Orgelspieler auf der Straße, dann Lärmen und Schreien. Später *hörte* er: wie *vier* Leute in der Straße beschwert gingen, gleich Leuten, die ein Faß trügen; auch *hörte* er, daß *zwei* Andere *hintenan* gingen!

Angenommen, der deutsche Vertheidiger der Verklagten habe seine Sache siegreich vor dem Richterstuhl der Ver-

nunft durchgeführt, die Mordscene in Bancal's Hause sei nur eine Fabel, wären um deshalb alle diese Personen wissentlich falsche Zeugen? Gewiß nicht. Es waltete hier ebenso viel Selbsttäuschung als Leidenschaftlichkeit ob. Alle Welt glaubte, war durchdrungen von der Wahrheit des grauenvollen Mordes. Jeder fühlte sich gedrängt, was an ihm, zur Entdeckung der schändlichen Mörder zu thun. Diese allgemeine Entrüstung war, wie wir sehen, so mächtig, so herrschend, daß achtbare Leute Bedenken trugen, für die Angeklagten zu zeugen, aus Furcht, für Complicen, für Begünstiger der blutigen Verschwörung, der man einen politischen Hintergrund gegeben, zu gelten. Die Defensoren, welche dem Publicum Vereingenommenheit vorwarfen, wurden gerügt. Der Advocat von Romiguières, der geäußert, des jungen Fualdes Foderung auf Schadenersatz sei der Schlüssel zum Räthsel; die Angeklagten würden weniger verfolgt werden, wenn sie minder reich wären — mußte Abbitte thun, und wagte nicht mehr in den zweiten Assisen, seinen Clienten Bastide zu vertheidigen. Die Gerichtspräsidenten sprachen von dem Factum als von etwas unwiderlegbar Dargethanem und es handele sich nur um die Mehr- oder Minderschuld der Einzelnen. Was Wunder, wenn bei der leichten Erregbarkeit der Provençalen die Phantasie mitspielte und Traumvorstellungen ihnen zur Wirklichkeit wurden. Unwillkürlich werden wir an jene Auftritte in den benachbarten Sevennen erinnert, die, um hundert Jahre früher sich ereignend, Tieck zu seinem Gemälde „Der Aufruhr in den Sevennen" den reichen Stoff boten. Wie dort eine moralische Drohnung durch die ganze Bevölkerung ging und in allen Winkeln Propheten und Hellseher hervorrief, so rief sie hier Zeugen auf, die mit bestem Wissen Dinge bekundeten, die sie kaum gesehen und gehört haben konn

in. Das Schema war gegeben, auf allen Gassen bekannt. Was in der Erinnerung jedes Einzelnen dazu stimmte, hielt er für Pflicht, in sich zu einem Zeugniß auszubilden, bis er selbst daran glaubte, und es auch eines vor dem Gerichte wurde.

Freilich traten auch Gegenzeugen auf, aber sie wurden vorweg als verdächtig, als mit im Complotte beargwöhnt, und man verfuhr gegen sie mit äußerster Strenge und Vorsicht. So hatte die Spanierin, Donna Saavedra, welche über Bancal's wohnte, nichts von Lärmen an dem Abende gehört. Aber weil sie außergerichtlich zu andern Spaniern es einmal gesagt, wurden über diesen Umstand viele Zeugen vernommen. (Doch bezeugte die Saavedra allerdings, daß die Bancal ihr Kind an jenem Abende in die Dachkammer zum Schlafen geschickt, worüber sie sich gewundert, da es sonst nicht geschah und es an dem Tage kalt war.) Die Marie Bedos im Bancal'schen Hause hatte kein anders Geräusch als das der Leiermänner gehört.

Bastide behauptete sein Alibi von dem Mordabende beweisen zu können. Schon um 6¼ Uhr am 19. sei er aus Rhodez fortgeritten, habe bei seiner Familie in Gros übernachtet, am Morgen auf seiner Domaine La Morne verkehrt (auch mit der niedlichen Charlotte Arlebosse, die er zu einem Rendezvous auf das Feld bestellt), und erst nach Mittag, auf Mahnung des Huissiers, der ihm die Mordnachricht überbrachte, sei er von dort nach Rhodez zurückgeeilt und habe sich in das Haus des unglücklichen Ermordeten begeben. Richter und Geschworene schenkten aber den Zeugen, welche ihn in der Stadt gesehen haben wollten, den Vorzug vor Denen, welche ihn außer der Stadt sahen; aus dem Grunde, weil diese zum größern Theil zu seinen Verwandten und Dienstleuten gehörten.

oder ſonſt als verdächtigt von Richtern und Geſchworenen betrachtet wurden.

Einer (Jean Marti) ſah ihn um 6½ Uhr auf dem Wege nach Gros, einen Flintenſchuß von der Stadt. Ein Anderer (Anton Ayrel) glaubte ihn zu jener Zeit drei Viertelmeilen von Rhodez erkannt zu haben. In Gros kam er zwiſchen 7 und 8 Uhr an, aß mit ſeiner Familie zu Abend, war beſonders heiter, ſchlief beim Feuer ein und darauf zu Nacht in demſelben Zimmer mit ſeiner Frau. Dies bezeugt Madame Varnhos, ſeine Schwägerin: im Nebenzimmer ſchlafend, hatte ſie die Thüre zum Schlafzimmer der Eheleute offen gelaſſen und will Baſtide während der Nacht mit ſeiner Frau ſprechen gehört haben. Madame Varnhos wurde aber wegen ihrer nahen Verwandtſchaft kaum zum Zeugniß zugelaſſen. Sie klagt in ihrer Ausſage, daß ſie an dem Tage leider keine Freunde bei ſich gehabt, ſie daher ſich allein auf ihre Leute berufen könnte. Aber ihr Schwager ſei unſchuldig wie die Engel im Himmel! — Seine Magd, Deniſe Urlaboſſe, ſagt aus, er ſei um 7½ Uhr in Gros angekommen und habe mit ſeiner Frau und Schwägerin gegeſſen. Sie ſelbſt hätte dabei aufgewartet, dann das Bette gemacht und um 10 Uhr hätte ſich Baſtide ſchlafen gelegt, Baſtide's Diener, Anton Riviere, that dieſelbe Ausſage. Daß am frühen Morgen des nächſten Tages (20.) mehre Zeugen Baſtiden auf ſeinem nahegelegenen Gute La Morne ankommen geſehen konnte von keinem Gegengewichte gegen die wider ihn ſtreitenden Indicien ſein, da es möglich geweſen wäre, daß er auf geradem oder auf Umwegen auch von Rhodez dahin geritten ſei. Der unverdächtige Gerichtsbote ſah ihn am Mittag des 20. auf dem Felde von La Morne und berichtet über den Schreck, den die Todesnachricht ihm verurſachte, auch daß er ſogleich die Meinung au-

gesprochen, Fualdes sei nicht um politischer Ansichten, sondern um seines Geldes willen ermordet, was freilich nicht das Alibi für die Nacht bewies, aber doch so weit für Bastide spricht, daß sein Einbruch in Fualdes' Haus am Morgen des 20. noch unwahrscheinlicher wird. Zwar nahmen nach allen diesen ihm günstigen Aussagen Einige an, daß er am Abende des 19. wirklich aus Rhodez weggeritten sei; aber die dunkle Rede eines Dieners, daß seine (Bastide's) graue Stute, wenn sie sprechen könnte, aus jener Nacht von sauern Ritten reden würde, nährte den Glauben, daß jenes Wegreiten nur scheinbar gewesen und er wieder zum Morde heimlich zurückgekehrt wäre. Mehre Zeugen, die das Alibi bekundeten, wurden sofort aus keinem andern Grunde verhaftet, als weil sie die erwiesene Unwahrheit bezeugen wollten, und die arme Charlotte Arleboſſe kam deshalb sogar in den Verdacht der Mitschuld, und ward gleichfalls ins Gefängniß gesetzt. Wenn die reichen und angesehenen Familien der Bastide und Jausion, was nicht zu leugnen, das Ihrige gethan, um Zeugen zu gewinnen, so thaten die Gerichte dafür noch mehr, um die Zeugen, die für sie sprechen wollten, abzuschrecken.

Auch Jausion bekundete durch seine drei Dienstboten, daß er den Abend in seiner Familie verbracht; auch für Colard und für Anne Benoit traten Zeugen auf, die das Alibi wenigstens wahrscheinlich machten. Aber die Scharen der belastenden Zeugen kamen wie ein überwältigender Strom, gegen den sich für den Einzelnen nicht schwimmen läßt.

Als das größte Unglück für die Angeklagten erklärt Von v. Kobbe, daß sie selbst die Meinung des Volks völlig theilten. Auch sie waren überzeugt: Fualdes sei ermordet, und in Bancal's Hause, und die

Thäter ständen vor den Schranken des Richterstuhls. Nur das wußte Jeder, er selbst sei unschuldig. Bei diesem allgemeinen sauve qui peut, fiel es auch keinem Einzigen, weder der Angeklagten, noch der Vertheidiger bei, den Thatbestand selbst, die Mordscene im Bancal'schen Hause, anzufechten, und so entstand denn ein sehr unglückliches Vertheidigungssystem, indem die nicht erwiesenen Hauptpunkte dadurch eingeräumt wurden.

Bousquier, der erste Ankläger, scheint wirklich nicht daran gezweifelt zu haben, daß er Schuldige bezichtige: „Ihr seid es, warf er bei den zweiten Assisen den Angeklagten vor, um die ich in den bösen Handel verwickelt bin; ohne euch wäre ich jetzt nicht seit einem Jahre verhindert, meinen Kindern das Brot zu verdienen." — Und doch widerrief Bousquier auf seinem Sterbebette seine ganze Aussage und erklärte die Hingerichteten für unschuldig!

Bancal, der im Gefängniß starb, war von Bastide's Schuld überzeugt. Er äußerte, dieser sei einer der Mörder, die andern würde man auch noch kriegen, aber er selbst war gar nicht dabei betheiligt. Er sprach nur aus, was Alle heute meinten.

Ob die Bancal am Ende die Geschichte vom Morde in ihrem Hause wirklich geglaubt, steht dahin. Als sie später freigesprochen wurde, rief sie vergnügt aus: „Hätte ich nicht gesprochen, so wäre ich todt."

Jausion glaubte zuerst, daß Colard die That begangen. Fualdes habe möglicherweise mit Anne Benoit ein Rendezvous gehabt und der Mord sei eine That der Eifersucht. Vor den Assisen rief er einmal aus: „Könnte ich wol meinen Schwager beschuldigen!" Also auch er mußte in Augenblicken den allgemeinen Verdacht getheilt haben.

Miſſonier, ein Menſch, der eine viehiſche Dummheit an den Tag legte, erſcheint durch das viele Inquiriren ſo verſtumpft und verdumpft, daß er zuletzt ſelbſt nicht mehr wußte, ob er bei der Ermordung geweſen oder nicht. Gewöhnlich lachte er laut auf, wenn von ſeiner Anweſenheit beim Morde die Rede war. Als ihn aber zu Alby der Präſident anredete: „Ihr ſeid alſo nicht bei Bancal geweſen?“ antwortete er: „Ich glaube eigentlich, daß ich dort nicht geweſen bin.“ Ein ander mal antwortete er: „Herr Präſident, wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſo will ich ſagen, daß ich dort geweſen bin.“ Der Präſident erklärte, er wolle nur die Wahrheit, worauf Miſſonier erwiderte: „Nun, wenn Sie die Wahrheit wollen, ſo muß ich ſagen: daß ich nicht da geweſen bin.“ Zu ſeinem Advocaten ſagte Miſſonier in Alby: „Was haben die Herren denn für ein Vergnügen daran, uns immer zu richten? Erſt im vorigen Jahre haben ſie uns gerichtet und nun ſoll es ſchon wieder geſchehen.“ Als ſein Sachwalter foderte, ihm Notizen behufs ſeiner Vertheidigung mitzutheilen, ſagte er: „Haben Sie nicht Stempelpapier; damit können Sie mich ja vertheidigen.“

Anne Benoit glaubte an den Mord, meinte aber, bei Bancal's könnte es nicht geſchehen ſein, es müſſe wol in einem Garten vor der Stadt ſich zugetragen haben.

Auch Colard glaubte, bis an ſeinen Tod, aufs beſtimmteſte, daß Baſtide der Mörder ſei. Als ſein Advocat aber in ihn drang, er müſſe reden, oder nichts verhindere das traurigſte Schickſal, antwortete er: „Sie ſagen, ich muß ſterben, oder Sachen ſagen, die ich nicht weiß; wohlan, mein Kopf falle auf dem Schaffot, und meine Zunge ſoll dann nachrufen: ich bin unſchuldig.“ Sein eigenes Schickſal hatte er mit einer Art Faſſung

aber ich beſchwöre Sie für mein Weib, für meine Kinder; reden Sie, mein Leben iſt in Ihrer Hand. Von Ihnen hängt es ab, mich zu retten, oder mich aufs Blutgerüſt zu bringen." Die Manſon ſchwieg. Sie erklärte auf das Andringen von allen Seiten, ſie könne überhaupt eine Unterhaltung über den nämlichen Gegenſtand nicht lange fortführen. Der Rath Pinaud redete ſie zwar an: ſie möge nicht glauben, daß ſie ihre Ausſagen nach Gutdünken machen und verſchweigen könne, was ſie wolle; aber der Präſident nahm für ſie das Wort: Madame Manſon habe geſagt, daß ſie eine Ueberzeugung habe, deren Gründe ſie nicht näher darlegen könne. — Man war ſo zufrieden, daß man nur ein beſtimmtes Wort aus ihrem Munde hatte, und war doch auch nicht ſicher, ob ſie bei näherm Bedenken es nicht wieder zurücknehmen würde. „Ich habe ſchon genug geſagt", damit entſchuldigte Madame Manſon ihre Weigerung, und hatte doch ſchon mehr als zu viel geſagt, ſelbſt im Sinne Derer, welche an die ganze Fabel glaubten. Denn ihr Schweigen, worin man Großmuth und Eidestreue erblickte, vollendete nicht allein Baſtide's, ſondern auch Jauſion's Unglück, den ſie angeblich retten wollte.

Wäre das Zeugniß der Manſon in Alby auch noch poſitiver ausgefallen, hätte ſie ſich erhoben und beſtimmt geſprochen: „Ich war in Bancal's Hauſe, ich war Zeugin des Mordes, du, Baſtide, warſt es, der das Meſſer in Fualdes' Kehle ſtieß", würde es vollgültig ſein aus dem Munde derſelben Perſon, welche in Rhodez an den Präfecten geſchrieben hatte: „In dem Heiligthume der Gerechtigkeit, vor ihren ehrwürdigen Dienern, vor Gott, der mich hört und mich richten wird, will ich die Wahrheit kund thun. Ich erkläre, daß meine erſte Ausſage (die ableugnende) einzig und allein gültig iſt. Alle Geſtändniſſe, die

ich gemacht habe, sind mir durch Gewalt und durch die Furcht erpreßt worden, Veranlassung zu einem Morde zu geben. Womit hat man mich nicht bedroht?" — Dies schrieb sie in der Ruhe; jene dunkeln Bekenntnisse stieß sie aus in nervöser Exaltation durch Gefängniß, Verdacht, Drohungen, mitten in den Schrecken eines Assisengerichts und unter Mördern, deren Ketten um das geängstigte Weib klirrten. Was hat mehr Glaubwürdigkeit? Ihre Memoiren sind gewiß kein Evangelium; für den Richter aber ein unschätzbares Zeugniß dafür, was er von der Glaubwürdigkeit dieser Frau zu halten hat, die aus Angst und Consequenz der Plaisanterie aus einer Lüge sich in die andere stürzt, und sie gleich darauf wieder eingestehen muß; die, um loszukommen aus dem Gerede, eine Andere, eine nahe Bekannte, ein junges unverheirathetes Mädchen ins Gerede bringt; die, um selbst des Verdachts ledig zu werden, ihn auf Rose Pierret wälzte! Auch Frauen von sittlicherm Charakter könnten sich auf Fragen, wie sie an die Manson gethan wurden, aus weiblicher Scheu in Lügen verwickeln; wie viel mehr eine von so leichtfertigem und zugleich so aufgeregtem Geiste, die, nicht schön, um ihres Geistes willen gefeiert wurde und in einem Spiele von Intriguen sich gefiel, die sie sogar von ihrer eigenen Familie entfernten. Vom moralischen Standpunkte aus erscheint sie unter allen Zeugen in diesem Processe nicht als die schlechteste, aber als die verdächtigste, denn selbst, was sie glaubt, erscheint als das Resultat von Selbsttäuschung, Affect, Voreingenommenheit, Sinnenspiel und einem erwiesenen Krankheitszustande.

Dennoch muß hier vorausgeschickt werden, daß sie auch in ihrer Vertheidigungsrede bei den letzten Aussagen verblieb, und sich darin gefiel, ihre schrecklichen Seelen-

qualen bei der Mordscene auszumalen und zu versichern, daß alle nachherigen Verfolgungen gegen die Gefühle in jener Nacht auf ihr Gemüth von unbedeutender Wirkung gewesen. Wie sie aber, bei diesen folternden Erinnerungen, die sie nach jeder Rede in Ohnmacht fallen ließen, doch im Stande gewesen, ihre Memoiren mit all dem tändelnden Geschwätz als willkommene Lectüre für die Boudoirs zu schreiben, ein Buch, worin sie alle und jede Mitwissenschaft ableugnete, hat sie den Geschworenen nicht gesagt und auch uns ist es ein Räthsel geblieben.

Dies also die fünf Hauptzeugnisse, worauf das Schuldig in zwei Assisen ausgesprochen ward. Das Gerede von Kindern, durch Hörensagen berichtet, die bestimmten Aussagen dreier Mitangeklagten, an und für sich verdächtiger Leute, die durch ein Geständniß sich von der Todesstrafe loskaufen wollten, und die dunkeln, zweifelhaften Andeutungen und die Aussagen voller Widersprüche und Widerrufe einer Dame, welche sich aus unglücklichem Kitzel in etwas hineingeredet hatte, und dann hineininquirirt wurde, aus dem sie nicht die Kraft besaß, sich wieder freizumachen, und die endlich, um sich von der Anklage des Meineids loszumachen, in ein Bekenntniß stürzte, welches mit einem durch die Folter erpreßten nur zu viel Aehnlichkeit hat.*)

Aber diese verdächtigen Zeugnisse wurden durch un-

*) Wie die Phantasie in der Fualdes'schen Mordgeschichte mitspielte, davon berichteten die Zeitungen noch ein Beispiel: Ein junges, der Sache und den Verhältnissen ganz fremdes, Mädchen ward über das Lesen der Proceßverhandlungen und die ewigen Gespräche davon wahnsinnig. Sie hielt sich für die Manson und beschwor einen Jeden, den sie sah: sie sei nicht in Bancal's Hause gewesen.

zählige andere Zeugenaussagen über Nebenumstände bestätigt. Gegen 300 Personen, in dem langen Criminalprocesse vernommen, haben Unglaubliches bekundet. Ihr Gedächtniß war so stark, daß sie der geringfügigsten Dinge, die man von einem zum andern Tage vergißt, nach Monaten und Jahren sich auf Tag, Stunde und Minute entsannen. Sie sahen und erkannten durch Nacht und Nebel Menschen, ihre Gesichtszüge und die Farbe ihrer Kleidungsstücke. Sie hörten durch dicke Mauern Reden Geflüster, Seufzer. So bekundete der Müllerbursche Theron (ein sonst unverdächtiger Zeuge), aber erst vor den Assisen von Alby, nachdem die Fabel schon vollständig ausgebildet im Publicum curſirte, also auch die Schilderung des Leichenconducts: daß er diesen Leichenzug am 19. März Nachts, als er beim Fischen im Aveyron beschäftigt gewesen, belauscht habe. Die Umstände, wie er sie bekundet, weichen in ihren Details auch um kein Haar breit von dem allgemein Geglaubten ab. In dunkler Nacht sah Theron den Zug, erkannte voran Bastide mit der Flinte, an den zwei Stangen vorn Bancal und Colard tragend, hinten Bach; auch Jausion erkannte er, obgleich derselbe, nach des Müllers Aussage, das Gesicht verbunden getragen; selbst die Leiche, die doch sorgfältig in ein Tuch eingewickelt war! — Noch merkwürdiger aber, als Theron *sah*, hat der Bettler Jean Laville, der in Missonier's Stall zu schlafen pflegte, *gehört*. Zuerst hörte er einen Orgelspieler auf der Straße, dann Lärmen und Schreien. Später *hörte* er: wie *vier* Leute in der Straße beschwert gingen, gleich Leuten, die ein Faß trügen; auch *hörte* er, daß *zwei* Andere *hintenan* gingen!

Angenommen, der deutsche Vertheidiger der Verklagten habe seine Sache siegreich vor dem Richterstuhl der Ver-

nunft durchgeführt, die Mordscene in Bancal's Hause sei nur eine Fabel, wären um deshalb alle diese Personen wissentlich falsche Zeugen? Gewiß nicht. Es waltete hier ebenso viel Selbsttäuschung als Leidenschaftlichkeit ob. Alle Welt glaubte, war durchdrungen von der Wahrheit des grauenvollen Mordes. Jeder fühlte sich gedrängt, was an ihm, zur Entdeckung der schändlichen Mörder zu thun. Diese allgemeine Entrüstung war, wie wir sehen, so mächtig, so herrschend, daß achtbare Leute Bedenken trugen, für die Angeklagten zu zeugen, aus Furcht, für Complicen, für Begünstiger der blutigen Verschwörung, der man einen politischen Hintergrund gegeben, zu gelten. Die Defensoren, welche dem Publicum Vereingenommenheit vorwarfen, wurden gerügt. Der Advocat von Romigyières, der geäußert, des jungen Fualdes Foderung auf Schadenersatz sei der Schlüssel zum Räthsel; die Angeklagten würden weniger verfolgt werden, wenn sie minder reich wären — mußte Abbitte thun, und wagte nicht mehr in den zweiten Assisen, seinen Clienten Bastide zu vertheidigen. Die Gerichtspräsidenten sprachen von dem Factum als von etwas unwiderlegbar Dargethanem und es handele sich nur um die Mehr- oder Minderschuld der Einzelnen. Was Wunder, wenn bei der leichten Erregbarkeit der Provençalen die Phantasie mitspielte und Traumvorstellungen ihnen zur Wirklichkeit wurden. Unwillkürlich werden wir an jene Auftritte in den benachbarten Sevennen erinnert, die, um hundert Jahre früher sich ereignend, Tieck zu seinem Gemälde „Der Aufruhr in den Sevennen" den reichen Stoff boten. Wie dort eine moralische Drohnung durch die ganze Bevölkerung ging und in allen Winkeln Propheten und Hellseher hervorrief, so rief sie hier Zeugen auf, die mit bestem Wissen Dinge bekundeten, die sie kaum gesehen und gehört haben konn-

ten. Das Schema war gegeben, auf allen Gassen bekannt. Was in der Erinnerung jedes Einzelnen dazu stimmte, hielt er für Pflicht, in sich zu einem Zeugniß auszubilden, bis er selbst daran glaubte, und es auch eines vor dem Gerichte wurde.

Freilich traten auch Gegenzeugen auf, aber sie wurden vorweg als verdächtig, als mit im Complotte beargwöhnt, und man verfuhr gegen sie mit äußerster Strenge und Vorsicht. So hatte die Spanierin, Donna Saavedra, welche über Bancal's wohnte, nichts von Lärmen an dem Abende gehört. Aber weil sie außergerichtlich zu andern Spaniern es einmal gesagt, wurden über diesen Umstand viele Zeugen vernommen. (Doch bezeugte die Saavedra allerdings, daß die Bancal ihr Kind an jenem Abende in die Dachkammer zum Schlafen geschickt, worüber sie sich gewundert, da es sonst nicht geschah und es an dem Tage kalt war.) Die Marie Bedos im Bancal'schen Hause hatte kein anders Geräusch als das der Leiermänner gehört.

Bastide behauptete sein Alibi von dem Mordabende beweisen zu können. Schon um 6¼ Uhr am 19. sei er aus Rhodez fortgeritten, habe bei seiner Familie in Gros übernachtet, am Morgen auf seiner Domaine La Morne verkehrt (auch mit der niedlichen Charlotte Arlebosse, die er zu einem Rendezvous auf das Feld bestellt), und erst nach Mittag, auf Mahnung des Huissiers, der ihm die Mordnachricht überbrachte, sei er von dort nach Rhodez zurückgeeilt und habe sich in das Haus des unglücklichen Ermordeten begeben. Richter und Geschworene schenkten aber den Zeugen, welche ihn in der Stadt gesehen haben wollten, den Vorzug vor Denen, welche ihn außer der Stadt sahen; aus dem Grunde, weil diese zum größern Theil zu seinen Verwandten und Dienstleuten gehörten.

oder ſonſt als verdächtigt von Richtern und Geſchworenen betrachtet wurden.

Einer (Jean Marti) ſah ihn um 6½ Uhr auf dem Wege nach Gros, einen Flintenſchuß von der Stadt. Ein Anderer (Anton Ayrel) glaubte ihn zu jener Zeit drei Viertelmeilen von Rhodez erkannt zu haben. In Gros kam er zwiſchen 7 und 8 Uhr an, aß mit ſeiner Familie zu Abend, war beſonders heiter, ſchlief beim Feuer ein und darauf zu Nacht in demſelben Zimmer mit ſeiner Frau. Dies bezeugt Madame Varnhos, ſeine Schwägerin: im Nebenzimmer ſchlafend, hatte ſie die Thüre zum Schlafzimmer der Eheleute offen gelaſſen und will Baſtide während der Nacht mit ſeiner Frau ſprechen gehört haben. Madame Varnhos wurde aber wegen ihrer nahen Verwandtſchaft kaum zum Zeugniß zugelaſſen. Sie klagt in ihrer Ausſage, daß ſie an dem Tage leider keine Freunde bei ſich gehabt, ſie daher ſich allein auf ihre Leute berufen könnte. Aber ihr Schwager ſei unſchuldig wie die Engel im Himmel! — Seine Magd, Deniſe Urlaboſſe, ſagt aus: er ſei um 7½ Uhr in Gros angekommen und habe mit ſeiner Frau und Schwägerin gegeſſen. Sie ſelbſt hätte dabei aufgewartet, dann das Bette gemacht und um 10 Uhr hätte ſich Baſtide ſchlafen gelegt, Baſtide's Diener, Anton Riviere, that dieſelbe Ausſage. Daß am frühen Morgen des nächſten Tages (20.) mehre Zeugen Baſtiden auf ſeinem nahegelegenen Gute La Morne ankommen geſehen, konnte von keinem Gegengewichte gegen die wider ihn ſtreitenden Indicien ſein, da es möglich geweſen wäre, daß er auf geradem oder auf Umwegen auch von Rhodez dahin geritten ſei. Der unverdächtige Gerichtsbote ſah ihn am Mittag des 20. auf dem Felde von La Morne und berichtet über den Schreck, den die Todesnachricht ihm verurſachte, auch daß er ſogleich die Meinung aus-

gesprochen, Fualdes sei nicht um politischer Ansichten, sondern um seines Geldes willen ermordet, was freilich nicht das Alibi für die Nacht bewies, aber doch so weit für Bastide spricht, daß sein Einbruch in Fualdes' Haus am Morgen des 20. noch unwahrscheinlicher wird. Zwar nahmen nach allen diesen ihm günstigen Aussagen Einige an, daß er am Abende des 19. wirklich aus Rhodez weggeritten sei; aber die dunkle Rede eines Dieners, daß seine (Bastide's) graue Stute, wenn sie sprechen könnte, aus jener Nacht von sauern Ritten reden würde, nährte den Glauben, daß jenes Wegreiten nur scheinbar gewesen und er wieder zum Morde heimlich zurückgekehrt wäre. Mehre Zeugen, die das Alibi bekundeten, wurden sofort aus keinem andern Grunde verhaftet, als weil sie die erwiesene Unwahrheit bezeugen wollten, und die arme Charlotte Arlebosse kam deshalb sogar in den Verdacht der Mitschuld, und ward gleichfalls ins Gefängniß gesetzt. Wenn die reichen und angesehenen Familien der Bastide und Jausion, was nicht zu leugnen, das Ihrige gethan, um Zeugen zu gewinnen, so thaten die Gerichte dafür noch mehr, um die Zeugen, die für sie sprechen wollten, abzuschrecken.

Auch Jausion bekundete durch seine drei Dienstboten, daß er den Abend in seiner Familie verbracht; auch für Colard und für Anne Benoit traten Zeugen auf, die das Alibi wenigstens wahrscheinlich machten. Aber die Scharen der belastenden Zeugen kamen wie ein überwältigender Strom, gegen den sich für den Einzelnen nicht schwimmen läßt.

Als das größte Unglück für die Angeklagten erklärt Pon v. Kobbe, daß sie selbst die Meinung des Volks völlig theilten. Auch sie waren überzeugt: Fualdes sei ermordet, und in Bancal's Hause, und die

Thäter ſtänden vor den Schranken des Richterſtuhls. Nur das wußte Jeder, er ſelbſt ſei unſchuldig. Bei dieſem allgemeinen sauve qui peut, fiel es auch keinem Einzigen, weder der Angeklagten, noch der Vertheidiger bei, den Thatbeſtand ſelbſt, die Mordſcene im Bancal'ſchen Hauſe, anzufechten, und ſo entſtand denn ein ſehr unglückliches Vertheidigungsſyſtem, indem die nicht erwieſenen Hauptpunkte dadurch eingeräumt wurden.

Bousquier, der erſte Ankläger, ſcheint wirklich nicht daran gezweifelt zu haben, daß er Schuldige bezichtige: „Ihr ſeid es, warf er bei den zweiten Aſſiſen den Angeklagten vor, um die ich in den böſen Handel verwickelt bin; ohne euch wäre ich jetzt nicht ſeit einem Jahre verhindert, meinen Kindern das Brot zu verdienen." — Und doch widerrief Bousquier auf ſeinem Sterbebette ſeine ganze Ausſage und erklärte die Hingerichteten für unſchuldig!

Bancal, der im Gefängniß ſtarb, war von Baſtide's Schuld überzeugt. Er äußerte, dieſer ſei einer der Mörder, die andern würde man auch noch kriegen, aber er ſelbſt war gar nicht dabei betheiligt. Er ſprach nur aus, was Alle heute meinten.

Ob die Bancal am Ende die Geſchichte vom Morde in ihrem Hauſe wirklich geglaubt, ſteht dahin. Als ſie ſpäter freigeſprochen wurde, rief ſie vergnügt aus: „Hätte ich nicht geſprochen, ſo wäre ich todt."

Jauſion glaubte zuerſt, daß Colard die That begangen. Fualdes habe möglicherweiſe mit Anne Benoit ein Rendezvous gehabt und der Mord ſei eine That der Eiferſucht. Vor den Aſſiſen rief er einmal aus: „Könnte ich wol meinen Schwager beſchuldigen!" Alſo auch er mußte in Augenblicken den allgemeinen Verdacht getheilt haben.

Missonier, ein Mensch, der eine viehische Dummheit an den Tag legte, erscheint durch das viele Inquiriren so verstumpft und verdumpft, daß er zuletzt selbst nicht mehr wußte, ob er bei der Ermordung gewesen oder nicht. Gewöhnlich lachte er laut auf, wenn von seiner Anwesenheit beim Morde die Rede war. Als ihn aber zu Alby der Präsident anredete: „Ihr seid also nicht bei Bancal gewesen?" antwortete er: „Ich glaube eigentlich, daß ich dort nicht gewesen bin." Ein ander mal antwortete er: „Herr Präsident, wenn es Ihnen Vergnügen macht, so will ich sagen, daß ich dort gewesen bin." Der Präsident erklärte, er wolle nur die Wahrheit, worauf Missonier erwiderte: „Nun, wenn Sie die Wahrheit wollen, so muß ich sagen: daß ich nicht da gewesen bin." Zu seinem Advocaten sagte Missonier in Alby: „Was haben die Herren denn für ein Vergnügen daran, uns immer zu richten? Erst im vorigen Jahre haben sie uns gerichtet und nun soll es schon wieder geschehen." Als sein Sachwalter foderte, ihm Notizen behufs seiner Vertheidigung mitzutheilen, sagte er: „Haben Sie nicht Stempelpapier; damit können Sie mich ja vertheidigen."

Anne Benoit glaubte an den Mord, meinte aber, bei Bancal's könnte es nicht geschehen sein, es müsse wol in einem Garten vor der Stadt sich zugetragen haben.

Auch Colard glaubte, bis an seinen Tod, aufs bestimmteste, daß Bastide der Mörder sei. Als sein Advocat aber in ihn drang, er müsse reden, oder nichts verhindere das traurigste Schicksal, antwortete er: „Sie sagen, ich muß sterben, oder Sachen sagen, die ich nicht weiß; wohlan, mein Kopf falle auf dem Schaffot, und meine Zunge soll dann nachrufen: ich bin unschuldig." Sein eigenes Schicksal hatte er mit einer Art Fassung

angehört, aber er schien aufs Aeußerste empört, daß seine unschuldige Geliebte, Anne Benpit, um ein Verbrechen leiden solle, von dem ihre Seele nichts wisse.

Bastide hatte Niemanden angeschuldigt. Vom Anfange bis Ende scheint er mit klarem Verstande die Sache angeschaut zu haben, und drückte durch kalten Spott die tiefste Verachtung vor dem Märchen aus, in dem man ihn die Hauptrolle spielen ließ. Oft lachte er bei Aussagen auf, die er für unverschämte Lügen erklärte, und fertigte mit bitterer Satire die Zeugen ab. Als die Bancal anfing zu gestehen, äußerte er: da es so spät geschehen, hätte er auch erwartet, daß das alte Weib noch mit mehr Umständen niederkommen würde. Nur wenn man seinen Neffen erwähnte, gerieth er in Zorn. Rauh und schroff, aber nicht klug war sein Benehmen vor den Geschworenen. Die Manson beschuldigte er, sie verfolge ihn, weil er ihre Verheirathung mit einem seiner Verwandten gehindert, und einer andern Zeugin gegen ihn hielt er vor, wie des Himmels Hand schwer auf ihr laste, und erinnerte sie an einen fürchterlichen Todesfall ihres Kindes. — Bastide's Vertheidigungsrede vor den letzten Assisen, die er, nachdem sein Advocat sich gedrungen sah, ihn zu verlassen, selbst ablas (niedergeschrieben soll er sie nicht haben, obwol es seine Gedanken waren), ist ein Meisterstück einer körnigen und schlagenden Beredtsamkeit, wie sie nur tiefe Entrüstung einem Verletzten selbst eingibt; und doch ruft er auch die Kunst zu Hülfe, um die künstlich aufgethürmten Beweise zu unterminiren und in sich zusammenstürzen zu lassen: „Die Mauern der Kerker sprechen nicht, ruft er. Einst aber werden sie reden, und sie werden die angezettelten Heimlichkeiten nennen, die man anwendete, um diese Elenden dahin zu bringen, aus der Lüge die schimpfliche Schutzwehr ihres Lebens zu

machen. Bousquier's glückliches Beispiel hat ihnen den Muth gegeben." Seine Vertheidigung schließt so: „Und warum denn dieser räthselhafte Mord? Fualdes war nicht mein Feind und sein Tod scheint das Werk einer schweren Rache zu sein. Er war nicht mein Gläubiger, vielmehr lieh er täglich die kleinsten Summen von mir und meinem Credit. Wenn Habsucht einen sonst ordentlichen, mäßigen und arbeitsamen Mann irre geleitet, wenn sie meinen Arm bewaffnet hätte, würde ich dann wol mich gegen einen mittellosen Greis gewendet haben? Würde ich die Hülfe aller dieser verworfenen, unnützen und gefährlichen Genossen angerufen haben, würde ich mein Opfer in eine besuchte Straße, in ein öffentliches Haus gelockt haben, ich, der Fualdes täglich bei sich zu Tische sah, und dem er mit Sicherheit in das Dickicht der Wälder folgte? Will man ein Opfer, man nehme mich, aber man vermenge mich nicht mit diesen Menschen. Sie sind schuldig ohne mich. oder ich bin schuldig ohne sie. — Vor allen Dingen, man verwickele nicht tugendhafte Verwandte in mein Unglück. Meine Familie, die immer auf dem Lande lebte, die ganz die Sitte und die Einfachheit des Landlebens übt, wird dargestellt wie ein Herd der Intrigue, wie eine Höhle des Lasters. — Die Meinigen weinen und erliegen. Drei derselben sind in der Blüte ihrer Tage gestorben, als Opfer ihrer Liebe zu mir; Drei seufzen im Kerker, als Opfer des Unsterns, der mich verfolgt. Das sind die Ränke gewesen, die sie übten. — Urtheilt, ob ich, in dieses Meer von Unglück gestürzt, noch Liebe zum Leben haben kann. Ich rufe den Gott an, der mich besser kennt als die Menschen, den Gott, der mir diese Stärke der Seele gegeben hat, welche meine Feinde nicht begreifen können. Ich will nur die Rettung meiner Ehre. Die Fesseln, welche man meiner Vertheidigung

angelegt hat, ein Gefängniß von dreizehn Monaten, eine unmenschliche Behandlung, die Weigerung, zwei nicht zu trennende Verhandlungen zu verbinden, Furcht, die man Vielen eingeflößt hat, welche ich als Zeugen anrufen konnte, alles Dies hat mich waffenlos meinen Verfolgern überliefert. — — Soll ich noch weiter die Ungerechtigkeit der Menschen erfahren, so berufe ich mich auf die Zukunft. Sie wird auf mein Grab schreiben: „Bastide starb unschuldig."

Noch spricht eine Negative zu Gunsten der Angeklagten. Wäre der Mord in Bancal's Hause eine Wahrheit, welche Vorbereitungen setzt er voraus, welches Complott! Gegen zwölf Menschen sind der Theilnahme bezichtigt, der Ausführung und Beihülfe durch (verdächtige oder falsche) Zeugen überführt. Aber von den 300 Zeugen bekundet auch keiner etwas von der nothwendigerweise vorausgegangenen Verabredung und Verschwörung. Wo eine ganze Stadt und die Umgegend ihre Sinne über das Maß anstrengten, um Unglaubliches zu bezeugen, wo Behörden, Richter, das Publicum alle Mittel aufboten, ließ sich von dem Complotte selbst auch keine Spur finden. Daß Bastide in einem Kaffeehause mit zwei der Helfershelfer ein Paar Tage vorher gesprochen, ist weder erwiesen, noch, wenn es wäre, ein Umstand von Bedeutung. Zu solchem Vorhaben würde er wol einen andern Ort erwählt haben. Aber im Gegentheil leuchtet aus allen Verhandlungen, aus dem Gesammtresumé derselben hervor, daß die Bezichtigten isolirt voneinander standen, Jeder zeiht den Andern oder die Andern der Schuld, und will nur selbst unschuldig sein. War ein Zusammenhang da, so war er ein lockerer. Eine der gräßlichsten, mit unsinnigen Präparaten ausgeführte Mordthat wäre also mit einem Leichtsinne und einer Vorbereitung

begangen, die ihres Gleichen ſucht und von angeſehenen Männern in reifen Jahren und voller Verſtandeskraft, von Bürgern, die begütert und geachtet, nicht für ihre eigenen, ſondern auch für die Ehre und den Frieden ihrer großen Familien zu ſorgen hatten. Im Feuer der Parteileidenſchaft ſind wol ſchon gräßlichere Verbrechen, und noch weniger motivirt, begangen worden, aber noch keins unter ſo unſinnigen Conjuncturen, wo die Ausſicht auf Verrath die allernächſte ſein mußte.

Am 4. Juni 1818, Abends 11 Uhr, erhielt der königliche Procurator in Alby durch eine Stafette die Nachricht, daß das Caſſationsurtheil verworfen, und daß ſofort zur einſtweiligen Hinrichtung von Baſtide, Jauſion und Colard geſchritten werden ſolle. Am andern Morgen werden die Drei, mit ſchweren Ketten belaſtet, die Hände auf den Rücken gebunden, vorgeführt. Noch wußten ſie nicht ihr endliches Schickſal. Jauſion bewies, als es verleſen wurde, mehr Ruhe und Gelaſſenheit, als man erwartet. Baſtide war über die Nähe ſeines Todes erſchüttert; alle Verwegenheit, aller Gleichmuth waren (ſagen die Zeitungsberichte) auf ein mal verſchwunden. Colard weinte bitterlich, betheuerte ſeine Unſchuld und ſprach nur von ſeiner theuern Anne Benoit.

Alle Drei wurden in beſondere Kerker gebracht. Die Zuſprüche des Geiſtlichen ſchienen wenig zu fruchten. Umſonſt ſprach auch der Gerichtsrath Pagan ihnen zu, bei der unwiderruflichen Beſtimmung ihren Tod und ihr Gewiſſen durch ein Bekenntniß zu erleichtern. Jauſion erklärte: er ſterbe unſchuldig, er proteſtire vor Gott und

Menſchen gegen den ungerechten Richterſpruch. Daſſelbe thaten Baſtide und Colard.

Die Execution erfolgte in Ruhe und Ordnung, doch unter ſtarker, militäriſcher Bedeckung. Um 4½ Uhr wurden die Verurtheilten auf Henkerskarren nach dem Schaffot gefahren. Geiſtliche ſaßen ihnen zur Seite. Colard ſchien alles Bewußtſein verloren zu haben. Sein Kopf ſchwankte hin und her und fiel willenlos auf Bruſt und Schultern. Jauſion lehnte ſich unbeweglich auf ein Crucifix.

Baſtide ſoll beim Beſteigen des Schaffots einen dumpfen Schrei ausgeſtoßen haben. Sein Ausſehen war furchtbar: das Geſicht todtenblaß; ſeine Farbe gelb und hager; die Bruſt bedeckte ein langer, ſchwarzer Bart. Umſonſt verſuchten die Geiſtlichen auf dem Wege noch alle Gründe der Religion, um den Verurtheilten den Weg zur Ewigkeit durch ein Geſtändniß zu erleichtern. Alle Drei betheuerten nach wie vor ihre Unſchuld.

Jauſion beſtieg zuerſt das Schaffot. Ehe er ſeinen Kopf auf den Block legte, beſchwor er noch ein mal Himmel und Menſchen: man müſſe doch den Behauptungen eines Sterbenden Glauben beimeſſen! Sein letztes Wort war: er ſterbe unſchuldig, einſt komme der Tag, wo man ſeine Kinder nicht mehr beſchuldigen werde, die Söhne eines Mörders zu ſein.

Colard folgte ihm. Noch vor dem Block rief er, Baſtide ſei die Urſache ſeines Verderbens; aber er kümmerte ſich nur und weinte um ſeine Anne Benoit.

Baſtide verzagte völlig beim Anblick der Guillotine. (Doch laſſen ihn andere Zeitungsberichte in dumpfer Reſignation hinaufſteigen.) Seine Kräfte ſchienen ihn zu verlaſſen. Er wäre rücklings niedergefallen, hätte man ihn nicht unterſtützt. Man ſchleifte ihn die ſchwarze

Treppe hinauf. Nachdem er wieder zu sich gekommen, lallte er erschöpft: „Was wird meine Familie sagen!“ Die ganze Hinrichtung dauerte nur wenige Minuten.

Um 10 Uhr wurde Anne Benoit an den Pranger ausgestellt, gebrandmarkt und abgeführt. Trotz ihres anrüchigen Lebenswandels scheint sie ein sehr liebliches Mädchen gewesen zu sein, deren Verhältniß zu Colard, durch die Innigkeit und Treue, mit der Einer am Andern hing, für sie sprach. Sie sehnte sich nur danach, mit ihrem Colard zu sterben.

Bach wurde zu 20 Jahren Gefängniß später begnadigt, die Hinrichtung der Bancal aber verschoben, da sie in dem neuen Proceß gegen die andern Angeklagten zeugen sollte. — Bastide's Bruder befiel bald nach der Hinrichtung seiner Verwandten ein unheilbarer Wahnsinn.

Gegen die durch Bach's Aussage neu Bezichtigten: Bastide's Neffen, die Notare Yence D'Istournet, Bessières-Veynac, den Policeicommissar Constans u. A. wurde die Untersuchung vor den Assisen von Toulouse geführt.

Hier wiederholte die Manson die Aussagen, welche sie infolge der Assisen von Alby von der Anschuldigung des Meineids befreiten. Alles, was in den Assisen von Alby als convulsivische Zuckung herausgeplatzt, was ihr durch die Tortur des Verhörs erpreßt war, wiederholte sie hier in behaglicher Breite: eine Geschichterzählung, von der sie nun nicht mehr abweichen konnte, ohne allen Glauben zu verlieren und sich aufs neue der Anklage des Meineids auszusetzen. Das große Publicum triumphirte. Also war die Geschichte, wie sie geglaubt wurde, Wahrheit. Die Manson hatte sie freiwillig, in aller Umständlichkeit, erzählt. Sie wollte Yence als den Mann erkannt haben, der ihr auf der Straße vor dem Bancal'schen Hause begegnet sei. Bessières Veynac sei bei ihm gewesen.

Beide waren mehr oder minder betheiligte Zeugen des Mordes. Auch Bach erkannte Beide für Mitanwesende beim Morde. Die Bancal wollte von Bessières in der Küche mit dem Stock geschlagen sein. Aber Bessières-Veynac that ein unwiderlegbares Alibi dar und die Geschworenen von Toulouse erklärten am 12. Jan. 1819 einstimmig die Angeklagten für unschuldig. — Wo blieb die Wahrheit der Aussage der Manson? Sie scheiterte in diesem Processe an einem glücklich durchgeführten Alibibeweise. — Doch beriefen sich die Verwandten der Gerichteten vergebens auf dieses günstige Urtheil, um eine Revision des Processes zur Herstellung des Andenkens des Hingerichteten zu erlangen. Merkwürdig ist, daß die Bancal nach diesem Urtheil widerholentlich erklärte: Pence und Bessières wären doch beim Morde gewesen!

Die Ermordung des Fualdes ist und bleibt einer der dunkelsten Criminalfälle, die in neuern Zeiten sich ereignet. Die Processe La Roncière, Fonk und Lafarge, auch an Dunkelheiten reich, kommen doch gegen ihn an Widersprüchen und Verwickelungen nicht auf. Jede neue Untersuchung, statt das Dunkel aufzuhellen, bringt neue Widersprüche hinein, eine größere Verworrenheit hervor. Daß ein Mord begangen, eine romanhafte Fabel, wie es dabei herging, sich ausbildet und geglaubt wird, und daß die Thäterschaft Unschuldigen zugeschrieben und anscheinend bewiesen wird, kam vor. Aber daß fast ein Dutzend einzelner Thäter genannt, bezichtigt, scheinbar überwiesen worden, daß fast jeder der Complicen von der Schuld der Andern überzeugt ist, auch gegen sie zeugt, während er Himmel und Erde im Angesicht der Ewigkeit für seine

eigene Unſchuld anruft; daß dabei keine Motive des Mordes erwieſen und ebenſo wenig ein vorausgegangenes Complot nur wahrſcheinlich gemacht iſt, und endlich ein Urtheil, welches auf lauter Widerſprüchen fußt (denn die zu Toulouſe freigeſprochenen Yence und Beſſières ſind durch die Bach, Bancal und Manſon ſo ſchwer gravirt als die Hingerichteten) und doch vor aller Welt für gerecht galt, das iſt wol einzig in ſeiner Art.

Die Widerſprüche zu erklären und Licht in das Dunkel zu bringen, müſſen wir nach menſchlichen Anſichten aufgeben, nachdem eine ſo lange Reihe von Jahren darüber verſtrichen iſt und die Mehrzahl der Betheiligten nicht mehr lebt. Was von dem Unterſuchungsrichter zu Rhodez verſäumt wurde, könnte auch heute kein Richter mit aller Machtbefugniß an Ort und Stelle nachholen. Wir finden keine Ermittelung darüber: wie Fualdes' Stock gefunden worden, wo ſein Ring und Porteſeuille geblieben, keine Nachforſchungen nach dem Meſſer, ob Bousquier wirklich, und für wen er Contrebande getragen? Möglich, daß man aus Rückſichten gerade darüber die Unterſuchungen unterließ. Ebenſo wenig wiſſen wir, in der Ferne und Fremde, mit poſitiver Gewißheit vom Charakter und den übrigen Lebensverhältniſſen des Fualdes, Baſtide, Jauſion. Was uns aus den Gerichtsverhandlungen darüber zugekommen, iſt durch Parteiwuth oder Theilnahme gefärbt. Auch die Winke, daß Fualdes auf andere Weiſe könnte umgekommen ſein, wurden nicht weiter verfolgt, weil man beim frühen und feſten Glauben an die Schlachtſcene im Bancal'ſchen Hauſe dies für überflüſſig hielt. Ein gewiſſer Capely ſoll verſchiedenen Leuten geſagt haben, daß man Fualdes ſchon ſeit ſechs Monaten nachſtelle. Aber Capely war verſchwunden. Auch die Vermuthung, daß er bei einem verliebten Abenteuer umgekommen ſei, iſt ſchon erwähnt. Auch ging ein

Gerede, daß er von den Freimaurern, deren Geheimnisse er verrathen, ermordet sei; etwas nach den damaligen Verhältnissen in Südfrankreich nicht absolut Abzuweisendes, sobald wir nicht an unsere, sondern an die Freimaurer denken, wie sie in den romanischen Staaten überall eine stark politische Färbung annehmen. Man erinnere sich der mehrfachen Femurtheile, welche in Italien und der Provence gegen abtrünnige Carbonari mit dem Dolche vollzogen wurden! Einem Gerüchte nach gehörte Fualdes einer geheimen politischen Verbindung an, die er zu verlassen im Begriff stand. Die diese Meinung aufstellten (sie fand sich auch im Journal des débats ausgesprochen), wollen um deshalb weder Bastide noch Jausion aus dem Spiele lassen; im Gegentheil meinen sie, daß unter dieser Voraussetzung der nachmalige Einbruch und das Durchwühlen der Fualdes'schen Papiere sich am besten erklären lasse. Man habe die Schriften fortgenommen, welche von der geheimen Verbindung Zeugniß ablegten. Aber alle diese Spuren verlassen uns. Wie soll ein Fremder sie wieder auffinden! Das Licht, welches unser Vertheidiger des Andenkens der Hingerichteten von der negativen Seite in die Sache bringt, ist ein trostloses. Ist seine Annahme wahr, so ist gar kein Fundament der Bestrafung, gar keine Schuld vorhanden und der himmelschreiendste Justizmord ist gegen viele Unglückliche, gegen ganze Familien, ihren Wohlstand und ihre Ehre verübt; Jean Calas' Mord ist dagegen geringfügig. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß so Viele ohne die geringste Verschuldung durch ein grauenvolles Lügengewebe und das Zusammentreten zufälliger Umstände ins Verderben gerissen, in Ketten und auf das Schaffot gebracht, daß das Leben, der Wohlstand, der Ruf ihrer Familien zerstört werden könne, und das in einem Lande der Freiheit und der Gesetze, zerreißt das

Herz und umdüstert unsern Glauben; ja es drängt den unnatürlichen Wunsch hervor, daß die Fabel doch wahr, die Gerichteten wirklich die Mörder seien. Die moralische Schuldenlast wäre minder schwer.

Ohne eigene Meinung nur ein strenger Berichterstatter von Facta zu sein, die doch nicht eigentlich Facta, sondern nur wieder subjective Ueberzeugung davon sind, ist nicht wol möglich. Wir haben uns im Hauptsächlichen der Ansicht des deutschen Vertheidigers zugeneigt, ohne, aus Mangel untrüglicher, feststehender Momente, eine andere Prüfung anlegen zu können, als die, nach dem Ueberlieferten, Gefühl und Vernunft eingeben. Seine Darstellung ist, mit deutschem Fleiße gearbeitet, eine der umfassendsten, und hat in sich alle Hauptaussagen der sogenannten Acten aufgenommen, aber um deshalb ist sie noch keine erschöpfende, keine, die nicht noch den Gegenbeweis zuließe. Alles kommt am Ende darauf an, welche Glaubwürdigkeit man der Manson beimißt. Sie ist, im Sinne des Gesetzes, die einzige unverdächtige Zeugin. Inwiefern sie es vor der individuellen Ueberzeugung des Einzelnen ist, ist eine andere Frage. Wer davon in sich die Ueberzeugung gewinnen kann, daß unter ihren vielfältigen, sich widersprechenden Aussagen die letzte mehr Glaubwürdigkeit hat als die erste, bei der sie Gott zum Zeugen anruft, der mag den ganzen Proceß aus dem entgegengesetzten Gesichtspunkte mit derselben Wahrhaftigkeit, als Herr von Kobbe, sich construiren. Wir schreiben unter unsere Urtheile: „Von Rechtswegen!" Der Türke unter seine Erkenntnisse: „Gott weiß es besser." Wir geben ihm zu: die Geschichte der Mordthat ist mehr als unwahrscheinlich; sie streift ans Unmögliche. Aber wenn sie nur ein Roman ist, steht um deshalb, wie er folgert, die Unschuld der Verurtheilten fest, sind sie ohne allen Grund angeklagt,

verdammt, gerichtet? Wir ſehen dieſen Grund freilich nicht. Aber die Geſchworenen, das können wir annehmen und müſſen es, haben mehr geſehen, als wir ſahen, und Dinge gewußt, die uns unbekannt geblieben. In unſerm Sinne iſt die erſte Inſtruction äußerſt mangelhaft geführt, aber die Bewohner der kleinen Stadt Rhodez, die Richter in dieſer Sache, bemerkten dieſe Lücken nicht; ſie kannten die Verhältniſſe, die Menſchen, ihren Charakter und ihren Ruf. Es wäre ein noch merkwürdigeres Uebereinſtimmen des Publicums, der Behörden, der Gerichtsperſonen, der Geſchworenen, als das Complot der Verbrecher ſelbſt. Alle dieſe waren von der Thäterſchaft überzeugt, und verdammten. Läßt ſich annehmen, daß nur Parteihaß in dem Blutgerichte geſprochen hat? Läßt ſich annehmen, daß zwei Geſchworenengerichte, in zwei verſchiedenen Städten, von derſelben Blindheit befangen, Unſchuldige aus politiſcher Leidenſchaftlichkeit zum Tode verurtheilten? Um ſo unwahrſcheinlicher, als gerade in dieſem Süden Frankreichs die royaliſtiſche Partei die vorherrſchende war, als ſich annehmen läßt, daß man, wenigſtens bei den zweiten Aſſiſen, Alles aufgeboten haben wird, um vorurtheilsfreie, der liberalen Partei nicht blindlings ergebene Perſonen zu Geſchworenen zu beſtellen. Auch haben die Angeſchuldigten gegen deren Perſonen keinen Proteſt eingelegt. Und die Präfecten, die Präſidenten, Gerichtsräthe, königlichen Procuratoren, was ſollte ſie, deren Stellung zum großen Theil von der Gunſt des Hofes abhing, zu einer, dem Vertheidiger ſcheint es auffallenden, Parteilichkeit gegen die royaliſtiſchen Verbrecher antreiben? Eher durfte man das Gegentheil erwarten. Und leuchtet nicht aus den Präcedentien hervor, daß dieſe politiſche Spannung gar nicht ſo groß geweſen ſein kann, da Fualdes in täglichem Familien-

verkehr mit Bastide und Jaufion und ihren Angehörigen lebte?

Den Wechsler Jaufion soll die öffentliche Meinung später für unschuldig, wenigstens am Morde, erklärt haben. Bastide's Schuld ward nach wie vor allgemein geglaubt. Seine Ruhe, sein kalter Spott, sein stolzes Benehmen während des ganzen Processes, ja auch sein höhnisches Auflachen bei den Depositionen der Zeugen, können für seine Unschuld sprechen. Aber wäre nicht auch denkbar, daß dieser Spott und diese Ruhe nur der unsinnigen Fabel galt, die man ersonnen, ihn zu verderben? Er wäre der Mörder gewesen, aber nur nicht auf diese alberne und ungeschickte Weise, nicht in einem Complot, gegen das sein Verstand und sein Stolz sich sträubten? Vielleicht der Executor eines Femurtheils, aber nicht ein gemeiner Raubmörder, Betrüger und Dieb. Denken läßt sich ein völlig anderer Hergang und wir wissen nicht, was die Geschworenen gedacht, wovon sie eine Ueberzeugung in ihrer Brust trugen. Andeutungen schlimmer Verhältnisse, sittlicher Zerwürfnisse finden sich genug: diese Rendezvous bejahrter Männer, Ehegatten, Väter, des Ermordeten und der Mörder, dies Bancal'sche Haus, betreten auch von Personen der höhern Stände, dieser Verkehr mit Contrebandiers, diese Geständnisse der Manson. Die Geschworenen wußten mehr, als uns nur angedeutet wird. Bastide's Benehmen auf dem Schaffot stimmt nicht zu dem während des Processes. So mag vielleicht ein Unschuldiger, der bis auf den letzten Augenblick vertraut, seine Unschuld werde an den Tag kommen, wenn das Richtbeil ihn anstarrt, vernichtet sein, alle Fassung verlieren und selbst den Trost der Religion von sich weisen, weil sein Glaube an die Vorsehung erschüttert ist, die ihn unschuldig verderben läßt. Aber so kann auch die stolzeste

Haltung eines Verbrechers zusammensinken, wenn er sieht, daß sein Verstand und seine Ruhe, auf die er vertraut, nicht ausreichen und er dem Gerichte Gottes und der Menschen unterliegt. Auch da mag ein so Zerschmetterter noch schweigen, wenn nicht aus Stolz, aus Rücksicht für die Ehre seiner Familie.

Madame Manson starb 1825 in Versailles. Es ist nicht bekannt, daß sie vor ihrem Tode nähere Aufklärungen gegeben oder Geständnisse gemacht. Was sollte sie auch aussagen, was widerrufen? War sie nur das leichtfertige Weib, die die Lust, interessant zu scheinen, und die Verwickelung der Umstände grausam verstrickt hatten, dann hatte sie lange genug gekämpft, ehe sie sich von einer schweren Anklage durch eine Unwahrheit rettete. Auch da umging sie noch das klare Geständniß, welches man verlangte, und gab zuerst nicht mehr, als was durchaus nothwendig war, um sich selbst zu retten. Möglich, daß sie auch das nicht gethan, wenn sie nicht, wie Alle, fest an die stereotype Geschichte geglaubt hätte. Möglich, daß nur Bastide's Hohn in jener berühmten Sitzung sie zu dem verderblichen Ausspruch stachelte. Möglich, daß die Rolle als lichtbringender Engel, in die man sie gestoßen, auch ihrer Eitelkeit schmeichelte, daß sie sich nun inspirirt fühlte, das Verbrechen und die Verbrecher zu denunciren. Es war auch gewiß eine interessante Rolle, die durch einen Eid gebundene, unschuldige Mitwisserin zu spielen, auf deren Aussprüche die Welt wie auf Orakel lauschte. In diesem Sinne fühlte sie sich gehoben, nach dem zweiten Verdict die Geschworenen zu versichern: sie könnten sich beruhigen, sie hätten ein gerechtes Urtheil gesprochen. Das konnte auch jede andere Frau sagen, die wie Madame Manson von der Wirklichkeit der Mordthat überzeugt war. Und wenn diese Ueberzeugung später einer andern gewichen,

wenn das Bewußtsein, Unschuldige aufs Schaffot gebracht zu haben, sie überkommen hätte, welcher Motive, welcher heroischen Anstrengungen hätte es bedurft, das zu bekennen? Die Opfer, die einmal geblutet, konnte sie nicht mehr lebendig machen, und mit dem Bekenntniß, daß sie gelogen, hätte sie sich selbst vernichtet; die Anklage des falschen Zeugnisses wäre mit verdoppelter, furchtbarer Last auf ihr Haupt gefallen.

Im Jahre 1841 berichteten Zeitungsnachrichten, daß man in einem Garten zu Rhodez zwei Gerippe gefunden, daneben einen Leierkasten. So schien noch ein mal der Schleier über der vergessenen That sich zu lüften. Es hätte, wenn es wahr gewesen, nur das Märchen noch vergrößert. Um eine Leiche in den Aveyron zu werfen, bedurfte es des bewaffneten Leichenzugs; aber zwei Leiermänner schlug man ohne Umstände auf den Kopf und begrub sie, wo es war. Um den alten Fualdes aus der Welt zu schaffen, Veranstaltungen wie zu einer Pulververschwörung, zwei Leiermänner aber ließ man verschwinden, ohne daß ein Hahn darum gekräht. Die Zeitungsnachricht hat sich als falsch erwiesen.

Der pariser Leichtsinn pfropfte auf die grauenvolle Tragödie ein Possenspiel. Speculanten boten der Manson große Summen, wenn sie sich in Paris zeigen wolle. Als dies fehlschlug, engagirte ein Cafetier die auch berühmt gewordene Rosa Pierret als Limonadiere in seinem Garten (angeblich um 30,000 Francs für drei Monate, unbeschadet anderer Emolumente und Vortheile!); und der Tag, wo sie zuerst auftrat, wurde als eine große Festlichkeit angekündigt. Die Speculation soll aber auf die Dauer nicht eingeschlagen sein. Die Pariser fanden ihre Erwartung von Rose's Schönheit nicht befriedigt. Eine Persiflage war es wol nur, als ein besonderes Cabinet von Wachs-

figuren, die Mordſcene in Bancal's Haus darſtellend, angekündigt wurde. Bousquier ſollte dabei als Angeſtellter erſcheinen, in derſelben Kleidung, in der er beim Morde geweſen, und Perſonen und Umſtände den Beſuchern erklären. Die angekündigten Memoiren der Amme der Madame Manſon ſind nicht erſchienen; ebenſo wenig die der Roſe Pierret und des Adjutanten Clemendot.

Das Haus der Frau Web.

1753.

(Als Anhang zu „Die Ermordung des Fualdes".)

Ein junges Mädchen, Namens Eliſabeth Canning, war im Jahre 1753 plötzlich aus dem Hauſe ihrer Anverwandten in London, ohne daß man eine Urſache wußte, verſchwunden. Nach vier Wochen kam ſie zurück, abgemagert, entſtellt und mit abgeriſſenen Kleidern. Mein Gott, hieß es, wo biſt du geweſen? Wie kommſt du zurück? Was iſt dir begegnet? — Ach, Tante, war die Antwort, ich ging durch Moorfields, um mich nach Hauſe zu begeben, da wurde ich von zwei ſtarken Kerlen überfallen, zur Erde geworfen und nachdem mir Gewalt angethan war, in ein Haus, zehn Meilen von London, gebracht. — Tante und Nachbarn begannen aufs jämmerlichſte zu weinen. Ach, liebes Kind, ſagte die Tante, iſt es nicht zu der ſchändlichen Frau Web, daß man dich hingebracht hat, denn das iſt gerade zehn Meilen von hier? — Ja wohl, Tante, zur Frau Web. — Ja das große Haus rechter Hand. — Die Nachbarfrauen bezeichneten Frau Web näher und die Canning geſtand, daß die

Beschreibung völlig richtig sei. Eine von ihnen sagt, daß man die ganze Nacht hindurch bei dieser Frau spiele und daß dies Haus eine wahre Mördergrube für die Jugend sei. — Ach, eine wahre Mördergrube, antwortete die Canning. — Es geschehen dort entsetzliche Dinge, sagt eine andere Nachbarin. Diese beiden Kerle, welche Vettern der Frau Web sind, machen sich ein Geschäft daraus, auf der Landstraße umherzugehen und alle junge Mädchen aufzugreifen, deren sie habhaft werden können. Dann lassen sie sie bei Wasser und Brot fasten, bis die armen Dinger sich gezwungen sehen, den schändlichen Spielern sich hinzugeben, die in das Haus kommen. Ach sprich, Kind, hat man dich nicht auch bei Wasser und Brot gesetzt, liebe Nichte? — Ja, liebe Tante. — Man fragt weiter, ob diese beiden Kerle es nicht gerade so mit ihr gemacht hätten, und sie gesteht Alles mit vielen Umständen, wie man sie gemishandelt, wie man ihr gedroht habe, ein. Tante und alle Nachbaren erneuen ihr Geschrei und Wehklagen.

Ein alter Gönner der Familie, Herr Adamson, macht sich sogleich auf den Weg nach dem Wohnorte der Frau Web. Er sieht einen kleinen Hinterstall des Hauses. Hier muß Elise Canning eingesperrt gewesen sein. Sie räumt es ein. Allgemeines Mitleiden und Entsetzen regt sich; ersteres wächst besonders, als das Mädchen ihre Gestalt und Schönheit wieder gewinnt. Herr Adamson gibt im Namen der gemishandelten Unschuld eine Klage beim Sheriff ein, infolge welcher Frau Web mit allen ihren Hausgenossen verhaftet wird. Der Sheriff läßt eine Magd des Hauses kommen und sucht sie mit sanften Worten zum Geständniß zu bringen. Die Magd versteht anfangs kein Wort von den an sie gerichteten Reden; als aber der Sheriff ihr sagt, mit der Justiz sei nicht

zu spaßen, und sie würde unfehlbar gehenkt werden, wenn sie nicht gestehen wolle, da bekommt man Alles von der Person zu wissen, was man nur wissen will. Die Jury versammelt sich und neun Personen werden zum Galgen verurtheilt. — Die Zeit der Hinrichtung naht, als ein Journal, welches die Verhandlungen aufgenommen hat, dem Philosophen Ramsay in die Hände fällt. Er liest den Proceß und findet ihn absurd, von Anfang bis zu Ende. Empört über den Hergang, machte er sich daran, eine Schrift zu schreiben, in welcher er als ersten Grundsatz den aufstellte, daß das erste Erfoderniß bei Geschworenen sei, gesunden Menschenverstand zu haben. — Die Schrift machte Aufsehen, man untersuchte aufs neue und fand, daß die Canning in ihrer Abwesenheit ein Wochenbett abgemacht habe.

Dieser interessante Criminalfall kam bei Gelegenheit des Processes gegen Jean Calas zur Sprache; in Ermangelung der Actenstücke gaben wir ihn nur in dem mitgetheilten Resumé als Anhang zu dem vorigen.

Die Ermordung des Pater Thomas in Damascus.

1840.

Dieſer berühmte Criminalfall, der drei Welttheile in Bewegung ſetzte, ſelbſt in die orientaliſche Frage hineinſpielte, den uralten Haß gegen die Juden wieder anfachte, und im Augenblick, wo ihre Emancipation faſt in allen europäiſchen Ländern zur Sprache kam, Fragen zur Erörterung brachte, die in die Märchenwelt des Mittelalters begraben ſchienen, iſt von ſo neuem Datum und zur Zeit noch ſo wenig kritiſch durchſichtet, ja nur unparteiiſch beleuchtet, daß wir anſtehen würden, ihn ſchon jetzt in unſere Sammlung aufzunehmen, wenn nicht vorauszuſehen wäre, daß eine wirkliche Unterſuchung und Kritik bei den Verhältniſſen des Orients niemals erwartet werden darf. Wir halten uns daher gerechtfertigt, wenn wir Das, was von dem dunkeln Falle und dem grauſamen Proceſſe bekannt iſt, zuſammenfaſſen und darin dem glaubwürdigſten Berichterſtatter folgen, welcher, ein deutſcher Reiſender, bald nach dem Morde in Damascus war. Wir meinen den „Verfaſſer der Cartons“ (Herrn von Hail-

bronner), der in seiner Reisebeschreibung „Morgenland und Abendland" den Judenmord in Damascus nach den möglichst authentischen Mittheilungen erzählt hat. Seine Erzählung ist unter den bekannt gewordenen diejenige, welche die einzelnen Facta noch in einer möglichst historischen Reihenfolge aufführt; sie stimmt in allem Wesentlichen mit der Hauptquelle, dem Berichte des östreichischen Consuls Merlato, mit dem Aufsatz des Missionär Wildon Pieritz und den bessern Correspondenzberichten in den deutschen, französischen und englischen Zeitungen, wie auch mit Dem, was in den Reden der Deputirten und Parlamentsglieder zu Paris und London darüber zur Oeffentlichkeit gekommen. Jener Bericht des östreichischen Consuls ist vielfach angegriffen worden. Französischerseits hat man ihn als einen Parteibericht verdächtigt; aber, an und für sich betrachtet, mit der klaren und einfachen Sprache aufrichtiger Ueberzeugung geschrieben, hat er seitdem an beweisender Kraft gewonnen, da die vom damaligen französischen Conseilspräsidenten Thiers verheißene Mittheilung der Untersuchungsacten des französischen Consulats in Damascus, welche den östreichischen Consul widerlegen sollte, weder erschienen ist, noch, aus leicht erklärlichen Gründen, jemals erscheinen durfte. Das Buch von C. H. Löwenstein: „Damascia u. s. w." (Rödelheim 1840), ist von Werth, weil es sämmtliche Actenstücke aufgenommen hat; im Uebrigen von einer Parteileidenschaftlichkeit dictirt, welche eine klare Auffassung der factischen Verhältnisse unmöglich macht. An unsere auf diese zu ganz andern Zwecken geschriebenen Mittheilungen basirte Geschichtserzählung darf man nicht die Ansprüche eines aus deutschen Actenstücken referirten Criminalprocesses stellen. Es ist ein orientalischer Criminalproceß, in den europäische Leidenschaftlichkeit, Nationalhaß, Habsucht

des Despotismus und andere Motive hineinspuken, und den die vielfach gefärbten Correspondenzberichte der deutschen, französischen und englischen Zeitungen noch verworrener gemacht haben; ein Proceß, der durch keine Untersuchung, nicht durch ein Definitivurtheil, sondern durch einen Machtspruch geschlichtet ist, dessen Motive wir nicht in der Gerechtigkeit, sondern in der Politik, vielleicht auch im angewandten Gelde zu suchen haben.

Noch ein anderer Umstand veranlaßte uns, diesem Mordfall in diesem Bande eine Stelle zu geben, es ist die Verwandtschaft der mit kunstreichem Unsinn ausgebildeten und geglaubten Fabel von der Abschlachtung des Pater Thomas mit der des Fualdes. Ebenso unwahrscheinliche Motive, eine ebenso unglaubliche Verschwörung angesehener und reicher Leute hier wie dort; dieselben verdächtigen Zeugen, die zur Anschuldigung gepreßt wurden durch die Aussicht, von der eigenen Bestrafung dadurch loszukommen; derselbe Leichtsinn, dieselbe Wuth, zu glauben und zu zeugen, und als Resultat: dieselben Gräuel und dieselbe Dunkelheit über den wirklichen Hergang.

Die lateinischen Klöster in Syrien, der terra santa nach der römischen Nomenclatur, unter Roms unmittelbarer Oberherrschaft stehend und von daher zu gewissen Zeiten recrutirt, zeichnen sich in mehrfacher Beziehung vor den katholischen Klöstern des Abendlandes aus. Nicht durch Pflege der Wissenschaften, aber durch praktische Thätigkeit und die strenggeübten Pflichten der Gastfreundschaft gegen Pilger und Reisende. Sie sind die einzigen Wirthshäuser für die reisenden Abendländer und nehmen diese, ohne nach ihren kirchlichen Bekenntnissen zu fragen,

gastlich auf. Zugleich ist fast ein jeder Mönch, bis zu den Obern hinauf, ein Handwerker, oder treibt eine Kunst, welche seinem Kloster von Nutzen sein kann.

Im lateinischen Kloster zu Damascus lebte der Pater Thomas, ein Kapuzinermönch aus Sardinien. Er betrieb seit 33 Jahren eine medicinische Praxis in der Stadt und impfte besonders die Pocken. Letzteres Geschäft hatte ihn bei Groß und Klein durch ganz Damascus wohlbekannt gemacht, aber auch wohlhabend. Er sammelte dabei ein Vermögen, das die Regeln der Ordensdisciplin überstieg, war aber keineswegs freigebig. Dagegen war seine Sprache frei und schonungslos, sein Betragen keck und anmaßend, sein Wandel nicht ohne Makel, denn er war mitunter unmäßig und sein Wissen hätte vor keiner medicinischen Facultät Europas Stich gehalten. Er war nicht beliebt.

Am 5. Febr. 1840 verschwand Pater Thomas, zugleich mit ihm sein junger kräftiger Diener und beständiger Begleiter. Sein Geld und was er besessen, fand man unberührt.

Die Sache erregte großes Aufsehen. Frankreich ist von Alters her der Schirmherr der terra santa, und die katholischen Christen stehen unter seinem Schutze. Der französische Consul, der Graf Ratti-Menton, hielt es für seine Pflicht, die Untersuchung wegen des verschwundenen Mönchs einzuleiten.

Pater Thomas war in das Judenquartier gegangen. Mehre Israeliten sagten das selbst aus. Keiner fand sich, der ihn herausgehen gesehen. Also mußte er im Judenviertel verschwunden, umgekommen, ermordet sein, und zwar von den Bewohnern des Viertels, den Juden selbst. Diese vorgefaßte Meinung wurzelte so fest und früh zur Ueberzeugung, wie die Fabel, daß Fualdes in Bancal's

Hauſe umgebracht worden, und man verſäumte jede andere Nachforſchung; man ſuchte vielmehr nur nach den nähern Umſtänden, wie er dort ermordet worden und wer die eigentlichen Thäter geweſen?

Nach dem Bericht des öſtreichiſchen Conſuls hatte ſich zwar ermittelt, daß Thomas und ſein Bedienter auf dem ſehr beſuchten Platz Haſſan-Paſcha einen heftigen Streit gehabt, wobei es ſogar zur Schlägerei kam, und zwar mit Mohammedanern der niedrigſten Claſſe und des gemeinſten Geſindels. Aber es blieb unbeachtet und man unterließ jede Nachforſchung in den andern Stadtvierteln.

Graf Ratti-Menton foderte vom Gouverneur von Syrien, Sheriff Paſcha, daß man alle Mittel zur Entdeckung der Mörder zu ſeiner Verfügung ſtelle. Vom öſtreichiſchen Conſul aber erbat er das Recht, Hausſuchungen bei den Hebräern anzuſtellen, welche öſtreichiſche Unterthanen wären. Beides ward zugeſtanden und die Unterſuchungen begannen mit Eifer.

Da meldete ſich Mohammed-el-Telli, ein gemeiner Türke, der wegen Staatsſchulden im Gefängniß ſaß. Wenn der franzöſiſche Conſul ihn frei zu machen verſpreche, wolle er die Mörder wol entdecken. Mohammed erhielt ſeine Freiheit und denuncirte Haus um Haus als verdächtig. Graf Ratti-Menton unterſuchte ſelbſt an der Spitze von Soldaten und Handwerkern und unter ungeheuerm Zulauf des Pöbels, der volle Nahrung für ſeine rohe Luſt und ſeinen alten Haß gegen die zum Theil ſehr reichen Juden dabei fand.

Ein jüdiſcher Barbier Negrin, gehörte zu den zuerſt Denuncirten und gefänglich Eingezogenen. Er verwickelte ſich in ſeinen Ausſagen, leugnete aber durchaus, etwas von einem Morde zu wiſſen. Drei Tage beſtürmte man

ihn vergeblich im franzöſiſchen Conſulate, die Wahrheit zu geſtehen; dann lieferte man ihn den ägyptiſchen Behörden aus. Zwei mal wurde er hier aufs heftigſte gepeitſcht, dann die Tortur am Kopfe ihm angelegt. Während deſſen beſuchte ihn Mohammed-el-Telli und ſtrengte ſich freundſchaftlich an, wie der Gefangenwärter Canitrot (ſ. Fualdes), ihn zu einem Geſtändniß zu bewegen. Es wirkte.

Der Barbier gab folgende Fabel von ſich. Ob ſie zuerſt aus ſeinem Munde kam, oder als ein ſchon im Umgang befindliches Gerücht nur von ihm ausgebildet wurde, wird uns nicht geſagt: Am 5. Febr. Abends rief ihn ein Diener des David Arari in deſſen Haus. Er findet den Hausherrn mit ſechs andern iſraelitiſchen Kaufherren und Rabbinern, nämlich außer David auch Joſeph, Aaron und Iſaak Arari, Muſſa Abul Aſia, Moſes Salonati (Muſſa Salonichi nennt ihn von Heilbronner) und Joſeph Laniado. In einer Ecke des Zimmers lag oder lehnte an der Wand, gebunden an Händen und Füßen und mit verſtopftem Munde, der Pater Thomas. Die Kaufherren fodern ihn auf, den Pater in ihrer Gegenwart zu ermorden. Der Barbier, als ein rechtſchaffener Mann, lehnt die Zumuthung mit Abſcheu von ſich. Sie entlaſſen ihn darauf, nachdem ſie ſein Schweigen durch 600 Piaſter (noch nicht 40 Thaler) erkauft haben.

Sofort ließ das Gouvernement den David Arari und die ſechs Kaufleute und Rabbiner, welche die reichſten der ganzen damaſcener Judenſchaft waren, verhaften. Sie ſollen geſtehen, aber betheuern mit den heiligſten Schwüren ihre Unſchuld. Man fängt mit der Baſtonnade an. Aber da man bedachte, daß die meiſten ſchon hochbejahrt waren und leicht bei den erſten Stockſchlägen erliegen dürften,

so versuchte man andere Qualen. Man ließ die alten Leute 36 Stunden aufrechtstehen, ohne ihnen Schlaf zu gönnen. Sie blieben beim Leugnen. Dann ließ man Einige peitschen; aber beim zwanzigsten Hiebe sanken sie ohnmächtig nieder. Der französische Consul glaubte, man habe nicht ordentlich gegeißelt (berichtet der östreichische Consul) und man geißelte aufs neue; aber sie erklärten fortwährend, sie seien unschuldig.

Inzwischen ward auch David Arari's Diener, Murad-el-Fallat, eingefangen, derselbe, welcher den Barbier bestellt haben sollte. Auch er leugnet. Aber man verfährt schärfer mit ihm. Er erhält die fürchterlichsten Hiebe, während man auf den schwarzblauen, zerrissenen Leib kaltes Wasser gießt, um die Schmerzen zu steigern. Infolge derselben gesteht er, den Barbier auf Geheiß seines Herrn geholt zu haben.

Man wollte aber mehr wissen. Man droht ihm mit einer neuen Bastonnade, und verspricht ihm Straflosigkeit, wenn er bekenne. So bekennt er denn Alles, was der Barbier ausgesagt und noch mehr. Er selbst und der Barbier hätten zusammen auf Geheiß der sieben reichen Herren, den Pater umgebracht; er und der Barbier hätten darauf den Leichnam zerhackt, die Knochen und Hirnschale gebrochen und diese blutigen Stücke in eine entfernte Wasserleitung geworfen.

Der Barbier, unter den nämlichen Androhungen und Versprechungen, bekannte sich zu der erweiterten Geschichte.

Graf Ratti-Menton untersuchte auf der Stelle die angegebene Wasserleitung, wobei der Diener und der Barbier führen mußten. Beide waren aber so zerschlagen, daß sie nicht stehen, nicht gehen konnten und gefahren werden mußten. Man fand dort unter andern Dingen

wirklich einige Gebeine, die Reste eines Barrets oder einer Kutte. Ein ärztliches Gutachten erklärte, daß darunter Menschenknochen wären. Sie wurden sofort für die des Pater Thomas angenommen und später unter den üblichen Exsequien im Hospiz der Kapuziner beigesetzt.

David Arari's Diener, Murad-el-Fallat, hatte aber auch bekannt, daß man des Paters Blut in ein kupfernes Gefäß (nach dem östreichischen Bericht in ein krystallenes) gesammelt (Fualdes' Blut ward in einem hölzernen Kübel aufgefangen) und zu religiösen Zwecken in Flaschen abgezogen habe. Im Volke erwachte darauf der uralte Aberglaube: daß die Juden zu Ostern Christenblut trinken, oder sich desselben zu ihrem ungesäuertem Brote bedienen. Zugleich verbreitete sich das Gerücht: der junge, reiche Hebräer Picciotto (der eine sehr schöne Frau hat) habe eine dieser Flaschen seinem Oheim übersandt, der östreichischer Generalconsul in Aleppo ist.

Die sieben Kaufleute wurden vor die abgewaschenen Gebeine geführt. Der Schauder, der sie ergreifen und zum Geständniß der Wahrheit bringen sollte, blieb aus. Sie betheuerten fortwährend ihre Unschuld. Von den mit der feinsten Grausamkeit raffinirten Torturqualen, welche man nunmehr gegen sie anwandte, haben die Zeitungen Entsetzliches berichtet. Man gab Bastonnaden zu 900 Streichen (der alten Leuten?), man brannte die Genitalien mit glühendem Eisen; man zog glühendes Eisen durch das Fleisch und zog dann so lange an dem andern Ende, bis der Unglückliche und das Fleisch zugleich zur Erde stürzten. Der deutsche Reisende berichtet, daß den ersten der Unglücklichen, welcher bekannte, unter den andern Martern, das Festhalten mehre Stunden hindurch in eiskaltem Wasser zum Geständniß brachte, daß Alles wahr sei, wessen man sie beschuldigt. Den andern Sechs

ſei endlich durch die Hippopotamuspeitſche daſſelbe Bekenntniß herausgepeitſcht.

Der Miſſionär Pieritz claſſificirt die Torturen folgendermaßen. Die Juden wurden:

1) gepeitſcht;

2) in große Gefäße kalten Waſſers getaucht;

3) mittels einer Maſchine gepreßt, daß die Augen aus den Höhlen traten;

4) an den Genitalien gezerrt, gezwickt, gedreht, daß ſie vor Schmerz faſt wahnſinnig wurden.

5) Sie mußten drei volle Tage aufrecht ſtehen; nicht einmal an die Mauer ſich zu lehnen, ward ihnen erlaubt. Fielen ſie vor Mattigkeit um, ſo ſtachelten ſie die Schildwachen mit den Bayonneten auf.

6) Sie wurden bei den Ohren in einem weiten Hofe herumgezogen, bis das Blut floß.

7) Man ſteckte Dornen an die Finger und Zehen zwiſchen Fleiſch und Nägel.

8) Man ſengte ihnen den Bart ab, daß die Haut mit verbrannte.

9) Man hielt Lichter unter die Naſe, ſodaß die Flamme in die Naſenlöcher ſtieg.

Der franzöſiſche Conſul war aber mit dem Bekenntniß nicht zufrieden. Er wollte durchaus auch das auf Flaſchen gefüllte Blut ſelbſt zurückhaben. Von den Sieben ſagte Jeder aus, er habe es einem andern ſeiner Mitſchuldigen übergeben. (Nach dem deutſchen Reiſenden wollten ſie vom Blute nichts wiſſen.) Der letzte, Muſſa Abul Aſia, hielt die fortgeſetzten grauſamen Qualen nicht mehr aus und konnte doch auch das Blut nicht ausliefern. Er erklärte, Muſelmann werden zu wollen. Man nahm dies zwar an, hörte aber mit dem Peitſchen nicht auf, und um einen zu nennen, gab der gräßlich Gequälte den Oberrabbiner

Jakob Antibi an, als Denjenigen, dem er das Blut übergeben hätte. Der Rabbiner ward sofort eingezogen, gegeißelt und gefoltert, aber von dem Blute wußte er nichts.

Merkwürdig bleibt das Geständniß, welches der unglückliche Mussa Abul Afia zu Papier gab. Es bestätigt aber nicht mehr als eine alte Erfahrung, daß man durch Martern jedes Bekenntniß, und wie man es wünscht, aus einem Unschuldigen herauspressen kann. Es lautet so:

„Man gebietet mir, zu sagen, was ich von der an Pater Thomas begangenen Mordthat weiß, und warum ich zum muselmanischen Glauben übergegangen bin; es ist daher meine Pflicht, die Wahrheit zu sagen. Jakob von Antab, Oberrabbiner, hat mir ungefähr vierzehn Tage vor dem Ereignisse gesagt: Ihr wißt, daß wir zufolge der Religion Blut nöthig haben; ich bin schon mit David Arari übereingekommen, um dessen in dem Hause eines der Unserigen zu erhalten, Ihr müßt da zugegen sein und mir das Blut bringen. Ich antwortete, daß ich nicht die Kraft hätte, Blut fließen zu sehen; worauf mir der Oberrabbiner entgegnete: Ihr könnt ja außen vor dem Opferzimmer warten; Ihr werdet daselbst Moses Selanikli und Jussuf Linaro finden. Ich antwortete: Ja! Den 10. des jüdischen Monats Achach, anderthalb Stunden vor Sonnenuntergang, als ich mich nach der Synagoge begab, begegnete mir David Arari: Kommt mit mir nach Hause, man hat Eurer nöthig. Ich antwortete: Ich will meine Gebete verrichten, alsdann komme ich. — Nein, kommt jetzt! — Ich folgte. — Pater Thomas, sagte er mir alsdann, ist bei mir; diesen Abend opfere ich ihn; habt keine Furcht! Wir gingen ins Haus. Man befand sich in einem Zimmer mit neuen Meubles. Der Pater Thomas lag gebunden in der Mitte der Anwesenden

Nach Sonnenuntergang begab man ſich in ein Zimmer ohne Meubles, und David fing an, dem Mönch die Kehle abzuſchneiden. Aron und Iſaak Arari gaben ihm den Reſt. Das Blut wurde zuerſt in einem Kübel aufgefangen, ſodann in eine Bouteille gegoſſen. Man ſagte alsdann, daß man es zum Oberrabbiner Jakob bringen müſſe. Ich nahm die Flaſche und begab mich zum Oberrabbiner, der in dem Hof auf mich wartete. Als er mich eintreten ſah, begab er ſich in ſein Cabinet, wohin ich ihm folgte. Hier iſt, was Ihr verlangt habt; nehmt es. Er nahm die Bouteille und ſtellte ſie hinter ein Bücherbret. Ich ging alsdann nach Hauſe. Ich habe vergeſſen, zu ſagen, daß, als ich das Haus Arari's verließ, der Leichnam noch unberührt war. Ich hatte David und ſeinem Bruder geſagt, daß ſie ihr Schlachtopfer ſchlecht gewählt hätten, daß, da Pater Thomas Prieſter und ein ſehr bekannter Mann wäre, ſein Verſchwinden große Nachſuchungen veranlaſſen würde. Sie antworteten mir: Niemand kann etwas davon erfahren; die Kleider werden verbrannt, der Körper in Stücke zerhauen und durch unſere Leute nach und nach in den Ablaufskanal des Quartiers geworfen. Das, was man das erſte mal nicht fortbringen kann, bleibt in einem Verſteck der heimlichen Treppe; ſeid ohne Sorge! Was den Bedienten des Pater Thomas anbelangt, Gott weiß es, daß es mir ganz unbekannt iſt, was aus ihm geworden. — Den Mittwoch darauf, Vormittags, begegnete ich dem David, Iſaak und Joſeph Arari vor der Bude des Bakals (Krämers). Iſaak fragte David, wie Alles abgelaufen. David antwortete: Alles iſt beendigt, kümmert Euch um nichts. Da ſie anfingen, heimlich zuſammen zu ſprechen, ſo entfernte ich mich, weil ich mit den Großen unter den Juden nicht viel Umgang hatte, und die Araris zu den

Großen gehören. Was das Blut anbelangt, so ist es den Juden zur Verfertigung ihres Osterbrotes nothwendig. Die Juden sind wegen gleicher Thaten schon mehrmals angeklagt worden, auch deshalb vor Gericht erschienen. Sie haben ein Buch, Namens Serir Hadurut*), welches von dem Blute handelt. Heute, da das Licht des Islamismus über mich gekommen, begebe ich mich unter den Schutz und die Nachsicht Derjenigen, welche die Gewalt in Händen haben.

Mohammed Muselmani.

Da das Blut nicht aufzutreiben war, wollte man wenigstens noch mehr Schuldige finden. Der Bousquier oder Bach (s. Fualdes) oder, wenn man will, der Hamacher des Fonk'schen Processes, der Diener David Arari's, fand sich willig, anzugeben was man verlangte: Nachdem der Pater umgebracht, gestand er, zum reichen Israeliten Marad Farhi geschickt zu seien, um denselben aufzufodern, daß er auch den Domestiken in eben der Art ermorden solle, wie sie den Pater ermordet hatten. Diesen Auftrag richtete er aus; bei der Bestellung war der junge Isaak de Picciotto zugegen. Am folgenden Tage sei nun der Letztere mit vier andern Juden Marad Farhi, Meir und Assan Farhi und Aaron Stamboli, sämmtlich Personen von Ansehen, zu seinem Herrn, dem David Arari, gekommen und hätten ihm angezeigt, daß sie auch den Diener im Hause des Meir Farhi geschlachtet. Später bekannte Murad el Fallat, daß dieser Mord an dem christlichen Diener in Arari's eigenem Hause vollzogen worden; wie es denn auch in diesem Processe an Widersprüchen nicht fehlt.

*) Ein solches Buch soll gar nicht existiren.

Der junge Picciotto, als Sohn eines frühern östreichischen Generalconsuls in Aleppo, stand unter dem Schutze des östreichischen Consuls, und ward demnächst, auf Antrag des Grafen Ratti Menton, im kaiserlichen Consulatgebäude in Verhaft gesetzt und inquirirt. Er leugnete aufs entschiedendste jede Theilnahme an dem möglichen Verbrechen und bewies sein Alibi zur Zeit der Missethat, zum großen Theil durch das Zeugniß eines Europäers, des Engländers George Macson, den er am Abende des 5. Febr., in Gesellschaft seiner Frau, besucht hatte. Aber Arari's Diener erweiterte jetzt seine Deposition. Wie er beim Morde des Paters zugegen und mit thätig war, erklärte er jetzt auch beim Abschlachten des Dieners mit geholfen zu haben. Auch dieser sei gebunden und abermals von sieben Individuen geschlachtet worden, nämlich außer den oben genannten vier und dem jungen Picciotto, von Jacob Abul Asia und Joseph Menachem Farhi. Isaak de Picciotto benahm sich in den Verhören vor Sheriff Pascha durchaus standhaft und wies die Einmengung des französischen Consuls mit einer Würde ab, die allein schon Bürgschaft für seine Unschuld zu bieten schien.

Von jetzt an erhielt der ärgerliche Vorfall auch eine diplomatische Beimischung. Man foderte Picciotto's Auslieferung, um ihn vor Gericht zu stellen, d. h. durch Peitschenhiebe, Wasserbäder und Martern zum Geständniß zu bringen. Der östreichische Consul hatte eine schwierige Stellung. Er stand allein gegenüber der fanatisirten christlichen, der erbitterten mohammedanischen Volksmenge, dem ägyptischen Gouvernement und dem französischen Consulate. Aber er weigerte sich standhaft, den Picciotto herauszugeben, weil dies gegen die Staatsverträge zwischen Oestreich und der Pforte streite. Die Aufregung

wandte sich jetzt gegen den Consul selbst, man verdächtigte ihn als Juden und war geneigt, ihn als einen Mitschuldigen zu betrachten. Sein Haus ward von Spionen umlagert, man belauerte, wer aus- und einging, und das abscheulichste Angeberwesen fand statt.

Man glaubte, oder wollte absolut an die ganze scheußliche Fabel glauben, und Jedermann in Damascus gab sich daher Mühe, etwas zuzutragen, gleichwie in Rhodez zum Märchen von der Schlächterei in Bancal's Hause. Wie man in Frankreich die Manson magnetisiren wollen, nahm man hier zu den Sehern oder Nekromanten seine Zuflucht. Auch die Hellseher und Propheten sahen nichts, außer was alle Kinder auf der Gasse schon wußten, oder von Privatbosheit oder Neid geleitet, wiesen sie auf Häuser, welche durchsucht, auf Personen, welche verhaftet werden sollten. Nun wollte man von den unschuldigen Kindern ein Geständniß erpressen, was von den Erwachsenen nicht zu erlangen war. Es klingt unglaublich: 33 Israelitenkinder (nach dem östreichischen Berichte sogar 63!), im Alter von vier bis zehn Jahren wurden den Armen ihrer Aeltern entrissen, ins Gefängniß gesperrt und 30 Tage darin verschlossen. Sollten sie ihre Aeltern angeben, oder die Aeltern, um ihrer Kinder willen, sich selbst?

Gegen die Zeugen, welche zu Gunsten der Angeklagten sprachen, verfuhr man mit ähnlicher Voreingenommenheit wie gegen Die, welche im Fualdes'schen Processe Bastide's Alibi darthun wollten; aber statt des Verhafts wegen möglichen falschen Zeugnisses und Meineides wurde sofort zur Bestrafung des als consumirt angenommenen Verbrechens mit orientalischer Barbarei geschritten. Farach Katasch und Isaak Javoh wollten den Pater Thomas am Abende des 5. Febr. außerhalb des Judenviertels

gesehen haben. Der Letztere sagte sogar aus, er habe mit dem Diener auf dem Wege nach Salachia, eine halbe Stunde von dem Judenviertel, Zwiesprache gehalten. Beide wurden verhaftet, Isaak Javoh der Folter übergeben. Er starb auf derselben. Dies nach dem Bericht des evangelischen Missionärs Wildon Pieritz.

Als ein armer Knabe in seiner Unschuld vorgab, daß er den Pater Thomas und seinen Diener in einer Straße außerhalb des Judenviertels gesehen, wurde er so furchtbar geschlagen, daß er 24 Stunden darauf den Geist aufgab. Dies nach von Hailbronner. Wahrscheinlich ist dieser Fall identisch mit der Angabe in dem Berichte des östreichischen Consuls: „Ein junger Hebräer, welcher sich unterstand, auszusagen, er habe den Pater anderswo gesehen, wurde so sehr mit Ruthen gepeitscht, daß er 24 Stunden darauf im Kerker starb.“ Ueber diesen Jüngling berichtet der Brief eines Israeliten aus Beirut: „Ein Jude weihete sich darauf dem Märtyrerthume für die Heiligkeit des hochgebenedeiten Namens. Er trat zum Gouverneur und sprach zu ihm: «Was ist das für Gerechtigkeit, welche du ausübst, und dies Alles ist Verleumdung; denn was das Blut zu den Osterbroten anbelangt, so ist es allen Regierungen bekannt, daß es nur Lüge und Verleumdung ist. Wendest du mir aber ein, daß der Barbier, der es eingestanden, ein Jude ist, so antworte ich dir: dieser hatte keinen freien Willen, denn er hat blos wegen der Streiche und der schweren und bittern Leiden also geredet. Vielleicht haben Christen oder Türken jenen Priester ermordet; ferne sei es daher, daß du Rache ausüben wollest an den Israeliten.» — Nachdem er so geredet, sprachen der gedachte Gouverneur und der Dragoman des französischen Consuls, Namens Baudin, zu

ihm: „Du willst die Schuld dieses Mordes auf Türken und Christen wälzen! Sicherlich weißt du, wer den Priester und seinen Diener ermordet hat!“ — Alsbald gebot Jener, daß man ihn zu Tode geißele und foltere. Man geißelte ihn auf das grausamste und furchtbarste, unter allen Arten von Martern, während man ihn stets aufforderte, die Wahrheit zu sagen. Aber alle seine Worte waren: «Höre, Israel, Jehova ist unser Gott, Jehova ist einig.» Bei dem Worte einig gab er den Geist auf.“ — Ob dieser hebräische Jüngling auch mit dem Isaak Javoh des Wildon Pieritz identisch ist, läßt sich aus den mangelhaften Mittheilungen nicht entnehmen.

Da der zweite Mord, der an dem Diener verübte, nach der einen Angabe im Hause des Meir Farhi begangen sein sollte, ließ Graf Ratti Menton die Wasserleitung in der Nähe desselben aufbrechen. Die Bäche und Ströme des Antilibanon, an dessen Fuße Damascus und seine reiche Ebene liegt, versehen nämlich die Stadt mit einer großen Menge Wassers, welches theils in offenen, theils in übermauerten Kanälen durch die Straßen fließt und die Cascaden und Fontänen der öffentlichen Orte und der maurischen Höfe speist. Jedes Haus der Stadt hat eine solche Wasserleitung wenigstens in der Nähe. In der an Meir Farhi's Hause fand der Consul wirklich einen Haufen Gebeine, eine ungestalte Fleischmasse, die man für ein Stück Leber erkannte, und einen halben Schuh (nach dem östreichischen Berichte eine Leibbinde). Diesen halben Schuh, oder die Leibbinde, die mindestens 30 Tage im Wasser gelegen haben mußte, erkannte der Bruder des vermißten Dieners für die seines Bruders! Der ganze Fund ward wohl verpackt in das französische Consulat gebracht; bei genauerer Prüfung ergab sich

indeſſen, daß die verdächtigen Gebeine Schafsknochen waren. *)

Die Judenhäuſer waren ſämmtlich durchſucht, und man hatte nichts gefunden. Nunmehr kamen auch die Chriſtenhäuſer an die Reihe, welche unter öſtreichiſchem Schutze ſtanden. Das eines angeſehenen öſtreichiſchen Kaufmanns, Namens Airub, wurde Nachts überfallen und der Graf Ratti Menton drang an der Spitze von 20 Regierungsſbirren bis in die Schlafgemächer der erſchreckten Frauen — ein im Orient unerhörter Frevel — um verſteckte Juden zu ſuchen.

Die angegebenen Mörder des Dieners ließen ſich nicht finden. Sie waren mit der Mehrzahl der angeſehenern Iſraeliten aus der Stadt entflohen. Man ließ eine förmliche Treibjagd auf ſie los, und fand ſie, durch Torturen, die man ihren Familiengliedern auferlegte. Die Gefängniſſe widerhallten vom Geſchrei der Unglücklichen, und (ſagt der deutſche Reiſende) die Feder verſagt den Dienſt in Schilderung der Qualen, die man ihnen auferlegte, um Geſtändniſſe zu erpreſſen. Die Frau des Meir Farhi ſchleppte man ſammt ihrem Kinde ins Gefängniß. — Man baſtonnirte das Kind. — Beim dreihundertſten Streiche brach das Herz der Mutter; ſie verrieth den Aufenthalt des Gatten. Dieſer ward ergriffen. Die Hippopotamuspeitſche ſchwebte über ihm, und eingedenk des Schickſals ſeiner Vorgänger, bekannte er ſich ſogleich als ſchuldig. Aſſan Farhi, der in ſeinem Verſtecke endlich ergriffen worden, ward eine Woche durch im franzö-

*) Dr. Maſſari, Leibarzt des Sherif Paſcha, und Dr. Rinaldo, bürgerlicher Arzt, hatten auf ihr Gewiſſen ſie für Menſchenknochen erklärt. Der gelehrte Dr. Yograſſe aber entſchied, daß es Thierknochen ſeien.

sischen Consulate festgehalten, dann der türkischen Justiz übergeben. Bastonnade und Tortur überzeugten ihn von seiner Schuld, er bekannte, fand aber später Mittel, in einem Briefe an den Pascha von Aegypten seine Unschuld zu betheuern.

Die Geschichte der Verfolgungen und Gräuel gegen die Einzelnen genau zu verfolgen ist unmöglich. Die Einzelfälle werden von den verschiedenen Berichterstattern verschieden erzählt, ohne genaue Zeitbestimmung, und man wird leicht verführt, ein und dasselbe Factum für zwei oder mehre anzunehmen, weil Namen, Bezeichnungen und Schattirungen schwanken. Der sechzigjährige Pförtner des Judenviertels erhielt die Bastonnade und starb, um kein anderes Verbrechen, als weil er von dem Morde und den Mördern nichts gesehen hatte. Wahrscheinlich derselbe jüdische Hüter, der, nach Pieritz, an den Kanal gestellt worden und an demselben keinen der Angeklagten bemerkt haben wollte, deshalb auf die Folter gebracht, qualvoll endete.

Während dies vorging, wurde in den sieben Kaufleuten, die den Pater selbst geschlachtet haben sollten, das Gefühl ihrer Unschuld mächtiger als alle Furcht und Rücksichten. Sie nahmen ihre Geständnisse zurück. Vergebens schwang man von neuem die Peitsche und drohte und wandte neue Torturen an; sie blieben dabei. Zwei von den sieben, David Arari war 80 Jahre alt, Joseph Laniado nicht viel jünger, erlagen den erlittenen Martern. Laniado hatte noch nachträglich sein Alibi beweisen wollen; aber ehe die beiden Zeugen, christliche Kaufleute aus Khasbin, nach Damascus kamen, hatte der Dulder den Geist aufgegeben. Da drang der französische Consul darauf, daß die andern als überwiesene Verbrecher enthauptet würden. Es erinnert an jene vor-

läufig verfügte Hinrichtung der drei Mörder des Fualdes, die, während der Proceß gegen die übrigen Complicen noch im Gange war, verfügt wurde, aus dem Grunde, weil der langwierige Proceß schon zu viel Aergerniß veranlaßt habe! — Man schickte an Ibrahim Pascha in Marach, nach Verhaltungsbefehlen.

So standen die Sachen, als der deutsche Berichterstatter in Damascus ankam. Verwirrung, Aufregung, fanatische Erhitzung unter allen Volksclassen. Das Elend und der Druck der ägyptischen Herrschaft, der androhende orientalische Krieg, die Pest, die sich ringsum zeigte, die Quarantänen, die allen Handel vernichteten, traten in den Hintergrund gegen die Mordgeschichte und die Judenverfolgungen. Ein unerhörter Fall, die moslemitische Bevölkerung in Wuth und Haß wegen eines ermordeten Christen, und der Consul einer christlichen Macht, des Volks, welches an der Spitze der europäischen Intelligenz zu stehen vermeint, an der Spitze dieses fanatisirten Pöbels und durch seinen blinden Verfolgungseifer es immer mehr aufregend!

Die Lage der Juden in Damascus wurde von Tag zu Tage schwieriger. Der alte Haß, der Neid wegen ihrer Reichthümer, die Lust zur Vergeltung für Druck und Wucher aus ältern Zeiten, wachten auf und erhielten Waffen in die Hand geliefert. Die Verfolgungen nahmen täglich zu; von einem gesetzlichen Verfahren konnte nicht mehr die Rede sein. Der Denunciant Mohammed-el-Telli war freigelassen, weil er die Juden angegeben. Der Barbier, obgleich geständig selbst der Beihülfe beim Morde, war für straflos erklärt, weil er die andern Juden bezichtigte. Welche Aufforderung für das Gesindel zu den lästerlichsten Angaben, denn sie gingen unbestraft aus, wurden wol gar belohnt, wenn sie gehässige und

reiche Israeliten denuncirten. Ibrahim Pascha's Regierung hatte hierbei nichts im Auge als die lockenden Confiscationen des jüdischen Vermögens. Eine ganze Rotte schlechten Gesindels fischte im Trüben, die Einen um Geld zu erwerben, Andere um für eigene Verbrechen Gnade zu erhalten, die Meisten aber, um einen lang genährten Privathaß zu befriedigen. Wer sich ähnlicher Judenverfolgungen in unserm aufgeklärten Welttheile erinnert, sagt Herr von Hailbronner, kann sich vorstellen, welchen Charakter sie in einem Lande annehmen mußten, wo alle Stände in gleich großer Ignoranz sich befinden und Glaube und Aberglaube sich dunkel vermengen.

Graf Ratti Menton handelt, auch seine Gegner nehmen es an, in gutem, aber mit demselben blinden, vorgefaßten Glauben wie die Richter des Bastide. Indem er die Gewaltmittel einer barbarischen Justiz hervorrief, verkannte er seine Mission als Repräsentant einer christlichen Macht, er verstieß gegen die Consularrechte einer andern Macht im Orient, indem er deren Schutzbefohlene von den Ortsgerichten wollte aburtheilen lassen. Und als französischer Consul ließ er sich zu vorschnellen, unbegreiflichen Handlungen hinreißen, um den glänzenden Namen eines Beschützers der Christenheit zu erwerben. Verfolgungen und Gräuel der Art gegen Einzelne und gegen ganze Classen sind im Oriente nichts Unerhörtes, sie gehören zum Wesen desselben, der Fatalitätsglaube des Orientalen lehrt sie als Schickung hinnehmen; aber daß sie hier einen Anstrich von europäischer Justizpflege erhielten, macht sie für unser Gefühl empörend. Daß Mehemed Ali die Mamluken hinterlistig überfallen und erschießen, Tausende von Nubiern zu Tode martern, ganze Dorfschaften niedersäbeln ließ um einer geringfügigen That eines Einzelnen, vielleicht auch nur um eines Verdachts

willen, hören wir mit Schaudern, aber nicht mit Entrüſtung an. Es war ein Paſchagericht; der Wille des Mächtigen entſchied. Hier aber hatte man den Schein eines Gerichts und einer prüfenden Gerechtigkeit beliebt, und dieſen Schein lieh die blinde Eingenommenheit des franzöſiſchen Conſuls der ungerechten Sache.

Ihn trifft daher mit Recht der Hauptvorwurf. Auf ihn hat ſich der volle Haß der Juden aller Welttheile, als auf einen andern Haman, entladen, was zur Vorſicht bei Beurtheilung der Anſchuldigungen wider ihn auffodert. Dennoch ſind dieſe ſchwer und haben in bekanntgewordenen frühern Lebensereigniſſen des Grafen einigen Grund. Er ſoll zwei mal als franzöſiſcher Conſul in Sicilien Bankerott gemacht haben, und aus Tiflis wegen eines ſo ärgerlichen Lebenswandels entfernt worden ſein, daß ſelbſt die ruſſiſche Regierung darauf bei der franzöſiſchen anzutragen ſich genöthigt geſehen. Dennoch wurde er aufs lebhafteſte von verſchiedenen Correſpondenten und Zeitungen vertheidigt (zumal den legitimiſtiſch-jeſuitiſchen); ſeine eigene Regierung ließ ihn, der Denunciationen ungeachtet, nicht fallen. Thiers trat mit einem unerwarteten Eifer als ſein Vertheidiger auf. Einzelne Berichte rühmen auch ſeine in dieſer Sache bewieſene Uneigennützigkeit; daß er, wenn er hier den ungeheuern Geſchenken der Juden die Hand geöffnet hätte, ſich bereichern können; daß hier nur reiner Eifer ihn geleitet und ſein Unglück ſei allein die Erinnerung an alte Sünden! Auch mögen wir den vielfachen Berichten Glauben ſchenken, wonach die reichern Iſraeliten nichts verſäumt, um Zeugen für ſich zu gewinnen, und daß ſie auch ihrerſeits durch Intriguen gegen den Sturm lavirt; wer verdenkt es ihnen bei der Gefahr und unter dieſer Obrigkeit! Auch mag böſe Schuld aus ältern Zeiten auf ihnen laſten, ſie

mögen Verfolgungen verdient haben, weil sie einst Verfolger, Denuncianten und Blutsauger waren. Alles Das aber rechtfertigt weder noch entschuldigt es den blinden Eifer des Consuls eines civilisirten Staats, der nicht als Fiscal, sondern als Repräsentant der Würde desselben hingestellt war. Ein Mord an einem christlichen Priester verübt, wenn er auch unbestraft blieb, war ein geringeres Uebel als diese grausame, unter dem Namen des Gesetzes vorgenommene Judenverfolgung, auch selbst dann, wenn unter den vielen Gestraften zufällig der wirkliche Strafsällige war. Die türkischen und ägyptischen Obrigkeiten trifft der Vorwurf nicht. Sie handelten nach ihrer Natur und ihrem Interesse.

Der französische Consul hatte übrigens in seinen Untergebenen bereitwillige Diener seines Verfolgungseifers, den früheren Consularagenten, damals Bureauchef im französischen Consulate, Baudin, einen aus Aleppo gebürtigen François Salins, der gelegentlich als Dolmetscher, Aufreger, Spion, auch als Sbirre diente; den Pater Tusti, einen französischen Lazaristen, der bei dieser Veranlassung (berichtet der östreichische Consul), „an den Juden den Tod seines göttlichen Meisters, der ihnen doch verziehen hat, rächen zu wollen schien". Auch vergalt ein christlicher Araber, Schibli Ayub, ein schlechtes Subject, aber wegen seiner Kunst im Denunciren wohlaufgenommen im französischen Consulate, den Juden frühere Beleidigungen, indem er den Spürhund, Angeber und Zuträger machte.

Was noch von Untersuchungsproceduren später vorkam, widerstreitet allen Begriffen, welche wir von einem Justizverfahren haben. Nachdem man die zahllosen Angeschuldigten aufs Blut gepeitscht, gemartert, getödtet, kommt es den Richtern bei, nach dem Motive der That

zu forschen. Es heißt, nach einer alten Tradition, daß die Juden ihre Oster-Mazes mit Christenblut vermischten. Es heißt, daß dies im Talmud stehe. Man sperrt, nach der Tradition von den siebzig Bibelübersetzern, verschiedene Schriftgelehrte abgesondert ein, und läßt sie aus dem Talmud oder der arabischen Uebersetzung desselben übersetzen, um zu erfahren, ob diese gräßlichen Vorschriften darin enthalten, ob sie es sind, die zu dem Morde angereizt haben. Damascus um die Zeit, zitternd unter den Trabanten Ibrahims, von der Pest inficirt, unter dem Angstgeheule der gefolterten Juden und dem Jubelgeheul des Pöbels, war wol der geeignete Ort zu wissenschaftlichen Untersuchungen! Wie sollte hier das zwölf Folianten starke, den meisten Juden selbst unzugängliche Werk, dunkel auch seinen Erklärern, durchforscht werden? Man stieß wol auf Anreizungen zum Haß gegen Andersglaubende, aber auf kein positives Gebot, welches etwas Aehnliches als den Genuß von Christenblut anempfiehlt.

Dagegen versäumte man, wie schon oben gesagt, indem man von vornherein die That der Juden für gewiß nahm, zu rechten Zeit die andern Spuren, über das Verschwinden des Pater Thomas zu verfolgen; ganz wie in Rhodez, wo man nur den Spuren, die auf das Haus des Bancal leiteten, nachging. Der erwähnte Missionär Wildon Pieritz, dessen Glaubwürdigkeit von den fanatischen Anklägern nur um deshalb angegriffen wird, weil er ein jüdischer Convertit sei, sagt, in Uebereinstimmung mit dem östreichischen Consul, aus, daß der Pater Thomas zwei bis drei Tage vor seinem Verschwinden einen sehr heftigen Wortwechsel mit einem türkischen Maulthiertreiber hatte, „der sogar schwur, der Priester solle von keiner andern Hand als seiner sterben". Dieser Wortwechsel wurde so lebhaft, daß der Diener des Paters in-

terveniren zu müſſen glaubte. Er faßte den Muſelman ſo kräftig an der Gurgel, daß das Blut herabfloß. Zu gleicher Zeit verfluchte der Pater Thomas den Muſelmann und ſeine Religion. Dieſes Betragen brachte alle Türken auf, unter andern auch einen Kaufmann Abu Yekhyeh el Kaphar, der, nachdem die Erzählung von dem Verſchwinden des Pater Thomas verbreitet worden, ſich erhängte. Dies aus dem Berichte des Pieritz, datirt Alexandrien 14. Mai 1840 im „Journal de Smyrne". Der Juriſt müßte fragen: was die Quellen dieſer Ausſage des Pieritz? Wie die jüdiſchen Zeugen für das Alibi des Ermordeten abgeſchreckt wurden, iſt oben angeführt.

Selbſt unter den Mohammedanern machte man dem franzöſiſchen Conſul den Vorwurf, daß er von der in türkiſchen Ländern gewöhnlichen Gerichtsprocedur auffallend abgewichen ſei. Man rügte viele Uebereilungen und daß er auf die Hinrichtung von Gefangenen drang, deren Schuld noch nicht bewieſen war. Geachtete Türken misbilligten es, daß dieſer wichtige Rechtsfall, der die Moral eines ganzen umherirrenden Volkes implicirte, durch einen willkürlich gebildeten, adminiſtrativen Rechtsrath entſchieden werden ſolle. Als Herr von Hailbronner Damascus verließ, verſicherte er, daß die Unſchuld der Juden von allen rechtlichgeſinnten, unbefangenen Einwohnern bereits anerkannt geweſen ſei; nur der franzöſiſche Conſul beharrte in Anklage und Verfolgung.

Der öſtreichiſche Conſul ſchwebte in der erſten Zeit der Aufregung oft ſogar in Lebensgefahr, wegen der Feſtigkeit, mit welcher er die Unterthanen und Schutzbefohlenen ſeines Kaiſers vertheidigte. Zum Glück war Herr Merlato ein alter Soldat — er hatte mit Auszeichnung früher als Marineoffizier gedient — und trotzte mit Unerſchrockenheit den Angriffen ſeines Collegen und der

Wuth der chriſtlichen und der mohammedaniſchen Bevölkerung. Er gab weder den jungen Picciotto heraus, noch ließ er in ſeinen unermüdlichen Beſtrebungen ab, den Qualen der übrigen Juden, was an ihm, Einhalt zu thun. Endlich gewann er auch die Conſuln der andern Mächte, mit Ausnahme des franzöſiſchen, für ſeine Anſicht; ſie bildeten eine Art Conſeil, das in Oppoſition mit dem Grafen Ratti Menton, den Verfolgungen zu ſteuern ſuchte. Die Peitſchenhiebe und Torturen hörten nun auf. Merlato bewirkte die Befreiung mehrer Angeklagten, für deren Unſchuld ſich die öffentliche Stimme am meiſten ausſprach. Es blieben am Ende nur noch die Brüder Arari, der muthige Muſſa Salonichi und der unglückliche Renegat Abul Aſia, von den des Mordes am Pater Beſchuldigten in Haft. Von den angeblichen Mördern des Dieners waren nur die Brüder Farhi noch im Gefängniß.

In dieſer Lage befand ſich die Angelegenheit, als die Nachricht davon in verworrenen Berichten nach Europa kam. Die Juden in allen Ländern erhoben ſich in einem Aufſchrei des Entſetzens. Seit Jahrhunderten zeigten ſich zum erſten male die weit Verſprengten, in Sitte und Glauben vielfach Getrennten als eine Nation. Doppelte Anſtrengungen wurden gemacht, in Wien, Leipzig, Paris, London, faſt in allen großen Städten, einmal um das Publicum von der Abſurdität der Anklage, von der Unmöglichkeit des Factums zu überzeugen, dann die Mächte zum Einſchreiten zu Gunſten der leidenden Stammgenoſſen zu bewegen. In jener Beziehung ging der Nationaleifer zu weit. Man behauptete die abſolute Unmöglichkeit der That, man machte den Glauben daran, und Zeitungen es ſogar zum Vorwurf, daß ſie die Nachricht aufgenommen hatten! Man beſtritt die Möglichkeit, daß der Talmud Gebote der Art enthalte. Dagegen behaupteten Andere, daß

die europäischen Ausgaben des Talmud mehre grauenhafte Dogmen und Vorschriften nicht aufgenommen hätten, welche in den ursprünglichen orientalischen noch enthalten seien.

Wenn man hierüber zu keinem Resultate kam, so war die Verwendung bei den Mächten desto erfolgreicher. Zwar blitzte der Antrag, deshalb in der französischen Deputirtenkammer gemacht, ab, indem der damalige Conseilpräsident Thiers sich hinter diplomatische Schanzen zurückzog; vielleicht, weil bei der Verwickelung der orientalischen Frage es ihm wichtiger schien, den französischen Consul in Ehren zu lassen, als die Sache unschuldig Verfolgter, die Frankreich nichts angingen, mit Opfer und Anstrengungen zu verfechten. Zwar war auch im englischen Parlamente das Resultat der Debatten deshalb kein positives. Aber mit Ausnahme des französischen, schritten die Consuln sämmtlicher Mächte in Alexandrien bei Mehemed Ali zu Gunsten der Juden von Damascus ein. Sie beantragten in Gemeinschaft eine neue, gründliche Untersuchung. Nur der französische Generalconsul, Herr Cochelet, weigerte sich, an diesem Antrage theilzunehmen. Wirksamer noch handelten die Juden in Europa selbst, indem sie, aus eigenen Kräften, eine diplomatische Ambassade nach dem Orient schickten. Unter Vermittelung des Hauses Rothschild, reisten aus London Sir Moses Montefiore, aus Paris der bekannte Advocat Cremieux mit bedeutendem Gefolge nach Alexandrien, und ihren Bemühungen gelang es, den Vicekönig, wie es heißt, von der Unschuld der Damascener zu überzeugen. Er schlug den Proceß durch sein Machtwort nieder, und Alle, die sich noch in den Gefängnissen befanden, wurden auf freien Fuß gesetzt.

Wenn die so arger Gräuel bezichtigten Juden keine

andern Gründe für die Reinheit ihrer Satzungen und die Unschuld ihrer Brüder hätten, als die Entscheidung Mehemed Ali's, so bliebe für gegründete Zweifel noch ein weiter Spielraum. Zwar macht Herr von Hailbronner darauf aufmerksam, daß Mehemed Ali, so entschieden damals abhängig vom französischen Einflusse, nur von den unwiderlegbarsten Zeugnissen für die Unschuld der Juden überwunden und zum Entschluß könne gebracht sein, sich gegen diesen seinen einzigen europäischen Protector aufzulehnen. Aber die Gründe, welche das Haus Rothschild bei einem alten Kaufmanne, dessen Habsucht notorisch ist, vorbringen konnte, mochten in dieser Sache, wo doch Frankreich nur ein secundär politisches Interesse hatte, schlagender und selbst unwiderstehlicher sein, als die Vertheidigungsrede des gewandten Advocaten Cremieux. Mehemed Ali ist keine französische Jury; es hat von einer Untersuchung, welche er zur Erforschung der Wahrheit und Beruhigung seines eignen Gewissens etwa anstellen lassen, nichts verlautet. Auch erklärte der französische Generalconsul Cochelet sich gegen die Herren Cremieux und Sir Moses Montefiore: daß an eine Revision des Processes nicht zu denken wäre, da Frankreich mit allem seinen Einflusse dagegen opponiren würde. Dagegen erfolgte endlich auf Betrieb der beiden Abgesandten, doch nach unermeßlichen Schwierigkeiten, das Machtwort, welches, den damascener Juden Freiheit und Ruhe gewährend (Herr Cochelet hatte dafür Gnade und Loslassung in das Decret einzuschwärzen gesucht), die Sache so türkisch beendete, wie sie türkisch angefangen und weitergeführt war.

So unvollständig und zweifelhaft alle diese Mittheilungen sind, und ungenügend, daß ein deutsches Criminalgericht, auf Grund derselben, zu Recht sprechen könnte,

so erhellt aus dem Gegebenen doch so viel, daß zur Verurtheilung nicht weniger fehlt als 1) der Beweis des Thatbestands, 2) der Thäterschaft, 3) des Motives der That.

Der Leichnam des Pater Thomas mit den Wundenmalen, die den Tod herbeigeführt hätten, ist nicht gefunden. Gebeine hat man aufgetrieben, die aber auch jedem andern gemordeten oder gestorbenen Menschen angehört haben können. Ja, die Vermuthung ist nicht ausgeschlossen, daß, wie die des Dieners von einem Schafe herrührten, auch diese feierlich bestatteten die eines andern Thieres waren.

Aber gesetzt, er war ermordet und es sind seine wahrhaften Gebeine, die Thäterschaft der Angeklagten wird in unsern Augen durch nichts erwiesen, als durch die Aussagen gemarterter Zeugen, die um den Lohn ihrer eigenen Freilassung aussagten, was man verlangte. Die Geständnisse der Angeschuldigten, unter Peitschenhieben und Torturqualen erpreßt, sind ohne alles Gewicht und überdies nachmals widerrufen.

Endlich ist kein Motiv zur Gräuelthat ermittelt. Der Gedanke an einen Raubmord ist ausgeschlossen. Es bleibt nur die Möglichkeit eines Mordes aus persönlicher Rachsucht oder religiösem Fanatismus übrig. Da in Hinsicht des erstern gar keine Andeutungen vorliegen, so dreht sich die ganze Vermuthung um den letztern. Absolut unmöglich in unsern Zeiten, wie die Vertheidiger der Juden behaupten wollen, sind solche Excesse des Fanatismus nicht. Die jüdischen Schriftsteller handelten nicht im Interesse ihrer Sache, daß sie den Vorgang aus der Reihe der möglichen Handlungen streichen wollten. Und mit derselben Leidenschaftlichkeit als sie diesen Principsatz verfochten, klagten und klagen sie noch jetzt die europäischen

Mächte an, welche sich nicht sofort zu diplomatischen Einschreiten bewogen fühlen. Schreiten die Staaten untereinander um jeden Act der Barbarei, der in einem derselben begangen wird, diplomatisch ein: haben sie eine Verpflichtung, ja nur ein Recht dazu? Wären sie aber gar auch verpflichtet, um alle Verfolgungsgräuel im Orient zu interveniren, wo sollte das enden? Die jüdischen Schriftsteller klagen über Theilnahmlosigkeit im christlichen Europa. Sie haben es selbst verschen, da ihre Foderungen an Theilnahme das Maß überschritten. Vielfache Gräuel geschahen uns näher, ebenso unglaubliche im neunzehnten Jahrhundert, und doch wahr, und doch mußten wir sie geschehen lassen. Wenn wir auch nicht an die politischen Mordscenen in Belgien (Löwen) oder Barcelona, an den in Madrid vom Volke in Stücke zerrissenen Quesado erinnern, so denke man doch an die Kreuzigungen der Momiers in der Schweiz, an den Wahnglauben des Pöbels aller Orten, wo die Cholera ausbrach, und die entsetzlichen Gräuel, die von ihm in gutem Glauben verübt wurden. Wenn der christliche Fanatismus und der des Aberglaubens in civilisirten europäischen Ländern, in unserm Jahrhundert, solchen blutigen Wahnsinn zuließ, was sollte den Aberglauben des Orients davon abhalten, wenn wirklich ein religiöser Spuk solche Gräuel als Gott wohlgefällig darstellte? Wir kennen nicht die Bildungsstufe, auf welcher die Hebräer in Damascus sich befinden, ob ihr Reichthum die europäische Aufklärung angelockt, oder ob er nur den dumpfen Bigottismus und Aberglauben nährt. Wir wissen nicht, ob der Graf Ratti Menton oder Herr Merlato die dortigen Juden besser kannte? Doch spricht sich ein glaubhafter und berühmter Zeuge, Professor G. H. von Schubert, dahin aus, daß er

jenes grauenhafte Märchen in vollem Widerſpruche mit den Sitten der Juden, wie er ſie im Oriente kennen gelernt, halte. Auch der Reiſende Delaborde rühmte in der franzöſiſchen Kammer den Charakter der damascener Juden. Wir wiſſen nicht, ob der Umſtand, daß die öſtreichiſche Regierung einige dieſer Hebräer zu ihren diplomatiſchen Repräſentanten erwählte, und daß ſie europäiſche Bälle veranſtalten (die ſchöne junge Frau des Picciotto wollte einen Ball geben, wenn ihr Mann loskäme!), abſolut die Möglichkeit ausſchließen, daß ſie nach Chriſtenblut lüſtern ſein können Der negative Beweis, daß der Talmud keine derartigen Vorſchriften enthält, iſt nicht geführt, aber noch weniger der Gegenbeweis. Die berühmteſten Religionslehrer des Juden haben dagegen proteſtirt, Moſes Mendelsſohn ſchwört, bei Allem, was ihm heilig, daß er nie einen ſolchen Gebrauch unter dem Volke Iſrael geſehen, daß dieſes nie ſo etwas für eine geſetzmäßige Vorſchrift gehalten, noch eine ſolche Ruchloſigkeit ausgeübt oder verſucht. Die jüdiſchen Wortführer behaupten, daß das moſaiſche Gebot: „Du ſollſt kein Blut eſſen, denn das Blut iſt das Leben", von den ſtrengen Juden ſo weit ausgedehnt wird, daß, wenn in einem Ei nur ein Blutstropfen ſich findet, ſie es als Nahrung verwerfen. Wenn man mit dem Zähnen einen Biſſen zerkaue, und das Zahnfleiſch hat eine Blutſpur daran gelaſſen, ſo dürfe er nicht heruntergeſchluckt werden. Ferner werde bei der ſtarren Orthodoxie der morgenländiſchen Juden die Vernachläſſigung der geringſten Obſervanz als eine ſchwere Sünde betrachtet, und alſo ſei hier gerade das Aufkommen einer ſo ſchändlichen Lehrmeinung rein unmöglich. Doch geſetzt, die Juden bedürften des Chriſtenblutes zu ihren Oſterkuchen, wie viel Chriſten müßten

sie in der Stille, in den vielen Jahrhunderten abgeschlachtet haben, wo wir nichts davon hörten, um sich ihr nöthiges Bedürfniß zu verschaffen! Der Juden sollen gegenwärtig fünf Millionen über die Erdkugel verbreitet sein! Oder wäre es denkbar, daß sie so lange dieses Blutes sich enthielten, etwa nur dann und wann, wo es verstohlenerweise ging, davon naschend, wie kamen gerade die Juden von Damascus, und im Jahre 1840 auf die Versuchung? War es ihr Reichthum, der lüstern machte nach dem Unerlaubten, nach dem so lange Versagten? Irgend einige Hinweisungen hätte doch jede Untersuchung, wo sieben und mehr Menschen unter den Foltern Alles gestanden, was man wollte, liefern müssen. Und wenn ein Christenopfer Anno 1840, gerade zur Lust der damascener Juden fallen mußte, weshalb wählten sie den Pater Thomas? Wir wollen unerwähnt lassen, daß jugendliches süßes Blut bei allen Opfern dem eines alten abgelebten Mannes vorgezogen wird, daß Christenkinder leicht geraubt werden und verschwinden können; aber weshalb wählten sie gerade einen angesehenen Mann, der in ganz Damascus bekannt, in allen Häusern als Arzt gesehen war und dessen Verschwinden nothwendigerweise auffallen und Nachforschungen veranlassen mußte? Endlich ward der Pater am 5. Febr. abgeschlachtet. Ostern fiel aber erst auf den 18. April; das Osterbrot hätte daher mit 2½ Monat alten, verfaultem und verdorbenem Blute gebacken werden müssen.

Es ist nichts erwiesen (nach Dem, was uns vorliegt), nicht That, nicht Thäterschaft, nicht Motive; aber gesetzt, die That wäre doch wahr, der Fanatismus, der sie erzeugte, könnte nicht furchtbarer durch Urtel und Recht gestraft werden, als er durch den türkischen Proceß und

ſeine Schrecken geſtraft iſt. „Welche Unmenſchlichkeiten ſich in den acht Monaten zuſammendrängten", ſagt Herr von Hailbronner, „wird wol niemals ganz bekannt werden. Erröthen müſſen wir aber bei dem Gedanken, daß Europäer ſie begünſtigten, ſie hervorriefen und ſie ſelbſt zu ſteigern ſuchten."

James Hind,

der royaliſtiſche Straßenräuber.

1652.

Alt-England war von je die eigentliche Heimat der großartigen Räuber, welche eine vergangene Romanepoche, fälſchlich und ohne Fundament, nach Italien verſetzt. Die Volkserinnerung in England feiert das Andenken jener kühnen Wegelagerer und freien Söhne der Wälder mit beſonderer Vorliebe und dichtet dieſen Lieblingen gern Züge verwegenen Muthes, hochherziger Geſinnung und überraſchenden Witzes an. Die Helden der alten Balladen, die Robin Hood und ſeine Geſellen, gehören freilich zum großen Theil mehr der Romantik an als der Geſchichte. Aber auch ſeit dieſe eintritt, wird das Feld nicht leer von kühnen Geſellen, die, ſelbſt wenn ſie den Criminalgerichten verfielen und auf dem Galgen endeten, doch großen ja ewigen Ruhm im Volke ernteten; denn die Bänkelſänger ſingen noch heut auf den Straßen die Thaten der verwegenen und galanten Wegelagerer.

Zu den berühmtern und den Lieblingsfiguren der engliſchen Criminaliſtik gehört der Capitän James Hind,

ein Straßenräuber, wie er sein soll. Zwar nicht mehr aus der romantischen Zeit, sondern aus einer stark politisch gefärbten, nahm er, als Mann der Zeit, von dieser Färbung an und glaubte als Räuber einer großen Idee zu dienen, die ihn bis zu seinem Tode nicht verließ Dabei war er, im englischen Sinne, ein Gentlemen und verband mit seinem Geschäfte diejenige Ritterlichkeit, Humanität und den Frohsinn, welche Räuber besitzen müssen, um Volkslieblinge zu werden.

James Hind war der einzige Sohn eines Sattlers zu Chipping Norton in Oxfordshire, eines wegen seiner außerordentlichen Rechtlichkeit in der ganzen Umgegend geachteten Mannes, außerdem in religiösen Grundsätzen von puritanischer Strenge.

Der Vater wollte ihm eine seinen Fähigkeiten entsprechende Erziehung geben. Er schickte ihn in die Schule, wo er bis zum 15. Jahre blieb und lesen, schreiben und auch genug rechnen lernte, um einem Hausstande vorzustehen. Aber seine Fähigkeiten schlugen nach einer andern Richtung aus, als es der Vater wünschte. Er hatte ihn nach dem Schulbesuch bei einem Schlächter in die Lehre gegeben; das rohe Wesen und die grausame Behandlung des Meisters ließen den Knaben aber nur zwei Jahre dort aushalten. Mit 17 Jahren entlief er aus der Lehre und machte sich getrosten Muthes nach London, wo dem Muthigen immer das Glück lacht. Vorher hatte James noch einen Brief an die Mutter geschrieben, in dem er ihr seine traurige Lage herzbrechenderweise vorstellte, seinen Entschluß zu rechtfertigen suchte und sie ersuchte, ihm etwas Geld nach London zu schicken, damit er sich dort einen neuen Meister suchen könne.

Die Mutter, aufs äußerste von den Leiden ihres einzigen Kindes gerührt, scharrte, was sie vermochte, von

ihren Erſparniſſen zuſammen und ſchickte es nach London. War es dies Geld, was ihn verführte? Es wird uns nicht geſagt, wie der Uebergang vom Guten zum Böſen erfolgte. Von den Eigenſchaften des Vaters hatte James wenigſtens nicht die puritaniſche Sittenſtrenge geerbt; oder es war die Strenge des Vaters, welche in dem Sohn die frivolſte Luſtigkeit als Oppoſition hervorrief. Er jagte in der großen Stadt allen den Vergnügungen nach, welche vor der herben Puritanerherrſchaft in die Winkel ſich verbargen.

Eines Nachts finden wir ihn im Hauſe einer gefälligen Frau, die am Abend vorher die Taſche eines jungen Bürgers, wider deſſen Willen, um fünf Guineen leichter gemacht hatte. Statt der Guineen entdeckte man bei der Frau beim Nachſuchen James Hind und er ward mit ihr ſofort auf die Wache gebracht. Die Frau wanderte am Morgen ins Gefängniß von Newgate; den jungen Burſchen ließ man frei. Aber dieſe Nacht war für ſein Schickſal entſcheidend. Auf der Wache lernte er einen Straßendieb, damals von großem Namen, kennen, Thomas Allen, der in derſelben Nacht auf den Verdacht eines begangenen Diebſtahls eingezogen war. Weil es indeſſen an allen Beweiſen fehlte, wurde auch er freigelaſſen. Beide hatten ſich liebgewonnen und beſchloſſen, nach einer kurzen Verſtändigung, einen Bund fürs Leben zu ſchließen; er wurde noch am ſelben Morgen in einer nahen Taverne durch einige Gläſer beſiegelt.

Allen wurde James Hind's guter Lehrmeiſter; er hatte aber auch nie einen gelehrigern und ſinnreichern Schüler gefunden. Sein erſtes Probeſtück war ſogleich ein Meiſterſtück. Schlendernd auf der Straße nach Shooter-Hill ſahen ſie von fern einen Reiſenden mit ſeinem Bedienten ankommen. Hind, voller Luſt, erklärte ſeinem Begleiter,

er fühle sich stark genug, das Wagstück allein zu übernehmen. Allen willigte ein, versteckte sich aber in der Nähe, um, wenn es schlimm ginge, zur Hand zu sein. Die Vorsicht war diesmal unnöthig. Hind näherte sich dem Reisenden in artiger Weise, aber mit der entschlossensten Miene und ward, ohne Widerstand zu finden, Herr von Allem, was Dieser besaß. Aber nachdem er sich überzeugt, daß die Baarschaft nicht übermäßig groß war und der Mann noch eine ziemliche Reise vorhatte, überschlug er mit ihm, wie viel er zur Vollendung derselben brauche, und zahlte ihm darauf 20 Schilling aus. Der Beraubte fühlte sich dadurch und durch die feinen Manieren des Räubers so gerührt, daß er ihm die Hand schüttelte und ihn versicherte, ihn nie verrathen zu wollen, und auch wenn er ihn in seine Gewalt bekomme, werde er ihm nichts anhaben. Nachdem Hind dem Fremden die glücklichste Reise gewünscht, kehrte er mit 15 Pfund Sterling zu seinem Cameraden zurück. Allen, entzückt über James Muth und Edelsinn, schloß ihn in seine Arme und schwor, sich von nun ab nie mehr von ihm zu trennen.

Dieses Bündniß wurde zwischen Beiden gerade um die Zeit geschlossen, als ganz England von der Hinrichtung Karl's I. erschüttert war. Diese Blutschuld, welche ihr Land traf, zu rächen und gut zu machen, was an ihnen war, gaben sich Allen und Hind das Wort: keinen der Königsmörder zu schonen, welche das Schicksal in ihre Hand liefere. Nur zu bald fand sich Gelegenheit, dieses ihr Wort in einer Art zu lösen, welche Englands Geschichte möglicherweise eine andere Wendung gegeben hätte. Sie erfuhren, daß Oliver Cromwell in einem Wagen mit geringer Bedeckung aus seinem Geburtsort Huntingdon nach London fahren werde. Sie lagerten am Wege. Des Protectors Wagen kam, aber sieben Bewaffnete ritten

nebenher. Dies erschreckte sie nicht; sie machten einen beherzten Angriff, der aber natürlich gegen die Uebermacht vollkommen fehlschlug. Es galt jetzt nur zu fliehen und sich zu vertheidigen. Thomas Allen wurde verwundet, gefangen, nach London gebracht und starb durch Henkers Hand. James Hind entkam zwar für diesmal, aber nur nach unendlichen Gefahren und Schwierigkeiten.

Cromwell übte eine gute Polizei, wie sie nur mit den Verhältnissen und Sitten der Zeit sich vertrug, und es waren nicht allein die Reiter um seinen Wagen, welche den verwegenen Angreifer auf das Leben des Protectors verfolgten; man machte von allen Seiten Jagd auf ihn. Um ihr zu entgehen, tödtete Hind sein Pferd und versteckte sich während mehrer Tage. Dieser Unstern kühlte aber nicht seine Thatenlust. Im Gegentheil, sobald er freie Luft schöpfte, machte er sich wieder auf den Weg, oder vielmehr, er legte sich am Wege nieder; fürs erste mit keiner andern Absicht, als um sich die nothwendigste Waffe und Hauptbedingung eines guten Räubers jener Zeiten — ein Pferd wieder zu verschaffen.

Das Glück lächelte ihm. Er sah ein gesatteltes Pferd etwas abwärts von der Straße an eine Hecke gebunden. Der Reiter stand, etwa zwanzig Schritte davon, in der Beschäftigung vertieft, von einem Dornstocke, den er sich vielleicht als Waffe eben geschnitten, die Dornen abzuputzen. Die Waffe ward zu spät fertig. James rief freudig beim Anblick des Thiers: „Das ist ja mein Pferd!“ und im Moment saß er auch schon im Sattel, hatte es losgemacht und schickte sich an, ins Weite zu jagen. Der Reisende erschreckt, fährt auf und schreit: „Herr, was soll das? Das ist ja mein Pferd.“ — James muß alle Abenteuer mit Geschick und Anstand ausführen. Er wendet sich noch ein mal um und spricht im Tone

des äußersten Erstaunens: „Wie, mein Herr, können Sie nicht zufrieden sein, daß ich Ihnen das Geld in Ihren Taschen ließ, um sich ein anderes zu kaufen? Nehmen Sie freundlichen Rath an und geben Sie künftig auf der Straße besser Acht; Sie könnten nicht jedesmal so wohlfeilen Kaufes davon kommen."

Das Glück lächelte dem verwegenen Manne auch noch weiter. Sein Name erhielt einen guten Klang; und da Capitän Hind (wie er jetzt vom Volke genannt wurde) seine royalistischen Gesinnungen gegen Niemand verbarg, so darf angenommen werden, daß es ihm nicht an heimlichen Freunden fehlte, welche selbst zwar nicht gegen die herrschende Gewalt ihr Haupt zu erheben wagten, ihm aber gern Winke gaben, wo Beute zu finden und Gefahr zu meiden war.

Hughes Peters war ein bekannter Königsmörder. Zu Enfield-Chase begegnete ihm der Wegelagerer und foderte seine Börse. Peters verlor nicht die Geistesgegenwart; er glaubte den gefürchteten Räuber mit Worten entwaffnen zu können.

„Steht nicht geschrieben in der Heiligen Schrift: du sollst nicht stehlen?" rief er ihm zu. „Auch sagt Salomo der Weise: Beraubet nicht den Dürftigen, denn er ist dürftig."

Capitän Hind ließ sich nicht verblüffen und wußte mit allerhand Waffen zu fechten. Aus dem Vaterhause waren ihm die Bibelstellen erinnerlich geblieben und er antwortete ihm auf der Stelle: „So du selber die Vorschriften des Gesetzes bei dir behalten, dann hättest du auch die Worte des Propheten gewußt, wider die du gesündigt: «Sie haben gefesselt ihre Könige und ihre Edlen in Eisen geschmiedet!» Schändlicher Heuchler, du wagst die Heilige Schrift zu citiren und aus der Schrift habt

ihr verfluchten Republikaner euern königlichen Herrn und Gebieter gerichtet und ihn vor seinem eigenen Palast geopfert!"

Peters ließ sich aber dadurch nicht stumm machen. Er vertheidigte den Königsmord durch andere Bibelstellen und schloß damit, daß der Straßenraub eine sowol vor göttlichen als menschlichen Gesetzen verdammungswürdige Handlung sei.

„Still!" rief ihm Hind zu. „Keine Injurien gegen mein Handwerk! Denn sagt nicht auch Salomo ausdrücklich: «Du sollst auch den Räuber nicht verachten.» Aber wir sind nicht hier beieinander um theologischer Disputationen willen. Schließ deine Ohren auf und höre, was es gilt. Heraus auf der Stelle mit deinem Gelde, oder ich schicke dich zu deinem König und Herrn in die andere Welt, wo du mich anklagen magst."

Auf diese Anrede gingen dem alten Presbyterianer seine Gründe aus. Er griff seufzend in die Tasche und gab ihm seine Börse. Der Capitän hätte billigermaßen mit dem Abenteuer zufrieden sein können, denn es hatte ihm 30 Goldstücke ohne Kampf eingebracht; aber er überschlug, als der Beraubte schon seines Weges zog, daß er doch auch für die Mühe seines theologischen Unterrichts eine Erkenntlichkeit verdiene, und die Lust, den verhaßten Feind seiner royalistischen Sache noch ein wenig zu quälen, kitzelte ihn. Er gab seinem Pferde die Sporen und holte den geängstigten Mann bald wieder ein.

„Heda, Master!" rief er ihm zu. „Mir ist da eben ein Gedanke gekommen. Weißt du wol, warum dir das Unglück begegnet ist? Ich weiß es. Weil du die Worte der Schrift vergessen hast. Steht es nicht geschrieben: «So ihr auf Reisen seid, führet nicht mit euch Gold oder Silber, ja selber nicht Kupfergeld in eurem Sack!?» —

und du, frommer Mann, hast dich so vergessen gegen das Gebot, daß du so vieles Gold in deinen Beutel steckteſt! Siehſt du nicht, daß ich die Macht habe, dir Alles zu befehlen, was mir einfällt? und ich ſehe gar nicht ab, warum ich es nicht thun ſoll. Alſo bitte ich dich, gib mir auch deinen Mantel."

Der unglückliche Königsmörder fand keine Bibelſtelle, um die Bitte ihm zu verweigern. Er gab ihm das Geforderte ohne Widerſtreben.

Der Räuber war aber auch damit noch nicht zufrieden: „Unſer Herr und Heiland ſpricht: «Wer dir den Mantel nimmt, dem wehre nicht den Rock.» Nun kann ich mir nicht denken, daß du gegen das Gebot ſündigen willſt. Sollteſt du es aber vergeſſen haben, ſo ſiehſt du doch, daß ich dich in Güte daran erinnere und wärſt mir Dank ſchuldig."

Auch ſeinen letzten Rock auszuziehen, wollte dem armen Puritaner doch zu hart dünken. Er machte verſchiedene Gegenvorſtellungen, diesmal aber nicht aus der Bibel, ſondern aus allgemein menſchlichen Gründen. Der Capitän blickte ihn ernſt an und erklärte: ſolche Gründe könnten ihn nicht bewegen, von einer Foderung abzuſtehen, welche durch die Heilige Schrift geboten ſei.

Peters mußte ſeufzend auch ſeinen Rock ausziehen und in Hemdsärmeln den Weg nach Hauſe antreten. Die That, mit allen Umſtänden, wurde ruchbar, denn der Capitän Hind mochte ſelbſt gern von ſeinen Abenteuern reden, und ſie fand im Publicum großen Beifall. Hughes Peters bekleidete eine Pfarre. Am nächſten Sonntage wollte er von der Kanzel herab gegen die Straßenräuber losdonnern und wählte zum Text ſeiner Predigt einen Vers aus den Pſalmen. Ein Witzbold unter den Zuhörern bemerkte ſo laut, daß es Alle hörten: „Wahr-

haftig, wenn nicht etwa Capitän Hind unter uns ist, so wüßte ich doch Niemand, der respondiren könnte.“ Ein allgemeines Gelächter brach unwillkürlich aus; die Andacht war gestört und der Geistliche mußte die Kanzel verlassen.

Eines Tages traf James Hind auf dem Wege von Sherbourn nach Shaftesbury in Yorkshire den viel verrufenen Sergeant Bradshaw, welcher der Commission, die Karl I. zum Tode verurtheilt, als Präsident vorgesessen und das Todesurtheil gegen den Monarchen ausgesprochen hatte. Bradshaw fuhr in einem Wagen. Hind ritt heran und foderte seine Börse. Der Mann des Schreckens glaubte, daß sein bloßer Name hinreiche, um den Räuber in ein heilsames Schrecken zu versetzen. „Ich bin Bradshaw“, rief er mit feierlicher Stimme heraus.

Aber der Capitän antwortete ihm mit Heftigkeit: „Ob du Bradshaw bist, oder einer von den andern Hunden, die ihres Königs Blut gesoffen haben, ich fürchte dich nicht und könnte nun an dir thun, was du an deinem Herrn gethan. Ich würde ein gutes Werk thun vor Gott und dem Lande; aber lebe nur fort, du Schuft, und laß dich von deinem Gewissen quälen, bis dich der Henker faßt, wie du es verdienst. Du verdienst nicht, von andern Händen zu sterben, und Tyburn, das ist der Ort, wo du hingehörst. Aber merke dir's, ich schone nur darum dein Leben, weil du ein Königsmörder bist, aber als sonstiger Schuft erwürge ich dich augenblicklich, wenn du einen Augenblick zögerst, mir alles Geld, das du bei dir führst, auszuliefern.“

Bradshaw zog seine Börse hervor, die nur 40 Schillinge enthielt. Der Capitän, sehr erbittert über den Bettel, den man ihm bot, setzte ihm die Pistole auf die Brust und drohte ihm ein Loch zu schießen, daß die Sterne durch seinen Leib scheinen sollten, wenn er nicht besseres

Geld auffinde. Der Sergeant mußte ſein Felleiſen öffnen und reichte dem Räuber eine volle Börſe mit Goldſtücken.

James Hind war damit keineswegs zufrieden. Goldes war es genug, er wollte aber auch noch ſein Müthchen kühlen, ſich ſeiner guten That bewußt werden, indem er den Charakter des ſchlechten Mannes recht ins Licht ſtelle und ihn auf alle mögliche Art quäle. Deshalb ritt er noch eine Weile neben dem Beraubten her und klingelte ihm dann und wann mit der geraubten Börſe um die Ohren, indem er in Abſätzen ein Loblied auf das Geld anſtimmte.

„Schau, Ehrenmann, das iſt das Metall, das mein Herz erfreut! — O koſtbares Gold, faſt verehre ich dich, wie die Bradſhaw, Pryn, und wie das andere, gottloſe Geſindel heißt, das ſeinen Herrn und Heiland auch darum verrathen würde, ſo er noch einmal zur Erde herabkäme. Das iſt die Univerſalmedicin der großen republikaniſchen Aerzte. Solche Wunderthäter haben die Katholiken nicht; dagegen ſind nichts die Künſte der Jeſuiten. Das iſt ein Zauberer, dem Alles ein Spiel iſt. Die Gerechtigkeit macht es blind und taub. Es wäſcht dir jeden Flecken ab, ſelbſt den pechſchwarzen Verrath. In zwei, drei Tagen ändert es ſo durchaus einen ganzen Menſchen, als ſieben volle Jahre ſonſt nicht thun. Wer noch geſtern ein Rebell war, wenn es ſein muß, das Geld macht ihn heute zu einem loyalen Mann. Ja einem Schuft, wie du, um Geld glauben ſie dir, daß du eine ehrliche, unſchuldige Seele biſt. Das iſt ein Lebenstropfen; eine Sache, die ſchon im Ausſterben iſt, für Geld erholt ſie ſich wieder und glaubt noch einmal an ſich ſelbſt. Und desgleichen kann ich damit Verſchwörungen und Parteien, die ſich dem Teufel verſchworen, ſprengen; Narren mache

ich zu Weiſen und aus Weiſen Narren, und aus Beiden, wie's mir gefällt, gerade ſolche Böſewichter, als du biſt."

Capitän Hind, nachdem er genug zum Lobe des Geldes geſprochen, zog ſeine Piſtole heraus und ſpannte den Hahn. Bradſhaw zitterte. Aber der Räuber ſprach:

„Du und deine hölliſche Bande, ihr ſeid nun lange genug, wie Jehu, auf eurer Laufbahn von Blut und Gottloſigkeit fortgerannt, und euer Vorwand war ein heiliger Eifer für den Herrn und ſeine Heerſcharen. Wie lange ihr noch darauf fortlaufen werdet, das weiß Gott allein. Wie dem auch ſei, ich meines Theils will Alles thun, euch ein bischen aufzuhalten."

Damit drückte er die Piſtole los, aber nicht auf den Königsmörder, ſondern auf den Kopf eines der Pferde vor ſeinem Wagen. Eine zweite Piſtole tödtete das zweite Thier und indem er neben dem Auftritt voll Verwirrung, den ſtürzenden, geängſteten Roſſen und dem ſchwankenden Wagen ruhig hielt und immer wieder ſeine Gewehre lud, erſchoß er die ſämmtlichen Pferde vor Bradſhaw's Wagen, eines nach dem andern, und ſprengte erſt dann ins Weite.

Bald nachher begegnete James Hind zwiſchen Petersfield und Portsmouth einem Wagen voll Damen. Er reitet auf den Kutſchenſchlag los, lüftet den Hut und erklärt den Damen, er ſei ein Ritter, in Wehr und Waffen für die Vertheidigung des ſchönen Geſchlechts; ſpeciell aber ſei er in dieſem Augenblick auf Reiſen, um die harten Widerwärtigkeiten zu bekämpfen, welche ſeine eigene Geliebte und Gebieterin gefährdeten: „Um deshalb, Myladies", ſchloß er, „ſehe ich mich in die Nothwendigkeit verſetzt, einige Unterſtützung einzuſammeln; denn in dieſen theuern Zeiten koſten auch die Abenteuer Geld."

Die jungen Damen, wohlbewandert in der Lectüre der Zeit, dachten nicht anders, als einen neuen Don

Quixote oder gar einen Amadis von Gallien vor sich zu sehen und waren sehr entzückt, daß sich die gute alte Zeit in der schweren und trüben der Gegenwart wiederhole.

„Edler Ritter", antwortete ihm die Munterste aus dem Wagen, „wir sind außerordentlich erfreut, einem so edeln Paladin zu begegnen, und unsere Wünsche sollen Euch begleiten; aber es thut uns sehr leid, geben können wir nichts; denn was wir bei uns haben, das ist ein heiliges Unterpfand, und gerade nach den Gesetzen Eures Ordens darf es nicht angerührt werden."

Der Capitän lächelte und gestand später, die Antwort hätte ihm so wohlgefallen, daß er die Damen gern ohne Brandschatzung ihres Weges ziehen lassen, wenn er nicht gerade damals zu sehr des Geldes bedurft hätte.

„Ihr holdseligen Frauen", rief er, „würdigt mich, zu wissen, worin dieses heilige Unterpfand besteht; denn gerade die unverbrüchlichen Gesetze der irrenden Ritterschaft zwingen mich, daß ich es unter meinen Schutz nehme. Ihr werdet mir nämlich zugeben, daß ich es besser zu vertheidigen weiß, wenn ihm Gefahr droht, als zarte Frauen, die irgendein ungalanter Räuber anfällt."

Das muntere Mädchen glaubte wirklich, es stecke dahinter nur eine artige Neckerei und antwortete ihm mit mehr Anmuth als Klugheit, daß dies Unterpfand in nicht weniger als 3000 Pfund Sterling bestehe, welche eine der mit anwesenden Damen als Mitgift einem andern Ritter zutrage, welcher das Glück gehabt, durch einige kühne Dienste die Gunst der edeln Lady zu erwerben.

„Meine volle Achtung, holde Damen, diesem vortrefflichen Ritter", rief rasch der Wegelagerer; „sagt ihm, inständigst bitte ich euch darum, daß mein Name Capitän Hind ist, sagt ihm auch, daß ich, ohne die allerdringendste Nothwendigkeit, niemals dieses Hochzeitgeschenk angerührt

ich zu Weiſen und aus Weiſen Narren, und aus Beiden, wie's mir gefällt, gerade ſolche Böſewichter, als du biſt."

Capitän Hind, nachdem er genug zum Lobe des Geldes geſprochen, zog ſeine Piſtole heraus und ſpannte den Hahn. Bradſhaw zitterte. Aber der Räuber ſprach:

„Du und deine hölliſche Bande, ihr ſeid nun lange genug, wie Jehu, auf eurer Laufbahn von Blut und Gottloſigkeit fortgerannt, und euer Vorwand war ein heiliger Eifer für den Herrn und ſeine Heerſcharen. Wie lange ihr noch darauf fortlaufen werdet, das weiß Gott allein. Wie dem auch ſei, ich meines Theils will Alles thun, euch ein bischen aufzuhalten."

Damit drückte er die Piſtole los, aber nicht auf den Königsmörder, ſondern auf den Kopf eines der Pferde vor ſeinem Wagen. Eine zweite Piſtole tödtete das zweite Thier und indem er neben dem Auftritt voll Verwirrung, den ſtürzenden, geängſteten Roſſen und dem ſchwankenden Wagen ruhig hielt und immer wieder ſeine Gewehre lud, erſchoß er die ſämmtlichen Pferde vor Bradſhaw's Wagen, eines nach dem andern, und ſprengte erſt dann ins Weite.

Bald nachher begegnete James Hind zwiſchen Petersfield und Portsmouth einem Wagen voll Damen. Er reitet auf den Kutſchenſchlag los, lüftet den Hut und erklärt den Damen, er ſei ein Ritter, in Wehr und Waffen für die Vertheidigung des ſchönen Geſchlechts; ſpeciell aber ſei er in dieſem Augenblick auf Reiſen, um die harten Widerwärtigkeiten zu bekämpfen, welche ſeine eigene Geliebte und Gebieterin gefährdeten: „Um deshalb, Myladies", ſchloß er, „ſehe ich mich in die Nothwendigkeit verſetzt, einige Unterſtützung einzuſammeln; denn in dieſen theuern Zeiten koſten auch die Abenteuer Geld."

Die jungen Damen, wohlbewandert in der Lectüre der Zeit, dachten nicht anders, als einen neuen Don

Quixote oder gar einen Amadis von Gallien vor ſich zu ſehen und waren ſehr entzückt, daß ſich die gute alte Zeit in der ſchweren und trüben der Gegenwart wiederhole.

„Edler Ritter", antwortete ihm die Munterſte aus dem Wagen, „wir ſind außerordentlich erfreut, einem ſo edeln Paladin zu begegnen, und unſere Wünſche ſollen Euch begleiten; aber es thut uns ſehr leid, geben können wir nichts; denn was wir bei uns haben, das iſt ein heiliges Unterpfand, und gerade nach den Geſetzen Eures Ordens darf es nicht angerührt werden."

Der Capitän lächelte und geſtand ſpäter, die Antwort hätte ihm ſo wohlgefallen, daß er die Damen gern ohne Brandſchatzung ihres Weges ziehen laſſen, wenn er nicht gerade damals zu ſehr des Geldes bedurft hätte.

„Ihr holdſeligen Frauen", rief er, „würdigt mich, zu wiſſen, worin dieſes heilige Unterpfand beſteht; denn gerade die unverbrüchlichen Geſetze der irrenden Ritterſchaft zwingen mich, daß ich es unter meinen Schutz nehme. Ihr werdet mir nämlich zugeben, daß ich es beſſer zu vertheidigen weiß, wenn ihm Gefahr droht, als zarte Frauen, die irgendein ungalanter Räuber anfällt."

Das muntere Mädchen glaubte wirklich, es ſtecke dahinter nur eine artige Neckerei und antwortete ihm mit mehr Anmuth als Klugheit, daß dies Unterpfand in nicht weniger als 3000 Pfund Sterling beſtehe, welche eine der mit anweſenden Damen als Mitgift einem andern Ritter zutrage, welcher das Glück gehabt, durch einige kühne Dienſte die Gunſt der edeln Lady zu erwerben.

„Meine volle Achtung, holde Damen, dieſem vortrefflichen Ritter", rief raſch der Wegelagerer; „ſagt ihm, inſtändigſt bitte ich euch darum, daß mein Name Capitän Hind iſt, ſagt ihm auch, daß ich, ohne die allerdringendſte Nothwendigkeit, niemals dieſes Hochzeitgeſchenk angerührt

hätte, welches gewiß, angeſehen ſeine ritterlichen Verdienſte, nur ſehr gering iſt; ſagt ihm aber auch, wie ich heilig gelobe, die Summe nur und allein zur Vertheidigung der gekränkten Liebe und zur Unterſtützung der irrenden Ritterſchaft zu verwenden."

Die Damen erblaßten. Ihr Muthwille war hin. In ganz England war Niemand, welcher nicht den Capitän Hind kannte. An Widerſtand war nun kein Gedanke mehr. Sie wollten vor ihm zu Füßen fallen, aber er bat ſie auf die höflichſte Weiſe, ſich ja nicht zu beunruhigen; von ihm hätten ſie nichts zu beſorgen und, um ihrer Liebenswürdigkeit willen, wolle er ſich mit dem Drittel der Summe begnügen. Die Damen waren nun wieder entzückt, James Hind wurde wieder in ihren Augen zum wahren Ritter. Er empfing aus ihren Händen mit der liebenswürdigſten Miene einen Beutel mit 1000 Pfund Sterling und wünſchte ihnen alles Glück auf die Reiſe, zumal aber mit lächelnder Miene der holden Verlobten auf die längere und gefährlichere, welche ſie anzutreten im Begriff war.

Ein wie außerordentlicher Räuber James Hind auch ſonſt war, in einem Punkte unterſchied er ſich nicht von ſeinen Standesgenoſſen: er gab ebenſo ſchnell aus, als er verdiente, und trotz ſeinem glücklichen Geſchäfte befand er ſich oft in der äußerſten Verlegenheit. Die Verfolgungen gegen ihn wurden einſt ſehr heftig; er mußte ſich verſteckt halten und litt dabei großen Mangel. Freilich hätte es bei ſeinem Glücke nur einiger nächtlichen Ausflüchte bedurft, aber die Noth hatte ihn gezwungen, auch ſein Pferd zu verkaufen, und er mochte ſeinen Ruf und ſein Anſehen nicht aufs Spiel ſetzen, indem er als ein gemeiner Schnapphahn zu Fuß hinter einem Strauche lagerte. Er rief daher die Liſt zu Hülfe.

Am äußerſten Ende eines Dorfes hatte er ein kleines verfallenes Haus gemiethet, welches ihm als Aſyl diente. Durch ſeine Kundſchafter in Kenntniß geſetzt, daß ein berühmter Arzt beim Heimwege von einer vornehmen Patientin des Weges kommen werde, erwartete er ihn an der Schwelle und ſtürzte ihm händeringend entgegen, ſobald der Reiter ſich der Hütte näherte. Er flehte ihn an, nur zwei, drei Minuten ſeiner armen kranken Frau zu ſchenken, die dermaßen an Ausleerungen litte, daß es außer ſeiner Macht ſtände, ſie zu hemmen. Der Arzt, reich belohnt von der alten Dame, welche er eben verlaſſen, fühlte ſich von der Noth des unglücklichen Ehemanns gerührt und ſtieg ſogleich ab, um, was in ſeinen Kräften ſei, ihm zu helfen.

Das Pferd wird unten angebunden, der Arzt eine enge, ſteile Treppe in ein Hinterſtübchen hinaufgeführt. James ſchließt raſch die Thür und während Jener ſich noch vergebens nach dem Bette der Kranken umſieht, tritt dieſer ihm, in der einen Hand eine Piſtole, in der andern einen leeren Geldbeutel entgegen: „Dies, Maſter, iſt meine Frau", ſpricht er, ihm die Börſe vorhaltend; „ſie braucht dringend Eurer Hülfe, denn ihre Ausleerung iſt von der Art, wie ihr ſeht, daß gar nichts drin blieb. In Euren Taſchen, weiß ich, habt Ihr ein untrügliches Univerſalmittel. Wenn Ihr zu helfen zaudert, oder nur ein Wort dagegen ſprecht, ſo ſoll Euch dieſes Inſtrument auf der Stelle von allen Kopfſchmerzen heilen, die ihr jemals bekommen werdet."

Der Arzt, in der Diagnoſe wohl bewandert, erkannte den richtigen Zuſtand, in dem er ſich befand, und das einzige Mittel, das hier half. Er zog 40 Guineen aus der Taſche und ſteckte ſie ſchweigend in die Börſe des Räubers. James verbeugte ſich lächelnd, wünſchte ihm

eine gute Geſundheit und erklärte ihm, daß er ihm zur Entſchädigung für das empfangene Geld ſein ganzes Haus, mit allem Anrecht darauf, zurücklaſſe. Dann ſchloß er den Doctor in das Zimmer ein, ſtürzte die Treppe hinunter und ſchwang ſich auf das angebundene Roß, mit dem er in andere Gegenden fortſprengte, wo er zur Zeit noch minder bekannt war.

Andere Berichte aus dieſer Zeit rühmen ſeine Großmuth, mit der er die Reiſenden behandelte, welche ihr Unſtern in ſeine Hände führte. Beſonders zart und mildthätig bewies er ſich gegen Arme und auch gegen Solche, von denen er nicht glaubte, daß ſie gerade im Ueberfluß lebten. Davon hat man zahlloſe Beiſpiele.

Einſtmals, gerade als er wieder durch ſeine Verſchwendung in die äußerſte Dürftigkeit gerathen war, lag er auf der Lauer. Ein alter Mann, auf einem Eſel, kam langſam des Weges. Er trat auf ihn zu und fragte ihn freundlich, wohin er gehe?

„Nach dem Markt von Wantage", war die Antwort. „Ich will mir eine Kuh kaufen, um Milch zu haben für meine Kinder."

„Wie viel Kinder habt ihr?" fragte Capitän Hind.

„Ihrer zehn, Herr!"

„Und wie viel meint ihr nöthig zu haben, um die Kuh zu kaufen?"

„Vierzig Schilling; gerade was ich mir ſeit zwei Jahren zurückgelegt."

James Hind fühlte ſich gerührt und mußte doch zugleich über die Einfalt des Menſchen lachen. Schon wollte er von ihm ablaſſen, als ihm ſeine eigene Lage wieder deutlich aufſtieg. Er mußte durchaus Geld haben und er überdachte ein Auskunftsmittel, ſein Gewiſſen und ſeine Bedürfniſſe zugleich zu befriedigen.

„Hört mich an", ſprach er. „Ich bedarf gerade jetzt das Geld, welches Ihr da bei Euch führt. Aber Eure Kinder ſollen darum doch die Milch nicht einbüßen. Sie müſſen doch leben. Ich bin James Hind. Willigt Ihr in den Pact ein, ſo gebt mir heute Eure 40 Schilling, heute über acht Tage ſtellt Ihr Euch wieder hier ein und empfangt dann 80 Schilling dafür. Nur eine Bedingung iſt dabei: Ihr ſagt zu Niemanden auf der Welt eine Silbe von Dem, was hier zwiſchen uns vorgeht. Sind die acht Tage um, ſo ſollt Ihr es ausſchreien können, wie Euch beliebt."

Der Handel ward geſchloſſen. Der Alte ſtellte ſich nach acht Tagen ein und der Räuber fehlte nicht. Er zahlte ihm nicht allein die Summe, um ſich zwei Kühe, ſondern noch obenein 20 Schilling, um ſich auf dem Markte was ihm gefiele zu kaufen.

Wie oft James Hind auch, mit der Piſtole in der Hand, ſeinen Opfern den Tod drohte, hatte er doch eine außerordentliche Scheu davor, Blut zu vergießen. Wer aber einmal auf dem Pfade des Verbrechens ſich befindet, wird von der Conſequenz fortgeriſſen und kann nicht willkürlich Halt ſagen. Die Criminalverhandlungen gegen ihn ſprechen nur von einer einzigen Mordthat, welcher er vergeblich, auch vor dem Richterſtuhl ſeiner eigenen Vernunft, den Charakter der Nothwehr und Selbſtvertheidigung aufzudrücken bemüht war.

Es war für den Capitän ein glücklicher Morgen geweſen. Bei Maidenhead-Thicket war er in günſtiger Stunde einem der berühmteſten Königsmörder, dem Oberſten Harriſon, begegnet und hatte ihm 60 Pfund Sterling abgenommen. Aber der Oberſt hatte ſich nicht vom Schreck bewältigen laſſen, ſondern, ſobald er losgekommen, die Polizei requirirt. James erfuhr es in einem der Häuſer

am Wege, wo er Freunde und Helfershelfer hatte, und setzte seinem Roß die Sporen in die Seite. Die Furcht zeigte ihm überall Feinde. Er hörte einen Reiter in vollem Galopp hinter sich kommen. Es war der friedfertige Diener eines Reisenden, der keine andere Absicht hatte, als seinen Herrn einzuholen. Des Dieners Roß war frisch, das des Räubers abgemattet. Vergebens strengte sich der Letztere an, Jenem den Vorsprung abzugewinnen. Als er sah, daß es unmöglich würde, zog er die Pistole und als der Andere, in dem seine Furcht nichts als einen Diener der bewaffneten Gerechtigkeit vermuthete, ihn eingeholt, feuerte er das Gewehr auf ihn ab und streckte ihn todt zu Boden. Dies war die einzige Bluthat in seiner ganzen langen Räuberlaufbahn und die, um welche er gerichtet wurde.

Auch den Verfolgungen des furchtbaren Oberst Harrison war James glücklich entkommen. Von jetzt ab verfolgte ihn aber sein Gewissen. Er wollte den Raub aufgeben und suchte eine andere, ehrenwerthere Beschäftigung. Sie fand sich bald. Die Schotten standen für Karl's I. Sohn auf, sie proclamirten ihn als König Karl II. und rückten mit großem Heereszuge in England ein. Unter den Freiwilligen, welche dem royalistischen Heere zuströmten, befand sich auch James. In einem ehrenvollen Kampfe wollte er die Schande, die seinen Namen befleckte, abwaschen. Er kämpfte mit in der Schlacht von Worcester, welche die Hoffnungen der Royalisten blutig vernichtete.

James Hind entkam durch die Flucht, aber er hatte nicht das Glück seines königlichen Herrn. Statt der Eiche von Woodstock fand er zwar in London im Hause des Barbier Dingie ein sicheres Asyl, aber ein Jugendfreund, dem er sich vertraute, verrieth ihn.

Man mußte den gefürchteten James Hind schon für

so wichtig und der Kategorie eines gewöhnlichen Räubers entwachsen halten, daß man ihn vor den Sprecher des Hauses der Gemeinen führte, um ihn nicht als Straßenräuber, sondern als Hochverräther zu inquiriren. Unter großer militärischer Escorte ward er darauf nach Newgate geführt und in Ketten gelegt.

Wer seine Verurtheilung machte noch viel Verlegenheit. Vor die Schranken von Old-Bailey gestellt, konnte man ihm nur Thaten beweisen, welche die Todesstrafe nicht nach sich ziehen. Um deshalb stellte man ihn vor die Assisen von Reading in Berkshire wegen des Mordes an jenem Diener, Namens Georges Sympson. Indessen war inzwischen eine allgemeine Amnestie ergangen, welche die Strafe für alle Verbrechen, mit Ausnahme des Hochverraths, aufhob. James schöpfte wieder einige Hoffnung, doch vergebens.

Man konnte dem offenkundigen Straßenräuber nicht anders ans Leben gehen, als indem man die Klage auf Hochverrath abermals vornahm. Er hatte für seine politischen Gesinnungen die Genugthuung, daß er am 3. Sept. 1652 als Hochverräther zum Tode verurtheilt ward. In diesem Sinne war es ihm vergönnt, noch in seinen letzten Augenblicken eine Art heroischer Rolle zu spielen.

Am 24. Sept. ward er auf einer Schleife zur Richtstatt gezogen. Hier erklärte er, daß er der Mehrzahl seiner Verbrechen sich mit Vergnügen erinnere, denn sie wären gegen Republikaner verübt worden, deren Grundsätze und Thaten er auf gleiche Weise verabscheue. Er schloß seine Rede mit der Versicherung: daß nur etwas seine letzte Stunde verkümmere, nämlich, daß er den Tag nicht mehr erlebe, wo sein königlicher Herr auf den Thron seiner Väter zurückkehre, und daß nicht lieber die ganze

Schar niederträchtiger Rebellen am Stricke hinge, welche den Galgen weit mehr verdient habe, als er.

James Hind ſtarb, 36 Jahre alt. Nachdem er am Strange geendet, ward ſein Leichnam geviertheilt und ſein Kopf auf ein Gitter der Brücke über der Severn geſteckt. Die Glieder ſeines Körpers wurden über die verſchiedenen Stadtthore von Worceſter, wo die Hinrichtung erfolgte, gehängt. Hier blieben ſie bis zur völligen Verwitterung; den Kopf beerdigte man ſchon in der Mitte der nächſtfolgenden Nacht.

Die Mörder als Reisegesellschaft.

1809.

Die französischen Heere hatten auf ihren Eroberungszügen auch anderer Eroberungen sich zu rühmen, die außer dem Gebiet der Politik liegen. Ein Civilbeamter des Kaiserheeres, ein commissaire ordonnateur, hatte in Preußen das Herz eines jungen Frauenzimmers gewonnen. Dorothea Blankenfeld, zu Preußisch-Friedland geboren, von bürgerlichen Aeltern, war ein außerordentlich schönes Mädchen, aber von ebenso sanftem, gutmüthigem Charakter und unbescholtenen Sitten. Beider Neigung war ernsthaft und eine Verbindung fürs Leben war zwischen ihnen besprochen. Nachdem alle Hindernisse beseitigt waren und der Geliebte, infolge der wechselnden Kriegsereignisse, im Jahre 1809 in Wien eine einstweilige Stellung gefunden, schrieb er nach Danzig, daß Dorothea zu ihm kommen möge, sie wollten in der Kaiserstadt ihre Verbindung feiern. Die junge Braut, sie war kaum 24 Jahre alt, trennte sich von den Ihrigen und reiste von Danzig im November des Jahres allein, aber voll Vertrauen ihrer Bestimmung entgegen.

Sie erscheint nicht mittellos, denn sie führte, wohlver-

wahrt, eine für ihre Verhältnisse nicht unbedeutende Summe, als Mitgift bei sich; möglich, daß auch dieser Umstand dazu beigetragen, der Neigung des französischen Commissärs eine so ernste Richtung zu geben. Sie gelangte ohne Gefährdung bis Dresden, wo sie, vom dortigen Secretär des französischen Commissär, Herrn Gentil, mit französischer Artigkeit als künftige Gattin eines Collegen empfangen, im Hôtel de Bavière einlogirt wurde. Derselbe bemühte sich, ihr eine schickliche und bei dem Kriegszustande eine möglichst sichere Gelegenheit zum Weiterreisen nach Wien zu verschaffen.

Diese Gelegenheit fand sich bald. Bei Herrn Gentil meldeten sich, empfohlen vom französischen Platzcommandanten zu Dresden, zwei französische Armeepostillone, der eine ein Italiener, Antonini, der andere ein Deutscher, Namens Schulz, welche einen Reisepaß nach der Armee verlangten. Der Secretär theilte diese Nachricht Dorotheen als eine sehr erfreuliche mit, da sie mit den beiden Militärpersonen nicht allein auf die sicherste, sondern auch auf die wohlfeilste Weise zu ihrem Ziele gelange. Sie nahm dankbar das Erbieten an, ihr Name ward vom Secretär in die feuille de route mit eingetragen und nach einem viertägigen Aufenthalte in Dresden reiste die Braut und beide Postillone mit requirirtem Vorspann ab.

Dorothea Blankenfeld hat Wien nicht erreicht, ihr Bräutigam hat sie nicht wiedergesehen und mit der Abfahrt aus dem Thore von Dresden müßten auch wir von der kaum gemachten Bekanntschaft Abschied nehmen, wenn nicht noch einzelne Züge, die von dem unbefangenen und liebenswürdigen Gemüthe dieses unglücklichen Opfers sprechen, aus den Berichten ihrer Mörder über ihre letzten Tage zum Vorschein kämen. Mit harmloser Heiterkeit, nur beunruhigt von Dem, was man ihr von den Gräueln

des Krieges vorerzählte; reiste sie mit frohpochendem Herzen ihrem Glück entgegen.

Abends um 4 Uhr, am 26. Nov., hielten vor dem Posthause von Meitingen, zwei Stunden vor Augsburg, zwei französische Armeepostillone in Gesellschaft eines jungen, schönen Frauenzimmers, an. Mit Vorspann angelangt, konnten oder wollten sie nicht weiter in die Novembernacht fahren und wurden im Posthause selbst einquartirt. Sie erhielten im obern Stockwerk zwei aneinander stoßende Zimmer, das eine für das Frauenzimmer, das andere für die beiden Postillone, von denen der eine, wie sich bald ergab, ein verkleidetes Weib, die Frau des andern Postillons, Namens Antonini, war. Auch fand sich ein Knabe von etwa 15 Jahren bald nach ihrer Ankunft zu der Gesellschaft, der anscheinend als Pferdejunge ihnen diente, sich aber bis auf den andern Morgen nicht weiter im Hause sehen ließ.

An verkleidete Frauen war man bei den französischen Transportzügen gewöhnt. Die Sache fiel nicht auf. Zwar hörte in der Nacht zwischen 3 und 4 Uhr der Postexpeditor und auch ein Postknecht ein durchdringendes Jammergeschrei; Jener sprang auf und horchte an seiner Thür. Da es aber still darauf blieb, legte er sich wieder schlafen. Bald darauf kam der Knabe heulend die Treppe herabgestürzt und hielt sich die Hand vors Gesicht. Er klagte den Postknechten, daß ihn sein Herr geschlagen habe. Dieser kam selbst, etwa um 6 Uhr, mit einem brennenden Licht, herab und foderte, man solle oben stark einheizen, weil es kalt sei. Seine Hand war roth, der Postknecht meinte, er werde wol dem Jungen die Nase blutig geschlagen haben. Obwol die Einquartierten schon Morgens um 5 Uhr aufbrechen wollten, verzögerte sich ihre Abfahrt doch bis 9 Uhr. Da bemerkte der Postexpeditor, der am

Fenster ihrem Einpacken zusah, daß der Herr und der Knabe ein seltsam gestaltetes Bündel schleppten. „Sieht es doch aus", meinte er, „als trügen sie in dem Pack einen todten Hund oder den Leichnam eines Menschen."

Auch da noch fühlte man sich nicht zum Verdacht angeregt. Aber als jetzt der Posterpeditors Sohn bemerkte, daß nur der eine Postillon, der Knabe und das gestern als Mann verkleidete Weib und zwar heute, sonderbarerweise, in Frauenkleidung eingestiegen sei, aber nicht das schöne Frauenzimmer, bemächtigte sich der Anwesenden Bestürzung. Während der Wagen schon fortrollte, eilten sie in die verlassenen Zimmer hinauf und was sich hier auf dem ersten Blick dem Auge zeigte, sprach deutlich für einen begangenen Mord. Blutflecken am Fußboden, Blutflecken an der Wand des Bettes, in welchem das schöne Frauenzimmer gelegen, und das Bett selbst, als sie es aufschlugen, in Blut eingetaucht und in der Unordnung, welche durch einen vorangegangenen, gewaltsamen Mord verursacht wird. Augenblicklich macht man dem Patrimonialgerichte Anzeige, es werden berittene Gerichtsdiener dem Wagen, der höchstens 400 Schritte voraus sein konnte, nachgeschickt. Dennoch sind die Fliehenden so schnell gefahren, daß sie erst im Augenblick angehalten werden, als sie in Augsburg einfahren wollen. Unterm Gözzinger Thor werden sie verhaftet und der Wagen wird durchsucht. Mit einem blauen Mantel ist das verdächtige Pack umwickelt und jetzt hinten aufgepackt. Bei seiner Oeffnung findet sich der mit Wunden bedeckte Leichnam eines Frauenzimmers.

Die drei Verhafteten leugneten weder unterm Thor, noch später vor Gericht, daß dies der Leichnam eines jungen Mädchens sei, die mit ihnen von Dresden bis Meitingen gereist und deren Name Dorothea Blankenfeld

war. Auch bekannte der Knabe sogleich, beim Anblick des blutigen Körpers, daß sie von ihm und dem Armeepostillon Antonini, der sein Schwager wäre, erschlagen worden. Dieser aber, sowol als seine Frau, leugneten jede Theilnahme und ihre übereinstimmende Aussage ging dahin: der Knabe, ein tückischer Bube, habe gegen das arme Frauenzimmer einen großen Haß gehabt und allein aus Haß habe er sie ermordet. Ein solcher Bösewicht sei er, so jung er wäre, daß er schon einmal seinen eigenen Vater erschlagen und einmal seine Schwester, Antonini's Frau, erstechen wollen. Um deshalb hätten sie ihn aus Berlin, wo er her sei und aus des Vaters Hause fortgenommen, um ihn auf bessere Wege zu bringen. Blos um ihn zu schonen, da er noch so jung wäre, hätten sie die That zu verheimlichen gesucht.

Bei der Leichenschau fand man neun Wunden allein am Kopfe, die, dem Anschein nach, mit einem stumpfen Werkzeuge geschlagen worden. Das Schlüsselbein von der rechten Achsel war zerbrochen und die Hirnschale hatte einen großen Sprung. Nach dem ärztlichen Gutachten waren die Wunden in ihrer Totalität von der Wirkung, daß sie den unvermeidlichen Tod herbeiführen müssen, jedoch glaubte der Arzt, daß die grausam Gemarterte nicht sogleich an den Wunden gestorben, sondern ihr Tod durch eine fortgesetzte, gewaltsame Behandlung unter diesen Umständen noch beschleunigt worden sei.

Bei der wider sie eröffneten Criminalunterſuchung blieben der Mann und das Weib bei hartnäckigem Leugnen und schoben wiederholentlich Beide alle Schuld auf den Knaben. Erst nach neunzehn weitläufigen Verhören ward Thereſe Antonini, geborene Marschall, durch die Confrontation mit ihrem reuemüthigen Bruder zum Geständniß gebracht. Weit später erst auf dieselbe Weise der hals-

karrige und verschmitzte Ehemann, der aus einer Lüge sich in die andere stürzte, und selbst in seinen Scheinbekenntnissen noch die Richter zu hintergehen suchte. Die volle Wahrheit ist nur in Bezug auf sein letztes Verbrechen zutage gekommen, und wo seine eigene Aussage durch vernommene Zeugen controlirt werden konnte; über seine frühern Lebensverhältnisse hat sich, der Lage der Umstände zufolge, wenig mehr ermitteln lassen, als was er selbst davon mitzutheilen sich genüßigt fand, und es ist der Vermuthung freier Spielraum gegeben, daß die Nemesis, welche ihn für das eine in Deutschland verübte Verbrechen ereilte, zugleich an einem ruchlosen Böswicht für viele in andern fernen Ländern begangene Missethaten das Rächeramt übte.

Joseph Antonini war, wie schon sein Name andeutet, ein Italiener. Er will aus Messina in Sicilien sein, wo seine Aeltern Tuchmacher gewesen wären. Er selbst wäre Perückenmacher gewesen. Seine erste Lebensgeschichte klingt romanhaft. Elf oder zwölf Jahre alt habe er eine Seereise nach Neapel gemacht, um dort dem Feste der heiligen Grotte beizuwohnen. Aber unterwegs habe ein algierischer Corsar das Schiff genommen und alle Personen darauf nach Alexandrien gebracht, um sie als Sklaven zu verkaufen. Glücklicherweise hätte indessen ein französisches Kriegsschiff den Piraten noch beim Eintritt in die Rhede von Alexandrien genommen und ihn wie die andern befreit. Dann sei er in Griechenland ausgeschifft worden.

Was sein weiteres Leben betrifft, so waren nur bruchstückartige Bekenntnisse von ihm herauszubringen, die indeß zeigen, wie bunt, regellos und zerrissen dieses Leben war, das eines italienischen Vagabunden, der sich im Troß der Napoleonischen Heere herumgetrieben hatte! Wir finden

ihn als Tambour bei dem französischen Bataillon der Corsen, als Lohnlakaien, Marketender und zuletzt als französischen Armeepostillon.

Der Sicilianer, der die Schule der Roheit und des Lasters in Italien, Frankreich und Griechenland durchgemacht, mußte zwei mal nach Berlin kommen, um beide mal dort sogleich als verdächtig verhaftet zu werden. Das erste mal geschah es 1806 oder 1807 auf Befehl der französischen Behörde wegen dringenden Diebstahlverdachts. Er ward nach Mainz abgeführt. Aber schon im October 1809 ist er wieder in der preußischen Hauptstadt, mit seiner Frau, einer geborenen Berlinerin. Da entdeckt die Polizei, daß beide schon verdächtige Menschen Sachen in ihrem Besitze haben, über deren rechtmäßigen Erwerb sie sich nicht ausweisen können. Beide wurden verhaftet, mußten aber, aus Mangel an Beweisen wider sie, schon nach acht Tagen entlassen werden; leider! denn wenige Wochen nach ihrer Freilassung benutzten sie dieselbe zu dem gräßlichen Mordplan, der allein unter ihren Verbrechen zur Kenntniß der Gerichte gekommen ist.

Dem untersuchenden Gerichte in Augsburg war kein Zweifel darüber, daß es mit einem verstockten Böswichte zu thun hatte, der hier nicht zum ersten mal wegen schwerer Verbrechen in Haft und Untersuchung war Beim Mangel an Nachweisungen, die deshalb zu erfodern gewesen wären, bestärkten folgende Thatsachen diese Vermuthung: Wenn er und sein Weib in Streit geriethen, schalt sie ihn: Dieb und Mordbrenner! Der reizbare Sicilianer nahm es ruhig hin. — Seinen Mitgefangenen bekannte er, schon einmal 300 Louisdor und brillantene Ringe entwendet zu haben. In Erfurt sei er aus dem Gefängniß gebrochen und habe auch andere Mitgefangene befreit. Sein ganzes Benehmen während der Gefangen-

schaft und in den Verhören zeigte von grenzenloser Tücke, sittlicher Verwilderung und äußerster Verschmitztheit. Bald betrug er sich unbändig und kehrte seine Verworfenheit von der rohesten Seite heraus, bald zeigte er sich kriechendgeschmeidig, um seine Zwecke zu erreichen. Er wandte Gewalt und Bestechung an, um aus dem Kerker herauszuschleichen, nur um sich einige Kenntniß zu verschaffen, wie es mit der Untersuchung stehe. Er stiftete, wie der erfahrenste Zuchthausbewohner, Complotte an, wußte seiner Frau Briefe zu schreiben, worin er sie zum Leugnen aufforderte und instruirte, und machte endlich Versuche, sich selbst zu entleiben. — Es kam indessen nicht auf Ermittelung dieser frühern, zum Theil im Auslande, zum Theil während des Krieges begangenen Verbrechen an, um das Schwert der Gerechtigkeit gegen ihn zu erheben.

In Berlin hatte er eine seiner würdige Gattin gefunden. Therese Marschall war die Tochter eines armen Fabrikarbeiters daselbst, Namens Johann Christian Marschall, der aber im Ruf eines sehr rechtschaffenen Mannes stand. Therese war, nach der Schilderung ihrer eigenen Aeltern, von Jugend auf ein wildes, halsstarriges, bösartiges und liederliches Geschöpf. Nichts vermochte, weder Ermahnungen, Züchtigungen, noch Einsperren, ihren starren Willen zu brechen, noch ihre Sitten zu bessern. Sie war gegen ihre Herrschaften ebenso aufsässig, als gegen ihre Aeltern. Im Jahre 1806 hatte sie Antonini in Berlin kennen gelernt und bald darauf in Küstrin geheirathet. Was sie von da bis 1809 getrieben und wo sie sich aufgehalten, ist, trotz der Bemühungen des untersuchenden Richters, in völligem Dunkel geblieben. Im October dieses Jahres kamen beide Ehegatten, angeblich um ihre Aeltern zu besuchen, nach Berlin, und nur der Umstand, daß sie, wegen Verkaufs gestohlener Sachen,

verhaftet wurden, läßt auf ihre vorangehende Beschäftigung schließen.

Sie fanden ihre Rechnung nicht in Berlin. Antonini wollte mit seinem Weibe nach seiner Heimat Sicilien zurückkehren. Dagegen hatten die Aeltern nichts einzuwenden, waren vielmehr froh, solche Kinder auf diese Art los zu werden. Aber der alte Marschall hatte noch einen jüngern Sohn, Karl, von 14 Jahren, in Meseritz geboren, während der Vater daselbst als Postwagenmeister stand, ein Knabe nach allen Zeugnissen von gutmüthigem und dem allerfolgsamsten Charakter, der sich stets zu Allem bereitwillig zeigte, was ihm aufgetragen wurde. Diesem machten Schwester und Schwager den Vorschlag, sie nach Italien zu begleiten; er solle unterwegs das Pferd besorgen. Sie stellten ihm die Reise so lockend vor, daß die Lust des Jungen über alle Gegenvorstellungen siegte, welche der Vater ihm machte; und Karl ward wider der Aeltern Willen und, wie der alte Marschall sich ausdrückte, fast mit Gewalt von den Beiden mitgenommen. Als der Vater von dem Verbrechen durch die Gerichte erfuhr, richtete er ein wehmüthiges Schreiben an das Stadtgericht von Augsburg, worin er bat, dem armen verführten Knaben doch das Leben zu schenken. Der Tochter erwähnte der Vater mit keiner Silbe.

Antonini und seine Frau besaßen, als sie aus Berlin fortgingen, nur ein Paar Thaler. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie die große Reise von Brandenburg nach Sicilien, wenn es wirklich Antonini's Wille war, dahin zu gehen, mit der Absicht unternahmen, unterwegs die Gelegenheit auszubeuten. Ob der ehemalige Armeepostillon zum Vorspannpaß berechtigt war, oder ob er ihn erschlichen hat, constirt nicht und ist hier gleichgültig. Aber zu der großen Reise bedurfte er noch anderer Mittel, und es wäre mehr

als unwahrscheinlich, daß er sich noch die Last der Unterhaltung eines Knaben, der ihm durch seine Dienste wenig nutzen konnte, auferlegt haben sollte, wenn er nicht andere stille Zwecke damit verband. Der schlaue Verbrecher wollte Jemand mit sich führen, auf den er im Fall der Entdeckung seine Verbrechen wälzen konnte. Der unerfahrene dienstwillige Knabe ließ sich zu Allem gebrauchen; der verschmitzte Sicilianer konnte ihn, wenn es Noth that, zum Blitzableiter und Sündenbock machen. Vielleicht, und wir mögen sagen, wahrscheinlich, war es anfangs nur auf kleine Diebstähle in den Quartieren und unterwegs abgesehen. Diese konnte man auf leichte Weise in die Taschen und das Gepäck des Knaben prakticiren; kam es heraus, so wurde er von dem Ehepaare desavouirt und schlimmsten Falles zurückgelassen. Daß dieser teuflische Plan aber schon vor der Mordthat zwischen der unnatürlichen Schwester und ihrem Gatten fest verabredet gewesen ist, beweist ihre übereinstimmende Aussage sogleich nach der Entdeckung, und daß sie bei derselben noch während der Verhöre beharrten. In der kurzen Zwischenzeit, vom Morde bis zur Verhaftung, und in Gegenwart des Knaben, der mit ihnen im Wagen saß, konnten sie diesen Plan nicht mit dieser Bestimmtheit entworfen haben. Es ist ein neues, in dieser Art vielleicht einziges Verbrechen, ausgegangen aus der tiefsten moralischen Verderbtheit. Zwei Gatten reisen auf Verbrechen aus und ehe sie es begehen, ehe sie noch vielleicht eine bestimmte That im Auge haben, erwählen und präpariren sie sich einen Dritten, auf dessen Schultern sie die zu begehende Sünde wälzen und ihn, statt ihrer verderben können, und dieser Dritte ist ein harmloser Knabe, der leibliche Bruder der weiblichen Verbrecherin. Vor dem Gesetze hat dies ihr ohnehin schweres Verbrechen kaum vergrößert, wenigstens nicht in Absicht der

Etuafe; vor dem moralischen Richterstuhle aber wächst es zu einer unnatürlichen Größe.

Wie die Verbrecher bis Dresden kamen, bleibt uns unbekannt. Hier wurde ihnen ihr Opfer durch die Behörden selbst zugeführt. Daß das junge Mädchen wol ein Gegenstand, werth einer kühnen That, sei, verriethen den erfahrenen Verbrechern für sie genügende Anzeichen: ihre feine modische Kleidung, ihre nicht gemeinen Bekanntschaften in Dresden, ihr schwerer Koffer, aus dem während der Reise schöne Kleider und feine Wäsche zum Vorschein kamen. Daß Dorothea Blankenfeld auch ihre Mitgift, gegen 2000 Thaler in Golde, in ihr Corset genäht, auf dem Leibe trug, erfuhren die Bösewichter freilich erst später.

Mit großem Vorbedacht wurde die Reise unternommen. Der Militärpaß lautete auf Sieur Antoine, Sieur Schulz und Demoiselle Blankenfeld. Statt dieses Sieur Schulz, unter dem der Knabe Karl versteckt sein mochte, wurde Thereſe Antonini eingeschwärzt, die Mannskleider anlegte. Karl schlich sich als Bedienter der Reisegesellschaft mit durch. Ob diese Verkleidung schon mit der Absicht vorgenommen wurde, wenn man die Blankenfeld beiseite geschafft, Thereſe Antonini dafür zu substituiren und dann den Bedienten Karl wieder zum Postillon Schulz zu erheben, ist nur zu vermuthen.

Schon auf den nächsten Stationen hinter Dresden machte Antonini sein Weib mit dem Plane, die Blankenfeld zu berauben, und da es sich nicht gut, ohne sie umzubringen, thun lasse, auch damit bekannt. Thereſe hatte nicht das Geringste dagegen einzuwenden. Sie fand den Plan gut und zweckmäßig. Desgleichen theilten sie den nun gefaßten Vorsatz dem Knaben mit. Ohne sich weiter auf Gründe und Ueberredungskünste oder Versprechungen

einzulaſſen, erklärten ſie ihm: „Die Blankenfeld ſolle und müſſe umgebracht werden“, und Karl fand ebenſo wenig etwas dagegen einzuwenden. Gehorſam und willig, erklärte er ſich vielmehr zu jedem Dienſte bereit.

Alles war feſtgeſetzt, im voraus beſtimmt und berechnet. Die ſchöne, harmloſe, freundliche Reiſegefährtin, die glückliche Braut ſollte ohne Erbarmen umgebracht werden. Keine Spur von aufſteigenden Gewiſſenszweifeln, von Reue, Mitleid. Wenn ſie ihr in den Wagen halfen, ſahen und fühlten ſie nur die künftige Leiche, deren Beſeitigung allein ihre Gedanken beſchäftigte. So war nur das „Wo?“ „Wie?“ und „Wann?“ noch unbeſtimmt. Sie warteten auf eine günſtige Gelegenheit. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ging dahin, Todesarten zu erfinden, die keine Spuren hinterließen, und den rechten Augenblick und rechten Ort zu erſpähen, wo die That in möglichſter Verborgenheit geſchehen könnte. Jeder ſuchte den Andern an Eifer, Thätigkeit und Scharfſinn zu überbieten. Es war die vollkommenſte Einigkeit unter der ruchloſen Geſellſchaft wie zu einem großen, edeln Zwecke.

Aber lange Zeit ſchwebte ein freundlicher Engel über dem Schickſal des armen Mädchens, die von dieſer Gefahr auch nicht die geringſte Ahnung hatte und ſich noch immer über den gefundenen Schutz unter ſo wackerer Geſellſchaft gegen die Gefahren der Reiſe glücklich pries. Die ganze Reiſe war nur ein fortgeſetzter, auf die mannichfaltigſte Weiſe veranſtalteter, aber immer vereitelter Mordverſuch. Keine Nacht legte ſie ſich nieder, wo nicht ein Meſſer, eine Art an einem Haare über ihrem Haupte ſchwebte. Nicht das Lächeln der Unſchuld, ein Aufruf im Traume hielt den Mörderarm zurück. Gegen Eindrücke der Art waren die Nerven dieſer Cannibalen vollkommen geſtählt. Es war irgend ein Etwas, was nicht zu ihrem Plane

paßte, was die Weiterreise erschweren, die Entdeckung herbeiführen konnte.

Man sollte auf den ersten Blick meinen, die Mordthat hätte sich am leichtesten und ungesehen in einem der vielen Wälder, die sie zu passiren hatten, auf den öden Straßen, im grauen Novemberwetter vollbringen und dann verbergen lassen. Der Todesschrei verhallt, ein lebloser Körper ist leicht wegzuschaffen; unter den Spuren des Krieges verschwindet auch leicht die einer einzelnen Mordthat. Die Nachforschungen der Behörden sind in solchen Kriegszuständen von selbst gehemmt. Aber vermuthlich hinderte sie die Gegenwart des Fuhrmanns, der freilich von Station zu Station wechselt, aber nicht so leicht zu entfernen oder blind zu machen ist. Um deshalb wurde immer das Nachtquartier zur Ausführung gewählt.

Im Erzgebirge hatte sich keine Gelegenheit gefunden. In der Stadt Hof verfiel Antonini auf den Gedanken, die Blankenfeld wenn sie schliefe, durch Kohlendampf zu ersticken. Therese fand zuerst den Gedanken gut; nachher fand sie das Mittel unsicher und wegen dieser und jener Rücksicht bedenklich. Der Versuch unterblieb. In Hof wurde Dorotheen noch das Leben geschenkt.

Das romantisch in einer Schlucht des Fichtelgebirges gelegene Berneck, wahrscheinlich das nächstfolgende Nachtquartier, schien zur That besonders lockend. Am Fuße eines mit Wald bedeckten Berges liegt das Wirthshaus abgelegen und einsam. Man konnte den Leichnam noch in der Nacht auf den Berg hinauftragen und dort verscharren oder verstecken. Unglücklicherweise für die Mörder war aber heute Therese nicht als Postillon, sondern als Frauenzimmer eingetroffen; die Wirthsleute hatten also zwei Frauenzimmer gesehen und Theresens Scharfblick

erkannte, daß, wenn morgen nur eine abreise, das Verdacht erregen müsse.

In Baireuth, am folgenden Abende, kam Antonini auf seinen Vorschlag von Hof zurück, die Blankenfeld zu ersticken. Er wollte in den Ofen Löcher stoßen und dann mit nassem Stroh heizen. Aber Therese schüttelte den Kopf. Der Dampf von brennendem Stroh erstickte nicht sogleich. Der Schlafende könnte von dem unangenehmen Rauch husten, erweckt werden, dann aus dem Bette springen und das Fenster öffnen. Es wäre dann wieder nichts und vielleicht noch schlimmer; denn Dorothea konnte ja Argwohn schöpfen. Nun wollte man sie todtschlagen. Karl sollte sich nach einer tüchtigen Keule umsehen und Wasser zum Aufwaschen des Blutes im Voraus herbeischaffen. Auch dieser Plan scheiterte an äußern, nicht zu beseitigenden Hindernissen.

Die Bösewichter waren zur Ueberzeugung gekommen, daß die Ausführung denn doch nicht so leicht sei, als sie sich vorgestellt. Geschehen sollte und mußte es, wenn es sich der Mühe lohnte; aber sie wollten auch darin als sichere Leute zu Werke gehen und nicht um einen Bettel ihr Leben wagen. Sie wollten vorher eine Untersuchung darüber anstellen, ob es sich lohne? Im nächsten Nachtquartier (zwischen Baireuth und Nürnberg) hatte sich die Blankenfeld Glühwein machen lassen. Antonini goß unbemerkt etwas Opium hinein. Als sie zu Bett gegangen und in tiefem Schlaf versunken lag, zog man ihr den Schlüssel zu ihrem Koffer, den sie immer unter dem Kopfkissen verwahrte, geschickt hervor und durchsuchte den Koffer. Geld fanden sie zwar nicht, aber die feinste Wäsche, schöne Manns- und Frauenkleider und einige Pretiosen. Antonini erklärte darauf mit entschiedener Miene: „Allerdings verlohnt es sich der Mühe, sie umzubringen.“ Hierauf

packte und schloß man Alles wieder sorgfältig zu, ohne irgendetwas zu nehmen — da das Ganze ja schon der Gesellschaft gehörte — stellte den Koffer, wie er gestanden und legte den Schlüssel behutsam unter das Kopfkissen zurück. Zum Morde schritt man nicht. Der heutige Termin war nur zur Untersuchung bestimmt, ob es sich der Mühe, zu morden, verlohnte.

In Nürnberg, der nächsten Station, waren die Umstände wieder sehr lockend. Der Leichnam konnte mit einem Wurfe in den Wellen der Pegnitz oder einem der Kanäle versenkt werden. Man war dann aller Sorge los. Leider stand aber eine Schildwacht dem Wirthshause, wo sie einquartirt waren, gerade gegenüber. Der Knabe Karl war, unter so geschicktem und unausgesetztem Unterricht, zu selbstthätigem Wirken herangebildet. Er gehorchte nicht mehr allein, er machte selbst Vorschläge. Da die Blankenfeld denn nun durchaus ermordet werden mußte, fragte er, ob man nicht Glas stoßen und es ihr in die Suppe mischen könne? So könne der Mord ganz in der Stille abgethan werden. Antonini hörte den Rath des gelehrigen Schülers wol gern an, konnte ihn aber nicht billigen. Er wußte, daß Glas nicht tödte, indem er selbst früher mehrmals zum Zeitvertreib Glas mit den Zähnen klein gebissen und verschluckt hatte, ohne böse Wirkung davon zu spüren. Auch in Nürnberg sollte die Blankenfeld noch nicht sterben.

Endlich war Alles wohlgeordnet und vorbereitet in dem Fabrikstädtchen Roth, dem nächsten Nachtquartiere. Therese, die überall umherschlich nach Mitteln und Wegen, fand auf dem Boden eine Hacke mit drei eisernen Spitzen. „Die ist zum Todtschlagen gut.“ Man darf sich wundern, daß so resolute Mörder in jedem Wirthshause zuerst nach dem Instrumente suchen mußten, und sich nicht

längst mit einem solchen, was — um ein schlafendes, schwaches Weib zu erschlagen — doch nicht so schwer aufzutreiben sein konnte, versehen hatten. Karl, der sein Probestück verrichten sollte, mußte die Hacke verstohlen in das Zimmer tragen und hinter dem Ofen verstecken. Die Schwester gab hierauf dem Bruder Unterricht, wie man einen schlafenden Menschen umbringt. Sie machte ihm die Griffe, Schläge, die Stellung des Körpers dabei vor und empfahl ihm ja an, mit dem breiten Ende zuzuschlagen. Man hatte die Blankenfeld abermals durch einen Schlaftrunk in den festesten Schlaf gelullt, und die beiden Schwäger gingen nur noch aus, um in der Nähe einen Versteck für den Leichnam zu ermitteln. Auch der fand sich, und sogar doppelt; Karl hatte im nahen Felde ein passendes Loch entdeckt, Antonini ein Wasser, was tief genug schien, aufgefunden. Aber als sie zurückkehrten, war ihre Arbeit wieder umsonst gewesen. Zur Nacht waren so viele Fuhrleute im Wirthshause eingetroffen, daß es ganz unrathsam wurde, vor so vielen Augen und Ohren an die Ausführung zu gehen.

Noch übernachteten sie in zwei folgenden Stationen, wahrscheinlich zu Weißenburg und Donauwörth, ohne daß die Gelegenheit günstiger wurde. Dafür drängte die Zeit immer mehr zu rascher Ausführung; denn schon in Augsburg mußten sich die Postillone von der Blankenfeld trennen. Also war die letzte Station davor auch der letzte Ort, wo es geschehen oder ganz unterbleiben mußte. Noch, als warte er auf einen äußern Wink, der ihn zu der durch den Aufschub immer gefährlichern That dränge, wollte er sich zum zweiten mal überzeugen, ob sie es denn werth sei, so viel aufs Spiel zu setzen? Kleider und Pretiosen haben nur relativen Werth, sie konnten durch die Umstände für sie, die Flüchtigen, allen Werth ver-

lieren. Er wollte erfahren, ob sie Geld, baares Geld, bei sich führe, das unter allen Umständen Werth behält. Er gebrauchte eine List, die nur zu glücklich anschlug. Auf der vorletzten Station brachte er schreckliche Nachrichten aus der Wirthsstube herauf. Der tiroler Aufstand war in voller Blüte, und sie näherten sich den insurgirten Distrikten. Er erzählte, wie die grimmigen tiroler Bauern und Wildschützen weit über ihre Berge hinausstreiften; schon schwärmten sie in Schwaben und Baiern, da würde geraubt, gemetzelt und gebrannt und nichts sei ihnen heilig, wenn es nur Geld gäbe. Seine Bilder von der Grausamkeit der Tiroler ängstigten die Phantasie des arglosen, und wie es scheint mit den Weltverhältnissen wenig vertrauten Mädchens dermaßen, daß sie von Schrecken überwältigt alle Besonnenheit verlor, und auf ihre Brust deutend rief: „Ach Gott, ich will ihnen ja alles dies gern geben, wenn sie mir nur das Leben lassen!" — Sie hatte sich selbst ihr Todesurtheil gesprochen. Nunmehr mit dem festen Vorsatze, auf jede Gefahr den Mord, der so reiche Beute versprach, zu begehen, kamen die Bösewichter auf der letzten Station in dem Orte Meitingen an.

Es war vom Anbeginne beschlossen, Karl solle den Mordstreich führen. So erfahrene Verbrecher als Antonini und sein Weib konnten zwar nicht dem Gedanken Raum geben, daß sie um deshalb, wenn es herauskäme, von aller Strafe verschont blieben, aber sie rechneten darauf, daß die schwerste Strafe ihn treffen müsse, die doch, seiner Jugend wegen, ihm nicht an Hals und Kragen gehen dürfe. Zugleich verwickelten sie ihn so tief in das Verbrechen, daß auch bei der Schwäche seines Charakters kein Ausplaudern von seiner Seite zu besorgen war. Vor dieser entscheidenden Nacht wurden daher alle Ueber-

redungskünste angewandt, sein Gemüth zu verhärten und ihn zur Ausdauer stark zu machen. Es war unnöthige Mühe. Das erscheint moralisch als das Scheußlichste bei diesem Verbrechen, wie ruchlose Bösewichter das ursprünglich gute Gemüth eines Knaben dermaßen in kurzer Zeit zu fesseln und sich unterthänig zu machen wußten, daß auch nicht der leiseste Zweifel in ihm aufstieg, daß er etwas Unrechtes thue. Im Gegentheil scheint er von Unruhe oder Lust entbrannt gewesen zu sein, wie, um etwas zu thun, wodurch er seine Männlichkeit, seinen Muth und Geschicklichkeit den Verwandten beweise. An Entdeckung und Strafe dachte er so wenig als ihn ein mitleidiges Gefühl für das arme Mädchen beschlich, die ihm auf der ganzen Reise freundlich begegnet war. Eine einzige Bedenklichkeit äußerte er, daß er zur That wol noch von Körper zu schwach sein könne. Aber der Schwager versicherte ihm Beistand, wenn er nur erst angefangen; doch müsse er den ersten Streich thun. Die Schwester versprach ihm, wenn die That gelungen, solle er alle Kleider ihres Mannes zum Lohn erhalten.

Diesmal war das erwählte Mordwerkzeug eine vier Pfund schwere, große Mangrolle, die Karl irgendwo im Hause ausgekundschaftet und im Zimmer der Eheleute versteckt hatte. Darauf schickte man ihn fort, ein Loch in einem Misthaufen zu graben, wo man die Leiche unterbringen könne. Dies gelang nicht. Antonini kaufte heimlich Kerzen, um die ganze Nacht durch Licht zu haben, und schaffte Branntwein an, um die Blankenfeld zu berauschen. Letzteres gelang so wohl (wahrscheinlich wieder durch einen Zusatz von Opium), daß die Unglückliche wirklich im Zustande des schweren Rausches um 8 Uhr sich in ihr Bette legte. Die Thüre zwischen beiden Zimmern blieb offen. Nun wurde von unten warmes Wasser

heraufgeholt, angeblich zu einem Fußbade, in der That, um das Blut aufzuwaschen. Diese Vorsicht war von den Verbrechern an jedem Abende, seit der Entschluß in ihnen reif war, beobachtet worden. Die äußere Thüre wurde versperrt, indem man ein Stück Holz der Schloßklinke unterlegte.

Um Mitternacht berichtete Karl, der sich in das Zimmer der Blankenfeld geschlichen, daß sie zwar fest schliefe, aber die Stellung sei ungünstig zum Morde. Sie liege auf dem Gesichte und der Wand zugekehrt. Zuerst wollte man abwarten, bis sie sich im Schlaf umdrehe. Aber der Sicilianer kam plötzlich auf den Einfall, es sei vielleicht besser, statt ihren Kopf zu zerschmettern, sie durch geschmolzenes Zinn zu tödten. Der Einfall fand im Rathe der Drei Beistimmung; nur schlug Karl vor, das Zinn ihr in die Augen, Antonini war aber dafür, es in die Ohren zu gießen. Man zerschnitt einen zinnernen Löffel und ließ die Stücke in einem blechernen Löffel über dem Lichte schmelzen. Aber ein Tropfen davon fiel auf das Bett. (Welches? Standen sie schon mit ihrem ganzen Schmelzapparat vor dem Bette des Opfers, oder geschah der Proceß im Nebenzimmer, und man wollte mit dem Löffel geschmolzenen Zinnes, wie mit einem Löffel Medicin, in die andere Stube gehen, auf die Gefahr des Verschüttens und Kaltwerdens unterwegs?) Die Leinwand ward von dem Tropfen nicht verzehrt, nur braun. Also gewann man die Ueberzeugung, daß geschmolzenes Zinn zu schnell abkühle, um den Tod bereiten zu können, und mußte diesen Plan wieder aufgeben.

Abermals verschob man, diesmal aber nur um vier Stunden, die Ausführung. Um 4 Uhr Morgens brachte Karl die Nachricht, daß die Blankenfeld jetzt auf dem Rücken liege, den Kopf nach vorwärts gewendet. „Jetzt

ist es höchste Zeit", sprach Antonini, und führete den Knaben, welcher die Mangrolle trug, an das Bett. Er foderte ihn auf, zuzuschlagen. Karl hebt die schwere Keule, aber zum ersten mal zittert er, zaudert und zieht sie ängstlich wieder zurück. Antonini zischelt ihm ein Schimpfwort ins Ohr. Der Knabe hebt das Mordwerkzeug noch einmal, Antonini faßt nun seine beiden Hände und hebt sie in die gehörige Höhe in gerader Richtung über den Kopf. Der Schlag fällt auf die Stirn der Schlafenden. „Jesus, mein Kopf!" ruft sie erwachend und richtet sich im Bette auf. Da packt sie Antonini bei der Brust, das Weib springt hinzu und hält sie an den Füßen fest. Dorothea fängt nun an leise zu wimmern und zu flehen. In gebrochenen Lauten bietet sie ihren Mördern Alles an, was sie hat, sie möchten nur ihr junges Leben schonen. Endlich regt sich im Knaben, aber nur in ihm, das Mitleid. Vor Angst und Entsetzen wirft er die Keule von sich und stürzt nach der Thüre, um zu entfliehen. Aber Antonini's Weib eilt ihm nach, reißt ihn in die Stube zurück, nimmt die Keule auf und bringt sie ihm wieder in die Hand. Er soll das Werk vollbringen.

Karl gehorcht. Diesmal führt er den Schlag allein. Zwar trifft er den Kopf des Mädchens, aber im Niederfallen zugleich die Stirn seines Schwagers. Entsetzt wirft er zum zweiten mal die Keule fort und rennt davon. Antonini läßt im Schmerz von dem empfangenen Schlage das Mädchen los. Diese rafft sich schnell auf, springt aus dem Bette und stürzt nach der äußern Stube der Thüre zu. Da ergreift Antonini selbst die Holzkeule, springt ihr nach, versetzt ihr einen Schlag um den andern auf den Kopf, bis sie zu Boden stürzt, und auch da hat er ihr wahrscheinlich noch einige Streiche gegeben.

Während sie unter ihm röchelte, reißt er ihr die Klei-

der und das verhängnißvolle Corset vom Leibe. Sie ringt noch mit dem Tode, aber schon hat er sie auf die Schultern geladen und will sie auf den Hof tragen, um sie unter einem Misthaufen zu verscharren. Doch die Last ist ihm zu schwer. Auch widerrieth es sein Weib. Beide schleppten die Blankenfeld wieder in ihre Stube. Die Unglückliche hatte aber noch immer nicht geendet. Sie fing wieder an zu röcheln. Das Weib ruft aus: „Wird das Luder uns wieder lebendig!" Da trat Antonini auf den Körper der Sterbenden und trampelte darauf solange umher, bis sie den letzten Seufzer ausstieß. Auch das ist den vorsichtigen Mördern noch nicht genug. Ehe sie den Leichnam in den Sack stecken und eine Bettdecke darum wickeln, schnüren sie ihr auch noch den Hals mit einem Stricke zu. Unterdessen war Thereſe unausgesetzt beschäftigt, das Blut aufzuwischen und die Spuren wegzureiben und zu scheuern, soweit es sich thun ließ. Auch die Mangrolle wurde abgewaschen und das Bette — wenigstens äußerlich — in Ordnung gebracht. Als dies fertig war, legte sie die Mannskleider ab und warf sich in die Kleider, welche die Blankenfeld gestern getragen hatte.

Dies die vollständige Erzählung des Verbrechens, wie sie aus dem Munde des Karl Marschall allmälig, aber freiwillig hervorkam. Sie stimmt in allem Wesentlichen mit den bruchstückartigen Aussagen der beiden andern Verbrecher überein, die erst nach einer langwierigen Untersuchung denselben erpreßt wurden, und in ihr selbst ist nichts enthalten, was ihrer Glaubwürdigkeit widerspräche. Was für den Criminalisten von Fach von Interesse ist, wie das ruchlose Weib und der durchgebildete Verbrecher nach vielfachen Windungen und Krümmungen, nach halsstarrigem Leugnen und mehr oder minder unglücklichen Versuchen, die Schuld von sich abzuwälzen, oder die

Motive zu beschönigen, endlich zum Geständniß gebracht wurden, liegt außer dem Zweck unserer Darstellung. Für diese genügt das Resultat: sie räumten endlich ihre Schuld insoweit ein, daß infolge dieses Bekenntnisses auf den Tod erkannt werden mußte. Für unsere Aufgabe hat der Raubmord, weniger seiner gräßlichen Ausführung, als des mit hartnäckiger Consequenz fortgesetzten Attentates wegen Wichtigkeit. Gegen sechzig Meilen, auf einer der Hauptstraßen unsers Vaterlandes, langsam fahrend, begleiten und verfolgen die Mörder ihr Opfer; an jedem entlegenen Orte, in jeder Nacht krümmen die Raubvögel ihre Krallen und wetzen ihre Schnäbel, um die Taube, die unter ihren Flügeln sicher zu ruhen glaubt, zu zerfleischen, und doch, mitten unter den Wirrnissen einer trüben Zeit, eines durch den Krieg zerstörten Rechtszustandes, mitten auf diesen unsichern Wegen hält sie die Scheu zurück, keine moralische, sondern die vor dem unsichtbaren Gesetze und seinen Folgen. Sie haben die Wehrlose in ihrer vollen Gewalt und doch ist die Furcht mächtiger als ihre unüberwindliche Habgier, und es bedarf neuer Anreizungsmittel für diese Geier, um im letzten vielleicht ungünstigsten Augenblicke die lang aufgeschobene That ins Werk zu setzen.

Für den Psychologen dürfte es von Interesse sein, wie das ruchlose Weib, das zuerst bekannte, zwar ein zu ihrer Bestrafung vollständiges Bekenntniß ablegte, aber in Hartnäckigkeit, ja in Wuth beim Ableugnen von Nebenumständen verharrte. So räumt sie zwar ein, zu ihrem Manne gesagt zu haben: „Du, die wird wieder lebendig", aber nicht: „Das Luder wird wieder lebendig". Noch heftiger bestritt sie die Angabe ihres Bruders, daß sie beim ersten Mordanfall der Blankenfeld die Füße gehalten habe. Ja vor Gericht wollte sie dem Bruder in äußer-

ster Wuth deshalb zu Leibe gehen; vermuthlich im Glauben, daß, wenn sie nur an der Ermordeten nicht selbst Hand angelegt, sie von der härtesten Strafe verschont bleibe. Indessen kommen solcher Verstandesirrungen bei Verbrechern aus dem gemeinen Stande viele ähnliche vor, daß wir sie hier in Kürze übergehen können. Antonini's Eingeständnisse kamen nur bruchstückartig heraus. Die Art, wie er sich vertheidigen oder ausreden zu können glaubte, bekundet zwar den verschmitzten Verbrecher, der in den Lasterschulen der Zuchthäuser seine Studien gemacht, sie erheben sich aber nicht über die gewöhnlichen Ausflüchte gemeiner Leute und sprechen nicht für eine Verstandeskraft, die mit seiner Ruchlosigkeit auf derselben Stufe stände. So will er die Blankenfeld im Irrthume, dann im Zorn erschlagen haben, und er beharrte bis zuletzt darauf, daß er es nur auf Anstiften und Ueberredung des Knaben Karl gethan. Nur ein Umstand hat ein psychologisches Interesse: die Liebkosungen und Schmeichelworte seiner Frau bewogen ihn endlich zu dem vollständigsten Bekenntnisse, welches er abgelegt hat.

Nach den bairischen Gesetzen wurde Joseph Antonini zum Tode durch das Schwert verurtheilt. Aber er entging der Hinrichtung, indem er wenige Tage vorher im Gefängniß starb. Er war etwa 30 Jahre alt. Seine Frau, Therese, zu derselben Strafe verurtheilt, etwas über 26 Jahre alt, bestieg allein das Blutgerüst, frech, ohne Gefühl und ohne Reue, wie sie gelebt. Karl Marschall kam, in Betracht seiner Jugend und seines reuemüthigen und offenen Bekenntnisses, mit 10 Jahren Zuchthaus davon.

Donna Maria Vicenta de Mendieta.

1798.

Der Criminalfall, den wir hier aufnehmen, hatte seiner Zeit in Spanien eine außerordentliche Celebrität erlangt, dergestalt, daß französische Berichterstatter ihn mit dem Morde des Fualdes, hinsichts seiner Wirkung auf das große Publicum, vergleichen. Für die Rechtspflege auf der Halbinsel war er überdies von Wichtigkeit, weil der als ein Muster der Beredtsamkeit gerühmte Vortrag des königlichen Fiscals, welcher das Urtheil des Gerichtshofes in dieser Sache zur Folge hatte, nicht wenig dazu beigetragen haben soll, einer schon begonnenen Reform des spanischen Gerichtswesens den letzten Stempel aufzudrücken. Der schwülstige und blumenreiche Stil, der in der spanischen Poesie und Literatur eine Epoche bildet, hatte sich auch in die Reden der Advocaten eingeschlichen, welche in barocker Weitschweifigkeit von griechischen und lateinischen Citaten wimmelten. Der als Dichter im modernen Spanien gefeierte Melendez Valdez machte sich, indem er vor dem höchsten Tribunale Madrids in dieser Sache als öffentlicher Ankläger zum ersten mal auftrat, nicht allein selbst einen berühmten Namen, sondern die Kraft, das

Feuer, die Naturwahrheit seines Vortrages sollen auf Spaniens Richter und Advocaten dergestalt gewirkt haben daß die unter Campomanes und Monino angeregte Revolution nicht mehr zu hindern war und die Gerichtsvorträge der spanischen Advocaten von da ab an glänzender Beredtsamkeit mit denen der Engländer und Franzosen wetteiferten.

Dies die Gründe, weshalb dieser Criminalfall von den Herausgebern der „Causes célèbres étrangères" (Paris 1827) in ihre Sammlung aufgenommen wurde. Die „schreckenvollen Umstände, welche der That vorangingen, die ungewöhnlichen Ereignisse, welche zur Entdeckung der Urheber führten, der Rang, den diese in der Gesellschaft einnahmen und, zum Lobe Spaniens, der Umstand, daß Verbrechen dieser Art zu den äußersten Seltenheiten in den Criminalannalen jenes Landes gehören", sollen dem Processe in Spanien und Frankreich einen außerordentlichen Ruf verschafft haben. Aus allen Provinzen kamen Leute nach Madrid, um dem Gerichtsverfahren beizuwohnen, und noch heutzutage soll man, wo man ein großes Verbrechen bezeichnen will, die Ermordung des Castillo citiren.

Man braucht nur flüchtig in der Geschichte der Criminalistik bewandert zu sein, um zu sehen, daß dieser spanische Gatten- und Verwandtenmord, was seine Motive, die Verwickelung der Handlung und die Entdeckung anlangt, im Vergleich zu den verwickelten Mordfällen ähnlicher Gattung, welche uns die Annalen der französischen Justiz aufbewahrt haben, keinen besondern Anspruch auf ein spannendes Interesse macht. Auch bedingt ihm in unsern Augen die Rede des Fiscals nicht das Interesse, welches die französischen Sammler ihm beilegen; denn wie überzeugend auch die Gründe für die Strafbarkeit der

Verbrecher darin dargethan ſeien, ſo iſt dies hier von geringer Erheblichkeit, da Jene der That, die ſich ſelbſt das Urtheil ſpricht, vollkommen geſtändig waren. Ebenſo wenig beſticht uns der oratoriſche Schmuck der Rede, welche immerhin gegen ihre Vorgänger einfach und natürlich ſein mag, oder noch zu ſehr an dem an das Gefühl appellirenden Pathos leidet, welches nach deutſchen Anſichten aus den Gerichtsverhandlungen und den Advocatenreden entfernt bleiben muß. Um deshalb verſchonen wir unſere Leſer mit der Ueberſetzung des fiscaliſchen Actenſtückes und begnügen uns, die einfache Geſchichtserzählung aus demſelben zu bilden. Die Aufnahme dieſes an und für ſich minder bedeutenden Falles glauben wir aber dadurch gerechtfertigt, daß er ſeiner Zeit und in ſeinem Lande zu den berühmteſten zählte, daß uns aus dem modernen Spanien der Verbrechen zwar viele, der Beſtrafungen dagegen durch Urtel und Recht wenige vorliegen, und endlich, daß es uns Blicke in die ſittlichen Zuſtände des Landes werfen läßt. Ein erfreulicher wenigſtens iſt der, daß dieſes Verbrechen nur um deswillen ſo viel Aufſehen erregte, weil es ein faſt unerhörtes war.

Francisco del Caſtillo, ein reicher Kaufmann in Madrid, war mit Maria Vicenta de Mendieta verheirathet. Beide waren edler Abkunft, aus dem Stande der Hidalgos; Beide gleich begütert. Außerdem wird Caſtillo's Bildung gerühmt. Um ausgebreitetere Handlungsverbindungen zu ſchließen und den Staatshaushalt fremder Länder kennen zu lernen, unternahm er große Reiſen, unter andern auch nach London, wohin er ſeine Frau mitnahm.

Geachtet in seinem Vaterlande, hochgeschätzt von seinen Freunden wegen seiner Liebenswürdigkeit und seiner edlen Sinnesart, schien Castillo nichts zu seinem irdischen Glück zu fehlen, als die Liebe seiner Gattin. Was diese gleichgültig gegen ihn gestimmt, was vielleicht einem ersten Widerwillen gegen ihn Nahrung gab, wird uns nicht vertraut. Aber gerade so heiß er sie liebte und sich in Aufmerksamkeit gegen Donna Maria erschöpfte, jedem ihrer Wünsche zuvorkommend, so kalt nahm sie diese Beweise der Liebe auf. Nicht, daß sie ihm nur aus Zwang ihre Hand gereicht und vielleicht eine andere Neigung im Busen unterdrücken müssen; vielmehr erscheint sie, nach den wenigen Zügen, die uns über ihren Charakter mitgetheilt werden, als ein leichtfertiges, gefallsüchtiges und galantes Weib und ohne die großartige Leidenschaftlichkeit, um die wir die That, zu der sie sich hinreißen ließ, wenn auch nicht vergeben, doch beim heißen Blute einer glühenden Spanierin milder betrachten könnten.

Auch Don Francisco war kein Spanier, wie wir ihn uns vorstellen, er war kein „Arzt seiner Ehre", War es die europäische Bildung, die er sich angeeignet, oder die außerordentliche Liebe zu seiner Frau, die ihn leichter über Vergehen wegsehen ließ, welche die Eifersucht und das Ehrgefühl des alten Spaniers zu blutigen, ja zu Thaten der raffinirtesten Grausamkeit antrieb? Castillo war lebhaft, heftig, aber leicht wieder zu beschwichtigen. Donna Maria's Aufführung, seit der Rückkehr von London, gab dem gekränkten Ehemann vielfach Anlaß zum Zorn, zu strengem Einschreiten gegen das leichtfertige Weib. Ihre Vertheidiger wollen seine Aufwallungen als Entschuldigungsgründe für ihre That geltend machen; es ist aber nicht dargethan, daß sie das Maß des Zorns überschritten, der einen so beleidigten Gatten überwallen mag. Im Gegen-

theil erscheint auch sie durch erwiesene und eingestandene Thatsachen von einer Heftigkeit und Entschlossenheit, die nicht annehmen läßt, daß Donna Maria der immer leidende Theil in solchen ehelichen Zwisten geblieben sei. Sie hatte geständlich die vollkommenste Freiheit und Herrschaft im Hauswesen: sie konnte Jedermann, der ihr gefiel, empfangen, allein Gesellschaften und öffentliche Vergnügungsorte besuchen, Bälle und Assembléen in ihrem eigenen Hause geben. Ja, so wenig unterdrückt erscheint sie, daß die Zeugen von scandalösen Auftritten berichten, in welchen sie der angreifende Theil war. Bei einem spätern Streite fuhr sie ihm ins Gesicht, das davon drei starke Nägelmale erhielt. Als die Anwesenden sie beschwichtigen wollten, schrie sie auf: man solle sie nur lassen, sie könne schon allein ihren Mann unterkriegen!

Inzwischen war eine anscheinende Versöhnung erfolgt. Der Ehegatte entfernte die anstößigen Verbindungen seiner Frau, Donna Maria schien sich seinen Befehlen zu unterwerfen, und den Gesetzen des öffentlichen Anstandes war Genüge gethan, als das Unglück zu Anfang des Jahres 1796 einen jungen Mann aus Aragonien nach Madrid und in das Haus Castillo's führte. Don Santjago San Juan, ein naher Verwandter Donna Maria's und Francisco's Pathe, kam in die Hauptstadt, um Advocat zu werden. Er schien sanfter Gemüthsart, schüchtern, schweigsam und verrieth keinen besondern Geist. Castillo nahm ihn mit der größten Herzlichkeit und Gastfreundschaft auf und sein Haus wurde gewissermaßen das des jungen Menschen. Er zog ihn täglich an seine Tafel, öffnete ihm seine Börse, unterstützte ihn mit Rath und That und wandte allen seinen eigenen Einfluß auf, um ihm sein Fortkommen zu erleichtern.

Castillo hatte schlecht für sein häusliches Glück gesorgt

und wenig die Sinnesart seiner Gattin erwogen. Sehr bald entspann sich ein Liebesverhältniß zwischen dem jungen Mann und der Hausfrau, welches, unter Spaniens Sonne, nichts weniger als in den Grenzen einer zarten Neigung blieb. Donna Maria war 32 Jahre alt, San Juan erst 24; der frohe Sinn der Erstern und der schüchterne des jungen Menschen aus der Provinz machen die Vermuthung zur Wahrscheinlichkeit, daß die ersten und deutlichen Aufmunterungen von Seiten der ältern Frau ausgingen. Das Verhältniß ward so auffällig, daß der Ehegatte es nicht allein merken mußte, sondern sich auch gedrungen fühlte, des öffentlichen Anstandes wegen Schritte dagegen zu thun. Sie begnügte sich nicht damit, ihren Liebhaber bei sich zu empfangen, sie selbst besuchte ihn verkleidet in seiner Wohnung; sie trug ihm Geld zu, schenkte ihm Wäsche, selbst ein Bett; sie gab ihm einen Hauptschlüssel, um zu jeder Zeit in ihr Haus zu dringen. Die Anklage erwähnt eines scandalösen Balles, von Donna Maria in Castillo's Abwesenheit gegeben, dessen Details das Schamgefühl zu verschweigen gebiete. Um nach dem Balle mit San Juan ganz ungestört zu sein, schloß sie einen Offizier mit einer jungen Angehörigen in einem Cabinet ein. Ja, als Castillo einst unerwartet zurückkam, schob Donna Maria den Geliebten ins heimliche Gemach, und als Jener zu lange blieb, besuchte sie ihn dort, um ihn für das Warten zu trösten. Die Gattenliebe eines heftigen Mannes wie Castillo, eines Spaniers, streift ans Unglaubliche und wirft allerdings auf ihn selbst einen Theil der Schuld zurück, wenn er sich mit einer Anordnung begnügte, welche nur den Anstand vor den Leuten herstellen sollte. Statt den Ehebrecher zu strafen, zu verklagen, aus der Stadt und aus dem Hause zu verweisen, verordnete er, daß San Juan täglich

nur einmal sein Haus und seine Frau besuchen solle, und unterstützte ihn nach wie vor.

Ob nun zwar Donna Maria ihren Buhlen täglich bei sich sah, ihn in völliger Freiheit besuchen konnte und San Juan, da sie die völlige Herrschaft im Hause führte, bei jeder Gelegenheit zu ihr dringen konnte, erschien dem ausgelassenen Weibe dieser Zwang doch noch zu drückend. Es erhellt nicht, daß weder sie noch ihren Liebhaber irgend ein anderer, bestimmter Anlaß zum Morde gegen Castillo antrieb, weder Furcht vor mehrer Beschränkung, noch Haß und Rache. Ja, was nach unserm Sinne diesem Verbrechen den äußersten Stempel der Ruchlosigkeit und Gemeinheit aufdrückt, er wurde nicht in der Absicht beschlossen, damit beide Ehebrecher ihren frevelhaften Bund, nach Wegräumung des Gatten, für die Dauer sicherten. Keine Andeutung findet sich, daß Donna Maria ihren jüngern Vetter heirathen wollte, vielmehr unternahm er die That in Aussicht eines ihm von seiner Buhlerin im voraus bedungenen Geldlohnes, und sie drang darauf, um ihren Lüsten fortan frei leben zu können. Zu erwähnen ist jedoch, obgleich es nicht als Motiv der That erscheint, daß Castillo während des ehelichen Friedens sich von seiner Gattin bewegen lassen, ein Testament, worin er sie zur Erbin einsetzte, zu machen.

Die Untersuchung, wie sie uns, freilich fast nur aus dem fiscalischen Antrage, vorliegt, zeigt nichts von innern Kämpfen, die dem Entschlusse vorangingen, von äußern Ereignissen, die ihn bestimmten. Er ist da, schon lange vor der That dagewesen, und mit kaltblütiger Berechnung wird ans Werk gegangen.

Im Winter 1797 will San Juan eine Geschäftsreise nach Valencia unternehmen. Castillo schießt ihm alles nöthige Geld vor, vielleicht erfreut, den Rivalen dadurch

auf einige Zeit von seiner Gattin zu entfernen. Der junge Mensch nimmt Abschied und tritt anscheinend seine Reise an. In der That aber verläßt er nur seine Wohnung und zieht mit immer verändertem Namen aus einem Hôtel, aus einer Kneipe in die andere. Donna Maria besucht ihn in jeder dieser Wohnungen, um mit ihm das Nähere und die Gelegenheit zu verabreden. Ja man hat sie, so weit ging ihre Frechheit, öfters zusammen auf den Straßen, in dunkeln Alleen, auf öffentlichen Spaziergängen im lebhaftesten Gespräch gesehen. San Juan machte ihr den Vorschlag, er wolle Castillo in ihrer Gegenwart erdrosseln und ihn dann aufhängen, damit es (?) den Anschein gewänne, daß Räuber ihn getödtet. Ein anderes mal rief er aus: Er oder Castillo müsse umkommen, worauf Donna Maria erwiderte: nur ihr Gatte dürfe sterben. Einen einzigen flüchtigen Umstand finden wir erwähnt, der eine Spur von Gewissensangst enthält. Bei einem ihrer Besuche, die sie dem Buhlen abstattete, begegnete Donna Maria in der Straße d'Atocha einem Verbrecher, der zum Galgen geführt wurde. Sie meinte, es wäre doch schrecklich, wenn ihnen das auch bevorstände, und ob man es nicht lieber unterließe? San Juan redete ihr die Idee aus und kaufte sich zwei Pistolen und einen Dolch.

Endlich nach langem Warten, ohne daß auch nur einmal der Entschluß wirklich gewankt hätte, erscheint die günstige Gelegenheit. Don Francesco del Castillo fühlt sich ernstlich krank. Statt durch die Leiden des Gatten gerührt zu werden, stürzt Donna Maria Vicenta de Mendieta an demselben Morgen nach den Versteck ihres Geliebten und theilt ihm die frohe Botschaft mit, daß der Augenblick gekommen. Heute noch, am 9. Dec. soll das Verbrechen ausgeführt werden. Man bestimmt die Stunde auf

halb acht Uhr des Abends. San Juan soll sich maskiren und vor dem Hause umherstreifen; wenn sie eine der Jalousien des Balcons öffne, sei es ein Zeichen, daß er sicher ins Haus treten könne.

Am Mittage desselben Tages entspinnt sich wieder ein kleiner Streit zwischen den Ehegatten. Der Kranke beklagt sich bitter gegen einen Verwandten, Antonio Castillo, der später als Zeuge viel zur Ermittelung der Verbrecher gethan, daß seine Frau so gleichgültig bei seinen Leiden sei. Er drückte den Wunsch aus, daß sie ihm selbst seine Krankenkost bringen möchte. Sie entschließt sich endlich dazu, aber alle ihre Gedanken sind allein damit beschäftigt, wie sie auf geschickte Weise alle Personen entferne, welche der That hinderlich werden könnten. Unter irgend einem Vorwande werden alle männlichen Bedienten fortgeschickt; sie findet auch einen, um Antonio Castillo zu entfernen, der gern beim Kranken den Abend verbringen wollte. Der Kassirer will die fertigen Briefe zur Unterschrift bringen, aber sie will nicht, daß ihr kranker Mann gestört werde. Dieselbe Frau, die sich nie vorher um das Hauswesen bekümmerte, ist heute überall und ordnet Alles an. Ja sie eilt selbst die Treppe hinunter und öffnet, wenn geklopft wird, damit ja nicht ein Anderer dem Mörder öffne, dessen Tritte sie bei jedem Geräusche zu hören glaubte.

Endlich, sie hat eben dem Kranken ein kühlendes Getränk gebracht, klopft der Ersehnte. Sie steigt hinunter, indem sie alle Thüren aufläßt, und öffnet ihm das Haus. Nachdem sie sich von ihm im dunkeln Flure getrennt, vielleicht nach einem Kuß, nach einer glühenden Umarmung, um ihn zur That zu stärken, geht sie in eine Hinterstube, wo sie das weibliche Gesinde bei einer häuslichen Arbeit versammelt hat. Hier scheint zum ersten

und einzigen mal ein Gefühl von Reue sie beschlichen zu haben. Die Mägde bezeugen, daß sie gezittert und geseufzt habe, Etwas, das ihnen an ihrer Herrin ganz fremd war. Aber gleich darauf weiß sie diese natürliche Empfindung durch eine grauenhafte Lüge von sich zu weisen. Sie beklagt sich gegen die Frauen, daß ihr eigensinniger Mann sie von seinem Krankenlager fortgeschickt habe; eine Lüge, die wahrscheinlich in demselben Augenblicke über ihre Lippen kam, wo der Dolch des Mörders in ihres Gatten Brust fuhr.

Der verlarvte Verbrecher dringt inzwischen in den Alcoven, wo der Kranke lag. Nachdem er behutsam vorher die Flügelthüren des Zimmers verriegelt, stürzt er mit gezücktem Dolche auf sein Opfer. Castillo will sich im Bette aufrichten, aber ein erster Stoß trifft ihn. Zwei mal ruft er laut auf: „Maria Vicenta! Maria Vicenta!" dann strengt er die letzten Kräfte an, springt auf und ringt mit dem Mörder. Es gelingt ihm auch, diesem die Maske abzureißen. Ob er ihn erkannt, ist ungewiß; aber der Kranke, schon auf den Tod durch den ersten Stich verwundet, sinkt unter noch zehn Dolchstößen zusammen.

Das Hülfsgeschrei drang in die Hinterstube. Maria Vicenta will es nicht gehört haben, aber ihre Mägde bekunden, daß sie laut mit ihnen gesprochen, ihre Aufmerksamkeit abzulenken. Auf den Lärm stürzen sie hinaus nach dem Zimmer ihres Herrn. Aber die Thür ist von innen verriegelt. Als sie Instrumente holen wollen, um sie aufzubrechen, fällt Donna Maria in Ohnmacht, augenscheinlich, um dem Mörder Zeit zu verschaffen zum Entschlüpfen. Auf den Flur, oder in das Vorzimmer zurückgekehrt, finden die Frauen das Licht nicht mehr, welches sie dort zurückließen. Sie reißen das Fenster auf

und ſchreien: „Räuber, Mörder!“ Die Nachbarn und Schaarwächter dringen ein, und man findet im Alcoven den blutigen Leichnam Don Francesco del Caſtillo's, durchbohrt von elf Dolchſtichen, halb nackend zwiſchen den beiden Betten liegen, ſeine Kleider umhergeſtreut, die Nachtlampe umgeſtoßen, die Schnüre zu den Klingeln abgeſchnitten, Alles von Blut beſpritzt und in der ganzen Unordnung die deutlichen Spuren des Kampfes und des Widerſtandes, den das unglückliche Opfer verſucht.

Der Mörder war fort. Ob man die Maske, den Dolch oder ſonſt etwas fand, was auf ſeine Spur führen konnte, wird nicht erwähnt; bei der anderweitig erfolgten vollſtändigen Ermittelung des Thatbeſtandes und des Thäters iſt es indeſſen von keiner Erheblichkeit. Dagegen fand man das Bureau des Ermordeten geöffnet, und der Mörder hatte ſich mit den blutenden Händen, in Gegenwart des noch zuckenden Leichnams, daraus den ihm bedungenen Blutlohn, zwei Unzen Goldes, ſelbſt genommen. Möglich, daß dies geſchah, um den Verdacht eines gewöhnlichen Raubmordes zu erwecken; es ſtimmt aber auch zum Charakter des niederträchtigen Menſchen, daß er mit dem Verbrechen des Mordes ſich zugleich des gemeinen Diebſtahls und Einbruchs ſchuldig machte.

Maria Vicenta de Mendieta wurde auf der Stelle in ſichern Gewahrſam gebracht. Zwar liefen Gerüchte um, welche die Blutſchuld auf gewiſſe Mitglieder der mächtigen kaufmänniſchen Corporation, genannt die Cinco gremios mayores, für welche Caſtillo ſoeben bedeutende Geſchäfte beſorgte, wälzen und den Mord zu einer That der Rache machen wollten; aber die öffentliche Stimme in der Hauptſtadt bezeichnet nur zu bald die wahre Urheberin. Der Eindruck in Madrid und in den Provinzen, wo Caſtillo wohlbekannt war, war unbeſchreiblich. Furcht und Schrecken

bemächtigten sich der Gemüther und in angesehenen Familien blickte so Mancher besorgt um sich, ob ihm nicht etwas Aehnliches drohete.

Ob Donna Maria die Entsetzte, die erschüttterte Witwe oder die Heroine gespielt, wird uns nicht gesagt. In den ersten Verhören behauptete sie eine gänzliche Unwissenheit; sie hatte keine Vermuthungen, keinen Argwohn gegen irgend Jemand. Antonio Castillo's Aussagen gaben den Richtern zuerst das rechte und vollständige Licht über die Familienverhältnisse, und indem er ihnen die Ereignisse des letzen Tages auf das genaueste vor das Auge führte, strengte er zugleich Alles an, dem eigentlichen Mörder, dem ihm seine und die allgemeine Vermuthung nannte, auf die Spur zu kommen. Ein sonderbarer Umstand half dabei über Erwarten.

Don Santjago San Juan war nicht aufzufinden, doch hatte man starken Grund zu vermuthen, daß er sich in Madrid befinde. Maria Vicenta in ihrer vorläufigen Haft ließ die Commis ihres Hauses am 15. Dec. zu sich rufen. Nachdem sie am Morgen den einen, Pedro Laguna, auf das ämsigste ausgefragt, was er von Antonio Castillo's Aussagen wisse, fand der andere, Garcia, ihre Gedanken am Abend noch ganz und allein beschäftigt mit Grübeleien über Das, was der Zeuge Antonio gesagt haben könnte. Sie suchte allerlei Gründe vor, weshalb sie Antonio an jenem Abende vom Krankenbette ihres Mannes entfernt, und bat den Commis, als er ging, einen Brief, den sie eben vollendet, auf die Post zu tragen.

Auf dem Briefe stand keine andere Adresse als „Taddeo Santisa zu Madrid". Eine Person dieses Namens war Allen völlig unbekannt; zudem war es auffällig, daß sie einen Brief an Jemanden in der Stadt

auf die Poſt ſchickte, da die moderne Einrichtung unſerer Stadtpoſten damals wenigſtens noch nicht in Madrid exiſtirte. Es war an allen ſpaniſchen Poſtbureaus die Gewohnheit (und ſie ſoll es noch ſein, obgleich mancherlei Uebelſtände daraus entſpringen), daß man eine oder zwei Stunden nach Ankunft der Poſt ein alphabetiſches Verzeichniß aller der angekommenen Briefe und Packereien am Fenſter aushing, auf deren Adreſſen des Adreſſaten Wohnung nicht genau ſich bezeichnet fand. Jedermann kann ſich ſeinen Brief holen. Er fodert nur die Nummer, und wenn er das Porto zahlt, erhält er Brief oder Packet ohne alle andere Legitimation.

Garcia ſchöpfte Verdacht. Auf Anrathen Antonio Caſtillo's und ſeines Beichtvaters eröffnete er den Brief, deſſen myſteriöſer Inhalt folgender war:

„Mein lieber Vincent, benutze die Lehre, mein liebes Kind, zu einem guten Wandel und hüte dich vor falſchen Schritten. Bleibe hübſch zu Hauſe oder verlaſſe die Stadt, und das wird wol das Beſte ſein, um die Gefahr zu vermeiden. Bisjetzt argwohnt man nichts; aber man geht muthig darauf los. Es iſt auch ein anderer Richter; dem vorigen haben ſie's abgenommen. Leb wohl bis auf Weihnachten, wo du doch gewiß kommen wirſt, um mir Geſellſchaft zu leiſten. Grüße deinen Vater. Adieu nochmals.

M. V. M." (Maria Vicenta Mendieta.)

Der Inſtructionsrichter, dem man ſofort dieſes Document übergab, hielt es Donna Maria zu ihrer Erklärung darüber vor. Aber kaum daß ſie es erblickte, griff ſie danach und wollte es zerreißen. Der Richter ſelbſt mußte mit ihr ringen, und nur mit Mühe entzog er es ihren Händen. Infolge deſſen ward ſie aus der Haft

in ein strengeres Gefängniß gebracht und später mit Ketten beschwert.

Der Brief ward nun an der Post ausgestellt und zwei Alguacils sollten auf den Empfänger lauern, entweder um ihn zu verhaften oder seine Schritte zu bewachen. San Juan kam an die Post und foderte wirklich den Brief. Aber noch ein mal wollte ihm das Glück wohl. Die Alguacils waren nicht zur Hand, und als die Postbeamten zauderten, den Brief ihm auszuhändigen, entfernte er sich, jedoch nicht aus Madrid. Ueberhaupt verrieth sein Benehmen den höchsten Leichtsinn oder den äußersten Stumpfsinn eines charakterlosen Menschen. Es war Maria Vicenta gelungen, schon vor diesem Briefe ihm eine Warnung zuzusenden, daß er fliehen, sich verbergen möge: er blieb. Man machte ihm an der Post bei Empfangnahme des Briefes Schwierigkeiten, er mußte seine Person bewacht wissen: er blieb. Er hörte, wo er hinkam, nur ein Gespräch, das über Castillo's Mord, den allgemeinen Abscheu gegen die verruchten Mörder, und blieb. Er ist Zeuge, wie Alles sich beeifert in Vermuthungen und den Richtern zur Entdeckung behülflich sein will, und bleibt doch und treibt sich von Wirthshaus zu Wirthshaus um. Endlich kommt man ihm durch den Commissionär auf die Spur, welcher seine Effecten in das letzte Hôtel, wo er wohnt, getragen hat, und als man ihn arretirt, findet man unter seinen Sachen denselben Anzug, welchen er beim Morde auf dem Leibe hatte, wohlverpackt, und ohne daß er sich die Mühe genommen, die Blutflecken daraus zu vertilgen!

Bald nach dieser Verhaftung legten beide Mitschuldige, jeder für sich, ein vollständiges Bekenntniß ihrer That ab. Es war so übereinstimmend in allen Details, daß auch nicht der mindeste Zweifel blieb, indem Beider Aus-

ſagen auch mit allen anderweitig ermittelten Umſtänden zuſammentrafen. Die Defenſoren hatten eine ſchwierige Arbeit, welche ſie nach den mitgetheilten Proben nicht im geringſten mit Geſchick löſten. Sie wollten unter Anderm es als eine Rechtsverletzung hervorheben, daß man Maria Vicenta's Brief eröffnet, daß man ſie als eine Adelige in Ketten gelegt, daß dieſe harte Behandlung als eine Art Folter ſie zu Geſtändniſſen gebracht, welche vor dem Geſetze nicht als freiwillige gelten könnten, und dergleichen. Noch trauriger ſah es mit dem Beweiſe aus, daß Donna Maria nach ihrer Gemüthsart entweder einer ſolchen That unfähig oder gar unzurechnungsfähig ſei: nämlich die wüthende Leidenſchaft habe aus ihr eine Maſchine gemacht, die nur durch ihren Geliebten Hauch und Bewegung erhalten, dergeſtalt, daß ſie nach dem Tode ihres Gatten weder ſehr betrübt noch ſehr erſchreckt wegen ihrer Lage geſchienen; vielmehr habe ſie ſich ohne beſondere Gemüthsbewegung verhaften laſſen, und in dem engen Gefängniſſe, wo ſie ſo lange verſchloſſen geblieben, habe ſie immer mit gutem Appetite gegeſſen und ruhig geſchlafen!

Das Gericht fand ſich nicht bewogen, um dieſes geſunden Appetits wegen Donna Maria Vicenta de Mendieta mit Todesſtrafe zu verſchonen. Auch für Don Santjago de San Juan verſuchten, kaum glaublich, und wie ſich verſteht, mit derſelben Erfolgloſigkeit, ſeine Vertheidiger den Einwand der Unzurechnungsfähigkeit, der blinden leidenſchaftlichen Erhitzung und der Verführung geltend zu machen. Beide Verbrecher ſelbſt wußten ihren Mord mit nichts zu entſchuldigen. Das Gericht verurtheilte ſie zur Todesſtrafe durch die Garotta, die noch jetzt übliche Hinrichtungsart der Adeligen. Statt gehängt zu werden, werden ſie, auf einem Stuhle ſitzend, durch

ein eisernes Halsband, welches an dem hintern Pfahle befestigt ist, erdrosselt.

Mit der Todesstrafe ist in Spanien fast immer die Confiscation der sämmtlichen Güter der Verbrecher verbunden, und es wird dem öffentlichen Mitleiden anheimgegeben, die letzten Wünsche der Sterbenden zu erfüllen. Zu diesem Zwecke werden die Verurtheilten in eine zu diesem Behufe bestimmte Kapelle durch drei Tage, die der Hinrichtung vorhergehen, eingesperrt. Hier empfangen sie die Tröstungen der Religion und die Besuche ihrer Verwandten und Freunde. Am Eingange der Kapelle steht eine Büchse zum Einwerfen der milden Beiträge, welche in der Regel sehr bedeutend ausfallen, da sie zu Seelenmessen für die Hingerichteten bestimmt sind. Am Morgen der Execution selbst durchlaufen die Mitglieder einer geistlichen Brüderschaft alle Straßen und sammeln zu demselben Zwecke ein; selten wagt Jemand sein Scherflein zu verweigern. Als der berühmte Riego hingerichtet wurde, betrug die in der Kapelle während der drei Tage gesammelte Summe mehre Tausend Realen.

Auch Donna Maria Vicenta de Mendieta und Don Santjago de San Juan verordneten, nach üblicher Weise, von den ihnen zukommenden Geschenken mehre Seelenmessen in verschiedenen Kirchen. Weitere Anordnungen oder letzte Aeußerungen sind von ihnen nicht aufbewahrt. Die madrider Zeitungen, welche die letzten Willenserklärungen der Hingerichteten in kurzer Förmlichkeit mittheilen, d. h. an welchen Altären sie die Seelenmessen bestellt, bringen außer diesem nur zur Kunde, ob die Verbrecher mit oder ohne Schulden aus dieser Welt gehen. Donna Maria hinterließ keine Schulden, Don

Santjago aber einen Schuldposten von 800 Realen, einen andern von 24 und noch einen von 6 Gulden.

Die Hinrichtung Beider fand am 23. April 1798 auf der Plaza mayor in Madrid unter dem Zuströmen einer ungeheuern Volksmasse aus allen Gegenden Spaniens statt. In der Nacht darauf wurden sie im Gewölbe der Kirche von Sanct-Justus beerdigt. Am folgenden Tage ward zu ihren Gunsten ein feierlicher Todtengottesdienst in derselben Kirche begangen.

Melendez Valdez tritt in seiner fiscalischen Anklage auch als ein Ankläger gegen die zunehmende Sittenlosigkeit der Zeit auf. Er sagt: „Ein furchtbarer Egoismus, das Vergessen der ernstesten Pflichten, die Geringschätzung der heiligen Verpflichtungen, die das Band der Ehe auferlegt, bedrohen die Gesellschaft mit Auflösung und Unordnung. Die Lust an der Ehelosigkeit wird schon zur Gewohnheit und fördert die Weiber zum Ehebruch. Unser verkehrter Sinn macht uns immer gleichgültiger gegen ein Band, welches der wahre Kern der gesellschaftlichen Ordnung ist. Die jungen Leute schützen vor, es sei unmöglich, eine Gattin anständig zu erhalten; ein leerer Grund, der nur durch den steigenden Luxus, die Ausschweifungen gehalten wird, und der so Viele des heiligsten und süßesten Trostes beraubt, welcher den Menschen durch zwei Drittel seiner Kämpfe- und dornenvollen Laufbahn aufrechterhält u. s. w.“

Der beredte Fiscal und berühmte Dichter entging selbst nicht einem traurigen Schicksal. Verwickelt in die politischen Kämpfe der Halbinsel, starb Melendez Valdez in der Verbannung.

Die Frau des Parlamentsrath Tiquet.

1699.

In Spanien war noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts ein Gattenmord eine seltene Frevelthat. Der Mord des Castillo, wie wir aus dem vorigen Falle sahen, ward sprichwörtlich für ein ungeheures, unerhörtes Verbrechen erklärt. In Frankreich ist der Proceß Lafarge nur ein jüngster Sproß aus einem alten Stamme, der zu verschiedenen Jahrhunderten seine prächtigen Giftblüten entfaltete. Viele berühmte Weiber aus dem goldenen Zeitalter Ludwig's XIV. traten zu historischer Bedeutung vor, als Symbole der zerrissenen Familienzustände, der sittlichen Verkehrtheit, welche eine Revolution vorbereiteten, und eine solche Revolution, die bis in die Grundvesten der Gesellschaft blutig eingriff, nothwendig machten. Wir werden die Brinvilliers, die Voisins und Andere, deren Ausschweifungen in das Gebiet der Verbrechen übergingen, kennen lernen; die Frau des Parlamentsrath Tiquet, deren Leben und Ende uns Pitaval mittheilt, ist, gegen Diese gehalten, eine harmlose Sünderin aus dem Privatleben, nur mit der Monomanie behaftet, ihren Mann ums Leben zu bringen. Aber sie ist keine einzeln dastehende

Erſcheinung, ſondern ebenfalls nur eine Repräſentantin der vergifteten Zuſtände im höhern Familienleben ihrer Zeit. Sie war eine glänzende Erſcheinung in der pariſer Welt, geſucht und gefeiert trotz des ſittlichen Wurmfraßes, und würde es bis zu ihrem Ende geblieben ſein, hätte jene Monomanie nicht zu einem Eclat geführt, den der weltliche Richter nicht überſehen durfte. Mit euphemiſtiſcher Milde nennt unſer Berichterſtatter die Geſchichte der Madame Tiquet „die traurigen Folgen einer unglücklichen Ehe“. Wir überlaſſen das Moralrichteramt unſern Leſern und wählen dieſen franzöſiſchen Criminalfall hier vor andern aus, weil er ein Gegen- und Seitenſtück von ausdauernder Frechheit eines entarteten Weibes zu dem vorangegangenen ſpaniſchen liefert, obwol mehr als ein Jahrhundert beide voneinander trennt.

Angelique Carlier war eines der reizendſten Geſchöpfe, von blendender Schönheit, von einem vorzüglichen Wuchs und einer Anmuth des Weſens, die ihres Gleichen ſuchte. Bei ausgebildetem Verſtande und einem überraſchenden Witz in der Unterhaltung, war ſie, wo ſie erſchien, gefeiert und ward als ein Meiſterſtück der Natur bewundert.

Dieſes Meiſterſtück hatte aber noch andere Vorzüge, welche nicht allein Anbeter, ſondern auch ernſte Bewerber um ſie verſammelten. Sie war die einzige Tochter des reichen Buchhändlers Carlier zu Lyon, der, als ſie kaum funfzehn Jahr zählte, geſtorben war und ihr und ihrem Bruder ein reines Vermögen von einer Million Livres (Francs) hinterlaſſen hatte.

Sie hatte Anſpruch, ſagt Pitaval, auf eine der vornehmſten Partien. Aber ſie konnte vollkommen frei wählen, wie ihr Herz entſchied. Sie wählte indeß weder nach Rang und Reichthum, noch nach der Sprache

des Gefühls, ſondern von einer Eitelkeit gekitzelt, die weder den Verſtand, noch das Herz zu Rathe gezogen hatte.

Unter allen ihren Bewerbern ſoll der Parlamentsrath Tiquet, hinſichtlich ſeines Vermögenszuſtandes, den geringſten Anſpruch gehabt haben. Ob er durch perſönliche Liebenswürdigkeit beſtach, wird nicht geſagt. Daß es durch männliche Würde geſchah, iſt mehr als zweifelhaft. Er ſteckte ſich hinter eine Verwandte der Schönen, mit der ſie lebte. Dieſe beſtach er mit 40,000 Livres, und für dieſen hohen Preis gewann er ſehr bald den Vorſprung vor allen andern Bewerbern. Endlich trug er den entſcheidenden Sieg davon durch eine Galanterie. Zu Angelique's Geburtstag überreichte er ihr den köſtlichſten, künſtlichen Blumenſtrauß mit Thautropfen. Der Thau waren Diamanten. Der Strauß koſtete 15,000 Livres. — Er hatte ihre Hand durch ein Geſchenk erkauft.

Die erſten Jahre der Ehe vergingen in Glück und Wonne. Luſt, Schönheit und Jugend, der Reiz der Neuheit, rauſchende Vergnügungen und zwei Kinder verdeckten die mancherlei Mängel in Beider Sinnesart, die erſt mit den Jahren und bei ruhiger Beſinnung hervortraten. Ihr Sinn war für den Wandel und das Vergnügen; der ſeine war der eines mürriſchen Geſchäftsmannes, der im Vollgenuß Deſſen, was er erſtrebt, nicht mehr den galanten Anbeter zu ſpielen für nöthig hielt. Sie liebte Pracht und Aufwand und wollte ſich ihren Neigungen ohne Zurückhaltung überlaſſen. Er liebte Beides vielleicht auch, hatte aber vernünftige Gründe dagegen, und Gründe der Klugheit, jene Gründe ſeiner Frau zu verbergen. Er eiferte aus Moralgründen, die eine Frau, wie die ſeine, am wenigſten überzeugten. Im Gegentheil ward ſie aufmerkſamer und entdeckte nun die wahren.

Angelique hatte ihrem Gatten ihre Hand gereicht, im Glauben, daß das Vermögen eines Mannes, der seiner Geliebten diamantene Blumensträuße schenkt, zum mindesten dem ihrigen gleichkommen müsse. Er hatte selbst viel von seinem Reichthum gesprochen. Statt dessen ward sie mit Schrecken inne, daß sein Vermögen fast nur in den Einkünften seines Amtes bestand, ja daß er Schulden hatte und noch die Gelder für die Brautgeschenke, vielleicht sogar die für den Diamantenstrauß, bezahlen mußte. Sie verachtete nunmehr ihren Gatten. Sie sah sich von ihm betrogen, also im Rechtszustande gegen einen Betrüger. Diesem elenden und doch gegen sie finstern, trockenen, ja zuweilen tyrannischen Manne angehören zu müssen, empörte sie; aus der Verachtung wurde Abscheu, aus dem Abscheu Haß.

Ihr Bruder Carlier war Offizier bei der Garde; er führte einen Kameraden, den Capitän de Mongeorge, im Hause seiner Schwester ein, einen jungen Mann, der alle Eigenschaften besaß, das Herz einer lebenslustigen Frau zu gewinnen. Es bedurfte kaum des Vergleichs zwischen ihrem mürrischen Manne und diesen liebenswürdigen Offizier, um sie ganz für den letztern einzunehmen. Ihre Neigung ging in eine rasende Leidenschaftlichkeit über, welche sie vor ihrem Ehemanne zu verbergen kaum für nöthig hielt. Dieser aber hielt es für nöthig, eifersüchtig zu sein, oder wenigstens zu scheinen. Das vermehrte nicht den Frieden, sondern steigerte den Haß.

Der erste Fehltritt blieb nicht der letzte. In ihrem Sinne sich aller Pflichten gegen den verächtlichen Gatten entbunden haltend, ließ sie ihrer wilden Leidenschaftlichkeit, ihrem heißen Blute Zaum und Zügel schießen. Sie haßte nur den Parlamentsrath und liebte nur den Capitän, aber sie verschenkte ihre Gunst, wohin ihre wollü-

ſtige Laune ſie trieb. Den einzigen moraliſchen Unterſchied zwiſchen ihr und einer Meſſalina ſetzt Pitaval darin, daß die Pariſerin doch den äußern Schein des Anſtandes beobachtete und, trotz ihrer zügelloſen Ausgelaſſenheit, doch ihren erſten Liebhaber mit einer Herzlichkeit und Aufrichtigkeit liebte, welche ihn, — was freilich ſchwer zu glauben iſt — zur Hochachtung vor ihrer edlern Natur zwang.

Der Parlamentsrath wurde von ſeinen Gläubigern gedrängt. Eine erwünſchte Gelegenheit für ſeine Frau, auf Abſonderung ihres Vermögens von dem ſeinigen anzutragen. Dies war ſo viel als eine förmliche Kriegserklärung. Herr Tiquet glaubte, nunmehr keine Rückſicht zu haben, ſeine Frau zu ſchonen. Er trat als Ankläger wider ſie auf. Ganz öffentlich, vor ſeinen Bekannten, bezichtigte er ſie der ſchändlichſten Untreue und beſchwerte ſich zumal über ihr offenkundiges Verhältniß zum Capitän de Mongeorge. Ja, er ging ſo weit, in einer Bittſchrift ſeine Noth vor den Thron zu bringen. Er erwirkte auch eine königliche Cabinetsordre, die ihn ermächtigte, das ſchamloſe Weib, zur Verhütung weiterer Schande, einſperren zu laſſen.

Wie ſonderbar, nach unſern Begriffen, dieſes Mittel an ſich ſchon iſt, ſo machte er, in unſerm Sinne, einen noch ſeltſamern Gebrauch davon. Er trat in das Zimmer ſeiner Frau und hielt ihr mit drohender Miene die königliche Ordre hin. Entweder hoffte er, ſie werde in ſich gehen und ihren Lebenswandel beſſern, oder doch wenigſtens, aus Furcht vor dem Verluſt ihrer Freiheit, ſich bewogen fühlen, ihre Klage auf Vermögensabſonderung zurückzunehmen. Er hatte ſich getäuſcht. Madame Tiquet, als ſie es hörte, ſprang auf ihn los, riß ihm die Ordre aus den Händen und warf ſie, trotz des königlichen Siegels,

in das Kaminfeuer. Eine ſolche Ordre war nur mit Mühe zu erlangen. Der Parlamentsrath ſuchte zwar um eine zweite Ausfertigung nach, aber man verlachte ihn, und er hielt es nun für das Gerathenſte, davon abzuſtehen.

Die Vorgänge konnten nicht dazu dienen, ihr gegenſeitiges Verhältniß zu beſſern. Dem Antrage der Frau war von den Gerichten nachgegeben worden. Das Vermögen der Eheleute war geſondert worden, und ſie lebten, zwar in demſelben Hauſe und an demſelben Tiſche, doch in verſchiedenen Zimmmern und in ſonſt völlig getrennter Oekonomie. Während dreier Jahre erfolgten, bei gegenſeitiger Abneigung, wenigſtens keine öffentlichen Auftritte. Aber die Art und Weiſe, wie der Parlamentsrath die wenigen Stunden, in denen er täglich ſeine Frau ſah, benutzte, diente nur dazu, täglich ihrem Haſſe neue Nahrung zu geben. Er eiferte, murrte, predigte, ſchimpfte nnd ſchalt, für den Erfolg zu ſpät nach dem Vorangegangenen und mit unkluger Berechnung ihres leidenſchaftlichen Charakters. Der Wunſch, ſich des verdrießlichen Gatten zu entledigen, faßte Wurzel, bis er zum feſten Entſchluſſe ward. Sittenloſer in ihren Wandel als Donna Maria de Mendieta, ſoll ſie doch dabei, wenn man es ſo nennen darf, ein ſittliches Ziel vor Augen gehabt haben. Sie wünſchte, ſich mit ihrem geliebten Mongeorge zu verheirathen.

Wir beſitzen nur das Réſumé des Proceſſes und müſſen auf Glauben hinnehmen, was ſo unglaublich klingt als das Complot zu Ermordung des Fualdes. Madame Tiquet vertraute ſich zuerſt dem Portier ihres Hauſes, Jacques Moura. Sie hatte ihn durch Geſchenke, und, hieß es, durch Gunſtbezeigungen völlig in ihr Intereſſe gezogen. Dieſer zog einen Lohnlakaien, Auguſt Catelain, hinzu, der ſich derſelben Belohnungen im Voraus

erfreute. Dies waren aber noch nicht genug Theilnehmer. Beide gewannen für ihren Zweck noch einen Gardisten, Claudius Desmarques, zwei Bediente des Hauses, Philipp Complet und Claudius Rousſel, die beiden Kammerjungfern der Madame Tiquet, Jeanne Lammirant und Marie Lafort, einen verarmten Adeligen, Jean Desmarques, den Kutscher des Hauses, Jean Loiseau, und noch(!) einige Soldaten und Taugenichtse!

So furchtbar diese Verschwörung klingt, so erfolglos ging sie vorüber. Der Parlamentsrath sollte an einem Abende, wenn er nach Hause kam, auf der Straße überfallen und niedergeschossen werden; aber er ging unbemerkt an den Banditen vorüber. Madame Tiquet schien dies als einen Fingerzeig anzunehmen, von dem Vorsatz einstweilen abzustehen. Sie ließ den Verschworenen sagen, sie möchten sich nicht weiter bemühen. Ihren Vertrauten aber schärfte sie unverbrüchliches Geheimhalten ein und belohnte sie noch außerdem für das Versprechen, die Sache mit in ihr Grab zu nehmen.

Unbegreiflich erscheint es, daß nach dem Vorangegangenen noch die Eifersucht des Ehegatten gewachsen sein soll. Wir wollen annehmen, daß es ihm jetzt nur noch darum zu thun war, das öffentliche Aergerniß zu vermeiden. Um deshalb verbot er dem Portier, den Capitän Mongeorge ins Haus zu lassen. Aber der Portier war nicht seine, sondern die Creatur seiner Gattin. Der Capitän kam nach wie vor ins Haus. Der Parlamentsrath jagte den Portier fort und bewachte selbst das Haus. Bei Anbruch der Nacht verschloß er eigenhändig die Hausthür, ließ selbst ein und aus, steckte den Schlüssel zu sich, wenn er fortging, und legte ihn des Nachts unter sein Kopfkissen.

Aber die Vorsicht war, wie sich denken läßt, eine thörichte. Der Capitän schlich nach wie vor zu seiner Geliebten und diese sann nach wie vor auf Pläne, den verhaßten Mann aus der Welt zu schaffen. Ihre Absicht war nur, das erste Attentat vergessen zu machen und die Erinnerung daran auch im Gedächtniß der leichtsinnigen Theilnehmer ersterben zu lassen. Deshalb wartete sie lange Zeit. Zugleich hatte sie die Moral aus dem Vorfall gezogen, daß, wenn man ein Verbrechen begehen will, man so wenig Mitwisser und Gehülfen als möglich dazuziehen müsse. Sie wollte nun allein das Werk übernehmen. Nur der ehemalige Portier Moura war noch in ihrem Vertrauen. Durch seine Vermittelung verschaffte sie sich Gift. Ihr Gatte befand sich eines Tages unwohl. Sie schickte ihm durch seinen Kammerdiener eine Suppe. Der Diener aber schöpfte Argwohn. Er stolperte absichtlich, als er die Suppe überbringen sollte, und ließ den Napf fallen. Auf der Stelle foderte er seinen Abschied, erzählte aber, sobald er außer Dienst war, öffentlich den Vorfall. Auch diese unwahrscheinliche, lückenhafte Geschichte müssen wir, wie sie uns gegeben wird, hinnehmen.

Madame Tiquet gab um deswillen ihren Vorsatz nicht auf. Sie kehrte nun wieder zu ihrem ersten Entschlusse zurück, ihren Mann ermorden zu lassen.

Drei Jahre nach dem ersten Mordversuche fand ein glücklicherer statt, der zur Untersuchung führte, und man theilt uns über die Indicien, welche zum Beweise führten, Folgendes mit.

An dem Tage des Mordanfalls kam Madame Tiquet zu der als Schriftstellerin ihrer Zeit bekannten Gräfin d'Aunoy, wo sich die beste Gesellschaft von Paris versammelte. Man fand, daß Madame Tiquet ungewöhnlich zerstreut und unruhig sei. Einige der Anwesenden

fragten sie, was ihr fehle?—„Ich bin eben zwei Stunden in Gesellschaft des Teufels gewesen.“ — Da die Wirthin bemerkte, daß das sehr schlechte Gesellschaft sei, erwiderte Madame Tiquet, sie verstehe unter dem Teufel eine der berüchtigten Wahrsagerinnen, welche damals in Paris viel Aufsehen erregten und zum Modezeitvertreib der höhern Gesellschaft gehörten. Auf die Frage, was sie ihr denn prophezeit hätte, antwortete Madame Tiquet: „Lauter Gutes. Ich würde in zwei Monaten über alle meine Feinde siegen und über ihre Bosheit und Verredungen hinaus sein. Indessen — fügte sie hinzu — mögen Sie denken, daß ich darauf eben nicht baue; denn solange mein Mann lebt, werde ich niemals ruhig sein können, und er befindet sich zu wohl, als daß meine Wünsche so schnell in Erfüllung gehen könnten.“

Am Abende dieses Tages war die Gräfin Semonville bei Madame Tiquet. Nach ihrem Zeugnisse war durchaus keine Unruhe und Zerstreuung an ihr zu bemerken. Aber die Gräfin ward selbst unruhig, weil der Parlamentsrath noch immer nicht nach Hause kam. Er war zum Besuch bei seiner Nachbarin, der Frau von Villemur. Nicht daß sie sich nach seiner Person gesehnt oder eine Bangigkeit für ihn empfunden; es war nur auf ein kleines Spiel der Bosheit abgesehen. Seine häuslichen Verhältnisse waren ihr bekannt und daß er selbst den Portier machte. Sie wollte sich still im Zimmer verhalten, bis er nach Hause gekommen und sich zu Bette gelegt hätte. Dann wollte sie aufbrechen und ihn zwingen, seine Ruhe zu verlassen, sich anzukleiden und ihr die Hausthüre zu öffnen. Allein er blieb länger als gewöhnlich; sie ward ungeduldig und ging, ohne ihn zu erwarten.

Auch die Bedienten wurden schon ungeduldig über

das ungewöhnliche Ausbleiben ihres Herrn, als jetzt auf der Straße einige Pistolenschüsse fielen. Man stürzte hinaus. Unfern vom Hause lag der Parlamentsrath in seinem Blute schwimmend. Die Mörder waren entflohen. Aber er war nicht todt, auch seine Besinnung kam ihm wieder, und als man ihn aufhob, erklärte er, man solle ihn nicht in sein Haus, sondern in das seiner Freundin, der Frau von Villemur, tragen. Bei der Besichtigung fand man fünf Wunden; indessen war keine tödtlich. Die gefährlichste war nahe am Herzen. Der Wundarzt erklärte, das Herz müsse durch den plötzlichen Schrecken sich im Augenblicke, wo der Schuß eindrang, so zusammengezogen haben, daß es nicht seinen ganzen, natürlichen Raum ausgefüllt hätte. Ohnedies hätte es getroffen werden müssen.

Die vorläufige polizeiliche Untersuchung ward sofort eröffnet. Der Commissär des Viertels fragte den Verwundeten, ob er Feinde hätte, und wer diese wären? Er antwortete mit fester Simme: „Ich habe keinen Feind als meine Frau." Diese Antwort bestärkte den Verdacht und es ward in der Sille die gerichtliche Untersuchung gegen Madame Tiquet vorbereitet.

Diese selbst, im vollen Bewußtsein des Ungewitters, das über sie aufzog, bereitete sich dagegen zu der Entschlossenheit vor, mit der sie ihm begegnen und durch kluges Benehmen es von sich abwälzen wollte. Die Kunde von der Mordthat war wie ein Lauffeuer durch Paris gegangen. Schon am nächsten Morgen wußte sie Jeder, und sie wurde als Mörderin genannt. Dessenungeachtet besuchte sie an diesen Tage ihre Freundin, die Gräfin d'Aunoy, wo abermals eine zahlreiche Gesellschaft versammelt war. Sie wollte zeigen, daß sie vor dem Gerede sich nicht fürchte, aber zugleich erfahren, was im

Publicum geredet würde. Alle, die in der Gesellschaft anwesend waren, bezeugen, daß man ihrem Betragen, ihren Gesprächen nichts angemerkt, was Anlaß zum Verdachte hätte geben können. Sie war freilich nicht so heiter und witzig als sonst, aber es waren nur die Zeichen des stillen Kummers, der jede Frau in ihrer Lage, auch wenn sie noch so unschuldig war, drücken mußte. Die vollkommenste Schauspielerin hätte ihre Rolle nicht feiner und geschickter durchführen können. — Die Gräfin d'Aunoy warf hin: Herr Tiquet kenne wol seine Mörder nicht. Sie erwiderte mit bedeutungsvoll niedergeschlagenem Blicke: „Ach und wenn er sie kennte, er würde sie nicht nennen. Ich bin das Opfer, das man ermorden will."

Kaum nach Hause gekommen, erhielt Madame Tiquet die Nachricht unter der Hand, man werde unfehlbar zu ihrer Verhaftung schreiten. Das einzige Mittel, das ihr bliebe, sei die Flucht. Sie floh nicht. Durch acht Tage wiederholten sich diese Warnungen eines unbekannten Freundes. Sie blieb. Am achten Tage trat hastig ein Theatinermönch in ihr Zimmer; er erklärte ihr, sie habe keinen Augenblick zu zögern, wenn sie nicht arretirt werden wolle. Er zog unter seiner Kutte einen andern Theatinerhabit hervor und drang in sie, es anzulegen. Im Hofe stehe eine Sänfte bereit. Die Träger wären schon angewiesen, sie an einen Ort zu bringen, wo bereits eine Postkutsche für sie angespannt stehe. Sichere Leute würden sie nach Calais und von da nach England bringen. Madame Tiquet erklärte mit Ruhe: Nur ein Verbrecher habe nöthig, zu fliehen. Sie fühle sich durch ihre Unschuld hinlänglich geschützt und fürchte daher keine Drohungen. Sie wisse zu gut, daß all das ehrenrührige Gerede und die Drohungen wider sie nur aus

einer Quelle herſtammten. Ihr unſeliger Mann ſei es, der ihren Ruf untergraben, der ſie des ſchwärzeſten Verbrechens anſchuldigte; er werde es alſo auch wol ſein, der ihr dieſe neue Schlinge lege. Es ſei freilich in ſeinem Intereſſe, ſie durch falſchen Lärm aus Frankreich zu treiben, um dann deſto leichter Herr ihres Vermögens zu werden. Sie dankte dem Mönche und bat ihn, ſich nicht weiter um ihre Sicherheit zu bemühen.

Wirklich hatte es den Anſchein, als ſei dieſer Beſuch des Theatiners nur ein Manoeuvre geweſen. Die Gerichtsdiener klopften nicht an und der ganze Tag verging ruhig. Am folgenden erhielt ſie wieder einen Beſuch der Gräfin Semonville, die einige Stunden bei ihr verplauderte. Als dieſe endlich fortgehen wollte, bat ſie ſie dringend, ihr noch etwas Geſellſchaft zu leiſten, denn ſie ahne, daß man in den nächſten Augenblicken kommen und ſie verhaften werde, da möchte ſie doch nicht gern mit dem Lumpengeſindel allein ſein. Kaum hatte ſie ausgeſprochen, als auch ſchon die Thür aufging, und der Criminallieutenant Deffita mit vielen Gerichtsdienern eintrat, um ſie im Namen des Königs zu verhaften. Sie trat ihm dreiſt entgegen und redete ihn, mit kaltem Hohne auf ſeine Begleiter blickend, an: „Wahrhaftig, mein Herr, Sie hätten ſich die Mühe erſparen können, ſich von dem Troß begleiten zu laſſen. Ich betheure Ihnen, mir kommt es nicht in den Sinn, durchzugehen, und ich wäre Ihnen auch dann ohne Einrede gefolgt, wenn Sie mich allein mit Ihrem Beſuche beehrt hätten.“

Mit der vollkommenſten Ruhe verlangte ſie, daß man ihre Zimmer verſiegele, damit ihre Meubles nicht zu Schaden kämen, umarmte zärtlich ihren neunjährigen Sohn, den ſie ſehr liebte, ſchenkte ihm Geld, daß er ſich ein Vergnügen mache, bat ihn, die Sache ſich nicht ſo zu

Herzen gehen zu lassen, die Sache wäre nicht so schlimm, und die Mutter werde bald wiederkommen. Dann empfahl sie sich, wie man aus einer Gesellschaft geht, von der Gräfin Semonville, und stieg mit Herrn Deffita in die Kutsche, „als wäre es eine Partie in die Komödie". Unterwegs begegnete ihr eine Bekannte. Sie grüßte sie und nickte ihr freundlich aus dem Wagen zu, wie in vollkommenster Heiterkeit der Seele.

Erst beim Anblick der grauen Mauern und Thürme des Petit Chatelet wich ihre Heiterkeit der Bestürzung, ohne daß sie doch aus ihrem Charakter fiel. Nachdem sie in das Grand Chatelet gebracht worden, wurde der Proceß mit großem Eifer gegen sie instruirt. Von diesem ist uns wenig mitgetheilt, was bei ihrem spätern Bekenntniß vor der Hinrichtung auch für das Resultat unserer Beurtheilung von minderer Wichtigkeit ist. Sie leugnete standhaft, und behielt in allen Verhören, unter allen Drohungen ihre Kaltblütigkeit und den entschlossenen Geist, der so viele Verbrecherinnen aus jener Zeit charakterisirt. Der Ausspruch des Gerichts wäre sehr zweifelhaft geblieben, wenn sich nicht unerwartet jener Lohnlakai August Catelain als freiwilliger Zeuge gemeldet hätte. Entweder dünkte er sich schlecht für sein Schweigen bezahlt, oder das Gewissen hatte ihn gerührt, oder der Bandit war in seiner Ehre verletzt, daß man ihn zum ersten Mordanfall gedungen, bei dem zweiten glücklichern aber aus dem Spiele gelassen hatte; genug er legte ein vollständiges Zeugniß hinsichtlich des ersten Complottes ab, zu dem er durch den Portier Moura gedungen worden. Man spürte nun auch nach diesem und fing ihn ein. Die Confrontation Beider mit Madame Tiquet führte zwar zu keinem Resultate, auch fehlten hinlängliche Beweise wegen des letzten mörderischen Anfalls, dahin-

gegen erſchien den Richtern der Beweis wegen des vor drei Jahren verunglückten Complotts gegen den Parlamentsrath Tiquet vollkommen geführt.

Das Urtheil des Chatelet vom 3. Juni 1699 lautete: daß Angelique Carlier, verehelichte Tiquet, und der ehemalige Portier Jaques Moura, als überwieſen zu erachten, miteinander verabredet und den Vorſatz gefaßt zu haben, den Parlamentsrath Tiquet durch gedungene Banditen ermorden zu laſſen, daß Angelique Carlier, demnächſt den Geſetzen gemäß, auf dem Greveplatz enthauptet und Moura daſelbſt gehangen werden ſolle. Ihr geſammtes Vermögen ſolle eingezogen werden und Demjenigen zufallen, dem es nach den Geſetzen gehöre; doch auf den Fall, daß beſagtes Vermögen nicht dem König zufiele, ſollten 100,000 Livres für den König und 100,000 Livres als Entſchädigung für Herrn Tiquet abgezogen werden, von welcher Summe er zeitlebens die Nutznießung haben, ſeinen beiden Kindern aber das Eigenthum bleiben ſolle. Demnächſt wurden beide Delinquenten verurtheilt, auf die Folter gebracht zu werden, um ihre Mitſchuldigen anzugeben. Der Proceß gegen dieſe, zum Theil Flüchtigen, ſolle aber bis nach Hinrichtung der zwei Hauptverbrecher Anſtand finden.*)

Die Criminalurtheile der franzöſiſchen Gerichte, auf eine beſtimmte Anklage gefällt, erkannten damals nicht allein zugleich mit der Strafe über die Civilanſprüche der Kläger, ſondern in der Regel auch über die Confiscation des Vermögens der Verklagten. Es ward alsdann als eine Gnadenſache betrachtet, die auf dem Wege des Petitions-

*) So ward auch im Fualdes'ſchen Proceſſe die vorläufige Hinrichtung der drei Haupthäter verfügt, während der Proceß über die andern Betheiligten noch inſtruirt werden ſolle.

verfahrens zu betreiben war, da die natürlichen Erben oder Angehörigen der Gerichteten das Vermögen für sich in Anspruch zu nehmen sich für berechtigt hielten. Doch mochten auch die Ankläger, wenn sie sich für das Urtheil beeinträchtigt hielten, appelliren. Herr Tiquet appellirte an das Parlament, weil ihm nur die Nutznießung der 100,000 Livres zuerkannt war, und verlangte noch 20,000 Livres eigenthümlich als Entschädigung (für seine Ehre oder seine Wunden?). Das Arrêt des Parlaments bestätigte hinsichtlich der Strafe das Urtheil des Gerichtshofs von Chatelet, erkannte aber dem Appellanten die gefoderte Entschädigung zu.

Diese schmuzige Geldepisode, mitten in dem ernsten Drama, dessen blutige Katastrophe noch bevorstand, erregte selbst in Paris, wo man auch damals über diese Angelegenheiten leichter dachte, Unwillen. Herr Tiquet, von seinen Wunden genesen, warf sich mit seinem Sohne und seiner Tochter dem Könige in Versailles zu Füßen und bat um Begnadigung für die Mutter seiner Kinder. Als ihm die Bitte abgeschlagen wurde, bat er, noch in demselben Athem, wenigstens darum, daß ihm das ganze eingezogene Vermögen seiner Frau zufallen möge. Ludwig XIV. bewilligte zwar die letzte Bitte, bemerkte aber zu seiner Umgebung: Tiquet habe durch die zweite Bitte alles Verdienstliche der ersten selbst wieder ausgetilgt.

Ernstlicher als ihr Ehemann bemühten sich ihr Bruder, der Capitän, und Herr von Mongeorge, und setzten Alles in Bewegung, um ihrer Schwester und Geliebten das Leben zu erhalten. Ohne den damaligen Erzbischof von Paris, Ludwig Anton von Noailles, einer der würdigsten und achtbarsten Prälaten, hätte der König vielleicht den vielfachen Verwendungen für die schöne Frau ein geneigtes Ohr geliehen. Aber der Erzbischof stellte

dem Monarchen das Gefährliche einer solchen Begnadigung vor: die Beichtväter hörten ohnedies in Paris fast nichts als Bekenntnisse galanter Frauen, die ihren Männern nach dem Leben getrachtet hätten. Wenn auch diese offenkundige Frevelthat unbestraft bleibe, würde kein Ehemann seines Lebens sicher sein.

Die Publication des unwiderruflichen Endurtheils sollte mit der Hinrichtung an einem und demselben Tage erfolgen. Die Gerüste für die Zuschauer waren schon auf dem Grèveplatz gezimmert, denn halb Paris drängte sich, die Hinrichtung der berühmten, schönen Frau zu sehen. Sie wurde morgens um 5 Uhr in die Marterkammer geführt. Noch wußte sie nichts vom Urtheile des Parlaments. Sie fragte auf dem Wege: ob denn ihre Sache nicht bald zu Ende kommen würde? — „Bald genug", antworteten ihre Führer.

Pitaval berichtet uns eine Scene von tragisch-dramatischem Interesse. Seine Darstellung verwischt zwar wieder etwas davon; ein französischer Romantiker möchte leicht einen jener haarsträubenden Auftritte, die unser Gefühl zerreißen, daraus entwerfen, aber sie hat schon in der einfachen Andeutung der Situation des Herzzerreißenden genug. Der Criminallieutenant erwartete die Verbrecherin in der Marterkammer, er hieß sie niederknien, wie es die Ordnung gebietet, und so das Arrêt anhören, das ihr der Actuar vorlas. Kaltblütig, ohne sich zu verfärben, fast regungslos, hörte sie das Urtheil, als ginge es ihr nicht an. Das Urtheil machte es eben auch nöthig, daß dieselbe obrigkeitliche Person der Verurtheilten eine Ermahnungs- und Strafrede hielt, welche, nach unsern Ansichten, wenn es soweit gekommen, nicht mehr den weltlichen Behörden obliegt — denn der Verbrecher hat mit dieser Welt abgeschlossen —, sondern allein Denen,

welche ihn auf eine andere Welt vorbereiten sollen. Der Criminallieutenant malte ihr in pathetischen Bildern den Unterschied des Sonst und Jetzt, jene freudenvollen Tage, verlebt in Schönheit, Jugendlust und Ueberfluß an allem Dem, was das Herz erfreut und die Sinne kitzelt, und diese Tage des Schreckens, die in wenigen Stunden drohende schimpfliche Todesstrafe. Er bat sie dringend, von der kurzen Zeit, die sie noch zu leben hätte, Gebrauch zu machen, und offen bekennend, sich und ihm die Schmerzen zu ersparen, wenn er sie auf die Folter bringen lasse.

Er hatte sich getäuscht, wenn er bei ihr auf die Wirkung rechnete, welche der Auftritt auf ihn selbst machte. Sie antwortete ihm, den Kopf stolz erhebend: „Sie haben Recht. Der heutige Tag ist sehr verschieden von denen, die ich erlebt habe. Heute liege ich vor Ihnen auf den Knien; damals lagen Sie vor mir. Das waren allerdings schöne Tage. Aber über diese Erinnerung bin ich hinweg. So wenig fürchte ich mich vor dem Augenblick, der mein trauriges Leben zu Ende bringt, daß ich ihn vielmehr als die Erlösung von allem meinen Unglück ersehne. Ich hoffe, das Schaffot mit eben der Standhaftigkeit zu besteigen, als ich in den Verhören und jetzt beim Urtheil gezeigt habe. Auch die Furcht vor Ihren Martern soll mir kein Geständniß eines Verbrechens entreißen, das ich nicht begangen habe.“ ,

Der Polizeibeamte hatte zu den Verehrern, und man darf annehmen, zu den begünstigten Verehrern der schönen Frau gehört. Heute war er verurtheilt, sie auf die Folter zu spannen und Zeuge ihrer Qualen zu sein.

Ihr war die Wassertortur, die Question à l'eau, zuerkannt. Diese bestand nach dem französischen Gerichtsgebrauch in folgender Procedur: Die Delinquentin (denn

in der Regel wurde ſie bei den Frauen angewandt) ward entkleidet. Man ſetzte ſie auf eine Bank und feſſelte ſie mit Händen und Füßen an zwei in die Mauer der Marterkammer übereinander befeſtigte eiſerne Ringe. Dann wurde ihr ein Trichter in den Mund geſteckt und Waſſer in Fülle nach und nach in den Mund gegoſſen. Bei der ordentlichen Folter mußte die Delinquentin vier, bei der außerordentlichen acht volle Maß auf dieſe Weiſe verſchlucken. Gewöhnlich waren danach die Delinquentinnen ſo erſchöpft, daß man ſie auf eine Matratze und im Winter ans Feuer legen und durch einige Gläſer Wein wieder ins Leben rufen mußte, damit das Urtheil an ihnen vollſtreckt werden könne, was in der Regel fünf oder ſechs Stunden nachher erfolgte.

Madame Tiquet war ſchon von den Qualen, die ihrem Leibe das erſte Maß Waſſer verurſachte, überwältigt. Sie bat, ſie mit dem zweiten zu verſchonen und bekannte Alles (?), was dem Leſer in dem Obigen mitgetheilt iſt. Auf Befragen, ob der Capitän Mongeorge an ihren mörderiſchen Anſchlägen theilgehabt? antwortete ſie entſchieden: „Ich hütete mich wol, ihm etwas davon zu entdecken; denn es hätte mich augenblicklich ſeiner Achtung, und auf immer beraubt.“

Die geiſtlichen Tröſtungen durch den Pfarrer von St.-Sulpice empfing ſie anſcheinend mit allen Anzeichen chriſtlicher Geſinnung. Ihr letzter Auftrag an ihn war daß er ihren Gatten, in ihrem Namen, um Verzeihung bitten möge.

Keine Hinrichtung unter Ludwig XIV., ſelbſt nicht die der Brinvilliers, hat ſoviel Zuſchauer in Paris angelockt. Die Fenſter nach dem Grèveplatze waren zu theuern Preiſen vermiethet, die Dächer waren mit Schauluſtigen bedeckt, die Straßen, durch welche der Zug ging, waren

so gedrängt voll, daß mehre Personen erdrückt wurden. Madame Tiquet war nie schöner als in dem weißen Kleide an ihrem Hinrichtungstage. Als die Blicke der vielen Tausende starr auf sie fielen, zog sie die Haube tief ins Gesicht und beugte den Kopf zur Brust. Ihre Frechheit war verschwunden. Aber als der Pfarrer von St.-Sulpice ihren sinkenden Muth durch seinen geistlichen Zuspruch wieder gestärkt, richtete sie sich abermals in die Höhe, schob die Haube zurück und blickte auf die Pariser mit unbefangenem, ruhigem Blicke, aus dem aber alle Herausfoderung und aller Hohn fort waren. — Der Portier Moura saß, ihr gegenüber, auf demselben Wagen. Sie bat ihn, ihr zu verzeihen, daß er, durch ihre Schuld, denselben Weg mit ihr fahre.

Abends um 5 Uhr kam sie auf dem Grèveplatz an. Ein Aufschub der Execution kam vom Himmel herab. Es goß in Strömen, die Breter des Schaffots wurden so schlüpfrig, daß der Scharfrichter nicht mit Sicherheit darauf stehen konnte. Zur Verschärfung ihrer Qual mußte die feine Frau lange Zeit, bis die Wolken sich vertheilten, in ihrem leichten Kleide, im Angesichte Aller, in den Wolkengüssen, die ihre zarte Haut verwundeten, auf dem Karren aushalten. Sie mußte alle Zubereitungen sehen, die sonst der Angstschleier, welcher sich um die letzten Blicke des Verurtheilten hüllt, denselben verbirgt. Auch die schwarze Kutsche, mit ihren eigenen Pferden bespannt, die ihre Leiche fortführen sollte, auch die Hinrichtung des Portiers Moura, die vor ihren Augen erfolgte, erschütterte sie nicht. Sie reichte dem Scharfrichter die Hand, sie aufs Schaffot zu führen, küßte oben das Beil, strich ihre Haare zurück und setzte das Kopfzeug fest, und Alles mit einem Anstande und rascher Gewandtheit, welche die Pariser entzückten. Mit derselben

Anmuth kniete sie nieder, entblößte den Hals und legte den Kopf auf den Block. Die ungewöhnlichen Reize, die er erblickte, verwirrten sogar den Scharfrichter. Er mußte fünf mal zuhauen, ehe er den Kopf vom Rumpfe trennen konnte.

Der Kopf der Ehebrecherin und Gattenmörderin blieb einige Zeit auf dem Schaffote ausgestellt. War die Absicht dabei, Entsetzen und Abscheu vor der That zu erwecken, so war sie verfehlt. Die Pariser konnten sich an dem schönen Kopfe nicht satt sehen. Die Züge sollen nicht im Geringsten verändert gewesen sein; ja man wollte, daß die lebendige Tiquet nie so schön ausgesehen habe. Und doch war es der abgeschlagene blutlose Kopf einer Frau von 42 Jahren.

Ihr Gatte tröstete sich, indem er den Körper der Entseelten mit allen Ehren bestatten ließ und ihr Vermögen für sich einzog.

Die Pariser trösteten sich durch lebhafte Theilnahme an dem Schicksale des unglücklichen Geliebten der Madame Tiquet. Capitän Mongeorge irrte einsam im Park von Versailles während der Execution umher. Weder der Zuspruch des Königs, noch die Theilnahme der ganzen Stadt an seinen Seelenschmerzen konnten durch acht Monate seinen Kummer lindern, während deren er eine Reise ins Ausland zu seiner Zerstreuung vornehmen mußte, begleitet vom Mitgefühl und der Hochachtung der pariser feinen Gesellschaft.

So starb Angelique Carlier auf dem Schaffot. Ihr Tod war noch lange Zeit ein Gegenstand so der allgemeinen Rührung, als ihre Hinrichtung ein Schauspiel voll des pikantesten Interesse gewesen war. Die Spanier durchrieselte ein Entsetzen, als Donna Maria de Mendieta ihre sündige Lust auf der Garotta büßte, und der Mord

des Caſtillo klang noch lange als ein grauenvolles Ereigniß in das Ohr des Caſtilianers. Beim Gedächtniß an die Tiquet flüſterten die Damen von Paris ein: „Schade um die ſchöne Frau!“ und ein Lächeln ſchwebte um die Lippen, wenn des Parlamentsraths Tiquet erwähnt wurde.

Der Lohnlakai Auguſt Cattelain, der ſich freiwillig angegeben, kam mit lebenslänglicher Galeerenſtrafe davon. Von den übrigen Theilnehmern wurden einige vorläufig, andere völlig freigeſprochen.

Der falsche Martin Guerre.

1560.

Im Städtchen Artigues, im Gerichtssprengel von Rieux, lebte um die Mitte des 16. Jahrhundert ein junges Ehepaar, von dem die Nachbarn sich gar sonderbare Dinge zuflüsterten.

Bertrande von Rols, ein Mädchen von großer Schönheit, war nach dortiger Sitte schon sehr früh, etwa in ihrem zehnten Jahre, mit dem nicht viel ältern Martin Guerre verheirathet worden. Aber sehr lange Zeit war es dem jungen Mann unmöglich, sich in den Besitz seiner ehelichen Rechte zu setzen. Dies war stadtkundig und Niemand zweifelte, daß die jungen Leute behext wären.

Freunde und Gevattern riethen Dieses und Jenes, wie sie der Bezauberung ledig werden möchten. Allerhand Ceremonien wurden mit ihnen vorgenommen. Aber trotz der geweihten Kuchen, welche sie verzehrten, trotz der verschluckten Hostien und der Messen, die von den verschiedenen Priestern für sie gelesen wurden, hielt der Zauber an.

Nun meinten Bertrandens Verwandte und Freunde, das Unvermögen sei nur auf Seiten ihres Mannes und

sie solle sich von ihm scheiden lassen, um einen glücklichern Ehebund einzugehen. Aber die junge Frau, ebenso tugendhaft als schön, fühlte reine Neigung und Anhänglichkeit zu Martin und wollte von einer Trennung nichts wissen, wie dringend und wiederholentlich sie auch von den Ihrigen darum bestürmt wurde.

Endlich, nach acht oder neun Jahren, löste sich der Zauber von selbst; wie man annehmen darf, infolge des reifern Alters des Ehegatten. Als Beide etwa 20 Jahre zählten, unternahmen sie mit zwei Bekannten, einem Bruder und seiner Schwester, eine gemeinschaftliche Reise. Unterwegs mußten die Reisenden in einer Herberge, aus Mangel an Raum, mit einer Kammer, in der nur zwei Betten standen, sich begnügen. Die Männer legten sich in das eine, die Frauen in das andere Bett nieder. In der Nacht fühlte plötzlich Martin Guerre seinen Zauber gelöst. Die Andern schliefen fest, er stand auf, schlich zu seiner Frau und setzte sich in den nun nicht mehr bestrittenen vollen Besitz seiner ehelichen Rechte.

Zwar war die Furcht dieser Nacht auf der Reise ein gesunder Knabe, den der Vater auf den Namen Sanxi taufen ließ, aber das eheliche und Lebensglück desselben wurde bald nach der Geburt des Kindes zerstört. Martin's Aeltern stammten aus Biscaya, wo er selbst auch geboren war; sie lebten in Artigues von dem Ertrage der von ihnen bewirthschafteten Ländereien. Martin ließ sich verleiten, seinem Vater Getreide zu entwenden, und als der Alte den Diebstahl entdeckte, floh Martin vor dem Zorne desselben, ohne irgend Jemand Nachricht zu hinterlassen, wohin er sich gewandt.

Volle acht Jahre ließ er nicht das Geringste von sich hören. Inzwischen starb sein Vater, wie es den Anschein hat, ohne Groll wider den verschollenen Sohn; denn er

enterbte ihn nicht. Der Bruder des Erblaſſers, Pierre, verwaltete den Martin zugefallenen Erbtheil und erhob die Einkünfte deſſelben.

Bertrande hatte, als eine Art Witwe, in unbeſcholtener Zurückgezogenheit dieſe acht Jahre verlebt, als die Nachricht ſich verbreitete, der verſchollene Martin Guerre ſei zurückgekehrt. Es war eine nicht zu bezweifelnde Thatſache. Man ſah den freilich in acht Jahren gealterten Martin wieder an der Seite ſeiner hocherfreuten Gattin, und wer ihn ſah, erkannte ihn wieder; das waren ſeine Züge, ſein Wuchs. Er plauderte mit den Bekannten des Hauſes von alten Dingen, erinnerte ſie an Dies und Jenes, was ihnen ſelbſt entfallen war, an manchen Scherz und manche Heimlichkeit. Er war heiter und zutraulich, wie er es immer geweſen.

Martin Guerre's vier Schweſtern erkannten ihn als ihren Bruder; Pierre, des Vaters Bruder, nahm ihn als ſeinen Neffen auf; die ganze Familie empfing ihn als ihren Verwandten. Er bezog Bertrandens Wohnung und waltete mit den unbeſchränkten Rechten eines Ehemanns. Infolge dieſer erneuten, glücklichen Verbindung erzeugte das Ehepaar zwei Kinder, von denen aber das eine bald nach der Geburt ſtarb.

Wer hätte nun daran zweifeln ſollen, daß der Ankömmling der echte Martin Guerre ſei? Und doch verbreitete ſich ein ſeltſames Gerücht in Artigues. Ein Soldat aus Rochefort, den der Zufall durch das Städtchen führte, ſollte an öffentlichen Orten erklärt haben, der wahre Martin Guerre, den er wol kenne, ſei in Flandern; bei St.-Laurent habe ihm eine Kanonenkugel das eine Bein genommen und er führe jetzt ein hölzernes. Dieſer, mit beiden geſunden Beinen, müſſe daher ein Betrüger ſein. Allein wer hatte ein Recht, da Frau und

Verwandte einig waren und ihn für den wahren hielten, auf Aussagen eines fremden Soldaten hin, ihm seine Eigenschaft zu bestreiten? Dieser Herläufer konnte, man wußte nicht welche, unlautere Absichten haben; und seine Angaben klangen nicht weniger fabelhaft. Denn, wenn Martin Guerre anderswo lebte, was hielt ihn ab, in seine Heimat zu kommen und sein väterliches Erbtheil in Empfang zu nehmen? Doch befremdete es, daß Bertrande, nach demselben Gerücht, den Soldaten insgeheim vor einen Notarius citirt haben sollte und über seine Aussagen ein Instrument aufnehmen lassen.

Indessen zog bald eine andere Angelegenheit die Aufmerksamkeit der Leute auf die Familie Guerre. Pierre, der Oheim, gerieth mit dem Neffen in heftige Streitigkeiten. Zwar hatte er ihm die verwalteten Güter wieder herausgegeben, verzögerte aber die gefoderte Rechnungsablegung von Tag zu Tage. Mit Ungestüm drängte ihn Martin; es kam zum Proceß und aus der frühern Einigkeit erwuchs die heftigste Erbitterung. Der Oheim ward sogar beschuldigt, dem Neffen nach dem Leben getrachtet zu haben. Einst sollte er in seinem Ingrimm ihn schon zur Erde geworfen haben und im Begriff gewesen sein, ihn mit einer eisernen Stange zu erschlagen, als Bertrande sich über ihren Gatten warf und auf diese Weise sein Leben rettete. Doch ruhte Pierre nicht; er suchte vielmehr nach allen Mitteln, sich an dem verhaßten Gegner zu rächen.

Die beste Gelegenheit schien sich darzubieten, als Martin, infolge verdrießlicher Händel mit einem Jean von Escarboeuf, in gefängliche Haft gebracht wurde. Er benutzte diese Zeit, Bertranden mit Vorstellungen zu bestürmen, daß sie von ihrem Manne lasse. Er sei ein Betrüger, den sie aus dem Hause werfen müsse; ja der

Oheim drohte, sie selbst aus Haus und Hof zu treiben, wenn sie es noch länger mit ihm halte. Aber die Frau ließ sich nicht einschüchtern und erklärte mit eben solcher Festigkeit und Bitterkeit: „Niemand auf der Welt kenne ihren Mann besser, als sie selbst. Wenn er nicht ihr Ehemann wäre, so müsse der Teufel in seiner Haut stecken. Und wer das Gegentheil behaupte, den könne sie in ihrer Wuth umbringen.“

Nicht besser erging es dem ergrimmten Oheim bei einem andern Verwandten. Der reiche Jean Loze, Consul zu Palhos, den Pierre's Familie um Geldvorschüsse anging, um damit den Proceß gegen den angeblichen Betrüger zu führen, erklärte, er erkenne Martin als seinen Verwandten an, wolle nichts weniger, als ihn ins Unglück stürzen, und wenn er Geld hergebe, solle es lieber sein, um dem verleumdeten Manne gegen seine Feinde Recht zu verschaffen.

Pierre's Anschläge schienen durchaus gescheitert, als Martin eines Tages, der Haft entlassen, zu seiner Frau zurückkehrte. Diese empfing ihn mit den Ausdrücken der unverhohlensten Freude und ehelicher Zuneigung. Sie liebkoste ihn wie einen aus schwerer Gefahr Erretteten, holte ihm reine Wäsche, zog ihn selbst an und wusch ihm die Füße. Aber schon am frühen Morgen nach der ersten, seligen Nacht der Wiedervereinigung sah man Pierre, den Oheim, und seine vier Schwiegersöhne, alle von Kopf bis Fuß bewaffnet, aus Bertrandens Hause kommen, in ihrer Mitte den gefangenen Martin. Sie schleppten ihn mit Gewalt ins Gefängniß von Rieux, und am Abende hieß es allerwärts, dies sei von ihnen in Auftrag und Vollmacht Bertrandens selber geschehen, welche endlich erkannt habe, daß ihr Mann nicht ihr Mann, sondern ein Betrüger sei und den Proceß gegen ihn anhängig mache.

Ueber Bertrandens eigentliche Gesinnung und eigenen Glauben ist, wie die Folge ergeben wird, nichts mit Gewißheit ermittelt. Sie scheint von Zweifel über Martin's Echtheit hin- und hergeworfen; aber, wenn sie ihre eigene Neigung befragte, mehr zum Glauben, als zum Unglauben gestimmt gewesen zu sein. Jene Vollmacht hatte sie allerdings unterschrieben, aber erst am späten Abend desselben Tages; und die Vermuthung ward fast zur Wahrscheinlichkeit im Laufe des Processes erhoben, daß sie es nur infolge harter Drohungen und Gewaltmaßregeln gethan, welche Pierre mit seinen Schwiegersöhnen gegen die verlassene junge Frau angewandt. Denn wie wenig ihr Gemüth damit zu thun hatte, bewies Bertrande, indem sie nach der gewaltsamen Entführung Kleidungsstücke, Wäsche und Geld zusammenpackte und sie ihrem Martin ins Gefängniß nachschickte.

Vor dem Richter von Rieux wurde nun der merkwürdige Proceß instruirt.

Die Kläger behaupteten, daß der Verklagte nicht der verschollene Martin Guerre, sondern ein gewisser Arnold Tilh, genannt Panſette, sei, gebürtig aus Sagias, und ihr Antrag ging dahin, ihn für einen Impostor zu erklären und nach der Strenge der Gesetze zu bestrafen.

Martin's Vertheidigung war einfach und natürlich. Es sei ihm nie eingefallen, sich für einen Andern auszugeben, als der er wirklich sei. Nachdem er wegen des bekannten Zwistes mit seinem Vater aus der Heimat entwichen, habe er sich hier und dort umhergetrieben, in dieser und jener Stadt gelebt, mit diesen und jenen Personen, die er alle namentlich angab, verkehrt. Darauf habe er dem Könige in Frankreich sieben bis acht Jahr gedient, sei dann nach Spanien entlaufen, wo er einige Monate Soldat gewesen, und endlich auf die Nachricht,

daß er ohne Gefahr nach Hause kehren dürfe, habe er sich dahin auf den Weg gemacht. In Artigues sei er beim ersten Anblick von allen Einwohnern, denen er begegnet, erkannt und mit Jubel in sein Haus geführt worden. Sein Weib habe ihn mit Freuden empfangen und ohne die geringsten Zweifel aufgenommen. Verwandte und Freunde, darunter seine vier Schwestern, wären ihm mit Freudenthränen in die Arme gestürzt, und Alles, ohne daß er nöthig gehabt, seine Geschichte zu erzählen, und ohne daß sie eine Untersuchung angestellt. Die Macht der Wahrheit habe für ihn gesprochen.

Wenn seine Frau jetzt scheinbar unter den Anklägern gegen ihn stände und wider ihn zeugen sollte, nachdem sie drei Jahre ohne die geringsten Zweifel und Bedenklichkeiten mit ihm gelebt, so sei klar und ersichtlich, daß sie es nicht aus freien Stücken thue, sondern infolge der Drohungen und Einschüchterungen seines Oheims und dessen Anhang. Was diesen gewaltsamen Mann zu den unnatürlichen Verfolgungen treibe, sei ebenso klar. Es sei lediglich Rachsucht und Eigennutz und die vorangehenden, offenkundigen Vorfälle zwischen ihm und dem bösen Verwandten gäben die ihm günstige Schlußfolgerung von selbst an die Hand. Sein erster Antrag war deshalb: Bertranden aus der Gewalt des Oheims zu befreien und sie vor den Einflüsterungen desselben sicher zu stellen, indem man sie in ein anderes Haus, unter die Obhut unbescholtener Leute bringe. Diesem Antrage wurde auch nachgegeben und überdem zu Gunsten des Angeschuldigten die Erlassung eines Monitoire verfügt, d. i. eines geistlichen Ermahnungsschreibens, welches allen Denen, die von der Sache etwas wußten, anbefiehlt, bei Strafe des Bannes es dem Gerichte zu entdecken.

Nach den durch das Gericht eingegangenen Nachrichten

ergab sich die Richtigkeit von Allem, was der Angeschuldigte von seiner Reise, von den Städten, die er berührt, von den Personen, mit denen er gesprochen haben wollte, angab. Ueberdem gab er, beim Verhör, von jedem Umstande, worüber man ihn fragte, genaue Rechenschaft. Er redete mit der größten Geläufigkeit von seinem Geburtsort, seinem Vater, seiner Mutter, seiner Verheirathung, von dem Priester, der ihn mit Bertranden getraut; er entsann sich sogar, wie einige der Hochzeitsgäste gekleidet waren. In der Brautnacht waren die jungen Leute von einigen Muthwilligen, nach der rohen Sitte jener Zeit, überfallen und geneckt worden. Auch diese Personen wußte er zu nennen; desgleichen kannte er genau die Geheimnisse jener Nacht in der Herberge.

Betrande, über alle diese Umstände vernommen, gab dieselben Antworten, daß es fast schien, als hätten sie sich darüber vorher verabredet, was doch unmöglich war. Nur über die Geschichte ihrer vermeintlichen Bekehrung, welche sie sehr ausführlich erzählte, hatte Martin geschwiegen. Darüber befragt, gab er aber Umstand um Umstand mit der größten Genauigkeit und fast mit denselben Worten, als Bertrande, zum Protokoll.

Es wurden hierauf nicht weniger als 150 Zeugen vernommen, darüber, ob sie den Angeschuldigten für Martin Guerre erkennten, oder für Arnold Tilh?

Etwa sechszig erklärten, die Aehnlichkeit zwischen Beiden sei so auffallend, daß sie sich keine bestimmte Entscheidung zutrauten. Dreißig bis vierzig stimmten in ihren Aussagen dahin überein, daß er wirklich der ihnen wohlbekannte Martin sei, mit dem sie von Kindheit an umgegangen wären. Sie hätten ihn an gewissen Merkmalen und Narben seines Körpers sogleich erkannt. Etwa funfzig erklärten aber mit derselben Bestimmtheit, es sei kein

Anderer als Arnold Tilh aus Sagias, den sie ebenfalls schon in seiner Jugend gesehen und mit dem sie Umgang gehabt hätten.

Endlich wurde von Gerichts wegen der zweifelhafte Beweis der Familienähnlichkeit nach dem Augenschein versucht. Martin's Sohn, der junge Sanxi, glich dem Angeschuldigten nicht im Mindesten. Dagegen wurden die vier Schwestern Guerre ihm so ähnlich erfunden, als „ein Ei dem andern".

Der Richter von Rieux fällte hierauf ein Urtheil: daß der Angeklagte, des Betrugs schuldig und überwiesen, durch das Schwert vom Leben zum Tode zu bringen und sein Leichnam zu viertheilen sei.

Der Angeklagte appellirte natürlich und das Parlament von Toulouse verfügte, mit der bisherigen unzufrieden, eine neue und strengere Untersuchung.

Vor allem schien es nöthig, über Bertrandens Charakter die möglichsten Aufschlüsse zu erhalten und, wären diese gewonnen, sie zu einem entscheidenden Zeugnisse zu bewegen. Alle Nachforschungen sprachen zu ihren Gunsten. Alle Zeugen belobten ihre unsträfliche Aufführung und ihre tugendhaften Gesinnungen. Danach schien es unmöglich, daß ein so unbescholtenes Weib drei Jahre mit einem Manne gelebt haben solle, wenn sie nicht die aufrichtige Ueberzeugung gewonnen, daß er es von Gott und Rechts wegen sei. Sie, die acht Jahre während seiner Entfernung in der Blüte der Jugend und Schönheit sich enthaltsam gezeigt und, wo sie annehmen konnte, Witwe zu sein, den Lockungen und Aufforderungen widerstanden, das halb zerrissene Eheband vollends zu zerreißen und eine neue Verbindung einzugehen, vielmehr in Treue dem Verschollenen seine Rechte aufbewahrt hatte, von ihr war nicht anzunehmen, daß sie, nur aus fleischlichem Verlangen,

einem fremden Manne ihren Besitz eingeräumt hätte. Bei der Confrontation zeigte sie sich verlegen, verwirrt. Als der Angeklagte sie freimüthig auffoderte, die Wahrheit zu bekennen: sie solle schwören, ob er ihr Mann sei oder nicht, und wenn auch sie gegen ihn spräche, habe das Leben keinen Werth für ihn, er wolle sich willig der Todesstrafe unterwerfen — wußte Bertrande nichts zu antworten als: „daß sie das weder beschwören, noch glauben wolle."

Dem neuen Richter erschien dies als ein neues Zeugniß für den Angeklagten. Bertrande, eingeschüchtert von so vielen Seiten, von so manchen Vorstellungen, bereute ihren Schritt, den Beitritt zur Anklage des alten Pierre; aber sie hatte einmal aus Schwäche, aus Furcht gefehlt; aus neuer Schwäche, aus Furcht vor Strafe, getraute sie sich nicht, ihre erste Erklärung bestimmt zurückzunehmen. Dazu sprach für den Inculpaten sein freies, offenes Gesicht, sein gesetztes zuversichtliches Wesen, welches er in der Confrontation mit Bertranden, wie mit dem eigentlichen Ankläger, dem alten Pierre, bewahrte, wohingegen dieser außer aller Fassung erschien, dergestalt, daß die Inquirenten, — denn die Confrontationen erfolgten vor einer vollen Gerichtsversammlung — das Zeichen des Schuldbewußtseins und einer verleumderischen Anklage auf Pierre's Stirn zu lesen glaubten.

Nichtsdestoweniger wurde noch einmal zum Zeugenverhör geschritten und von den abermals vernommenen dreißig Personen schworen neun oder zehn auf Martin Guerre, aber sieben oder acht mit eben solcher Bestimmtheit auf Arnold Tilh. Folgendes waren die wichtigsten der gegen ihn sprechenden Umstände und Aussagen, welche von den Klägern zu dem von ihnen zu führenden Beweise zusammengestellt wurden.

Dieser Beweis sollte vorzugsweise affirmativ geführt werden: daß nämlich die in Rede stehende Person der bewußte Arnold Tilh sei. Und hier kam es zunächst darauf an, dessen Persönlichkeit zu constatiren. Arnold war, nach Angabe Aller, welche ihn in seiner Jugend gekannt, ein ruchloser Gesell, ein Spieler, Flucher, Gottesleugner, ein gewandter Dieb, kurz ein Mensch, welcher zu allem Unrecht, aus dem ihm ein Vortheil erwuchs, den besten Willen und die beste Fähigkeit mitbrachte. Zur Geschicklichkeit, bei jedem Betruge eine Rolle zu spielen, besaß er die Unverschämtheit, welche nöthig war, sich darin zu behaupten. Ein Charakter, der sich keine Gelegenheit entgehen ließ, fremdes Gut und fremden Ruf sich anzueignen, mußte sich vorzugsweise berufen fühlen, hier zuzugreifen, wo die Umstände ihm zu dem bedeutendsten Spiele von selbst die Hand boten.

Die unverdächtigsten Zeugen hatten übereinstimmend bekundet, daß beide Personen von einer Aehnlichkeit seien, daß ein Unbefangener wol die eine für die andere halten könne. Dennoch bemerkten Einige, daß in gewissen wesentlichen Umständen ein Unterschied obwalte: Martin Guerre wäre größer und schwärzer gewesen, schmächtig gewachsen, stumpfnäsig und von dünnen Beinen. Er sei ein wenig gebückt gegangen und habe den Kopf zwischen den Schultern getragen. Wohingegen Arnold Tilh kleiner, untersetzter war, mit starken Beinen, auch nicht stumpfnäsig, noch habe er den Kopf eingezogen.

Diese letztere Schilderung paßte durchaus zum Bilde des Inculpaten, wie er vor den Richtern stand. Dagegen hatte auch er, wie die Zeugen für Martin Guerre angaben, auf seinem Gesichte das Merkmal von einem Geschwür und eine Narbe über der rechten Augenbraue. Aber jene Zeugen hatten in der Beschreibung der Narben

und Wundenmale, die sie vor so langen Jahren bei Martin bemerkt haben wollten, sich mannichfach widersprochen. Dieser hatte die Narbe an dieser Stelle und von der Größe, Jener an einem andern Orte und von einer andern Ausdehnung gesehen. Auch nicht zwei Zeugen stimmten hierin in ihren Wahrnehmungen. Und wenn endlich auch der Angeklagte das ganze Gesicht Martin Guerre's nach allen Zügen und Lineamenten hätte, so wisse man ja aus der Geschichte von tausend ähnlichen und noch auffallendern Spielen der Natur; wobei die Advocaten der Ankläger es nicht an Anekdoten aus der Geschichte des classischen Alterthums fehlen ließen.

Wenn der Angeklagte scheinbar Alles wisse, was nur Martin Guerre wissen konnte und sich durch keine Frage aus der Fassung bringen ließ, so sei dies nur eine auf die feinste Art gesponnene Betrügerei, indem der Urheber durch allerhand listige Mittel sich zeitig in den Besitz dieser Geheimnisse gesetzt und wo er doch etwa irre, es durch Unverschämtheit zu bemänteln wisse. Ja, es wurde seitens der Ankläger auch dringend wahrscheinlich gemacht, daß der angebliche Betrüger sich durch Zaubermittel die ihm mangelnde Kenntniß verschafft habe; eine Angabe, worauf das Parlament von Toulouse und selbst der gelehrte Referent in dieser Sache, der Parlamentsrath Coras, ein Reformirter, Gewicht legten.

Bertranden warf man weder eine Mitschuld an dem Spiele des Betrügers vor, noch daß sie von ihm behext sei. Ihr ganzes Benehmen zeuge nur dafür, daß sie eine gutmüthige, furchtsame Frau und unfähig eines Entschlusses sei, welcher irgend Jemand ins Unglück stürzen könne, am wenigsten aber, wo es einen Mann galt, dem sie sich in gutem Glauben ganz überlassen. Es fodere aber einen großen Entschluß von einer tugendhaften Frau,

öffentlich zu bekennen, daß sie sich in ihrem Manne geirrt. Denn diese Erklärung begreife nicht weniger in sich, als ein Bekenntniß: daß sie die Ehe gebrochen, durch drei Jahre die Concubine eines verworfenen Menschen gewesen und daß ihre mit ihm erzeugten Kinder Bastarde seien. Aus diesem Grunde zeuge ihr halber Widerruf, ihre Unentschlossenheit und Aengstlichkeit nichts weniger als für den Verklagten.

Unter den Zeugen, welche ihn unbedingt für den Arnold Tilh erklärten, hatten einige mit ihm Contracte abgeschlossen, oder waren als Zeugen bei Verträgen mit ihm zusammen gewesen. Sie wiesen die Documente und seine Unterschrift vor, was freilich nichts gegen einen Mann bewies, dem die Unterschrift wie die Instrumente selbst fremd waren. Dagegen bezeugte der Gastwirth aus einem andern Orte: der Gefangene habe sich ihm einst unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckt, daß er zwar Arnold Tilh sei, aber Martin Guerre habe ihn zum Erben eingesetzt. Zwei Andere bekundeten, wie sie ihn erkannt; als sie ihn aber anreden wollen, habe er ihnen ein Zeichen gemacht, zu schweigen, dem Einen von ihnen auch ein Geschenk zugesteckt.

Noch bekundete Einer, daß der verschollene Martin Guerre ein guter Fechter und Ringer gewesen, der Angeklagte aber verstehe von beiden Künsten nichts.

Martin Guerre war aus Biscaya gebürtig. Der Angeklagte aber verstand nichts von der baskischen Sprache, bis auf ein Paar Worte, die er geflissentlich von Zeit zu Zeit in seine Reden mischte.

Zwei Zeugnisse erschienen endlich als schlagend:

Der Schuhmacher, welcher vordem für Martin Guerre gearbeitet, erhärtete endlich, daß dieser aus seiner Maßlade immer Nummer 12 gehabt, wogegen der Gefangene nicht

mehr als Nummer 9 habe. Daß Füße eines erwachsenen Mannes in gesundem Zustande kleiner würden, ist noch nicht vorgekommen.

Ein mütterlicher Oheim des bewußten Tilh, Namens Carbon Bareau, erkannte bei der Confrontation in dem Angeklagten auf den ersten Blick seinen Neffen. Dem alten Manne stürzten die Thränen aus den Augen, als er den Unglücklichen in Ketten vor sich sah. Die Richter legten großes Gewicht auf dieses unwillkürliche Geständniß. Die Kraft der Natur entriß diesem alten Mann eine Zustimmung, welche er bei kälterm Blute schwerlich gegeben hätte, denn sie mußte seinen Neffen unvermeidlich an den Galgen bringen.

Wären keine Gegenzeugen gewesen, so hätte jeder Gerichtshof auf diese positiven Aussagen wider den Angeschuldigten gesprochen. Aber die Zeugen für ihn verharrten mit derselben Bestimmtheit in ihrer Affirmation: daß der Gefangene kein Anderer sei, als der ihnen wohlbekannte Martin Guerre. Was der Aussage dieser dreißig bis vierzig Personen noch mehr Gewicht gab, war, daß sie mit Martin Guerre, von dessen Kindheit an, den vertrautesten Umgang gehabt, während die vorigen Zeugen den Arnold Tilh meistens nur aus einzelnen Begegnungen im Leben kannten. Ob Arnold auch verschwunden und verschollen gewesen, und seit wann er seine Vaterstadt verlassen und wo er zum letzten mal gesehen worden, darüber schweigen die Mittheilungen.

Unter den Hauptzeugen für den Angeschuldigten stehen seine vier Schwestern voran. Sie hatten ihn vom Augenblick seiner Rückkunft an für ihren Bruder erkannt. Sie beharrten bei ihrer Aussage in jedem Verhör. War es anzunehmen, daß alle Vier sich durch die Aehnlichkeit täuschen ließen? Und wenn das bei der ersten Begegnung

geschehen, so mußten sie doch im Verfolg des Processes ihre ganze Aufmerksamkeit angestrengt haben. Eigennutz und andere unlautere Motive waren nicht denkbar. Sie galten in der ganzen Gegend für unbescholtene, wohlgesinnte Frauen. Im Gegentheil wäre es eher ihr Vortheil gewesen, den Bruder zu verleugnen, denn seine Familie wuchs an und ihre Aussicht, ihn zu beerben, wurde geringer. Und hätten auch diese Frauen durch eine blinde Schwesternliebe sich täuschen lassen, so war dies von den beiden Ehemännern der zwei verheiratheten nicht zu erwarten. Diese erkannten den Erschienenen ebenso bereitwillig als ihren Schwager an und verleugneten ihn keinen Augenblick während des ganzen Processes.

Pierre Guerre selbst, der heftige Ankläger, war indirect einer der gewichtigsten Zeugen für den Gefangenen. Er hatte ihn bei der Rückkehr ohne das geringste Bedenken für seinen Neffen erkannt, er hatte ihm die verwaltete Erbschaft ohne allen Vorbehalt ausgeantwortet und erst während des Streites über die Rechnungsablegung erwuchsen mit der Feindschaft die Zweifel an seiner Echtheit. Erwiesen ward, daß er aus Rache mehre Anschläge gegen Martin geschmiedet; es sprang in die Augen, aus welchen Motiven er diesen letzten Versuch, ihn zu verderben, angestellt.

Die Gründe, welche die Ankläger aus Bertrandens Benehmen und Charakter für sich schöpften, sprachen ebenso für den Angeklagten, wenn man sie auf andere Weise auslegte: Bertrande hatte gegen zehn Jahr in Ruhe und Frieden mit ihrem Gatten gelebt. Wenn Jemand, so mußte sie ihn kennen. Die anerkannt züchtige und tugendhafte Frau hatte ihm bei seiner Rückkehr ohne Zaudern und Zweifel die vollen Rechte des Ehemanns eingeräumt; sie hatte während eines neuen, dreijährigen Zu-

sammenlebens die vollkommene innerliche und äußerliche Aehnlichkeit mit dem Verschollenen wieder erkannt. Wäre es nicht ihr wirklicher Ehemann, hätte sie glauben müssen, die Natur könne zwei vollkommen gleiche Körper schaffen und sie durch eine Seele beleben. Ihr Benehmen bei der Arretirung, bei der Confrontation bewies nur, daß sie aus Furcht vor Pierre zuerst nachgab, und nachdem sie nachgegeben, aus neuer Furcht den gethanen Schritt nicht zurückzuthun wagte. Ihr Herz war unbedingt bei ihm, ihr Verstand war nur theilweise durch die angeregten Zweifel befangen; aber ihre Seelenkraft war nicht stark genug, den Rücksichten die Stirn zu bieten und aus voller freier Liebe sie fortzuscheuchen.

Unter den Zeugen, die sich seiner anfänglich nicht sogleich entsinnen konnten, hatte er sich Einigen dadurch zu erkennen gegeben, daß er sie an gewisse besondere Begebenheiten erinnnerte, die nur ihnen und Martin bewußt sein konnten. Gleich in den ersten Tagen seiner Ankunft hatte er Jeden mit Nennung seines Namens begrüßt. Die genauern Bekannten Martin Guerre's redete er vertraulich und freundlich an, die andern gleichgültiger.

War es möglich, daß auch der listigste Betrüger so vielen Personen und bei ganz unvermutheten Fällen, die jeden Augenblick vorkommen konnten, in der Art Rede stehen konnte, ohne sich je zu verrathen? Welch ein Unterricht mußte da vorhergegangen sein! Und wer konnte ihm den ertheilt haben? Wenn nicht Bertrande — und diese war über allen Verdacht hinaus — nur Martin Guerre selbst. Welche unnatürlichen, ins Unmögliche streifenden Annahmen setzte das voraus! Und wer kann seinem Gedächtniß so unzählige Umstände aller Art einpfropfen, ohne daß sie sich vermischen und zur Unzeit vorkommen! Und gesetzt, Martin Guerre wäre sein Lehrer

gewesen, konnte er ihm auch seinen Geschmack, seine Neigungen, seine Art und Wesen einimpfen?

Zu jenen positiven und schlagenden Zeugnissen für die Echtheit, welche die Untersuchungsrichter schon zu Gunsten des Angeschuldigten gestimmt hatten, suchte dieser noch andere Beweise zu führen, wodurch die Beweiskraft der Belastungszeugen geschwächt wurde.

Wider die Glaubwürdigkeit Carbon Bareau's und einiger andern Zeugen machte er triftige und erwiesene Einwendungen. Was den geringen körperlichen Unterschied anlangt, den einige Personen bemerkt, so erschien derselbe durch das reifere Alter von selbst erklärt. Der um acht Jahre ältere Martin hatte an Stärke und Männlichkeit zugenommen und da er dicker war, erschien er auch kleiner, als da er noch schlank und hager war. Er war Soldat gewesen und hatte gelernt, den Kopf, der früher in den Schultern stak, aufzurichten. Narben und Wundmale verwachsen gleichfalls mit den Jahren, und der Bart, den dazumal jeder Mann trug, verändert ein Knabengesicht oft so, daß man in dem Manne den Jüngling nicht mehr erkennt, während doch hier selbst seine Widersacher von seiner Erscheinung überrascht waren. Ueberdem hatte Martin Guerre 1) im obern Kinnbacken zwei Doppelzähne, 2) an der Stirn eine Narbe, 3) einen eingedrückten Nagel am ersten Finger der rechten Hand, 4) an eben dieser Hand drei Warzen und noch eine am kleinen Finger, 5) über dem linken Auge einen Tropfen geronnen Blut unter der Haut. Alle diese Zeichen fanden sich auch bei dem Gefangenen.

Daß der Knabe Sanxi gar keine Familienähnlichkeit mit dem bärtigen Manne hatte, war an und für sich kein Beweis wider ihn; die auffällige Aehnlichkeit der vier Schwestern vernichtete aber auch in diesem Falle jeden

Schatten von Beweis, den man daraus hätte schöpfen können.

Daß er die baskische Sprache nicht verstand, bewies gar nichts, denn erweislich war er schon in seinem zweiten Lebensjahre mit seinen Aeltern aus Biscaya fortgezogen; auch bekundete kein einziger Zeuge, daß er vor seiner Flucht jemals baskisch gesprochen. Der dargethane Charakter Arnold Tilh's aber sprach gerade für ihn. Denn in den drei Jahren, daß der Angeschuldigte mit Bertranden gelebt, konnte man ihn keiner der bösen Eigenschaften zeihen, die nach Aussage Aller von Jenes Natur unzertrennlich waren. Er hatte keine Ausschweifungen begangen, nichts von Schlechtigkeit gezeigt und sich die Anhänglichkeit einer so tugendhaften Frau erworben, als Bertrande war. Welche neue, an Wunder grenzende Unwahrscheinlichkeit, wenn ein so nichtsnutziger und ruchloser Mensch durch drei Jahre seine Natur vollkommen verleugnete!

Die Richter waren in Zweifeln befangen. Aber da die Beweise und Gründe auf beiden Seiten von gleicher Stärke schienen, ließ sich erwarten, daß die mildere Ansicht durchgedrungen wäre, wie Gesetz und Billigkeit in zweifelhaften Fällen verlangen, hier zumal von der Rücksicht unterstützt, daß durch die Freisprechung eine factisch bestehende glückliche Ehe und die Legitimität eines darin erzeugten Kindes erhalten wurde.

Da erschien an dem Schauplatze des Processes unerwartet ein neuer Zeuge, der gewichtiger war, als alle bisher vernommenen, ein Zeuge wider den Angeklagten, der zugleich als neuer Kläger auftrat. Ein Mann mit einem hölzernen Beine, der sich Martin Guerre nannte, der echte, der allein wahrhafte Martin Guerre von Artigues, der Ehemann Bertrandens von Rols.

Der eine angeblich falsche Martin Guerre machte den

Gerichten schon soviel Kopfbrechens, daß sie diesen zweiten Prätendenten nur mit Mistrauen empfingen und sofort in Verhaft nehmen ließen. Der Verdacht schien durch mehre Umstände gerechtfertigt. Die Aussage jenes Soldaten, über welche Bertrande von Rols ein Notariatsinstrument aufnehmen lassen, war jetzt bekannt. Nach derselben war der echte Martin Guerre ein Stelzfuß. Anlockung genug für einen Abenteurer, der ein hölzernes Bein hatte, sich zu der vacanten Stelle zu melden, nachdem es einem Andern, wie sie meinten, eine Zeit lang so gut gelungen. Auch konnte Pierre Guerre, der Alles daran setzte, seinen Widersacher zu verderben und doch auf dem Punkte stand, Alles zu verlieren, mit die Hand im Spiele haben und, um den vorhandenen zu vernichten, selbst einen neuen falschen Martin Guerre gemacht haben. Dazu kam, daß der Stelzfuß, wie aus den Berichten hervorgeht, nicht zuvor in der Stadt und bei den Verwandten sich zeigte, sondern sofort vor die Gerichte trat, mit einer Schrift in der Hand, in welcher er seine Civilansprüche auseinandersetzte und auf Wiedereinsetzung in den vorigen Stand und in alle seine Rechte antrug.

Dies Alles schmeckte nach einer abgekarteten Intrigue, um die verwickelte Sache noch verworrener zu machen. Die Antworten des Stelzfußes in den Verhören schwächten diesen Verdacht auch keineswegs. Sie waren zwar richtig und stimmten mit den meisten Umständen, wie man sie aus den Verhören mit dem Gefangenen und Bertranden bereits zur Genüge wußte; aber der bisherige Prätendent hatte weit bestimmter, genauer und umständlicher von Allem Rechenschaft gegeben.

Ehe man die Zeugen aufrief, schritt man zu einer Confrontation zwischen den beiden Martin Guerres. Der ältere verlor nicht einen Augenblick seine Ruhe. Er be-

hauptete, der Neuangekommene sei ein von seinem Oheim gedungener Betrüger, den er nicht kenne. Mit der Zuversicht eines Mannes, der seiner guten Sache sich bewußt ist, erklärte er, daß er sich der schimpflichsten Todesstrafe unterwerfen wolle, wenn es ihm nicht noch gelinge, die gegen ihn geschmiedete Cabale den Richtern zu beweisen. Er erbat sich darauf die Erlaubniß, den neuen Prätendenten selbst zu befragen. Es erfolgte hierauf ein hitziges Wortgefecht, in welchem der Stelzfuß zwar keine Antwort schuldig blieb, indessen mehr als einmal die Fassung und Geistesgegenwart verlor, während Jener, trotz der heftigen Schimpfworte und Beschuldigungen, sich in der Ruhe behauptete, welche für das Zeichen eines guten Gewissens gilt.

Noch versuchte man, um der bisherigen Zeugen überhoben zu sein, die durch die vielfachen Verhöre sich selbst in eine Ansicht festgesprochen und dadurch an Glaubwürdigkeit verloren haben mußten, frische Zeugen herbeizuziehen. Arnold Tilh hatte Brüder. Man citirte sie. Aber sie waren weder durch Versprechungen noch durch Drohungen zu bewegen, daß sie sich dem Gerichte stellten. Man ließ es dabei bewenden, weil die Richter es für unmenschlich hielten, so nahe Verwandte zu zwingen, gegen den Nächsten ihres Blutes zu zeugen, wo ihr Zeugniß diesem an den Hals gehen konnte.

So wurde denn zur Confrontation der Familie Guerre mit dem neuen Prätendenten geschritten. Man ließ zuerst die älteste Schwester vor. Sie sah den Stelzfuß einige Zeit mit unverwandten Augen an. Plötzlich aber stürzte sie ihm an die Brust, schluchzte, streichelte ihn, nannte ihn bei Namen und bat ihn, daß er ihr vergebe. Die ganze Stadt hätte ja mit ihr den Irrthum getheilt. Ihr Bruder schien nicht minder gerührt, er umarmte die

Schwester, vergab ihr die unbewußte Beleidigung und wer diesem Auftritte zusah, ward von der Ueberzeugung durchdrungen, daß hier die Stimme der Natur sprach. Der Auftritt wiederholte sich fast in derselben Art bei der Confrontation mit den drei andern Schwestern. Sämmtliche andere Zeugen, auch die am hartnäckigsten gewesen, in dem Angeschuldigten Martin Guerre zu finden, bekräftigten, nachdem sie den Stelzfuß gesehen, nunmehr einstimmig, dieser erst sei der rechte Mann.

Es blieb nun noch übrig, Bertrauden mit dem zuletzt Angekommenen zu confrontiren. Sie stockte an der Schwelle, als ihr Blick auf den unerwarteten Mann fiel. Alle Zeichen einer plötzlichen, mächtigen Erschütterung. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen und sie warf sich ihm zu Füßen; sie streckte die Arme aus, ihr Auge hing an seinem und sie bat mit schluchzender Stimme um Vergebung.

Es war ihr entwichener Gatte, der wahrhafte Martin Guerre. Es bedurfte keines Beweises mehr, das verstrickte Spiel voll Täuschungen war gelöst; und auch der Betrüger, welcher bis da seine Rolle so meisterhaft durchgeführt, hielt sie nunmehr für beendet und legte späterhin ohne Folter ein vollständiges Bekenntniß ab.

Es ist zu bedauern, daß uns die Acten dieses merkwürdigen und interessanten Processes nur in Verarbeitungen zugekommen sind. Zwar vermissen wir, bei der Umständlichkeit in der Pitaval'schen Darstellung, wenig, was über den factischen Hergang der Sache Licht gäbe, und das Uebergangene mögen wir uns selbst ergänzen; aber für das psychologische Interesse wäre es wünschenswerth, die Protokolle über die directen Aussagen Bertraudens selbst einzusehen. Das, was der Berichterstatter über ihre Aeußerungen bei der doch unvorbereiteten Zusam-

menkunft mit ihrem wahren Ehemanne summarisch mitgetheilt, stimmt nicht ganz zu dem Bilde, welches wir uns nach dem Vorhergehenden von dieser Frau entworfen haben.

Auf den Knien vor ihm liegend, soll sie ihm auf das beweglichste vorgestellt haben, daß sie blos durch ihre Schwägerinnen in diesen schrecklichen Irrthum geführt worden sei. Die Hartnäckigkeit dieser Frauen, den Betrüger für ihren Bruder zu erkennen und zugleich ihr eigenes, brennendes Verlangen, den geliebten Gatten wieder zu finden, habe ihre Augen verblendet und sie in den Abgrund von Schande gestürzt. Der Bösewicht habe sie durch die listigsten Maßregeln in ihrem Irrthum erhalten und durch alle die trügerischen Kennzeichen, die angeführt sind, so berückt, daß es ihr unmöglich gewesen, aus diesem Netze von Täuschungen sich loszumachen. Aber vom Augenblick an, wo sie Argwohn geschöpft, hätte sie keine Mühe gespart, sich vollkommenes Licht zu verschaffen und dann zu rächen. Um deshalb habe sie das Document beim Notar aufnehmen lassen und dann von dem Unterrichter die Sache wider den Betrüger soweit betrieben, daß ihm bereits das Schwert zuerkannt worden. Wenn er gleich appellirt, habe sie auch da die Sache mit besten Kräften weiter fortgesetzt.

Das „Arrangement" des Referenten liegt hier zu klar zu Tage. So kann Bertrande nicht gesprochen haben. Eine Frau ihres Standes, in einer solchen Lage, in diesem Momente der furchtbarsten Ueberraschung, wird nicht diese Worte wählen und die Gründe so künstlich und doch ungeschickt, wie ein schlechter Defensor, zusammenstellen. War das der Sinn ihrer Reden, so läßt sich an und für sich gegen die Wahrscheinlichkeit nichts einwenden. Es ist vielmehr menschlich und natürlich, daß ein Weib von

gemeiner Sinnesart, im Augenblicke des Schreckens und vor einem Richter, der wie ein Gespenst aus einer andern Welt plötzlich vor ihr erscheint, Alles bunt durcheinander aufbietet, um die Schuld von sich abzuwälzen. Es ist in der Natur des Menschen, und des Weibes zumal, daß sie den Hauptirrthum auf ihre Schwägerinnen schiebt, obgleich es vor keinem Gericht eine Rechtfertigung sein wird; denn eine Ehegattin muß ihren Mann besser kennen, als die Schwestern desselben. Ihr brennendes Verlangen, den geliebten Mann wiederzufinden, erscheint noch weniger als Rechtfertigung ihres Irrthums, wenn sie wirklich die züchtige, tugendhafte Frau war, wie die Verhandlungen bis dahin sie darstellen. Es ist eine sehr zweifelhafte, psychologische Frage: ob die angebliche Wuth gegen den Bösewicht und die Lust zur Rache in der weiblichen Natur begründet ist, wenn sie drei Jahre mit ihm als Mann und Frau gelebt, zwei Kinder mit ihm erzeugt hat und selbst, nachdem ihr guter Glaube erschüttert worden, noch mannichfache Beweise inniger Theilnahme ihm erzeigt hat? Dieser zweite Mann war zu ihrem wahrhaften Manne geworden, in den Jahren der reifern Urtheilskraft hatte sie ihn kennen gelernt. Mußte er ihr da, wenn ihre Ehe wirklich so glücklich war, als die Anzeichen dafür sprechen, nicht näher stehen, nicht mehr werth geworden sein, als der vor elf Jahren Verschwundene, an den nur Erinnerungen aus der Jugendzeit sie banden?

Es ist möglich, daß eine überraschte, schuldbewußte, schwache Frau Aehnliches in dieser Lage gesprochen, daß sie sich vor ihrem Ehegatten durch diese schlecht gewählten Gründe rein brennen wollen. Aber dann ist die vorangehende Untersuchung über ihren Charakter eine mangelhafte, oder man hat aus falschen Wahrzeichen auf den Charakter geschlossen, womit auch die Bemerkung stimmen

würde, die Pitaval beiläufig mittheilt: daß die Richter bei diesem Auftritte, durch den Ton ihrer Stimme, ihre Thränen, ihre Schönheit, den Ausdruck des tiefsten Schmerzes in ihrem ganzen Gesichte und in allen ihren Bewegungen aufs äußerste gerührt gewesen. Aber es ist wahrscheinlicher, daß sie die gutmüthige, urtheilsunfähige und schwache Frau war, wie wir sie aus dem Vorangehenden kennen gelernt. Sie glaubte an den Mann, weil Alle an ihn glaubten und sie geneigt war, zu glauben. Nur zur Beschwichtigung ihres Gewissens ließ sie, als ein erster Zweifel sich erhob, jenes Notariatsinstrument ausstellen, ohne davon Gebrauch zu machen. Nur aus Furcht trat sie der Klage des Oheims bei und bereuete es sogleich und suchte es wieder gutzumachen. Nur aus Furcht und Schwäche nahm sie die Anklage nicht zurück; denn es wäre ihr lieber gewesen, wenn es beim Alten geblieben wäre. Wuth und Rachsucht waren ihr fern und mußten ihr fern bleiben gegen den Vater ihrer Kinder. Unfähig, sich zu entscheiden, wartete sie den Ausgang ab, und als die Macht der Wahrheit siegte, ergab sie sich dem Ausschlage mit der passiven Leidenschaft eines schwachen Weibes, und nur die Furcht vor dem Zorne des Mannes, vor der drohenden Bestrafung, erpreßte ihr Geständnisse einer Intention, welche ihrem Sinn und Wesen, wie es geschildert, fremd lag.

So, oder noch schlimmer, sah auch Martin Guerre es an. Er, der bei der Begegnung mit seinen Schwestern dem Ausbruche seiner Empfindungen vollen Raum gegeben, blieb kalt und ungerührt bei dem Schmerze seiner Gattin. Er hörte sie an, ohne sie zu unterbrechen; aber sein Blick war finster und sein Benehmen gegen sie verächtlich. Als sie ausgeredet, erklärte er: er könne weder ihren Worten glauben noch ihr verzeihen. Wenn

sein Oheim und bis zuletzt auch seine Schwestern geirrt, so sei dies keine Entschuldigung für sie. Eine Frau müsse an ihrem Ehemanne solche untrügliche Merkmale kennen, die es unmöglich machten, einen Fremden statt seiner zu nehmen, wenn sie nicht selbst an dem Irrthume Behagen finde. Er gab ihr allein alles Unglück schuld, was sein Haus betroffen, und die Richter selbst bemühten sich vergebens, ihn von Bertrandens Unschuld zu überzeugen. Die Acten schweigen darüber, ob die Zeit endlich seinen Sinn zu Gunsten der armen Frau geändert habe.

Arnold Tilh, dessen Identität nunmehr erwiesen und anerkannt war, legte vor seinem Tode ein vollständiges Bekenntniß ab, wonach über die Motive und die Geschichte seines Betrugs alle Zweifel gelöst wurden.

Er und Martin Guerre hatten zusammen in Kriegsdiensten gestanden und waren vertraute Freunde und Zeltkameraden gewesen. Martin hatte ihm bei verschiedenen Gelegenheiten alles Mögliche von seinem Herkommen, seinem Vermögen, seinen Aeltern und seinem Weibe auf das umständlichste erzählt; ja einmal in der Trunkenheit hatte er ihm auch die Geheimnisse seines Ehebetts entdeckt. Als er den Abschied genommen und nach Hause gekehrt, hätten ihn mehre Leute als Martin Guerre angeredet und begrüßt, selbst mehre von den vertrautern Freunden desselben. Anfangs mochte er aus Scherz darauf eingegangen sein. Da ihm die Rolle aber über alles Erwarten glückte, sei er zuerst auf den Gedanken gekommen, Ernst daraus zu machen und allen möglichen Vortheil davon zu ziehen. Aus dem Scherze wurde ein Studium. Er entlockte diesen Freunden seines Kameraden beim traulichen Gespräche auf der Straße und in den Herbergen immer neue Umstände, die er gebrauchen

konnte, und frischte die Erinnerungen an Das auf, was ihm aus Martin's Mittheilungen entfallen war, weil es ihn damals wenig interessirt hatte. So zog er, wohlvorbereitet und gerüstet, in Artigues ein, wo Alles nach seinem Wunsche und über Erwarten ging. Von Bertranden selbst wußte er hier, im täglichen und nächtlichen Gespräche die lückenhafte Kenntniß über sein früheres Leben allmälig immer mehr zu ergänzen, indem er auf Dieses und Jenes die Rede lenkte, immer, als wolle er seine eigene Erinnerung sammeln, und sie wurde, ihn bestreitend oder ihm aushelfend, ohne Arg und Mitwissenschaft seine Lehrmeisterin und Gehülfin im Betruge.

Bei der Urtelsfassung kamen drei Angeschuldigte zur Sprache; das Weib, der Mann und der Betrüger.

Bertrande hatte factisch einen Ehebruch begangen. Aber es war unmöglich, zu ermitteln, wann ihr Verdacht in Wissenschaft übergegangen, also ihre Strafbarkeit eingetreten sei. Ebenso wenig ließ sich ihre Theilnahme am Betruge erweisen. Ihr guter Glaube wurde vor dem Gericht durch den guten Glauben ihrer Verwandten und der ganzen Stadt unterstützt und entschuldigt. Das Parlament folgte deshalb der Billigkeitsregel, daß man in zweifelhaften Fällen stets für die Unschuld vermuthen solle, und sprach sie von jeder Strafe frei.

Auch Martin Guerre's Straffälligkeit kam zur Sprache, einmal, weil er sein Weib böslicherweise oder doch so unerlaubt verlassen, daß er der unmittelbare Urheber der Uebertretung geworden, und dann, weil er bei St.-Laurent gegen Frankreich gedient habe. Letzteres Vergehen gehört nicht in diese Geschichte; auch sprachen die Umstände so für ihn, daß man ihn durch den Verlust seines Beines für genug gestraft erachtete. Ebenso wenig erkannte man in jener Unterlassungssünde ein Verbrechen,

welches vor einem menschlichen Richterstuhle anders zu bestrafen wäre, als wie es durch die Thatsache bereits gerichtet worden, durch die Unordnung in seinem Hause, die Untreue seiner Frau und die theilweise Verschleuderung seiner Güter, wovon man erst bei dieser Gelegenheit Nachricht erhält.

Am 12. Sept. 1560 sprach das Parlament von Toulouse das Urtheil über Arnold Tilh. Es cassirte zuvörderst die Sentenz des Richters von Rieux, weil dieser auf Enthauptung gesprochen, eine Strafe, die eigentlich nur dem Adel zukomme und auf keinen Fall sich für einen so groben Verbrecher aus dem Pöbel schicke. Arnold Tilh wurde: „weil er sich des Namens, Standes und der Person Martin Guerre's angemaßt, dessen Frau verführt und Ehebruch mit ihr getrieben, dessen Güter an sich genommen und durchgebracht, die Ehe entheiligt und eines Andern Frau an sich behalten, dahin verurtheilt, daß er vor der Kirchthüre zu Artigues, auf seinen Knien, im Hemde, mit bloßem Kopf und Füßen, einen Strick um den Hals und eine brennende Kerze in der Hand, Gott, den König, die Obrigkeit, Martin Guerre und Bertranden von Rols um Verzeihung bitten, von da durch die Straßen der Stadt geführt und endlich vor Martin Guerre's Haus an seinem Halse gehangen und erwürget werden, sein Körper aber nachher verbrannt werden solle.“

Noch den Gesetzen war auch sein Vermögen dem Könige verfallen; aus besonderer Berücksichtigung der Umstände sprach indessen das Parlament seine Hinterlassenschaft den von ihm mit Bertranden erzeugten Kindern zu, eine Mildthätigkeit, welche in dem vorliegenden Falle weit von keiner Bedeutung war.

Am 16. Sept. wurde das Urtheil in seiner ganzen

Ausdehnung durch den Richter von Rieux vollstreckt. Unter dem Galgen, der vor Martin Guerre's Hausthüre errichtet war, bat der Betrüger diesen und Bertranden mit wahrhafter Reue und Zerknirschung öffentlich um Vergebung. Nachdem der Körper erkaltet, wurde er abgenommen und verbrannt.

Die vergifteten Mohrrüben.

1804.

Als die vertriebenen Bourbonen, während Napoleon's Herrſchaft, von Land zu Land ziehend und ihre Aſyle, je nach den Umſtänden und politiſchen Conjuncturen tauſchend, auch im Jahre 1804 in dem damals preußiſchen Warſchau ihren einſtweiligen Wohnſitz aufgeſchlagen hatten, kam ein bübiſcher Mordanſchlag gegen die königliche Familie zur Sprache. Man wollte Ludwig XVIII., ſeine Gemahlin, den Herzog und die Herzogin von Angoulême und wer von ihren Angehörigen an dem königlichen Tiſche ſaß, vergiften. Hinter dem ſchändlichen Complote ſteckte kein Anderer als Napoleon, der ſeiner furchtbaren Gegner ſich durch einige vergiftete Mohrrüben zu entledigen hoffte.

Die öffentlichen Artikel, welche über das entſetzliche Attentat gegen die flüchtige Königsfamilie ſprechen, finden ſich im „Londoner Courier". In demſelben, Nr. 15, vom 21. Aug. 1804, heißt es:

„Dieſes die nähern Umſtände des neuen Verbrechens, welches das theuere Leben des Enkels Heinrich's IV. bedrohte, Deſſelben, der ſchon im Jahre 1796 den Meuchel-

mördern entschlüpft war, welche das Directorium gegen ihn ausgesandt hatte, und den nun die Vorsehung abermals von dem Tode rettete, welchen der feige Usurpator seines Thrones ihm bereitete. Das Blut des jungen zu Vincennes gemeuchelmordeten Helden konnte nicht die Wuth des Tyrannen besänftigen. Sein Durst lechzt nach dem aller Bourbonen. Er wollte alle Glieder dieser herrlichen Familie, welche er erreichen konnte, in dasselbe Grab stürzen. Vereinigen wollte der Barbar mit ihrer andern unglücklichen Familie auch diese junge und interessante Prinzessin, die der Wuth eines Robespierre nur entschlüpft wäre, um das Opfer eines Ungeheuers zu werden, welches nicht weniger grausam und feig ist als jener Vorsitzer des Wohlfahrtsausschusses war." Dazu bemerkte der Redacteur: „Seit Ludwig XVIII. in Warschau wohnt, hat das französische Gouvernement dorthin einen gewissen Galon Boyer unter dem Titel eines Handelsagenten gesandt. Wohl zu merken, daß bis dahin kein solcher französischerseits in Warschau gesehen wurde. — Die englischen Zeitungen haben von diesem unnatürlichen Ereignisse gesprochen. Was aber höchst merkwürdig, so weiß man, daß seitens der französischen Emigrirten bereits zwei Berichte darüber existiren, obgleich französisch noch nichts über dies neue Attentat des Monsieur Bonaparte veröffentlicht ist. Wir fodern die Herren Redacteure der englischen Zeitungen und die Journalisten des Monsieur Bonaparte auf, die Echtheit der Thatsachen, die wir bringen, zu bestreiten, und wenn die französischen Zeitungen es wagen sollten, den Monsieur Bonaparte wegen dieses neuen Verbrechens zu rechtfertigen, so wollen wir es übernehmen, ihnen zu beweisen, daß er der wahrhaftige Urheber ist."

Das andere Blatt des Courier, vom 24. Aug.,

enthält eine angebliche Correſpondenz aus Berlin, des Inhalts:

„Die Nachricht, welche man ſoeben erhielt, über den Verſuch, den Bonaparte neuerdings gemacht, Ludwig XVIII. zu vergiften, hat hier dermaßen die allgemeine Entrüſtung hervorgerufen, daß der franzöſiſche Geſandte La Foreſt auf den Straßen und im Theater Inſulten zu erdulden hatte. Bei Hofe und auf dem Caſino gingen alle Mitglieder des diplomatiſchen Corps, mit Ausnahme der Geſandten der italieniſchen und bataviſchen Republiken, ihm aus dem Wege. Dieſe Entrüſtung iſt neuerdings noch geſtiegen, ſeit ein zweiter Courier Nachricht gebracht, durch welche Mittel der franzöſiſche Handelsagent Boyer verſucht hat, den gewiſſen Coulon einzuſchüchtern, welcher es war, der dies elende und grauſame Complot entdeckte."

Die vergifteten Mohrrüben und Napoleon's gräßliches Attentat gegen die geheiligten Häupter der königlichen Märtyrer verſchwanden bald unter den nächſten wichtigen Ereigniſſen, dergeſtalt, daß man ſie vergeſſen glaubte. Napoleon's Größe bot nach ſeinem Sturze ſo viel Flecken dar, daß die legitimiſtiſche Wuth ſich daran füglich ſättigen konnte. Erſt im Jahre 1824, alſo volle 20 Jahre nach dem Attentate, zog man es wieder aus ſeiner Vergeſſenheit hervor, um noch einen Steinwurf auf das Felſengrab des Heros zu werfen.

Ein legitimiſtiſcher Schriftſteller zu Paris wärmte in einer Lebensbeſchreibung Ludwig's XVIII. die vergifteten Mohrrüben, zum Staunen des Publicums, wieder auf. *)

*) A. de Beauchamp, „Vie de Louis XVIII, Roi de France et de Navarre" (Paris 1824).

Aber auch ſelbſt da ſchien man das Gerücht ſo unſchmackhaft zu finden, daß die wahrhafte Hiſtorie von dieſem Beitrage der Legitimiſten keine Notiz nahm.

Die Mittheilungen des Herrn von Beauchamp ſind in Kürze folgende:

Als der König (Ludwig XVIII.) eben mit den Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe nach Grodno beſchäftigt geweſen, ſei ein abſcheulicher Mordverſuch entdeckt worden, der es außer Zweifel geſetzt, daß man durch Gift ſich gleichzeitig des Königs, der Königin, des Herzogs von Angoulême und ſeiner Gemahlin entledigen wollen. Zwei Abgeſandte (Napoleon's) hätten zuvörderſt in Warſchau nach einem Menſchen geſucht, welcher der That fähig wäre und für Geld ſie wol begehen würde. Ein gewiſſer Coulon habe ihnen dazu am dienlichſten geſchienen, der überdem, als Franzoſe in frühern Dienſten eines der emigrirten franzöſiſchen Großen, Zutritt zu der Dienerſchaft des Königs hatte, und beim Zuſtande ſeiner verſchuldeten Kaffee- und Billardwirthſchaft der Beſtechung am zugänglichſten war.

Ausführlich wird nun erzählt, wie ſie den gewiſſenhaften Mann zu bearbeiten verſuchen. Sie ſchenken ihm Punſch über Punſch und Branntwein über Branntwein ein, und Coulon, ſich mit ſeiner Verwirrung hinter die Dünſte des Punſches flüchtend, ſtellt ſich, als ob er geneigt ſei. Es wird ein Rendezvous verabredet. Aber kaum iſt Coulon frei, als er auch ſchon zu ſeinem ehemaligen Herrn, dem Baron von Milleville, dem Stallmeiſter der Königin, ſtürzt und ihm Alles mittheilt. Dieſer ſucht den Herzog von Pienne, erſten Edelmann der königlichen Kammer, auf, dieſer den Grafen d'Avaray, Miniſter Ludwig's XVIII. Coulon erhält den Befehl, ſich zu ſtellen, als ob er auf die Verführung

eingehe. Ungern thut es die treue Seele. Er erklärt den Verführern, er sei entschlossen, ihren Auftrag auszuführen. Sie gießen ihm jetzt Champagner ein und sagen ihm, seine Aufgabe sei: sich in die königliche Küche zu schleichen und mit Geschick ein Päckchen, welches ihm zugestellt werden würde, in den Kochtopf zu werfen. — Coulon sagte: gut; aber er foderte Geld. Der Eine verspricht ihm 400 Louisdor. Nun hat aber der Dunst des Champagners auch den einen der Verführer umnebelt. Dieser sagt zum andern: ob Boyer (Napoleon's Agent) auch soviel darauf wenden würde? Dieser entgegnet, Boyer sei jetzt auf dem Lande und käme erst in zwei Tagen zurück. Coulon besteht nun erst recht auf seinem Geld und wird deshalb zum andern Morgen nach Nowawies, außerhalb der Stadt, bestellt. Auf dem Wege dahin sieht er einen Mann ihm folgen. Aus dem Getreide springt noch ein zweiter. Beide halten ihn an; sie geben ihm das verheißene Packet und eine Korbflasche mit Liqueur, durch den er sich im Augenblicke der Ausführung stärken solle. Das Packet solle er aber ja nicht rütteln, denn es befänden sich in demselben drei ausgehöhlte Mohrrüben, mit einem Pulver angefüllt. Man zahlt ihm einige Thaler und verspricht ihm die 400 Louisdor und ein Asyl in Frankreich, droht ihm aber mit dem Tode, wenn er die Verschwiegenheit breche.

Der König wohnte in Lazienki, eine Viertelstunde von Warschau. Dorthin eilt Coulon zu Herrn von Mille-ville und übergibt ihm Alles. Der Graf d'Avaray und der Erzbischof von Rheims drücken ihr Siegel auf das Packet, nachdem die preußische Polizeibehörde sich geweigert, dem in aller Form angebrachten Gesuche: Coulon und die beiden Abgeordneten sofort zu verhaften und eine Verhandlung aufzunehmen, zu willfahren!

Ludwig, als sein Minister ihn von dem Attentat in Kenntniß gesetzt, zeigte mit seiner gewohnten Seelengröße für seine Person einen unerschütterlichen Gleichmuth, dagegen die lebhafteste Sorge für seine Angehörigen. Er schrieb sofort an den preußischen Kammerpräsidenten von Hoym nach Warschau, um sich mit demselben über die Sache zu besprechen und bestellte ihn auf den Abend nach Lazienki. Herr von Hoym antwortete anfänglich gar nicht, kam auch nicht zum Könige; endlich ging eine Antwort dilatorischen Inhalts ein, er lehnte die Untersuchung ab, weil sie zum Ressort der Polizeibehörde gehöre. Hierauf trug der König, da er sah, daß man seiner Autorität so wenig Gewicht gab, feierlich darauf an, 1) daß man sich Coulon's und seiner Frau versichere, 2) daß man Kunstverständige ernenne, welche mit seinem, des Königs, Leibarzt gemeinschaftlich die vergifteten Gegenstände untersuchten.

Aber die preußischen Behörden, aus Furcht, Bonaparten als Urheber des Complots zu entdecken, waren taub. Da also von der preußischen Justiz nichts zu erlangen war, begab sich der Graf d'Averay, mit des Königs Leibarzt Lefèvre, zum Doctor Gagatkiewicz, einem der berühmtesten warschauer Aerzte. Hier wird in Gegenwart des Doctor Bergonzoni und des Apothekers Guidel mit Abnahme der Siegel vorgeschritten und man findet drei hohle, vollkommen frische Mohrrüben, die mit einem Teige von drei Giften, nämlich weißem, gelbem und rothem Arsenik, angefüllt sind.

Sofort wird das corpus delicti mit einem Protokoll darüber und einem neuen Gesuche dem Polizeipräsidenten der Stadt, dem Herrn von Tilly, eingereicht. Dieser aber antwortete unbegreiflicherweise, die Sache ginge ihn nichts an, sondern gehöre vor das Ressort der Justiz.

„So ſchoben ſich Polizei und Juſtiz wechſelſeitig die Sache zu, um nichts darin zu entſcheiden. Ein Beiſpiel der Conſequenz des von dem preußiſchen Cabinet angenommenen Syſtems.“

Nun blieb dem franzöſiſchen Miniſter d'Avaray nichts übrig, als die Sache ſelbſt in Gegenwart aller großen Würdenträger des Hofes zu unterſuchen. Sie vernahmen Coulon, der unabänderlich bei ſeiner Erzählung verharrte, und Alle, betroffen von der Kraft ſeiner Gewißheit, erlangten auch die volle Gewißheit von der Wahrheit ſeiner Geſtändniſſe.

Da Preußen nicht helfen wollte, ſtellte Ludwig ſeine gerechte Sache in die Hände des Himmels. Die öffentliche Meinung, auf den Continent zurückgedrängt, ſprach ſich deſto freier in England aus. Der Eindruck, den die Nachricht von dem Mordanſchlag auf Ludwig's heiliges Leben in London machte, war ungeheuer. Nur Wenige (?) zweifelten, daß der Uſurpator die wahre Triebfeder wäre. „Sie gedachten dabei an ſeine frühern, erwieſenen Verbrechen: die Vergiftungen von Jaffa, die damals noch in friſchem Andenken ſtehenden Ermordungen des Grafen von Frotté, von Pichegru, des Capitäns Wright, des Herzogs von Enghien, Touſſaint l'Ouverture's, an die Erfolgloſigkeit ſeiner Auffoderung an Ludwig XVIII., wegen Abtretung ſeiner Rechte an den franzöſiſchen Thron, ſowie an ſeine bekannte Charakterfeſtigkeit. Selbſt die Weigerung der preußiſchen Beamten, die Denunciation anzunehmen (was ſie genöthigt haben würde zu handeln), vermehrte den Verdacht. Es gab faſt keine engliſche Zeitung, worin nicht Bonaparte beſchuldigt worden wäre, das Verbrechen anbefohlen zu haben, deſſen Wirkung der Himmel gnädig abgewendet.“

So die Geſchichte des Herrn von Beauchamp. Es

wäre doch möglich, daß die legitimistische Lüge sich in die Geschichtscompendien eingeschlichen hätte, wenn nicht glücklicherweise beim Criminalsenat des Kammergerichts zu Berlin sich das Erkenntniß desselben gegen den ehrlichen Coulon, auf eine gründlich geführte Untersuchung, noch fände, welches nicht allein ein vollständiges Licht über das Attentat, sondern auch ein sehr unwillkommenes gegen die Denunciation selbst verbreitet. Außerdem, daß die ganze schamlose Intrigue und, wie man sie, trotz ihres Mislingens, mit französischer Unverschämtheit ausgebeutet hat, enthüllt wird, zeigt der documentirte Verlauf zugleich, wie falsch und aus der Luft gegriffen die Anschuldigungen der Emigrirten gegen die preußischen Behörden waren.

Ludwig XVIII., genöthigt, von Land zu Land zu flüchten, hielt sich im Jahre 1804 in Warschau unter dem angenommenen Namen eines Grafen de l'Isle auf. Sein Unglück hatte, wie man weiß, seinen königlichen Muth nicht gebrochen, aber auch seine Ansprüche nicht gemindert. Er war umgeben von dem Gefolge aller der Schmarotzerpflanzen der Emigration, welche, hochmüthig, anspruchsvoll, eitel, den Tribut des Mitleids, welchen man dem Unglück zollt, überall verkümmerten und es als eine Segnung betrachten ließen, wenn diese Ungebesserten und Unbekehrten ihres traurigen Weges weiter zogen. Trotz der Incognitomaske hielt Ludwig seinen Hof und schmeichelte seinem Stolze durch stolze Namen, welche die Illusion des Sonst aufrechterhielten. Wir finden um ihn, außer seinem Minister, dem Grafen d'Avaray und andern Hofbedienten, den Erzbischof von Rheims, den Herzog von Pienne, den Marquis von

„So ſchoben ſich Polizei und Juſtiz wechſelſeitig die Sache zu, um nichts darin zu entſcheiden. Ein Beiſpiel der Conſequenz des von dem preußiſchen Cabinet angenommenen Syſtems.“

Nun blieb dem franzöſiſchen Miniſter d'Avaray nichts übrig, als die Sache ſelbſt in Gegenwart aller großen Würdenträger des Hofes zu unterſuchen. Sie vernahmen Coulon, der unabänderlich bei ſeiner Erzählung verharrte, und Alle, betroffen von der Kraft ſeiner Gewißheit, erlangten auch die volle Gewißheit von der Wahrheit ſeiner Geſtändniſſe.

Da Preußen nicht helfen wollte, ſtellte Ludwig ſeine gerechte Sache in die Hände des Himmels. Die öffentliche Meinung, auf den Continent zurückgedrängt, ſprach ſich deſto freier in England aus. Der Eindruck, den die Nachricht von dem Mordanſchlag auf Ludwig's heiliges Leben in London machte, war ungeheuer. Nur Wenige (?) zweifelten, daß der Uſurpator die wahre Triebfeder wäre. „Sie gedachten dabei an ſeine frühern, erwieſenen Verbrechen: die Vergiftungen von Jaffa, die damals noch in friſchem Andenken ſtehenden Ermordungen des Grafen von Frotté, von Pichegru, des Capitäns Wright, des Herzogs von Enghien, Touſſaint l'Ouverture's, an die Erfolgloſigkeit ſeiner Auffoderung an Ludwig XVIII., wegen Abtretung ſeiner Rechte an den franzöſiſchen Thron, ſowie an ſeine bekannte Charakterfeſtigkeit. Selbſt die Weigerung der preußiſchen Beamten, die Denunciation anzunehmen (was ſie genöthigt haben würde zu handeln), vermehrte den Verdacht. Es gab faſt keine engliſche Zeitung, worin nicht Bonaparte beſchuldigt worden wäre, das Verbrechen anbefohlen zu haben, deſſen Wirkung der Himmel gnädig abgewendet.“

So die Geſchichte des Herrn von Beauchamp. Es

wäre doch möglich, daß die legitimistische Lüge sich in die Geschichtscompendien eingeschlichen hätte, wenn nicht glücklicherweise beim Criminalsenat des Kammergerichts zu Berlin sich das Erkenntniß desselben gegen den ehrlichen Conlon, auf eine gründlich geführte Untersuchung, noch fände, welches nicht allein ein vollständiges Licht über das Attentat, sondern auch ein sehr unwillkommenes gegen die Denunciation selbst verbreitet. Außerdem, daß die ganze schamlose Intrigue und, wie man sie, trotz ihres Mislingens, mit französischer Unverschämtheit ausgebeutet hat, enthüllt wird, zeigt der documentirte Verlauf zugleich, wie falsch und aus der Luft gegriffen die Anschuldigungen der Emigrirten gegen die preußischen Behörden waren.

Ludwig XVIII., genöthigt, von Land zu Land zu flüchten, hielt sich im Jahre 1804 in Warschau unter dem angenommenen Namen eines Grafen de l'Isle auf. Sein Unglück hatte, wie man weiß, seinen königlichen Muth nicht gebrochen, aber auch seine Ansprüche nicht gemindert. Er war umgeben von dem Gefolge aller der Schmarotzerpflanzen der Emigration, welche, hochmüthig, anspruchsvoll, eitel, den Tribut des Mitleids, welchen man dem Unglück zollt, überall verkümmerten und es als eine Segnung betrachten ließen, wenn diese Ungebesserten und Unbekehrten ihres traurigen Weges weiter zogen. Trotz der Incognitomaske hielt Ludwig seinen Hof und schmeichelte seinem Stolze durch stolze Namen, welche die Illusion des Sonst aufrechterhielten. Wir finden um ihn, außer seinem Minister, dem Grafen d'Avaray und andern Hofbedienten, den Erzbischof von Rheims, den Herzog von Pienne, den Marquis von

Bournay, den Herzog d'Havré de Croy, den Grafen de la Chapelle, den Grafen Damas Crux, den Grafen Stephan von Dames, den Abbé von Frimont und Andere. Ludwig versicherte Napoleon, er wolle lieber schwarzes Brot essen, als dem Throne seiner Väter entsagen, was ihn aber nicht abhielt, auch den Freuden der Tafel in gewohnter Weise obzuliegen und seine Küche im Verhältniß zu seinem Hofhalte zu erhalten. Die Verhältnisse nöthigten ihn im Juli 1804, nach Rußland überzupilgern. Der flüchtige Hof und seine emigrirten Anhänger ließen an jedem Orte Erinnerungen zurück, welche die Bewohner gern vertilgt gesehen hätten; eine Erinnerung aber nahmen sie mit, von Ort zu Ort, die an das alte Frankreich und die alten Zustände, wie sie gewesen; und im herbsten Misgeschick, nach Täuschung um Täuschung, blieb ihnen eine Illusion, daß die Bourbonen wieder im Triumphe nach Paris zurückkehren würden. Inwiefern das Spiel der Intrigue, — denn auf dies allein war ihre Hoffnung gebaut, nicht auf die großen Weltgeschicke, deren wunderbare, unvorhergesehene letzte Wendung die Illusion zeitweilig zu einer Wirklichkeit machte — inwiefern das kleinliche Intriguenspiel nur von den müßigen Höflingen, oder von der königlichen Familie selbst mitgespielt wurde, kommt hier nicht in Betracht. Gewiß ist, sie hielten auch den Zeitpunkt vor ihrer Abreise von Warschau für geeignet, eine jener Flatterminen loszulassen, durch welche sie Napoleon's Thron in die Luft zu sprengen hofften.

In Warschau lebte dazumal ein gewisser Jean Coulon, angeblich eines Kaufmanns Sohn aus Lyon. Es genügt, was er von sich selbst bei der Untersuchung einzugestehen für gut gefunden, um zu wissen, mit wem man es zu thun hat. Schon im neunten Jahre entlief er seinem

Vater, ging unter eine Schauspielergesellschaft, verließ sie heimlich, trat dann bei einem Perückenmacher in Dienst, ging im Jahre 1791 nach Spanien, ernährte sich drei Jahre lang zu Barcelona von seinem neuerlernten Handwerke, trat demnächst in eine Emigrantenlegion, ward wegen Streitigkeiten, die er mit Spaniern hatte, an ein spanisches Regiment abgegeben, ließ sich mit demselben einschiffen, desertirte in Genua, nahm Dienste unter der französisch-republikanischen Armee, flüchtete in der Schlacht bei Novi mit Pferd und Waffen nach Neapel zur berüchtigten Armee des Cardinal Ruffo, und als sich dies Corps zerstreute, kehrte er nach Spanien zurück, nahm dort wieder Dienste und ward nach Indien eingeschifft. Das Schiff wurde bei der Insel Ste.-Lucie von einem englischen Geschwader genommen und er als Gefangener nach Plymouth gebracht. Nach zwei Jahren wechselte man ihn aus und schaffte ihn nach Cuxhaven. Er wandte sich von da nach Altona an den Herzog d'Avré, welcher zum Gefolge der Gräfin de l'Isle gehörte. In Wildungen, wo sie wohnte, nahm ihr Stallmeister, der Baron de Milleville, ihn in seine Dienste und mit diesem kam er im September 1803 nach Warschau. Hier verheirathete er sich, gab seinen Dienst bei Millepille auf, miethete ein Billard und trieb eine Kaffeewirthschaft, indem sein Hauptzuspruch in der Dienerschaft des emigrirten Hofes bestand. — Coulon, damals 32 Jahre alt, katholischer Confession und der französischen, italienischen und spanischen Sprache mächtig, war einer jener Glücksritter der niedrigsten Art, erfahren, in allem Schlechten gewitzigt, charakter- und gewissenlos, aber mit der äußern Politur (er konnte weder schreiben noch lesen) und Macht der Rede, welche Franzosen und Italiener sich so leicht aneignen, gemacht zum politischen Werkzeuge, wie deren sich jede Partei in Frank-

Bonnay, den Herzog d'Havré de Croy, den Grafen de la Chapelle, den Grafen Damas Crux, den Grafen Stephan von Dames, den Abbé von Frimont und Andere. Ludwig versicherte Napoleon, er wolle lieber schwarzes Brot essen, als dem Throne seiner Väter entsagen, was ihn aber nicht abhielt, auch den Freuden der Tafel in gewohnter Weise obzuliegen und seine Küche im Verhältniß zu seinem Hofhalte zu erhalten. Die Verhältnisse nöthigten ihn im Juli 1804, nach Rußland überzupilgern. Der flüchtige Hof und seine emigrirten Anhänger ließen an jedem Orte Erinnerungen zurück, welche die Bewohner gern vertilgt gesehen hätten; eine Erinnerung aber nahmen sie mit, von Ort zu Ort, die an das alte Frankreich und die alten Zustände, wie sie gewesen; und im herbsten Misgeschick, nach Täuschung um Täuschung, blieb ihnen eine Illusion, daß die Bourbonen wieder im Triumphe nach Paris zurückkehren würden. Inwiefern das Spiel der Intrigue, — denn auf dies allein war ihre Hoffnung gebaut, nicht auf die großen Weltgeschicke, deren wunderbare, unvorhergesehene letzte Wendung die Illusion zeitweilig zu einer Wirklichkeit machte — inwiefern das kleinliche Intriguenspiel nur von den müßigen Höflingen, oder von der königlichen Familie selbst mitgespielt wurde, kommt hier nicht in Betracht. Gewiß ist, sie hielten auch den Zeitpunkt vor ihrer Abreise von Warschau für geeignet, eine jener Flatterminen loszulassen, durch welche sie Napoleon's Thron in die Luft zu sprengen hofften.

In Warschau lebte dazumal ein gewisser Jean Coulon, angeblich eines Kaufmanns Sohn aus Lyon. Es genügt, was er von sich selbst bei der Untersuchung einzugestehen für gut gefunden, um zu wissen, mit wem man es zu thun hat. Schon im neunten Jahre entlief er seinem

Vater, ging unter eine Schauspielergesellschaft, verließ sie heimlich, trat dann bei einem Perückenmacher in Dienst, ging im Jahre 1791 nach Spanien, ernährte sich drei Jahre lang zu Barcelona von seinem neuerlernten Handwerke, trat demnächst in eine Emigrantenlegion, ward wegen Streitigkeiten, die er mit Spaniern hatte, an ein spanisches Regiment abgegeben, ließ sich mit demselben einschiffen, desertirte in Genua, nahm Dienste unter der französisch-republikanischen Armee, flüchtete in der Schlacht bei Novi mit Pferd und Waffen nach Neapel zur berüchtigten Armee des Cardinal Ruffo, und als sich dies Corps zerstreute, kehrte er nach Spanien zurück, nahm dort wieder Dienste und ward nach Indien eingeschifft. Das Schiff wurde bei der Insel Ste.-Lucie von einem englischen Geschwader genommen und er als Gefangener nach Plymouth gebracht. Nach zwei Jahren wechselte man ihn aus und schaffte ihn nach Cuxhaven. Er wandte sich von da nach Altona an den Herzog d'Avré, welcher zum Gefolge der Gräfin de l'Isle gehörte. In Wildungen, wo sie wohnte, nahm ihr Stallmeister, der Baron de Milleville, ihn in seine Dienste und mit diesem kam er im September 1803 nach Warschau. Hier verheirathete er sich, gab seinen Dienst bei Millepille auf, miethete ein Billard und trieb eine Kaffeewirthschaft, indem sein Hauptzuspruch in der Dienerschaft des emigrirten Hofes bestand. — Coulon, damals 32 Jahre alt, katholischer Confession und der französischen, italienischen und spanischen Sprache mächtig, war einer jener Glücksritter der niedrigsten Art, erfahren, in allem Schlechten gewitzigt, charakter- und gewissenlos, aber mit der äußern Politur (er konnte weder schreiben noch lesen) und Macht der Rede, welche Franzosen und Italiener sich so leicht aneignen, gemacht zum politischen Werkzeuge, wie deren sich jede Partei in Frank-

reich bedient und noch bedient, wenn auch keine mit so plumper Unverschämtheit, als die Legitimisten.

Der französische Handelsagent Galon Boyer erscheint nicht in den gerichtlichen Acten; nicht aus Furcht vor Napoleon, sondern weil die preußischen Behörden den Abgesandten einer anerkannten Macht nicht unnöthigerweise in ein Spiel hineinziehen wollten, dem er von vornherein, wie die Untersuchung ergab, völlig fremd war.

Allerdings geschahen, wie Herr von Beauchamp berichtet, Eröffnungen seitens der französischen Höflinge an die preußischen Behörden, und es hat seine Richtigkeit, daß diese nicht sogleich zugriffen. Man wußte aus Erfahrung, mit wem man es zu thun hatte, und hatte nicht Lust, in die gelegte Schlinge blindlings zu gehen.

Der Graf d'Avaray vertraute am 23. Juli sehr mysteriös dem Kammerpräsidenten von Hoym, daß mehre Franzosen in Verbindung von nicht weniger als zwölf bis funfzehn Polen seinem königlichen Herrn nach dem Leben trachteten. Herr von Hoym zweifelte. Schon am Abende desselben Tages, um 8 Uhr, stürzte abermals der Graf zu ihm und sagte, er habe Dinge von der größten Wichtigkeit zu entdecken. Der Präsident fragte, was es denn sei? Der Graf konnte es aber noch nicht über die Lippen bringen. Es ward eine neue Zusammenkunft mit Einbruch der Nacht verabredet, da wollte der Graf d'Avaray sprechen. Um 10 Uhr theilte er dem Präsidenten nun mit, daß der Billardwirth Coulon von den verdächtigen Fremden nach Nowawies bestellt worden, um dort Gift zu empfangen und den Grafen de l'Isle damit zu tödten. Die Sache klang dem erfahrenen Beamten unwahrscheinlich. Bis er in das entfernte Nowawies Polizeidiener hinausschickte, war die verabredete Zusammenkunft längst vorüber; ihm schien es rathsamer, nach Coulon selbst zu

ſuchen. Deſſen Wohnung wußte oder wollte der Graf nicht angeben.

Am folgenden Tage las der Graf d'Avaray dem Präſidenten ein Memoire vor, das von ihm aufgenommen worden, und zeigte ihm ein Papier, in welchem ſich zehn bis zwölf junge Mohrrüben befanden, welche Coulon am Abende vorher von den Fremden erhalten haben ſollte, mit dem Erſuchen, das Papier mit ſeinem Petſchaft zu verſiegeln und einen über dieſe Verſiegelung ſchon im Voraus aufgenommenen Vermerk zu unterſchreiben.

Herr von Hoym erklärte ſogleich, die Sache ſcheine ihm verdächtig, es mangele an allen Beweiſen, und man wiſſe nicht, von wem Coulon die Rüben erhalten. Um deshalb weigerte er ſich, zu ſiegeln und zu ſchreiben. Indeſſen bat er um eine nähere Beſchreibung der verdächtigen Fremden und ſandte ſeine Polizeibeamten durch die ganze Stadt und Umgegend, ob etwa unbekannte Franzoſen ſich irgendwo verſteckten. Man fand aber nur wohlbekannte Geſichter und nirgend etwas Verdächtiges.

Bald darauf erſchien der Marquis de Bonay im Namen des Grafen de l'Isle beim Präſidenten und bat ihn, unter Ueberreichung eines Memoirs ſeines Gebieters, einer Unterſuchung von Sachverſtändigen über den Inhalt der Rüben beizuwohnen. Herr von Hoym nahm das Memoire, lehnte aber das Letztere ab, auch als der Graf de l'Isle ihn ſchriftlich darum erſuchte.

Am 26. Juli erhielt darauf der Polizeipräſident von Tilly vom Grafen de l'Isle und d'Avaray eine Verhandlung, Inhalts deren vier Sachverſtändige in Gegenwart des Herzogs von Pienne und d'Avaray's drei Mohrrüben und eine Flaſche Liqueur chemiſch unterſucht und die Rüben mit Arſenik vergiftet gefunden hatten.

Dermaßen verdächtig erſchien aber die Sache von Anbeginn ſämmtlichen Beamten in Warſchau, daß auch ein Notar ſich weigerte, einen Aufſatz zu beglaubigen, in welchen Coulon's Ausſage aufgenommen ward. Erſt als nach der Abreiſe des Grafen de l'Isle, die am 30. Juli erfolgte, ſich das Gerücht verbreitete, daß Coulon's Frau von einem Gewürzkrämer Gift habe kaufen wollen, es aber nicht erhalten habe, ward ſie in Auftrag des Polizeidirectoriums verhaftet. Anfangs leugnete ſie, geſtand aber bald. Sie wollte, ohne Wiſſen ihres Mannes, das Gift zur Vertilgung der Ratten und Mäuſe gefodert haben. Coulon ward nun auch eingezogen und räumte ein, daß er es geweſen, der ihr das Gift zu kaufen befohlen.

Unter Einſendung des von den franzöſiſchen Hofleuten aufgenommenen procès verbal ward von der warſchauer Regierung nach Berlin über den Vorfall berichtet und ſie erhielt von dort den Auftrag, die Sache aufs ſtrengſte zu unterſuchen.

Nach dem procès verbal hatte Coulon Folgendes ausgeſagt: Am 20. Juli wären zwei ihm Unbekannte in ſeine Billardſtube gekommen und hätten nach verſchiedenen Fragen über den Grafen de l'Isle und ſeine eigenen Glücksumſtände ihm eröffnet, daß ſie ein Mittel wüßten, wie er auf einmal alle ſeine Schulden bezahlen könne; er müſſe aber ſchweigen, ſonſt koſte es ihm das Leben. Nachdem er dies gelobt, ſagten ſie ihm, er ſei im Hauſe und in der Küche des Grafen de l'Isle bekannt. Sie würden ihm etwas zuſtellen, was er in den Suppentopf werfen ſolle. Dafür könne er 400 Louisdor gewinnen. Wenn es ihm gelänge, ſei ſein Glück gemacht. Coulon beſann ſich einen Augenblick. Da verſprachen ſie ihm, ihn und ſeine Frau nach Frankreich zu ſchaffen, entfernten ſich aber bald, indem der Eine auf platt Italieniſch ſagte: „Wir

müſſen fort; wir haben keine Zeit zu verlieren.“ Nachdem am folgenden Tage Jemand zwei mal nach ihm gefragt, ſei am Abende wieder ein dritter unbekannter Mann zu ihm gekommen; dieſer habe ihn geheimnißvoll hinausgerufen und ſei darauf mit ihm in der Alt- und Neuſtadt Warſchau ſo umhergeſtreift, bis er, Coulon, ſich in einer ganz unbekannten Gegend gefunden. Hierauf wären ſie in ein Haus getreten, wo einer der beiden Unbekannten von geſtern ihn an ſeinen Vorſatz erinnert und gefragt, ob er ſich noch den Streich auszuführen getraue? Sie hätten Champagner getrunken und der Fremde ſich berauſcht. Da er nun geſagt: ja er wolle, hätten ſie ihm an die Hand gegeben, er ſolle in die Küche gehen und den königlichen Koch um Hammelcotelettes bitten. Während der ſie nun röſte, ſolle er ihm Schnaps zu trinken geben und den günſtigen Augenblick nützen, Das, was man ihm gebe, in den Topf zu werfen. Er hätte nun erwidert: „Das ſei ſchon gut; wo aber die 400 Louisdor blieben?“ Da habe der eine etwas Angetrunkene erwidert: „Ich weiß nicht, ob Boyer ſo viel geben wird!“ Der Nüchterne, der das ſchnell bemerkt, ſei eingefallen: „Was du da ſprichſt; Boyer iſt verreiſt und kommt erſt in einigen Tagen zurück.“ Nachdem er, Coulon, wiederholentlich auf das verſprochene Geld gedrungen, hätten ſie ihn zum nächſten Abend, 11 Uhr, nach Nowawies beſtellt. Dort werde man ihm geben, was er Tags darauf in die Suppe werfen müſſe; wenn das geſchehen, ſolle er eilends nach dem Hochgericht gehen, wo er Jemand finden werde, der es übernehme, ihn in Sicherheit zu bringen. Sie hätten ihm darauf einen Dukaten gegeben, um dafür den Koch trinken zu laſſen, und um 1 Uhr des Morgens (obgleich er gern bis Tagesanbruch dort geblieben wäre) ihn durch entlegene Gaſſen nach Haus

geführt. — Abends darauf, um 11 Uhr hätte er den Weg nach Nowawies angetreten. Wie es in der Beauchamp'schen Historie heißt, sei ihm ein Mann gefolgt, ein anderer aus dem Getreide vorgesprungen, man hätte ihn gewarnt, weil die Hunde Lärm machen könnten, und ihn gefragt, ob er bei seinem Entschluß bliebe? Als er es bejaht, hätten sie ihm ein Packet in einem Papiere gegeben, mit der Warnung, es nicht umzukehren, weil es ausgehöhlte Mohrrüben enthalte und, was drinnen sei, nicht verschüttet werden dürfe. Auch hätten sie ihm sechs Thaler gegeben; aber, als er mehr gefodert, erwidert: „Mehr könnten sie nicht geben; sie wären schon zu oft betrogen worden und sie hielten ihn selbst nicht für sicher." — Als er nun gesagt: wenn sie ihm nicht trauten, möchte Einer mit ihm in die Küche gehen, hätten sie das abgelehnt, aber gesagt: es würde sein Unglück sein, wenn er sie hinterginge. Wenn es aber geschehen, so solle er sich nach Sochaczew (die erste Poststation nach Berlin hin) begeben, wobei sie ihm einen Zettel mit dem Namen des Orts eingehändigt. Dort werde der Postmeister für ihn sorgen; auch sie würden sich einfinden, ihm die 400 Louisdor aushändigen und dann miteinander nach Frankreich gehen. Käme er aber am bestimmten Tage dort nicht an, so würde er Tags darauf nicht mehr am Leben sein. Außerdem sollte er für jede Person, welche binnen Jahresfrist in jenem Hause sterben werde, 100 Louisdor mehr haben. Gelänge ihm die Ausführung des Anschlags vor dem nächsten Abende nicht, so möchte er ein Schnupftuch, welches sie an einem Baume verscharrt, herausziehen; glückte es ihm aber, so möchte er es liegen lassen. Er habe sich den Baum gemerkt. Es sei der fünfundvierzigste gewesen hinter der Barriere nach Nowawies. Der Saum des Tuches habe etwas hervorgeragt. Darauf hätten sie ihm

Muth zugesprochen und ihm eine kleine Flasche gegeben, um zu trinken, ehe er in die Küche ginge, mit dem Beifügen: er brauche sich auch nicht zu fürchten, es werde nicht sogleich wirken. Nachdem er sie verlassen, sei ihm übel geworden. Ein preußischer Offizier, der ihn glücklicherweise getroffen, hätte ihm Riechwasser gereicht und ihn nach Hause bringen lassen. — Zum Schlusse hatte er in dem procès verbal eine genaue Beschreibung der beiden Fremden gegeben.

In der wider ihn eröffneten Untersuchung verharrte Coulon bei dem ganzen Inhalt des von den Franzosen aufgenommenen Protokolls; nur daß er, als ein pfiffiger Betrüger, hier und da Einzelheiten hinzuthat, um die Sache glaubwürdiger zu machen, und Einzelnes umänderte, wo er merkte, daß seine frühere Angabe zu den Umständen nicht mehr paßte.

Seine Frau hatte geständig Gift gekauft. Er mußte darüber Rechenschaft vor dem Gerichte geben und war auch damit sogleich bei der Hand: Am Morgen der ersten Unterredung mit den Unbekannten habe einer derselben ihm ersucht, Pulver zu kaufen, um damit die Mäuse zu tödten, welche seinen Kameraden in dessen Zimmer belästigten. Er habe ihm Geld, in ein Papier gewickelt, gegeben, nebst einem Zettel, worauf das Pulver geschrieben gestanden. Er habe nun in einer Apotheke einen röthlichen Teig für zwei Groschen gekauft, in seiner Wohnung Kügelchen davon gedreht und damit in seinem Keller Versuche angestellt, ob wirklich die Mäuse daran crepirten. Als Nachmittags der Unbekannte den Teig bei ihm gesehen, habe er gesagt, das sei nicht der rechte: „Ich habe Ihnen gesagt, Sie möchten Pulver bringen. Sehen Sie zu, daß Sie Pulver bekommen, Sie haben Geld genug. Sagen Sie dem Apotheker nur, daß Sie den Teig

verloren haben." Der Fremde habe aber doch den Teig eingeſteckt. Nun habe er, Coulon, durch ſeine Frau das aufgeſchriebene Pulver von einem Kaufmann holen laſſen wollen, der hätte aber erwidert: dazu müſſe er ein Atteſt von ſeinem Herrn bringen. Während die Frau fort war, habe er erſt das Papier aufgewickelt und zehn Dukaten darin gefunden. Endlich hätte er aus einer Apotheke das Pulver erhalten, welches nun auch dem Fremden, als ſie am Abende zu ihm kamen, genügt. Darauf ſei Alles geſchehen, wie es im procès verbal angegeben, er habe aber noch am nämlichen Abende nach der erſten Propoſition dem Baron von Milleville Alles entdeckt (nur nicht das von den zehn Dukaten und dem Mäuſegiftkauf), der darauf am folgenden Morgen nach Lazienki fahren und den Grafen de l'Isle Alles bekannt machen wollen, ihm aber anbefohlen habe, ſich gegen die Unbekannten zu ſtellen, als ſei er für Geld ganz zu ihrem Auftrage bereit, weil man auf dieſem Wege die ſicherſten Nachrichten erhalten könne. Sein Herr ſei nun nach Lazienki gefahren und als er zurückgekehrt, habe er, Coulon, ihn gebeten: daß man doch ja die Sache gleich der Juſtiz anzeige. Aber Herr von Milleville hätte geſagt, es fehle an Beweiſen. Zuvörderſt müſſe er das Packet und das Geld von den Unbekannten erhalten haben.

Hier ergab ſich der erſte offenbare Widerſpruch; denn Coulon mußte ſofort eingeſtehen, daß damals noch von keinem Packet die Rede geweſen war.

Hierauf folgte die ganze Geſchichte von dem nächtlichen Spaziergang durch Warſchau, von dem Geſpräch mit den Unbekannten in einem Hauſe, das er nicht wieder zu finden wiſſe, von dem ſpäten Gange nach Nowawies und der Ausantwortung des Rübenpackets und Liqueurs.

Alle dieſe zungenfertigen Mittheilungen trugen mit

ihren mannichfachen Ausschmückungen so sehr das Gepräge des Unwahrscheinlichen an sich, daß der Richter sich gedrungen fand, ihm die ernstesten Vorhaltungen zu machen. Er solle wohl bedenken, daß er durch seine Angaben mehre Personen und namentlich den französischen Handelsagenten Galon Boyer ausdrücklich compromitirte, daß bei solcher Beschaffenheit der Dinge also die allerstrengste Nachforschung erfolgen und, wenn seine Angabe sich als falsch erweise, die strengste Ahndung nachfolgen müsse.

Coulon gerieth in sichtliche Gemüthsbewegung. Er hatte diese Wendung nicht erwartet. Aber schnell sich fassend, fragte er: wie die Sache in diesem oder jenem Falle für ihn ausfallen dürfe? besann sich dann eine Weile und erklärte mit Frechheit: er sähe, schlimm wäre es so und so; aber ein besserer Ausgang sei doch abzusehen, wenn er bei der Unwahrheit bleibe. Man drang schärfer in ihn, was er damit meine und stellte ihm vor, daß, wenn seine Angabe unrichtig sei, er noch in dem Falle milder fortkäme, wenn er offen gestände: daß er durch eine falsche Anzeige sich nur aus seinen dürftigen Umständen aufhelfen wollen.

Rasch fiel er ein: „Ja, so ist es. Ich habe mir bei Gelegenheit der Abreise des Grafen de l'Isle eine Belohnung verschaffen wollen, um meine Schulden bezahlen zu können. Ich hoffte, 100 Dukaten dafür zu erhalten."

Dies war nicht die volle Wahrheit; vielmehr nur eine Nothbrücke, welche ihm der Inquirent selbst geschlagen und über die Coulon mit der Hast eines Flüchtigen sich stürzte. Aber man verfolgte ihn Schritt für Schritt. Er blieb dabei in mehren Terminen und hatte auch bald mit seiner lebhaften Phantasie die neue Geschichte sich fertig ausgeschmückt. Eine Schuldenlast von 37 Dukaten hätte ihn gedrückt. Zugleich habe er für seinen Erwerb Alles

fürchten müſſen, da mit der Abreiſe des franzöſiſchen Hofes auch in der Dienerſchaft deſſelben ſeine ſämmtlichen Kunden fortgingen. Da ſei der Vergiftungsanſchlag in ihm aufgeſtiegen. Anfangs habe er nur vorſpiegeln wollen: daß ein Paar unbekannte Franzoſen ihm eine Summe Geldes geboten, um in den Suppentopf des Königs Gift zu werfen. Dies habe er ſeinem ehemaligen Herrn, dem Baron von Milleville, hinterbracht und es ſei zu Protokoll genommen worden. Am zweiten Tage aber, da man ihm ſchärfer zu Leibe gegangen, habe er das Nachtgeſpräch in dem unbekannten Hauſe und den Vorſchlag, nach Nowawies zu gehen, ſo wie die Verhandlungen wegen der Flucht erdichtet.

Nun hätte er gern, nach ſeiner Angabe, die Sache nicht weiter getrieben, aber der Baron von Milleville habe ihn nicht losgelaſſen, ſondern überredet, er ſolle den einmal betretenen Weg verfolgen, getroſt nach Nowawies gehen, das Gift, das man ihm gebe, empfangen und möglicherweiſe einen der Fremden in die Küche locken, damit man ihn dort arretiren könne. So ſei er gezwungen geweſen, den einmal angefangenen Faden der Erdichtung weiter zu ſpinnen, ſo ſauer es ihm auch geworden.

Er habe nun ſchon etwas Thatſächliches bringen müſſen. Um deshalb habe er ſich Gift verſchafft und einen Unbekannten gebeten, ihm den Namen deſſelben auf ein Papier zu ſchreiben, weil man wiſſe, daß er nicht leſen noch ſchreiben könne, er ſich alſo durch das Papier vor Herrn von Milleville und der Polizei mehr Glauben zu verſchaffen gehofft. Denn, da er wiſſe, daß jeden Tag in den Suppentopf des Königs ganze Mohrrüben kämen, habe er drei Mohrrüben mit einem Kaffeelöffel und einem Stocke ausgehöhlt und den präparirten Teig und das Pulver hineingedrückt. Hierauf habe er ſich am

ſpäten Abend nach Nowawies begeben, daſelbſt an einem Baume ein Schnupftuch verſcharrt, um dadurch die andere Vorſpiegelung von der Todesdrohung beweiſen zu können. Folgendes Tages ſei er nun mit den drei Mohrrüben, einer Flaſche Liqueur und ſechs Thalern vor Herrn von Milleville erſchienen, mit der Angabe, die drei Mohrrüben ſeien, um den König zu vergiften, die Flaſche Liqueur, um ſich Muth zu trinken, die ſechs Thaler aber ihm gegeben worden, um bis zur nächſten Station Sochaczew zu fliehen, wo er die 400 Louisdor und Gelegenheit zur Flucht nach Frankreich finden werde. Sochaczew habe er aber um deshalb ſtatt des Hochgerichts angegeben, weil Herr von Milleville auf den Einfall kommen könnte, ſichere Leute nach dem Hochgericht zu ſchicken, die nichts Verdächtiges finden würden, wo dann auf ihn ein Verdacht haften geblieben wäre. Um deshalb hätte er ſich, wie vorhin den Namen des Giftpulvers, auch den der Station Sochaczew auf der Poſt aufſchreiben laſſen und ihn als Beweis ſeinem Herrn vorgelegt.

Als aber Herr von Milleville ihm geſagt, daß der Präſident von Hoym die ganze Sache nicht glaube, ſondern ſie für ſeine, des Coulon, Erdichtung halte, habe er angefangen, für ſich ſelbſt Beſorgniſſe zu ſchöpfen. Deshalb habe er darauf gedacht, auch ſeine Frau zu inſtruiren, wenn ſie vor Gericht erſcheinen ſollte. Er hätte deshalb ihr vorgeſpiegelt: in letzter Mitternacht habe er gehört, wie ein Geräuſch an der Thür entſtand. Er ſei aufgeſprungen und habe wahrgenommen, wie die Fremden draußen mit einem Nachſchlüſſel die Thüre zu öffnen verſucht, was ihnen aber nicht gelungen, weil der Schlüſſel im Schloſſe geſteckt und er denſelben behutſam feſtgehalten habe. Darauf hätten ſie ſich entfernt, aber mit den Worten, die er noch gehört: „Der Streich iſt mis-

glückt. Wir müssen Boyer davon benachrichtigen und entfliehen."

Indessen sei doch sein Vorsatz gewesen, sich aus dem Staube zu machen, den er auch wol ausgeführt, wenn ihm Herr von Milleville nicht zugeredet, zu bleiben, weil sonst die ganze Sache auf die Begleiter des Grafen de l'Isle zurückfallen möchte. Nun habe man ihm seitens des Grafen d'Avaray und des Herzogs von Pienne schriftliche Aufsätze vorlegt, worin seine Aussage enthalten gewesen, aber von den Herren hier und da verbessert worden sei, und man hätte ihn bearbeitet, sie vor Notaren beglaubigen zu lassen und vor der Obrigkeit des Landes eidlich, wenn es gefodert werde, zu erhärten. Und darauf sei er plötzlich, nebst seiner Frau, von der Herzogin von Angoulême in Dienste genommen worden und man habe ihm, vermuthlich für die bewiesene Treue, außer freier Wohnung, Holz und Licht, monatlich sechs Dukaten versprochen.

Diese zweite Aussage, die einen Widerruf der ersten enthielt, hatte in ihren Details freilich nicht mehr Wahrscheinlichkeit als jene. Aber Coulon gab sich selbst in derselben als Erfinder einer falschen Anklage aus Gewinnsucht an und bestätigte den aus den Umständen und der Kenntniß der Personen längst obwaltenden Verdacht, daß Andere diese falsche Angabe zu ihrem Vortheil ausgebeutet hätten.

Schon waren mehre Zeugen darüber vernommen, als wahrscheinlicherweise Zuflüsterungen durch die Gefängnißmauern ihn umstimmten. Coulon verlangte die Inquirenten zu sprechen und mit derselben Festigkeit, mit der er sein zweites Bekenntniß abgelegt, widerrief er dasselbe. Die im ersten Bekenntnisse angegebenen Thatsachen seien von ihm nicht erdichtet, sondern der Hauptsache nach wahr.

Aufs neue nahm er nun sein erstes Geständniß vor und schmückte es nur, um ihm den Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben, mit einigen Nebenumständen aus. Einige unbedeutende Abänderungen, die er mit großer Bestimmtheit vortrug, sollten vielleicht den Schein erwecken, daß er von großer Gewissenhaftigkeit sei, wenn man überhaupt bei einem Menschen seines Schlags annehmen darf, daß es ihm um den Schein von Gewissenhaftigkeit ernstlich zu thun sein könne. Vielmehr galt es ihm wol nur, die Sache noch mehr zu verwirren, die Richter von der Spur der Wahrheit immer mehr abzulenken und für sich selbst Zeit zu gewinnen.

So will er, zufolge dieses dritten Bekenntnisses, als er nach Nowawies ging, sich das Gift selbst verschafft haben, in der Besorgniß, daß sein Verrath den Verschworenen inzwischen bekannt geworden. Er habe sich damit, wenn sie ihn ergriffen, selbst vergiften wollen. Auch räumt er ein, daß von den drei Dingen, die er von den Fremden in der Nacht erhalten, die Flasche Liqueur von ihm zugesetzt worden. Diese habe er schon bei sich im Hause gehabt. Auch nahm er die laut des zweiten Geständnisses nur vor seiner Frau fingirte Geschichte von dem versuchten nächtlichen Einbruch jetzt als Wahrheit wieder auf. Da ihm nun, wegen seines Lebens, wirklich bange geworden, habe ihn Herr von Milleville beruhigt: „daß der französische Kaiser nur erst nach vier Wochen von dem fehlgeschlagenen Plane unterrichtet werden könne. Unterdeß könne er füglich in Sicherheit gebracht werden.“ Auch habe ihm derselbe abgerathen, von Warschau fortzuziehen, da man ihn dort wol noch brauchen dürfte, und ihm sechs Dukaten zu seinem Unterhalte gegeben. Zugleich aber habe derselbe Alles versucht, der zu Papier gebrachten Erzählung alle mögliche Publicität zu geben, und dabei geäußert: „man

müſſe ſie der ganzen Welt vor Augen legen; die Angelegenheiten in Frankreich würden vielleicht dadurch ganz verändert werden". Als aber der Notar die Beglaubigung abgelehnt, habe Herr von Milleville ihm aufgetragen, ſchleunigſt zum Erzbiſchof von Rheims zu laufen, der gerade im Abreiſen begriffen war, und ihm zu ſagen: „Que le coup était manqué."

Coulon, der ſich bis da als ein ſehr treuer und ergebener Diener ſeines ehemaligen Herrn gezeigt, ſprach hier mit einem mal ſeine Vermuthung aus: daß Herr von Milleville doch wol ein Mitſchuldiger der Fremden ſein müſſe. Das glaube er daher: Als er geäußert, ob die Fremden auch wirklich die 400 Louisdor zahlen würden, habe Herr von Milleville ausdrücklich zu ihm geſagt: „Es wären 100 Louisdor für dieſen Streich ausgeſetzt." Kurz vor ſeiner, Coulon's, Verhaftung, habe er aber zu ihm geſagt: er ſolle ſich nicht fürchten, ſondern ſtandhaft ſein; dann werde er auch eine Penſion erhalten. Er habe ferner von ihm verlangt: die Singnalements der Fremden gerade ſo anzugeben, wie der ſogenannte procès verbal ſie enthalte. Das habe er dem Milleville durch einen Eid verſprechen müſſen und dafür eine Anweiſung auf eine monatliche Penſion von ſechs Dukaten für zeitlebens erhalten.

Bei dieſer Angabe blieb Coulon.

Es hielt nicht ſchwer, aus ſeinen Erzählungen ſelbſt, auch ohne die anderweitigen Ermittelungen, zur Ueberzeugung zu kommen, daß der angegebene Vergiftungsplan nur erſonnen geweſen, und es fragte ſich bei der Unterſuchung eigentlich nur: ob er der alleinige, erſte Erfinder deſſelben, oder ein untergeordnetes Werkzeug in den Händen anderer Perſonen ſei?

Seine Ausſagen begreifen drei Anſchuldigungen. In

der erſten denuncirte er gegen fremde Unbekannte, di auf Antrieb einer leicht zu errathenden, aber nur angedeuteten Macht, den Vergiftungsplan betrieben und ihn nur zum Werkzeug gebrauchten. In der zweiten widerrief er die ganze erſte Angabe, und denuncirte gegen ſich ſelbſt als einen leichtſinnigen Calumnianten, der aus Gewinnſucht eine falſche Denunciation gemacht. In der dritten widerrief er den Widerruf, blieb im Weſentlichen bei der erſten Angabe, fügte aber, um für ſich einen halben Ausweg zu gewinnen, Verdachtsgründe gegen die Emigrirten vom Hofe Ludwig's XVIII. hinzu, als könne doch wol von dieſen, wenn nicht die ganze Sache vom Anfange an eingeleitet, doch im Verfolge zu ihren eigenen Zwecken benutzt und ausgebeutet ſein, und er, als ein unſchuldiges Opfer einer Cabale, die er nicht zu durchſchauen vermocht, daſtehen.

Die erſte Angabe trug zuvörderſt alle Anzeigen der innern Unwahrſcheinlichkeiten an ſich; demnächſt wurde ſie durch nichts erwieſen und endlich ſprachen beſtimmte Anzeigen beweiſend dagegen.

Die Perſonen der angeblichen Meuchelmörder waren nicht bekannt, ihr Ankläger ſcheint ſie abſichtlich in ein Dunkel geſtellt zu haben, um ſie dem richterlichen Auge zu entziehen. Bei einem ſo furchtbaren Verbrechen, das unbedingt ein hiſtoriſches Aufſehen erregen mußte, war es unwahrſcheinlich, daß die Unbekannten, ohne ſich von der Zuverläſſigkeit des erwählten Werkzeugs vorher zu überzeugen, ſich geradezu an einen Mann gewandt und ihm vertraut hätten, der gewiſſermaßen zum Gefolge der Bourbonen gehörte und von ihnen lebte. Sie, Fremde, ſollten den Coulon, einer in Warſchau Anſäſſigen in ein unbekanntes Haus geführt haben, in der Erwartung, daß er die Straße nicht wiederfinde; und er ſelbſt ſolle, wie

er erklärt, auch wirklich nicht im Stande geweſen ſein, das Haus wieder zu finden, obgleich man ihm nicht die Augen verbunden hatte und es in der Nacht heller Mondſchein war! Mehrmals ſollte er ſie um ein Angeld erſucht haben, und ſie, wo ſie Alles anwenden mußten, ſich ſeiner Treue zu verſichern, hätten ihn mit drei, oder (wie er in einem ſeiner vielen Widerſprüche ſagt) mit höchſtens zehn Dukaten abgeſpeiſt! Sie, bei der Dringlichkeit der Sache, bei der nahen Abreiſe Ludwig's, hätten ſich nicht einmal mit Gift verſehen, und ſich ſolches erſt durch Coulon verſchaffen wollen! Die ſpätere Angabe, daß er das Gift nur gekauft, um ſich ſelbſt zu vergiften, wenn die Verſchworenen ihn packten, iſt faſt zu albern, um näher betrachtet zu werden. Solche raffinirte Meuchelmörder ſollten ſich ſo vergeſſen, daß ſie bei einer der erſten Unterredungen mit dem zu gewinnenden Werkzeuge ſich ſelbſt berauſchen und dabei ihren Anſtifter verrathen würden! Unter den drei Mohrrüben, welche ſie Coulon übergaben, war eine, die bei der Zubereitung gedorſten, mit Zwirn umwickelt war. Um eine Rübe, oder die Arbeit zu ſparen, hätten ſie ihren groben Betrug ſo ſichtlich gemacht! Das wäre doch bei dem unbeſonnenſten Verbrecher eine unbegreifliche Unvorſichtigkeit, und dieſe ſollten ſich nach Coulon's Verſicherung jederzeit mit vieler Behutſamkeit benommen haben.

Es verlohnt zu unſerm Zwecke nicht, das volle Maß der Unwahrſcheinlichkeiten, welche in der Coulon'ſchen Ausſage ſelbſt enthalten ſind, weiter aufzuführen. Sie wurden aber nicht allein durch nichts erwieſen, ſondern es ſprachen mehre Umſtände poſitiv dagegen und beſtärkten die Verdächtigkeit. Weder in Warſchau noch in der Umgegend war bei der genaueſten und ſtrengſten Nachſuchung einer wachſamen Polizei, Jemand aufzufinden, auf den

die Anzeigen zutrafen. Der Graf d'Avaray hatte gegen den Präsidenten von Hoym von zwölf bis funfzehn Polen gesprochen, welche in dem Complott verwickelt seien. Von diesrn wußte Coulon, von dem des Grafen ganze Kenntniß herrührte, kein Wort. Der nämliche Graf d'Avaray hatte dem Präsidenten zehn bis zwölf junge Mohrrüben, mit einer fetten Salbe umgeben, vorgezeigt; Conlon behauptete, aber fortwährend nur drei Rüben erhalten zu haben!

Aber gesetzt, es wäre ein Thatbestand des Vergiftungsversuchs vorhanden, der weder in den Mohrrüben, noch in Coulon's Aussage zu finden ist, welch ein Motiv könnte den angedeuteten Urhebern beigemessen werden? Die preußischen Richter beschränkten sich aus politischen Rücksichten in jener kritischen Periode darauf, daß zwischen dem französischen Handelsagenten Galon Boyer und dem Grafen de l'Isle erweislich keine Feindschaft obwalte, also auch kein Motiv vorhanden sei, weshalb der Erstere dem Letztern nach dem Leben trachten solle. Seitdem hat die Geschichte in letzter Instanz diesen Proceß längst abgeurtheilt, und wir mögen hinzusetzen, es war auch kein Motiv vorhanden, daß der Kaiser Napoleon diese Bourbonen durch Gift aus dem Wege geschafft wünschen durfte. Auch wenn er, um den Schein der Legimität zu gewinnen, mit ihnen, wegen Abtretung ihrer Rechte unterhandelte, sie waren ihm nie gefährlich.

So fiel denn vorläufig der Verdacht auf den Angeber allein zurück. Schon sein geständiger unsteter Lebenswandel, daß er unter den Fahnen mehrer Nationen diente und sie meistentheils mit Brechung seines Eides verließ, die außerordentliche Fertigkeit und Gewandtheit, welche er in Vorbringen von Unwahrheiten zeigte, ließen einen Verdacht gegen die Reinheit seiner Absichten bei der De-

nunciation herleiten, auch wenn ſein nächſtes Intereſſe nicht als genügendes Motiv erſchien. So gewann ſeine zweite Ausſage, die den Widerruf der erſten enthielt, an Glaubwürdigkeit. Zwar hat er auch dieſe abermals widerrufen, aber außer der mehren innern Wahrſcheinlichkeit ſprechen auch andere ermittelte Umſtände beweiſend dafür.

Es iſt durch Zeugen und ſein eigenes Eingeſtändniß dargethan, daß er die beiden Blätter, auf deren einen der Name der nächſten Poſtſtation, auf den andern der Name des Giftes ſtand, jenes von einem Poſtofficianten, dieſes von einem ihm fremden Manne aufzeichnen laſſen. — Er hatte ferner eingeräumt, daß er die Mohrrüben ſelbſt in der beſchriebenen Art präparirt, mit einem Kaffeelöffel und Stock ausgehöhlt und mit Arſenik gefüllt, auch daß er die eine zerbrochene zugeſtopft und mit Zwirn umwickelt habe. Zwar widerrief er dies ſpäter, aber man fand, gleich nach der einräumenden Ausſage, in ſeiner Wohnung noch den Stock, den er zur Aushöhlung der Rüben zugeſpitzt, und er war an der Spitze noch mit einem gelben Pflanzenſafte gefärbt. Auch hatte man ihn vor dem Widerruf daſſelbe Experiment an andern Mohrrüben verſuchen laſſen, und ſie waren, ſowol was die äußere Form anlangt als auch in der Zwirnumwickelung der einen Rübe denen vollkommen ähnlich, welche Coulon dem Baron von Milleville bei Aufnahme der Denunciation ausgeliefert hatte.

Als Motiv ſeines Widerrufs gibt er die augenblickliche Furcht an, daß man ihn wegen dieſes Geſtändniſſes nach Frankreich ausliefern würde. Aber es war kein augenblicklicher Widerruf, dem man die Einwirkung der Angſt angeſehen hätte. Er widerrief mit der größten Ausführlichkeit, mit einer neuen umſtändlichen Geſchichtserzählung auf ſiebzig Seiten, mit einer Menge Details, wie er auf

den Entschluß gerathen, die Denunciation zu erfinden, durch welche künstliche Mittel er seiner Erzählung Wahrscheinlichkeit zu geben versucht. Trotz der Zweifel, die der Inquirent dagegen hegte, blieb er beharrlich lange dabei, bis andere Einflüsse und Ueberlegung ihn zu der ersten Lüge wieder zurückbrachten.

Es wäre überflüssig, das ganze Knäuel von Lügen zu verfolgen, in welches der Mensch sich wickelte, ihre Widersprüche darzulegen, und das möglich Wahrscheinlichste davon herauszusuchen, da seine eine Aeußerung: „er wolle lieber durch Unwahrheiten sein Leben zu erhalten suchen, als solches durch das Bekenntniß der Wahrheit in Gefahr setzen, und sich lieber gar nicht weiter über die Sache auslassen", zur Genüge seinen Charakter ans Licht stellt und ihn als einen Solchen erkennen läßt, zu dem man sich der That versehen kann, d. h. daß er die Vergiftungsgeschichte aus Gewinnsucht erfand.

Unser Mitherausgeber, welcher in jenen Jahren als Regierungsassessor in Warschau angestellt war, berichtete, aus eigener Erinnerung, noch einen interessanten Moment, welcher das vollste Licht auf diesen nur in der Lüge lebenden Charakter wirft. Hitzig, beauftragt, dem Inculpaten das Erkenntniß erster Instanz zu publiciren und das von ihm eingelegte Rechtsmittel der weitern Vertheidigung zu instruiren, trieb durch Vorhaltung neuer Widersprüche den schlauen Coulon dergestalt in die Enge, daß schon ein Geständniß des ganzen Zusammenhangs der Intrigue auf seinen Lippen schwebte, und sich in der heftigsten Bewegung seiner Gesichtsmuskeln ankündigte. Urplötzlich aber faßte er sich, stürzte vor dem Inquirenten auf die Knie und rief: „Ja, ich habe noch etwas zu gestehen! Es liegt mein Leben in der Hand

meines Richters, und es ist noch nicht davon die Rede gewesen."

Ruhig wurde ihm entgegnet, ob es zur Sache gehöre? Sonst möge er es für sich behalten, und nur auf die ihm vorgelegten Fragen antworten. Während er immer noch auf den Knien lag, sprudelte ihm nun mit der geläufigsten Zunge eine ganz neue wunderbare Geschichte vor: „Es sei allgemein der Glaube verbreitet, daß der tapfere General Desaix, Napoleon's Freund bei Marengo, von einer feindlichen Kugel getödtet worden. Dem sei aber nicht so. Er, Coulon, unter ihm fechtend, habe den General erschossen, der ihn als Hauptmann, da er Soldat in seiner Compagnie gewesen, schwer beleidigt. Nun könne man, nach diesem Geständniß, mit ihm machen, was man wolle. Liefere man ihn aber in die Hände Bonaparte's, so sei es nicht schwer einzusehen, daß sein Kopf fallen würde." Der Inquirent entgegnete lächelnd: „Lassen wir den General Desaix jetzt ruhen; stehen Sie auf und beantworten meine Fragen." Aber der günstige Moment war verstrichen. Die improvisirte Komödie hatte Das bewirkt, was Coulon wollte, er hatte sich in seine alte Fassung wieder hineingeredet, stand auf und log wie vorher.

Nachdem wir zur Ueberzeugung gekommen, daß dem Vergiftungsplan keine Wahrheit zum Grunde liegt, fragt es sich nur, ob die Fiction allein in Coulon's Kopfe entstanden ist, oder ob andere Urheber da waren? Die Acten enthalten mehre Thatsachen, welche dem Richter zur dringenden Vermuthung Anlaß geben, daß Jemand oder Mehre aus des Grafen de l'Isle Gefolge den Betrug geleitet, wahrscheinlich ersonnen haben. Dieser Verdacht trifft den Baron von Milleville, den Grafen d'Avaray und den Herzog von Pienne, in deren Gegenwart

der procès verbal aufgenommen ward, durch welche er mit dringender Eilfertigkeit an den Präsidenten von Hoym gelangte, und welche sich besonders thätig bei dem Vorfalle bewiesen haben. Aber hier blieb die Untersuchung, auch da mit Schonung geführt, haften. Noch weiter zu dringen verbot vielleicht ebenso das Mitleid gegen das Unglück als die politischen Rücksichten, welche über die Sphäre der Criminalistik hinausgehen.

Baron von Milleville hatte geständlich dem Coulon schon vor der Anzeige des Vergiftungsanschlags sechs Dukaten monatliche Pension verheißen. Es war gar kein Grund da zur Freigebigkeit gegen diesen Menschen, wenn man ihn nicht zum Werkzeug einer politischen Intrigue brauchen wollte. Beim Niederschreiben des procès verbal händigte er Coulon 35 Dukaten aus, verschwieg ihm aber dabei, daß sie vom Herzog von Pienne kamen. Baron von Milleville drang mit besonderm Eifer, auf Niederschreibung der Aussage; dann darauf, daß sie von einem Notar beglaubigt würde, den er deshalb mit Besuchen überhäufte. Er äußerte dabei: „daß sich durch diesen Vorgang Alles in den Angelegenheiten Frankreichs ändern könne, und daß er die Ausfertigungen des procès verbal der ganzen Welt vor Augen legen wolle." Als die Beglaubigung abgelehnt ward, schickte er Coulon eiligst zum Erzbischof von Rheims mit der Nachricht: „Der Coup sei misglückt." Außerdem versichert Coulon, Milleville habe zu ihm geäußert: „es wären 1000 Louisdor für den Streich ausgesetzt", er habe ihm einen Gnadengehalt versprochen, wenn er standhaft bei der Erzählung verharre; er habe ihm vorgeschrieben, wie er das Signalement der Unbekannten angeben solle, und ihn in Gemeinschaft mit dem Grafen d'Avaray und dem Herzog von Pienne darüber einen Eid leisten lassen; demnächst

aber ſei er, unter großen Vortheilen, in den Dienſt der Herzogin von Angoulême aufgenommen worden.

Wenn Letzteres auch nicht als vollſtändig erwieſen zu erachten wäre, ſo iſt doch ein ſehr vertrautes Zuſammenſein zwiſchen dieſen hochgeſtellten Emigrirten und dem Vagabunden und ein ſeltſames Intereſſe, welches ſie an ſeinem Wohlergehen nahmen, dargethan. Coulon's eigene Frau bezeugte, daß Baron von Milleville ihren Gatten zwei mal um die Zeit der Denunciation in ſeiner Wohnung aufgeſucht, ihn mit ſich genommen, und ein anderes mal nach Lazienki geſandt habe. Coulon kaufte das Gift in der Richter'ſchen Apotheke im Augenblicke, als er von Milleville kam. Die drei franzöſiſchen Edelleute betheuerten ohne alle Veranlaſſung von ſelbſt die Wahrheit der Coulon'ſchen Ausſage, ſie gaben ihm, dem geſtändigen Taugenichts, die vortheilhafteſten Zeugniſſe, ja Baron von Milleville verſicherte vor dem Polizeipräſidenten, daß Coulon vollkommen unſchuldig ſei und bat inſtändigſt, ihn gut zu halten. Entweder hatten ſie gleiches Intereſſe mit ihm oder fürchteten ſeine Zunge.

Die Art, wie die genannten Herren ſich gegen die preußiſchen Behörden benahmen, verdächtigte ſie aber vom Anfange an vor denſelben. Als der Graf d'Avaray den Präſidenten von Hoym die Lebensgefahr, in welcher der König Ludwig ſchwebe, mittheilte, geſchah es mit der unbeſorglichſten Gleichgültigkeit, wiewol er in ſeinen ſpätern Briefen von dieſer Gefahr mit aller Exaltation des franzöſiſchen Charakters ſpricht. Schon früh am Tage des 23. Juli hatte Coulon die Zuſammenkunft mit ihm und dem Herzoge von Pienne gehabt, aber erſt um 8 Uhr Abend eröffnete der Graf dem Präſidenten Hoym, daß er ihm Dinge von großer Wichtigkeit zu entdecken habe, wollte indeß auch da noch nicht mit der Sprache heraus,

obgleich Herr von Hoym ihm dringend auffoderte, sondern verschob die Conferenz auf Abends 10 Uhr. Erst zwischen 10 und 11 Uhr machte er ihn nun mit dem Vergiftungsplan bekannt, wo es zu spät war, Anstalten zur Verhaftung der Fremden zu treffen, weil die Zusammenkunft zwischen ihnen und Coulon schon vorbei sein mußte. Auch des Präsidenten Versuch, das Coulon'sche Haus sofort durchsuchen zu lassen, wußte er durch einen nichtigen Einwand zu vereiteln. Die Absicht des Grafen d'Avaray lag also zutage, daß keine Nachforschungen angestellt werden sollten; ja wie wenig es dem Hofbeamten darum zu thun war, die fremden Franzosen zu entdecken, beweist der Umstand, daß der Präsident von Hoym und der Polizeipräsident vom 24. bis 28. Juli nicht ein einziges mal von den angeblich für ihres Königs Leben so besorgten Dienern mit der Frage angegangen wurden: ob Aussicht sei, die Anstifter auszumitteln? Ihnen war es um nichts zu thun, als das Dasein eines Vergiftungsplans im Publicum wahrscheinlich zu machen. Endlich woher hatte der Graf d'Avaray die zwölf vergifteten Mohrrüben, welche er dem Präsidenten zeigte, während doch Coulon nur drei von den Verschworenen aufzubringen gewußt? Wo bleiben seine zwölf bis funfzehn Polen, nach dem Blute der Bourbonen dürstend, von denen selbst Coulon gar nichts wußte? War die große Zahl Mohrrüben und Polen nur aufmarschirt, um die preußischen Beamten zu erschrecken? Bedurfte es noch eines Beweises, daß Coulon nicht der eigentliche Anstifter war, so ergibt es sich daraus, daß Coulon noch vor Gericht nicht recht wußte, wer eigentlich der Galon Boyer war, obschon man ihn im procès verbal aufs deutlichste auf denselben als den eigentlichen Urheber, aussagen lassen.

Obgleich Baron von Milleville dem Erzbischof von

Rheims ſagen laſſen: „que le coup était manqué“, beuteten die Intriguanten ihn dennoch mit Unverſchämtheit aus. Der Graf de la Chapelle, als zurückgebliebener Bevollmächtigter des Grafen d'Avaray und des Herzogs von Pienne, räumte in einer Note am Schluſſe der Unterſuchung ſelbſt ein, daß von ſeiten der Emigrirten die Einrückung jener Artikel in den „Courier de Londres“ veranſtaltet worden ſei, wonach dem franzöſiſchen Kaiſer die Anſtiftung des Plans durch den Agenten Boyer ohne Umſchweife zur Laſt gelegt wird.

Somit war des Lichts genug über den angeblichen Vergiftungsplan verbreitet. Das Kammergericht in Berlin, dem die Urtelsabfaſſung in dieſer Sache übertragen war, nahm als Reſultat der Unterſuchung an, daß Coulon in Geneinſchaft mit einigen Perſonen aus dem Gefolge des Grafen de l'Isle, ſeinerſeits aus gewinnſüchtigen Abſichten, höchſt wahrſcheinlich fälſchlich und wider beſſeres Wiſſen, den franzöſiſchen Handelsagenten Boyer als Vermittler eines Vergiftungsplans gegen den Grafen de l'Isle angeklagt habe, und verurtheilte ihn außerordentlich zu einer vierjährigen Feſtungsarbeitsſtrafe. Das Appellationserkenntniß beſtätigte das Urtheil, und Coulon ward nach der Feſtung Coſel zur Abbüßung ſeiner Strafe abgeführt.

Unter der Wucht der hereinbrechenden Weltereigniſſe, welche Staaten zertrümmerten und Europas Geſtalt umwarfen, gerieth dieſer ſchmähliche Criminalfall in eine für die Schuldigen glückliche Vergeſſenheit. Die Zuchtruthe des Himmels fand an Frankreichs Legitimiſten ein unverbeſſerliches Geſchlecht. Statt, dankbar für die Nachſicht freundlicher Mächte, die ehrenrührige Erinnerung in ihrer Vergeſſenheit ſchlummern zu laſſen, mußte einer ihrer Schriftſteller die zwanzigjährige Lüge 1824 wieder

aufwecken. Auch dieſe Lüge, kaum beachtet, vermochte nicht, ihr ſinkendes Anſehen wieder aufzurichten. Sie ſtürzten, weil ihr Stamm morſch, ihre Wurzeln faul waren. Da rief der Briefproceß in Paris bei uns die Erinnerung an jenen Vergiftungsproceß wieder auf. Bedarf es nach der Beweiſe, daß dieſe legitimiſtiſche Partei, trotz der Verſtandeskraft eines Villèle, trotz der Gemüthskraft eines Chateaubriand, die vergebens in die entnervten Seelen Blut und Geiſt hauchen möchten, vor dem ſittlichen Weltgerichte ihr Nichtigkeitsurtheil ſelbſt unterſchrieben hat? Eine Intriguantenpartei, welche Napoleon's Thron mit drei vergifteten Mohrrüben, und Ludwig Philipp's Thron mit funfzehn verfälſchten Briefen zu erſchüttern wähnte, um, dort unter Beiſtand eines Coulon, hier einer Madame Saint-Elme, ſich in der Verwirrung hinaufzuſchleichen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der neue Pitaval.

Zweiter Theil.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung

der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben

von

Criminaldirector Dr. J. E. Hitzig

und

Dr. W. Häring (W. Alexis).

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1842.

Rec. Sept. 14, 1903

Inhalt des zweiten Theiles.

	Seite
Vorwort	VII
Fonk und Hamacher (1816—1823)	1
Die Marquise von Brinvillier (1676)	104
Die Geheimeräthin Ursinus (1803)	161
Anna Margaretha Zwanziger (1811)	218
Gesche Margaretha Gottfried (1831)	256
Der Wirthschaftsschreiber Tarnow (1795)	360
Die Mörderinnen einer Hexe (1819)	386
Die beiden Nürnbergerinnen (1787)	401
Die Marquise de Gange (1667)	415

Vorwort.

Sämmtliche mir zu Geſicht gekommenen Beurtheilungen des erſten Bandes haben ſich ſo günſtig über vorliegendes Werk ausgeſprochen, daß ich darüber nichts zu bemerken habe, als daß es mein und meines Herrn Mitarbeiters angelegentlichſtes Beſtreben ſein wird, durch die Fortſetzung den davon gehegten Erwartungen mehr und mehr zu entſprechen.

Nun Eine irrige Auffaſſung in Beziehung auf die Perſon des zweiten Herausgebers, der ich überall begegnet bin, ſcheint mir eine Berichtigung nöthig zu machen. Man betrachtet nämlich die zwiſchen ihm und mir beſtehende Verbindung als die eines Criminaliſten von Fach mit einem beliebten Novelliſten, die, wenn Herr Dr. Häring nur dies wäre, immer etwas Bedenkliches haben würde, inſofern es ſich um Darſtellung der mitgetheilten Fälle nicht nach den poetiſchen Motiven, welche in einzelnen liegen mögen, ſondern nach ihrem wirklichen thatſächlichen Verlauf handelt. Es iſt aber nicht ſo,

wie es die Beurtheiler vorausſetzen. Herr Dr. Häring iſt ſo gut Juriſt als ich; er hat beim Criminal-Senat des Kammergerichts, zur Zeit als ich Mitglied deſſelben war, als Referendarius wie ſeine Dienſtzeugniſſe beweiſen, gerade als Referent — worauf es hier ankommt — mit Auszeichnung gearbeitet und wenn er nicht im Jahre 1824 aus freiem Entſchluſſe, um ſich ganz einer literariſchen Thätigkeit hinzugeben, die richterliche Laufbahn verlaſſen hätte, ſo würde er, dem natürlichen Gange der Dinge nach, jetzt als Rath ſeinen Platz in einem unſerer Obergerichte einnehmen.

Dies vorausgeſchickt, wird eine kurze Entſtehungsgeſchichte des Werks am beſten auf den Standpunkt zur richtigen Würdigung deſſelben ſtellen.

Die Idee dazu gehört allein dem Herrn Verleger an. Derſelbe ſchrieb an mich, erinnerte mich an den Erfolg, den die deutſchen Bearbeitungen der Pitavalſchen causes célèbres ihrer Zeit gehabt, und knüpfte daran die Anfrage, ob eine ähnliche Sammlung nicht in unſrer mir zweckmäßig erſcheine. Ich konnte den Gedanken nur billigen; wenn er aber darauf hindeutete, daß der Herausgeber, inſofern die Sache wirklich zur Ausführung kommen ſolle, aus der Zahl praktiſcher Juriſten zu wählen ſein würde, ſo hielt ich mich für verpflichtet, ihn auf die Schwierigkeit aufmerkſam zu machen, in dieſen Reihen einen ſolchen zu finden, dem die Gabe der

schriftstellerischen Darstellung in einem Grade verliehen sei, wie es ein auf ein höchst bunt gemischtes Publicum berechnetes Unternehmen voraussetze. Geschäftsmänner verständen in der Regel nicht anziehend zu schreiben, und Romanschreiber von Beruf unterlägen gar zu leicht der Versuchung, der Actenmäßigkeit auf Unkosten der angenehmen Erzählung ihr Recht zu vergeben; sei ihm aber für die Function des Herausgebers ein Duumvirat von Juristen genehm, so wolle ich ihm ein solches nachweisen in zwei ihm wohlbekannten Männern, von denen der eine die Erfahrung, der andere die Erzählergabe für sich habe. Beide sollten sich zu Einer Person für das Werk verschmelzen; Häring schreiben, Hitzig sich die Sachen vortragen lassen *) und über die Art der Behandlung derselben sich das berathende Urtheil vorbehalten, auch durch seinen Namen dafür Bürgschaft leisten, daß das Publicum im „neuen Pitaval" nicht Criminal-Novellen, sondern wirklich Criminalfälle erhalte.

Der Vorschlag gefiel dem Herrn Verleger und so trat das Werk in das Leben.

---

*) Es versteht sich, nur soweit es das Thatsächliche betrifft, ein Censoramt gegen meinen Herrn Mitherausgeber da, wo in Bemerkungen u. s. w. seine Individualität hervortritt, zu üben, habe ich mir nicht zur Aufgabe gestellt; und muß daher jede Solidarität in dieser Beziehung, sei es in Glimpf oder Schimpf, zurückweisen. Er ist der Mann, seine Aeußerungen selbst zu vertreten. Hitzig.

Uebrigens fühle ich mich noch zu dem offenen Bekenntniß veranlaßt, daß ich erst in diesem Augenblicke darauf aufmerksam werde, daß der Plan, wie er dem Herrn Verleger vorschwebte, als er ihn mir mittheilte, nicht neu ist. Schiller*), der 1792 eine Bearbeitung des ältern Pitaval durch eine Vorrede bei der deutschen Lesewelt einführte, sagt am Schlusse derselben: „Eine Auswahl der Pitaval'schen Rechtsfälle dürfte durch drei bis vier Bände fortlaufen; alsdann aber ist man gesonnen, auch aus andern Schriftstellern und aus andern Nationen (besonders wo es sein kann, aus unserm Vaterlande) wichtige Rechtsfälle aufzunehmen und dadurch allmälig diese Sammlung zu einem vollständigen Magazin für diese Gattung zu erheben."

Dies ist genau Das, was auch der neue Pitaval beabsichtigt. Ich denke aber noch an eine Erweiterung des Plans, an eine Anknüpfung des Werks an die Gegenwart, ziehe es jedoch vor, jetzt nicht mehr darüber zu sagen, sondern wenn die dazu getroffenen Einleitungen einen günstigen Erfolg haben sollten, lieber mit der That hervorzutreten, als zu versprechen, was sich vielleicht nicht leisten läßt.

Berlin im Juli 1842. Hitzig.

---

*) S. Werke. Ausgabe in Einem Bande von 1840. S. 1107.

Ueber die in dieſem zweiten Bande aufgenommenen Criminalfälle haben wir uns bereits in dem Vorwort zum erſten ausgeſprochen. Nur der „die zwei Nürnbergerinnen" überſchriebene iſt inzwiſchen eingeſchaltet worden, aus Gründen, für die wir uns zu entzuſchuldigen wol nicht nöthig haben; wir bekennen indeſſen, daß es zugleich mit Mistrauen geſchah. Denn ſo pſychologiſch ergreifend und auch natürlich der außergewöhnliche Hergang erſcheint, ſo wenig iſt die juriſtiſche Procedur in der Art, wie unſer franzöſiſcher Berichterſtatter (in den causes célèbres étrangères) ſie erzählt, in einer deutſchen Stadt mit einem geregelten Gerichtsweſen zu Ende des vorigen Jahrhunderts denkbar. Dennoch ſcheint der Kern echt, und in Ermangelung anderer Quellen, die uns zur Hand liegen, folgen wir einſtweilen der franzöſiſch zugeſtutzten Auffaſſung, in Erwartung, daß unter unſern Leſern, vielleicht in Nürnberg ſelbſt, Jemand aus den Acten eine Berichtigung uns zugehen laſſe.

Die Theilnahme, welche unſer Werk gefunden, und die uns in Zuſchriften aus vielen Theilen unſers Vaterlandes an den Tag gelegt worden, ſchließt nicht aus, daß unſere Darſtellung nicht hie und da Widerſpruch gefunden hätte. Aber auch die tadelnden Stimmen waren nur willkommene Zeugniſſe für die Bedeutung, welche man unſerm Untetnehmen gibt. So erkennen wir gern an, daß der im erſten Bande aufgenommene Fall des royaliſtiſchen Königsmörders

„James Hind" nicht eigentlich zu den Criminalfällen im strengern Sinne zählt, da das Resultat, nicht aus formellen Acten geschöpft, mehr der beglaubigten Volkssage angehört. Hätten wir die angenehme Gewißheit im voraus gehabt, daß der wissenschaftliche Ernst in unserer Sammlung allein schon die Theilnahme für das Buch sichern würde, so hätten wir diesen interessanten Fall gern den romantischen Erzählern überlassen; wiewol dessen Aufnahme sich nach dem Beispiel achtbarer Vorgänger in- und außerhalb Deutschland rechtfertigen läßt. Gern erkennen wir jedoch an, daß die allgemeine Bildung in unserm Vaterlande solche Fortschritte gemacht hat, um im Ernst des Wissenschaftlichen selbst Nahrung für die Phantasie zu finden.

Daß die Auffassung mehrer Fälle, die in jüngster Zeit sich ereignet und Fragen der Gegenwart berühren, Widerspruch finden und das Parteiinteresse anregen würden, ließ sich erwarten. Aufgabe war, mit der möglichsten Unparteilichkeit die Thatsachen so darzustellen, wie es des unbefangenen Richters Pflicht ist, ohne sich darum zu kümmern, ob dies hüben oder drüben Anstoß erregt. Wenn es eine belohnende Kritik für unsre Bemühung gibt, so ist es die, wo man von den beiden sich gegenüberstehenden Parteien uns zuruft, daß wir ihnen nicht genug thaten. Diese Belohnung ward uns zu Theil.

Aber froh sind wir darüber nicht. Wir können uns nicht überreden, daß für Deutschland die herbeigewünschte Zeit eine glückliche ist, wo unser Gemeinsinn sich in schroff gegenüberstehende Parteien auflöst, zwischen denen keine Brücke der Versöhnung, keine Sprache gegenseitiger Verständigung existirt. Förderlich zur geistigen Entwickelung mag ein Parteienkampf sein, aber wir meinten, daß es am Deutschen sei, jene Würdigung des Echten und Guten, die über allen Parteibestrebungen steht, als das Höchste sich zu bewahren, daß sie ein Palladium sei, auf das er als eine Errungenschaft seiner humanioren Bildung und seines Gerechtigkeitssinnes, stolz sein müsse, statt dahin zu streben, sie als seinem Bürgerthum schädlich auszutilgen. Leider haben uns Stimmen über mehre der aufgenommenen Rechtsfälle den Beweis geliefert, daß auch sonst achtungswerthen Männern diese Parteirücksichten höher stehen und wichtiger sind, als die Wahrheit, nach der wir strebten. Während gerade die Auffassung der That „Karl Ludwig Sand's" eines vorzugsweis beistimmenden Urtheils von allen Seiten sich erfreute, sind von Seiten der Alten vom Berge die allerheftigsten Angriffe deshalb auf uns geschleudert. Der Verfasser findet es nicht nöthig, sich zu vertheidigen, noch etwas von Dem, was er gesagt, zurückzunehmen. Jeder unbefangene Altkatholik wird erkennen, daß es ihm nicht in den Sinn kam, den Katholicismus

anzuklagen, sondern nur die Anklage, welche ein übereifriger Vertheidiger desselben gegen den Protestantismus unbedachtsam erhoben, gebührend zurückzuweisen; eher daß er sich in Anführung historischer Data selbst beschränkte, um nicht aufs Neue Oel in einen traurigen, glücklicherweise jetzt verlöschenden Brand zu gießen. Wir würden diesen Angriff gegen unsere Wahrhaftigkeit auch lieber, wie er seiner Sprache nach verdient, ganz unerwähnt gelassen haben, wenn er nicht eben mit zu den für uns betrübenden Zeugnissen gehörte, wie die aufgeregte Parteileidenschaft ein Unternehmen, das mit keiner Partei und keiner Leidenschaft etwas zu thun hat, betrachtete. — Der Mittheilung eines Ungenannten aus Nürnberg verdanken wir eine Berichtigung im Einzelnen. Der als Sand's Jugendfreund in Erlangen auftretende U...ch, ist, nach Angabe desselben, nicht, wie wir aus anderer Mittheilung annahmen, identisch mit dem U...ch, welcher auf Universitäten den Namen **Furioso** erhielt und später ein geachteter Justizbeamter im Preußischen wurde, sondern ein Philolog, welcher jetzt als ein angesehener Pädagog und gelehrter Schriftsteller in Hamburg lebt.

Während wir jenen Angriff in Ruhe hätten übersehen können, da das ganze intelligente Publicum, unter Katholiken und Protestanten für uns zeugt, mußte uns eine andere Auslegung, bei Gelegenheit

des „Fualdes'schen Mordfalles" unangenehm überraschen. Daß man uns von der einen Seite gleichsam bei den Rheinländern denuncirte, als sei die Tendenz unseres Werkes: die Geschworenengerichte zu verunglimpfen, ja die Herausgeber hätten sich dazu unter irgend einer Autorität und auf irgend eine Instigation von außen her verbunden, ließ sich ertragen. Anschuldigungen, welche den Stempel böswilliger Verdrehung oder des Leichtsinns deutlich genug an der Stirn tragen, lassen sich leicht hinnehmen. Auch ist leider schon so viel Französisches in das Fabrikationsgeschäft gewisser Zeitungen gedrungen, daß der Zweck vieler Artikel ersichtlich nicht die Wahrheit, sondern der Scandal ist. Wenn aber von einer andern Seite her, wo die ehrenwerthen Namen der Stimmabgeber uns zum wenigsten vermuthen lassen, daß man unsern Pitaval wirklich gelesen hat, was dort nicht der Fall sein konnte, dieselbe Annahme nur als Belobung heraustritt; wenn die Herausgeber der criminalistischen Zeitung aus unserer Darstellung des Fualdes'schen Mordes mit Befriedigung einen neuen Beleg für die Unzulänglichkeit und Verkehrtheit der Geschworenengerichte herauslesen wollen, so mußte uns dies wirklich betrüben. Uns kam es nicht im entferntesten in den Sinn, eine verdammende Sentenz, ja nur ein Urtheil über ein Institut abzugeben, welches wenigstens so lange bestanden, und so tiefe Wurzeln auch schon in germa-

niſchem Boden geſchlagen hat, daß ein Fall, wo es ſich als unzulänglich erwies, nicht über ſeinen abſoluten Werth oder Unwerth entſcheiden kann. So wenig Anlaß, weil die Geſchworenen ein ungerechtes „Schuldig" in dem Fualdes'ſchen Proceſſe ſprachen, das Geſchworenengericht in die Hölle zu verweiſen, als, weil König Salomo durch einen Act der Willkür ein richtiges Urtheil fand, die orientaliſchen Paſchagerichte in den Himmel zu erheben. Ueber ſeine eigene Anſicht hinſichts der Geſchworenengerichte hatte ſich der Referent in dem Fonk'ſchen Falle ſchon bereits früher ausgeſprochen, als ihm jene Auslegungen ſeiner unverfänglichen Anſicht zu Geſicht kamen. Er findet auch jetzt nicht nöthig, etwas darin zu ändern. Daß wir unbedingt die Geſchworenengerichte in Frankreich für einen Fortſchritt halten in Vergleich zur Criminaljuſtiz der alten Parlamente, wird zur Genüge aus den in den künftigen Bänden aufzunehmenden Fällen aus dem ältern Pitaval hervorgehen.

Dagegen bedauern wir, hinſichts des genannten Falles, daß unter der Maſſe von Druckſchriften und ältern Zeitungen, welche der Referent durchleſen mußte, um ſich Licht in dieſem dunklen Verbrechen zu verſchaffen, ihm der gehaltreiche Aufſatz: „Beiträge zur Kritik der Geſchworenengerichte von dem damaligen Landgerichtspräſidenten Hrn. A. v. Oppen" (1835) im Mittermaier'ſchen Archiv des Criminal-

rechts nicht zu Gesicht kam. Auch Hr. v. Oppen stellt hier auf schlagende Weise die Absurdität der vorgebrachten und geglaubten Fabel von Fualdes' Ermordung zusammen; nicht um die Unzweckmäßigkeit der Geschworenengerichte zu beweisen, sondern um einen Beleg zu der traurigen Wahrheit zu liefern, daß keine Procedurform die Vergießung unschuldigen Blutes gänzlich verhindern könne. Ungleich wichtiger aber sind die von ihm gesammelten Todesaussagen der Hauptzeugen in diesem Processe. Bousquier nahm auf seinem Sterbebette am 4. September 1821 seine sämmtlichen Aussagen zu Albi und zu Rhodez als falsch und lügenhaft zurück. Nach der von seinem Beichtvater Abbé Segures aufgenommenen und dem Gericht übergebenen Erklärung sagte er: „Nur aus Todesfurcht sagte ich, daß ich bei der Bancal gewesen und bei dem ins Wasserwerfen geholfen hätte, und es war nur, um mein Leben zu retten, daß ich die Erklärung abgab. Und jetzt nehme ich sie zurück und es ist mein voller und freier Wille, daß diese meine letzte Erklärung nach meinem Tode bekannt gemacht werde." Der Fischer Theron erklärte während einer schweren Krankheit gegen den Pfarrer Carsenac am 6. Januar 1822: daß seine ganze Aussage, die er zu Albi hinsichts des Leichenzuges am Aveyron gemacht, eine schwere Verleumdung gewesen und daß nichts daran wahr sei!

Der Referent muß bekennen, daß Aussagen auf

dem Sterbebette, die in Frankreich durch das Medium der Beichtväter zur Publicität gelangen, ihm von sehr zweifelhaftem Gewicht erscheinen, sobald sie Bekenntnisse enthalten, welche mit den Parteizwecken der letztern übereinstimmen, zumal wenn er sich dabei erinnert, daß seine Beichtväter auch einen Talleyrand als gläubigen und reuigen Christen vor der Welt sterben ließen. Aber diese Bekenntnisse werden durch die feierlichen Protestationen der unglücklichen Opfer, die auf dem Schaffot geblutet, unterstützt, und gewinnen durch die übereinstimmend abgelegten Aussagen auf dem Todtenbette von vier der Hauptzeugen im Processe ein fast überzeugendes Gewicht. Denn auch die alte Bancal bekannte am 24. September 1829 und nicht vor dem Beichtvater, sondern vor dem Friedensrichter des Cantons Cadillac, daß, was sie vor den Assisen von Rhodez ausgesagt (wo sie geleugnet), die Wahrheit sei; vor den Assisen von Albi aber habe sie gegen die Wahrheit eingestanden, was man von ihr gefodert, aus Hoffnung, dadurch mit dem Leben davon zu kommen. Das Protokoll darüber hat die vollkommenste gerichtliche Beglaubigung, und eben desgleichen hat man die Gewißheit, daß die Bancal mit den tiefsten Gewissensbissen wegen ihrer lügenhaften Aussage zu Albi gestorben ist. — Endlich nahm auch die Manson kurz vor ihrem Tode, in Gegenwart des Abbé Villars, der Madame le Martre und anderer

Personen ihre vielfachen Lügen zurück, indem sie erklärte: ich war niemals bei der Bancal. Die Erklärungen der Zeugen wurden am 20. Juli 1830 durch den Vicomte de Champmartin, als Hülfsbeamten der gerichtlichen Policei, aufgenommen.

So wäre es denn entschieden, was wir in unserer Darstellung mit dieser Bestimmtheit auszusprechen uns nicht getrauten, daß Bastide, Jausion und Colard unschuldig hingerichtet und in Albi einer der grauenhaftesten Justizmorde begangen worden, der in der civilisirten Welt vorgekommen, seit Menschen über Menschen unter den Formen der Gesetze richten. — Was ist damit entschieden? Nicht daß ein Gerichtsverfahren, unter welchem dieser Justizmord möglich war, ein absolut schlechtes ist, sondern daß, wo Leidenschaft und Wahn die Sinne befangen und verwirrt haben, keine Form ausreicht, die von Menschen herrührt, um die Unschuld zu schützen. Wo rasende Parteiwuth sich der Gemüther bemächtigt, wo sie Voreingenommenheit gegen den Angeklagten fodert und den Blutdurst unter dem Namen der Gerechtigkeit zur Tugend stempelt, hört das Recht auf. — Was ist damit entschieden? Daß Jene unschuldig waren; aber das dunkle Verbrechen wird nur noch dunkler, wenn demzufolge auch jede entfernte Mitschuld oder Mitwissenschaft ausgeschlossen bleibt. Nach einem Artikel der Kölnischen Zeitung vom März 1840 soll ein gewisser Seba-

stian Lefèbre im Dorfe St. André bei Rhodez vor seinem Tode sich zu dem von ihm allein verübten Morde des Fualdes bekannt, die völlige Unschuld aller Verurtheilten versichert, darauf das Abendmahl genommen haben, und kurz nach dem mit großer Gemüthsbewegung abgelegten Geständnisse gestorben sein. Wäre auch diese Thatsache erwiesen, die zur Zeit nur auf einem Zeitungsartikel beruht, so bliebe Motiv, Art und Weise der Ermordung nach wie vor im Dunkeln. In Heinrich Laube's „Prätendent", einer Quasibiographie oder Fürschrift für den vorgeblichen Ludwig XVII., wird unter den mannichfachen Mährchenangaben auch die angeführt, daß Duroc, Napoleon's Generaladjutant, unter Josephinens Leitung, die verschiedenen Entweichungen des Prinzen beschützt habe. Seine Papiere, dem unglücklichen Fualdes anvertraut, hätten dem Anscheine nach das tragische Ende dieses Mannes verursacht, während die Verschwiegenheit der Manson reichliche Gnadenbezeigungen des achtzehnten Ludwig's zur Folge gehabt hätten. Das beweist nur, daß die Mordgeschichte, wegen ihres Geheimnisses, und Eclats zugleich, auch zur Fundgrube für politische Betrüger geeignet schien.

Herr Peter v. Kobbe, der das Verdienst hat, zuerst in Deutschland als Vertheidiger der in Albi Gemordeten sich erhoben zu haben und dessen Schrift wir unserer Darstellung zum Grunde legten,

hat unſern Pitaval im Hamburger Correſpondenten kritiſch beſprochen. Wenn ſeine legitimiſtiſchen Geſinnungen, mit denen das ſcheinbar aus liberal revolutionairen Anſichten hervorgegangene Geſchworenengericht ſich nicht vertrug, ihn zum Vertheidiger der gemordeten Baſtide, Jauſion, Colard — und auch Fonk's machten, ſo ſei ihm, um des abſeits liegenden Motivs willen, das Verdienſt ſeines edlen Eifers für die gekränkte Unſchuld nicht verkleinert. Er ſelbſt wird uns aber unſer Bedauern nicht verargen, wenn wir auch bei einem von Charakter achtungswerthen Schriftſteller dieſelbe Parteivoreingenommenheit bemerken, die er auf der entgegengeſetzten Seite rügt und bekämpft. Sei es, daß er in unſerm Werke nur die Fälle heraushebt, welche ſeiner Geſinnung Nahrung bieten — über die Liebhaberei iſt nicht zu ſtreiten — ſo mußte es uns doch befremden, woher dieſer Schriftſteller die Kenntniß hat, um vom Thatbeſtande der von uns dargeſtellten politiſchen Intrigue: „die vergifteten Mohrrüben" einen Theil in Abrede zu ſtellen? Daß es ihm nicht lieb iſt, daß bei dieſer Intrigue auch die hochgeſtellten Anhänger der ältern Bourbonen mitſpielen, gereicht ſeinem Herzen zur Ehre; wie aber der Juriſt und Hiſtoriker behaupten darf: es war nicht ſo, wie wir ſagten, es war nur die elende Intrigue eines gemeinen Betrügers, und Ludwig XVIII. Hof hatte die Hand nicht dabei im Spiele, überlaſſen wir

ſeinem Rechtsſinn, ſelbſt ſich zu beantworten. Wir wiederholen, daß wir den betreffenden Fall nur und allein nach der actenmäßigen Darſtellung der betreffenden Gerichte niederſchrieben, in denen genügende Winke darüber enthalten ſind, daß man aus politiſchen Rückſichten und aus Schonung für das Unglück einer vom Schickſal ſchon ſchwer genug verfolgten Familie, die Unterſuchung eher in zu enge als zu weite Kreiſe begrenzte. Daß ſchon aus dieſem mehr hervorleuchtete, als einem Legitimiſten lieb iſt, glauben zu müſſen, iſt nicht unſere Schuld. Wie es mit der Wahrhaftigkeit aller Geſchichte beſchaffen iſt, erfahren Die leider, die noch täglich ſie niederſchreiben und Geſchichte damit machen, und der Merlin fehlt, der ſeinem Jünger gönnt:

Den Blick in den Zuſammenhang der Dinge.
— — — — — —
Vom Anbeginn der Zeit der Kön'ge Thun,
Wie es geweſen, nicht wie es ſich zeigte,
Was insgeheim zum Fall die Reiche neigte,
Die Keime, die in letzter Hütte ruhn,
Des Kleinen Tugend und des Großen Sünde,
Der unerhörtſten Thaten ſtillſte Gründe,
Das Mark der Weltgeſchichte —

Sollen aber dieſelben Einflüſſe auch das Recht und ſeine Geſchichte trüben?

W. Häring.

Was unsere Darstellung des Judenmords in Damascus betrifft, so hat Herr L. H. Löwenstein, Verfasser der Damascia, in Frankfurt am Main, an die Herausgeber eine Denkschrift in Bezug darauf gerichtet. In derselben ist sein Bestreben, unter Anerkennung und Dank für unsere parteilose Darlegung der Sache und des barbarischen Proceßverfahrens gegen die unschuldig Gemordeten, die von uns aufgestellte Behauptung: daß solche Excesse des Fanatismus in unsern Zeiten nicht absolut unmöglich seien, zu bekämpfen. Hierauf erklären wir: Wiewol es uns nicht in den Sinn gekommen ist, die Möglichkeit, daß unter der jüdischen Nation Einzelne, verfinstert von abergläubischer Wuth, nach Christenblut lüstern sein könnten, zu vertheidigen, so konnten wir doch als Juristen ebensowenig einräumen, daß die Sachwalter der Juden den negativen Beweis geführt haben, daß nirgend und zu keiner Zeit etwas der Art vorgekommen, noch daß keines ihrer Religionsbücher eine Billigung oder Anreizung zu solchem Frevel enthalte. Auch Herr L. H. Löwenstein muß einräumen, daß dieser Beweis streng genommen nicht zu führen sei. Aber er beruft sich auf die Zeugnisse der ehrenwerthesten Männer des Alterthums und der Gegenwart, die ihre innigste Ueberzeugung vom Gegentheil aussprechen; und indem er uns auffodert und beschwört, als „gewissenhafte Forscher nach Wahrheit und

ſtrenge aber unparteiiſche Richter" ein Urtheil zu ſprechen und eine Frage zu beantworten, „deren vollſtändige Löſung einen ſo weſentlichen Einfluß auf die Ruhe und das Lebensglück vieler Tauſende üben würde", führt er zwei Zeugen aus der Gegenwart auf, einen berühmten proteſtantiſchen und einen berühmten katholiſchen Theologen. Indem wir beide hochwichtige Ausſagen hier zur Publicität bringen, müſſen wir eingeſtehen, daß dennoch vor einem höheren Richterſtuhle als dem, wo gelehrte oder geſchworene Richter einen formellen Beweis fodern, nämlich dem der moraliſchen Ueberzeugung, der Zweifel weichen muß. Einer weitern Auseinanderſetzung der ſtreitigen Frage bedarf es bei dem Inhalte beider Documente nicht. Unſererſeits begnügen wir uns daher, unter Mittheilung derſelben, mit dem Wunſche, daß dieſe ſchwer wiegenden Zeugniſſe lichtbringend und verſöhnend einem finſtern Wahne entgegenarbeiten mögen, welcher noch im Jahre 1840 Opfer, und in einer Art, foderte, daß der Geiſt der Humanität erſchrickt und das religiöſe Gefühl davor ſchaudert.

Berlin im Juli 1842.

Dr. Julius Eduard Hitzig.
Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erklärung über den angeblichen Blutgebrauch der Juden.

Ich werde auf das dringendste ersucht, über die seit einiger Zeit wieder laut gewordene greuliche Beschuldigung der Juden, daß sie Christenblut zu gottesdienstlichen Zwecken gebrauchen, daher Christen oder deren unschuldige Kinder schlachten, meine Ansicht zu äußern. Da man auf meine Stimme einigen Werth legt, so nehme ich keinen Anstand, zur Ehre der Wahrheit und meinen Mitmenschen zum Wohl, nach meiner gewissenhaften Ueberzeugung Folgendes zu erklären:

Daß ein Jude einen Christen ermordet, ist leider nichts Neues, gleichwie auch umgekehrt ein Christ einen Juden. Jener aber handelt hiebei unstreitig nicht als Jude, dieser nicht als Christ. Von den Juden haben wir das göttliche Gesetz gegen Menschentödtung, die richterliche ausgenommen, welche verordnet ist, Blutvergießen mit Blutvergießen zu strafen *). Eine fernere Ausnahme macht der obrigkeitlich angeordnete Krieg, welcher auch in der Christenheit noch nicht wie er sollte, in den ewigen Frieden begraben ist. Mosaischer Jude und Mörder ist ein Widerspruch, und der Talmud nebst allen Rabbinen haben meines Wissens niemals den Todtschlag gutgeheißen. Eine natürliche Folge hievon würde gewesen sein, daß man diese Mordstifter wenigstens verbannt und ihre Schriften dem Feuer übergeben hätte. Was aber den angeblichen Blutdurst betrifft, so hätte dieser so viele Jahrhunderte her ohne Todtschlag in jeder Bad- oder Barbierstube reichlich können gesättigt werden; es hat sich aber wol

*) Ueber die Rechtmäßigkeit dieser Todesstrafe habe ich mich anderwärts theologisch und juridisch ausgesprochen, in Hesperiden 1. Samml. S. 167.

nie daselbst ein Jude zum Blutkaufen eingefunden. Man hat auch wol nie gesehen, daß ein Jude Blut gekostet hätte; wäre es geschehen, so müßte er wahnsinnig oder ein gottloser Verächter seines Gesetzes gewesen sein, das allen Blutgenuß bei Todesstrafe verbietet. Und vollends den Genuß von Menschenblut! Von dem Allen aber ist der Gipfel die angebliche Einmischung von Christenblut in die ungesäuerten Osterbrote. Man weiß wirklich nicht, was man zu dieser abenteuerlichen Anklage sagen soll. Bei dem Auszug Israels aus Aegypten mußten die Thürpfosten und die Oberschwelle mit dem Blute des Osterlamms bestrichen werden zum Schutz gegen den Würgengel (2. Mos. 12.); aber daß davon unter die Mazen kommen sollte, davon sucht man vergeblich die geringste Spur, vielweniger vom Blute der Aegypterkindlein. Die Propheten, welche die Sünden und Greuel des Volks mit so scharfer Ruthe züchtigen, haben ihm nie dergleichen vorgeworfen; auch das neue Testament beschuldigt die damals nicht bessern Juden dessen nirgends, und es ist eine alte Bemerkung, daß unser Heiland bei der letzten Ostermahlzeit zuerst den Genuß des Blutes, nämlich seines eigenen, geheiligt habe, obwol nicht dessen, welches die Juden meinten, als sie zankten und sprachen: „Wie kann dieser uns sein Fleisch zu essen geben?“ (Joh. 6), sondern desjenigen, das Geist und Leben ist. Denn sie begriffen hievon so wenig, als sie wußten, was das Fleisch ihrer Opfer, das sie essen durften, und das Blut ihrer Opfer, das an den Boden des Altars gegossen werden mußte, bedeuteten.

Sollte aber nicht irgend ein jüdischer Aberglaube, der Blutgebrauch bei einer finstern, magischen Operation, zu der so oft wiederholten Sage Veranlassung gegeben haben? — Hätte diese Hypothese Grund, wiewol aller thatsächliche Beweis dafür mangelt, so hätten wol einzelne Juden, aber nie die Nation dieses teuflische Gewerbe getrieben. Nun müßte wenigstens hergestellt sein, daß dieser oder jener Angeschuldigte sich überhaupt mit Zauberkünsten abgebe, während die übrigen Juden theils nicht daran glauben, theils sich auf andere Art zu beschäftigen wissen. Aber wie gesagt, es fehlt aller Thatbestand zu einer solchen Annahme auch im Einzelnen. Mir wenigstens ist niemals etwas Zuverlässiges hierüber bekannt geworden.

Die fragliche Beschuldigung ist erst im Mittelalter, und zwar nicht früher als im 13. Jahrhundert, aufgekommen, und schon damals haben ihr die Rabbinen widersprochen und ihre Unmöglichkeit

gezeigt, wie man bei Eisenmenger (Thl. 2. S. 226) lesen kann. Auch christliche Gelehrte haben sich vorlängst dawider erklärt, namentlich die Leipziger theologische Facultät in einem ausführlichen Gutachten von 1714, welches man in der gelehrten und scharfsinnigen Schrift des Hr. L. H. Löwenstein unter dem Titel: „Damascia. Die Judenverfolgung zu Damaskus" ꝛc. (Rödelheim 1840) abgedruckt findet. Ich glaube nichts weiter über die Sache selbst hinzusetzen zu können, indem ich mich darauf berufe.

Die Sache hat aber noch eine andere als die historische Seite. Wer sind die Juden? wer sind wir? und was heischt unsere Pflicht hinsichtlich ihrer? — Das israelitische Volk heißt nicht seiner Vortrefflichkeit wegen das auserwählte; dieses anzunehmen, wäre ein eben so großer Irrthum, als wenn man den Titel „von Gottes Gnaden" für einen Hochmuth hält, da er vielmehr eine Demüthigung vor der allerhöchsten Majestät bezeichnen soll. Es ist der israelitischen Nation oft und ernstlich genug gesagt worden, daß der Herr sie zum Volk seiner Offenbarung erwählt habe, um an ihr einen überschwänglichen Beweis seiner Wahrhaftigkeit, unverdienten Erbarmung und Geduld zu geben. Sofern sie aber alle Gnadenerweise sich nicht endlich zu nutz machen wollte, als ihr Messias erschienen war, so gingen ihre Rechte auf die Christen aus Juden und Heiden über, zu denen es nun hieß: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht" ꝛc. (I. Petr. 2, 9.)

Was hat nun dieses neue Volk der Erwählung an dem alten zu thun? Es zu hassen? zu verfolgen? zu schmähen? Ich denke nicht. Hat der Gekreuzigte selbst für ihre Väter um Vergebung gebetet, als sie ihn zum Tode brachten, wer erlaubt uns, die Nachkommen dafür zu strafen? Oder haben die damaligen keine Barmherzigkeit gefunden, sich in bedeutender Zahl zu ihm zu bekehren, und Sendboten seines Namens für die Völker zu werden? Die Juden sind unter uns gestreut als unsere Mündel, denen wir durch Lehre und Beispiel vorleuchten sollen und ihnen die Gnade liebenswürdig machen, die uns durch das Christenthum widerfahren ist, ob sie sich auch nach diesem Heil sehnen wollten, desselben theilhaftig zu werden. Dieses ist die wahre Bekehrungsmethode, wie sie die Apostel geübt haben, ohne Zwang und Drang, ohne Gehässigkeit und Streit. Verhalten wir uns aber so? Ich weiß es nicht; wir meinen aber oft, wie auch die Juden meinen, wir thäten unsere Christenpflicht, wenn wir für sie auf die fälschlich so genannte Emancipation, oder

politische Gleichstellung, hinarbeiteten, wozu wir nicht einmal das Recht haben. Denn die regierende Gewalt in den christlichen Staaten ist nicht unser eigen, sondern Gottes, und wir seine Lehnsleute. Wir dürfen nichts davon veräußern. Israel hat sein Land, aus dem es in die Fremde verwiesen worden, und in das es, nach allen Verheißungen der heiligen Schrift, seiner Zeit heimkehren wird. Wenn viele Christen und Juden dieses Letztere nicht wissen, oder nicht wissen wollen, was liegt daran? Wir aber wissen noch mehr, nämlich daß ganz Israel wird Christ werden. Wenn Hoseas (C. 3, 5.), Sacharja (C. 12, 10.) und andere Propheten dieses nicht deutlich genug aussprechen, so lehrt es uns der Apostel Paulus klar (Röm. 11). Das Missionsvolk Israel (denn das war es seiner Bestimmung nach von Anbeginn) wird noch der Vollender der Predigt des neuen Bundes auf Erden werden; nicht, wie sich wol einige junge Leute aus demselben eingebildet haben, daß sie die ganze Welt zu ihrem eigenen leeren, blinden, kraftlosen Deismus bekehren sollten, sondern zum Evangelium von dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Denn es muß Alles unter Ein Haupt, und das spätestens in der Ewigkeit. Es gibt auch keine zwei Götter, einen Christengott und einen Judengott; sondern der Engel des Bundes, der selbst Jehova ist, war mit Abraham und war mit Israel in der Wüste; sie verkannten ihn, da er als Mensch unter sie trat; aber er leitet sie noch fort und fort, bis sie fähig geworden sind, von der Johanneischen Bußtaufe (die wirklich unter ihnen angefangen hat, durch eine reinere Sittenlehre) überzugehen zu dem Lamm, das der Welt Sünden trägt. Alsdann gibt Joseph sich seinen Brüdern zu erkennen, und es wird dann zum andern Mal heißen: „Das Heil kommt von den Juden“ (Joh. 4, 22). und: „Von Zion wird das Gesetz ausgehen, und des Herrn Wort von Jerusalem“ (Jesaj. 2, 3).

So denn dieses Volk eine solche Zukunft hat, gleichwie unsere religiöse Herkunft von seiner Vergangenheit abstammt, so sollen wir uns ja vor Unbilden gegen dasselbe hüten. Begeht es selbst solche, so haben wir es in der gebührenden Zucht zu halten, als die noch unerzogenen Kinder, denen man keine Unart hingehen läßt. Denn wenn wir dieses unterlassen, so kann eine schwerere Strafruthe über sie kommen — wäre es auch von menschlicher Seite eine ungerechte — und auch über uns, weil wir so schlechte Vormünder sind. Richten wir aber nach Wahrheit und Recht, nicht nach Fabeln und Lü-

gen, am wenigſten nach der Folter, dieſem bequemen, aber himmelſchreienden Mittel, um zu erfahren — das Ding, das nicht iſt.

Der Gott Israels, der auch der unſrige iſt, lenke Alles zum Beſten!

(gez) J. F. v. Meyer,
Dr. der Theol.

Daß vorſtehende Abſchrift mit ihrem mir vorgelegten Originale übereinſtimme: wird praevia collatione sub fide notariali hiermit beurkundet: Frankfurt am Main den neun und zwanzigſten April achtzehnhundert ein und vierzig.

Dr. Johann Jacob Glöckner,
Notar der freien Stadt Frankfurt.

Erklärung über die Blutfrage im Judenthum.

Obgleich ich bei Herausgabe des dritten Theils meiner Philoſophie der Geſchichte (Münſter bei Theiſſing 1839) die paſſendſte Gelegenheit hatte, mich über die dem Judenthum fälſchlich aufgebürdete Blutanklage wiſſenſchaftlich zu äußern, ſo unterblieb dies doch aus dem Grunde, weil ich dieſe Anklage, deren Grundloſigkeit ſchon ſo vielfach nachgewieſen worden, für allzu abenteuerlich hielt, um ihr, wäre es auch zu ihrer Widerlegung, eine Stelle gönnen zu dürfen. Da mich aber Herr L. H. Löwenſtein, Verf. der Schrift Damascia, dringend aufgefodert hat, zur Ehre der Wahrheit meine Ueberzeugung hinſichtlich dieſes wichtigen Gegenſtandes, welcher in neueſter Zeit leider ſo viele blutige Opfer gekoſtet hat, öffentlich auszuſprechen, ſo ſtehe ich keinen Augenblick an, mich über den fraglichen Gegenſtand meiner gewiſſenhaften Ueberzeugung gemäß dahin zu erklären:

„Daß mir, der ich die Schriften der Rabbinen und der Kabbaliſten zum Gegenſtand vieljährigen Studiums gemacht, und mir daher wol ſchmeicheln darf, mit den kaſuiſtiſchen wie mit dem myſtiſchen Theile des Judenthums einigermaßen vertraut zu ſein, daß, erkläre ich, mir niemals, weder in den Schriften der Thalmudiſten, noch in denen der Kabbaliſten, noch überhaupt in irgend einer jüdiſchen Schrift jemals die entfernteſte Veranlaſſung vorgekommen iſt, an jene abgeſchmackte Beſchuldigung gegen das Judenthum zu glauben; daß ich auch nie, obwol ich ſeit langer Zeit den jüdiſchen Ueberlieferungen nachgeforſcht, auch nur die leiſeſte Spur einer ähnlichen blutdürſtigen Tradition unter den Juden entdeckt habe. Es iſt auch, wie mir aus den jüdiſchen

Gesetzgebungen bekannt, ganz und gar unmöglich, daß eine ähnliche schändliche Vorschrift je in das Judenthum hätte eingeschwärzt werden können, ohne das mosaische und thalmudische Gesetz vorher gänzlich zu vernichten. Denn der Pentatench verbietet den Juden an mehreren Stellen den Genuß alles Blutes auf das bestimmteste und strengste, und der Thalmud treibt dieses mosaische Verbot nach seiner Gewohnheit bis zu den ausgedehntesten Consequenzen, wie man dieses in der Schrift Damascia Cap. VIII. S. 363—368 nachgewiesen finden kann. Ich will zwar nicht in Abrede stellen, daß es einzelne verkehrte Juden geben kann, welche Menschenblut zu magischen Zwecken gebrauchen; allein das muß ich aufs nachdrücklichste behaupten, daß die schwarze Magie im Judenthum unbedingt verboten und mir keine Stelle in der Bibel, dem Thalmud und der Kabbalah bekannt ist, durch welche man dergleichen Verbrechen rechtfertigen könnte. Wenn also einzelne Juden sich dergleichen Unthaten zu Schulden kommen lassen sollten, so würden sie eben so gut gegen ihr Gesetz handeln, als wenn Christen dergleichen Sünden vollbrächten. Die Beschuldigung, als brauchten die Juden Christenblut bei ihren religiösen Ceremonien, eine Idee, die ursprünglichst im Mittelalter aufgekommen ist, setzt daher eine völlige Unkenntniß des Judenthums und seiner Gebräuche voraus und erinnert ungefähr an eine ähnliche Beschuldigung, die ehemals den Christen von den Heiden gemacht worden, daß sie Menschenopfer darbrächten. Zu allen Zeiten haben sich jedoch in der Christenheit mächtige Stimmen gegen dieses, auf gänzlicher Unwissenheit beruhende Vorurtheil erhoben. Namentlich haben die Päbste Gregor IX. (1235) und Innocenz IV. (1247) in ihren Bullen ausdrücklich verboten, die Juden wegen dieser fabelhaften Beschuldigung zu verfolgen. Eben so erklärt sich Pabst Sixtus IV. aufs nachdrücklichste gegen die Verläumdung der Juden und nach gepflogener genauer Untersuchung über den Tod des angeblich von den Juden zu religiösen Zwecken ermordeten heiligen Simeon von Trient, verbot er denselben heilig zu sprechen und befahl, die Juden von Trient deshalb in Ruhe zu lassen. (Leider hatte man aber schon viele derselben verbrannt.) Auch der Doge von Venedig, Pietro Mocenigo, in einem Decrete vom 22. April 1475., desgleichen Galeazzo und Sforza, Herzoge von Mailand, erkannten die Juden des ihnen angedichteten Verbrechens für un-

ſchuldig. Nicht minder erklärte ſich Kaiſer Friedrich III., und nach ihm viele römiſche Kaiſer in demſelben Sinne; der in den Schriften der Juden außerordentlich bewanderte Wagenſeil in ſeiner „Unwiderſprechlichen Widerlegung" und der vormalige Jude und nachmalige katholiſche Prieſter Sonnenfels in ſeinem „Jüdiſchen Blutekel" bewieſen auf das gründlichſte und unwiderleglichſte die Nichtigkeit und vollkommene Unwahrheit der Beſchuldigung.

Dr. Luther, ſonſt eben kein Judenfreund, erklärt (Thl. XI. fol. 323. Altenb. Ausg.) die Beſchuldigung für Lüge und Narrenwerk. Dieſer Erklärung ſchließt ſich auch *Basnage* in ſeiner „Histoire des juifs" (Thl. VII. S. 111.) an.

Dieſen und vielen älteren Zeugniſſen, zu denen auch noch vorzugsweiſe das ausführliche Gutachten der theol. Facultät zu Leipzig v. 8. Mai 1714 gehört, ſchloſſen ſich in neuerer Zeit noch an:

Hofprediger Veith in Wien. Dieſer fromme Prieſter, vormals Jude, leiſtete auf der Kanzel, das Crucifix in der Hand, einen hohen und heiligen Eid, daß an der Beſchuldigung gegen die Juden kein wahres Wort ſei.

Biſchof Dräſeke, in ſeiner (von einer milden Gabe für die Unglücklichen begleiteten) Erklärung in der allgem. Zeitung des Judenthums.

G. H. v. Schubert, in ſeiner Erklärung in der Allgem. Zeitung vom 30. Apr. 1840. (Damasc. S. 54. 55.)

Der Miſſionar und vormalige Jude Georg Wildon Pieritz leiſtete in dieſer Beziehung den Reinigungseid des Rabbi Manaſſe ben Israel nach, deſſen Text in der Schrift „Damascia" (S. 237) zu leſen iſt.

Dr. Auguſt Neander in Berlin, vormals Jude, gab dieſelbe Erklärung in der Berliner Zeitung und unterſtützte außerdem den Verf. der Damascia bei deſſen Arbeit. (Damascia S. 104.)

Letzteres that auch der Prediger und Miſſionar William Ayerſt, A. M. (Dam. d.) und nannte in ſeinem Schreiben an Dr. Neander das Unternehmen ein „laudable endeavour". Einer der eifrigſten und gründlichſten Widerleger dieſer abſurden Anklage war in jüngſter Zeit der eben ſo eifrige und beharrliche Bekämpfer der jüdiſchen Religion Alex. M'Caul, D. D., welcher

in seinen der Königin von England dedicirten „Reasons for believing" ꝛc. auf das unumstößlichste darthut, wie Menschenopfer und Blutvergießen im directesten Widerspruche mit den Grundlehren des Judenthums stehen. In dieser Schrift findet man auch eine von fünf und dreißig zum Christenthum bekehrten Juden unterzeichnete Erklärung, daß die Beschuldigung „eine niederträchtige und teuflische Lüge" (a foul and satanic falsehood) sei.

Den Bemühungen des Dr. M'Caul für die Wahrheit und Gerechtigkeit reihte sich in jüngster Zeit auch der gelehrte und gründliche Syndikus Dr. theol. Friedrich v. Meyer, in einer, in die Hände des Herrn L. H. Löwenstein zum Behuf der Veröffentlichung niedergelegten Erklärung an."

Nach so zahlreichen und unzweideutigen Argumenten, nach so vielen und gewichtigen Stimmen bleibt mir nichts mehr zu thun übrig, als mich der Erklärung des Herrn Hofpredigers Veith unbedingt anzuschließen, und mit reinem Gewissen, ohne irgend Trug oder Rückhalt, die Hände zu dem Allmächtigen zu erheben und feierlich zu erklären und zu betheuern, daß ich niemals mündlich oder schriftlich, oder auf irgend einem andern Wege von den Juden irgend etwas vernommen oder erfahren habe, was der Beschuldigung, als bedienten sie sich des Menschenblutes zu irgend einem religiösen ceremonialen Gebrauche, auch nur zum entferntesten Vorwande, vielweniger zur Rechtfertigung dienen könnte, daß mir vielmehr bewußt ist, wie den Juden aller Blutgenuß überhaupt strengstens durch ihr Gesetz untersagt ist, und wie sie besonders den Teig der Maza von aller Berührung des Blutes rein halten, weil die Maza durch solche Berührung aufhören würde, gesetzlich genossen werden zu dürfen, da die Berührung des Bluts sie in Chamez verwandeln würde.

Diese Erklärung habe ich auf Verlangen gegeben, unter Anrufung des Allerhöchsten, des Gottes der Wahrheit und der Liebe, und ich behaupte sie für die reine, unverfälschte Wahrheit meines Wissens und meiner Ueberzeugung.

Möge der allmächtige Gott die Herzen aller Christen vor jeder lieblosen Beschuldigung bewahren!

(gez.) Der Verfasser der Schrift Philosophie der Geschichte, oder über die Tradition in dem alten Bunde, und ihre Beziehung zur Kirche des neuen Bundes
(Professor Molitor.)

Daß vorstehende Abschrift mit ihrem mir vorgelegten Originale übereinstimme, wird praevia collatione sub fide notariali hiermit beurkundet. Frankfurt den vierzehnten Mai achtzehnhundert ein und vierzig.

Dr. Johann Jacob Glöckner.
Notar der freien Stadt Frankfurt.

Fonk und Hamacher.

1816 — 1823.

Der Deſtillateur Franz Schröder in Crefeld, war mit ſeinem Handlungsgenoſſen, dem Kaufmann Peter Anton Fonk zu Cöln, in Rechnungsdifferenzen. Fonk beſorgte das Verkaufsgeſchäft der von Schröder in Crefeld producirten Branntweine und Liqueure. Die letztern Rechnungen über die ſonſt große Einnahme, welche er an Schröder ſchickte, entſprachen nicht den Erwartungen deſſelben. Schröder war früher Beſitzer einer Apotheke, ein Lebemann von Kenntniſſen und Erfindungsgabe, der aber Ausdauer nicht liebte und die Geſchäfte leicht nahm. Auch er gab Anlaß zu mancherlei Klagen, indem er unzeitig verreiſte, die Fabrik im Stich ließ, mehr Geld brauchte als er ſollte, und weniger ſchickte als Fonk erwarten durfte. Indeſſen ſchöpfte auf mancherlei Zuflüſterungen, die ihm von Fonk's eigenen Leuten zugingen, Schröder Verdacht gegen ſeinen Compagnon, und ſchickte ſeinen Commis, den jungen Kaufmann Wilhelm Cönen aus Crefeld, nach Cöln, um Fonk's Rechnungen und Bücher zu revidiren. Fonk empfing dieſen Abgeſandten mit unverhohlener Empfindlichkeit. Die Dringlichkeit, mit

welcher der zwar geschickte und in den kaufmännischen Rechnungen wohlerfahrene, aber junge und gegen Fonk voreingenommene Mann dabei verfuhr, steigerte bei dem ältern Fonk die Empfindlichkeit zur Erbitterung. Die Conferenzen, statt die Gemüther und Ansichten zu vereinigen, brachten sie immer mehr auseinander, und Jeder von Beiden sprach sich gegen Freunde mit entschiedenem Widerwillen gegen den Andern aus. Cönen klagt in seinen Briefen, daß ihm die Verhandlung mit dem abgefeimten Manne das Leben verbittere, und Fonk, daß Cönen ihm wie ein Gensd'arme auf dem Leibe sitze und, zum Schaden seines kaufmännischen Credits, im Hause liege.

Fonk hielt es nicht mehr aus. Namentlich empörte ihn Cönen's Foderung, daß er auch sein Hauptbuch ihm vorlege; und er brach plötzlich das Geschäft mit Cönen ab, reiste nach Neuß und suchte durch seinen und Schröder's gemeinschaftlichen Freund Koch auf das dringendste bei Schröder in Crefeld zu bewirken, daß dieser den Cönen aus Cöln zurückberufe, und daß das ganze Rechnungsgeschäft in Neuß, unter Koch's Vermittelung, beendet werde.

Schröder wollte darüber, ohne Rücksprache mit Cönen, keinen Entschluß fassen und reiste deshalb zu ihm nach Cöln. Auch Fonk kam nach ihm, Morgens am 9. November 1816, wieder nach Cöln zurück. Um halb 12 Uhr Mittags war Cönen, in Schröder's Auftrag, allein bei Fonk. Am Nachmittage wurde in einer im Fonk'schen Hause abgehaltener Conferenz, an welcher, außer Fonk und Schröder, auch Cönen und Fonk's Buchhalter Hahnenbein Theil nahm, ein Vergleich verabredet, der am folgenden Tage abgeschlossen werden sollte. Demzufolge sollte das ganze Rechnungs-Revisionsgeschäft

in der Art aufgehoben werden, daß Fonk (ohne nöthig zu haben, seine Bücher weiter vorzulegen) der dem Schröder früher zugesandten Rechnung noch 8000 Thaler (gemeinschaftlichen) Gewinn aus dem für gemeinschaftliche Rechnung von ihm betriebenen Verkaufsgeschäfte zusetzen sollte. Für diese große Gewährung sollten dem Fonk noch einige günstige Nebenbedingungen stipulirt werden, welche, ist nicht mit Gewißheit ermittelt.

Dieser Vergleich kam nicht zur Ausführung. Am Abend desselben Tages (9. November) speiste Cönen in dem Wirthshause in der Mühlengasse, wo er wohnte, mit seinem Principal Schröder, dem Buchhalter Hahnenbein und noch einigen andern Personen zusammen. Als sie, etwa nach 10 Uhr, abgegessen, nahm Cönen seinen Hut und sagte, er wolle Hahnenbein noch ein wenig begleiten. Nach Hahnenbein's Aussage begleitete ihn Cönen bis auf die Mitte des alten Markts. Hier trennte er sich von ihm und drehte um. Hahnenbein glaubte, er gehe wieder nach der Mühlengasse in sein Wirthshaus zurück. — Er hat es nicht wieder betreten; vergebens forschte man am folgenden Tage nach ihm. Er blieb spurlos verschwunden.

Jene Handelsverhältnisse waren zum Theil bekannt, Mehr noch wurden sie es durch Schröder's Reden. Fonk's zweifelhafte Lage, der Zwist mit Cönen, über den dieser nicht geschwiegen, die Weigerung, demselben sein Hauptbuch vorzulegen, erweckten in der öffentlichen Meinung den Verdacht, daß Fonk bei diesem Verschwinden betheiligt sei. Schröder äußerte in Crefeld, wohin er zurückkehrte, und in Cöln laut seine Meinung darüber. Cönen's viele Freunde griffen den Verdacht auf; ja die Straßenjungen sangen auf den Gassen, vermuthlich aber erst später:

Wer nicht will erschlagen sein,
Hüte sich vor Fonk und Hahnenbein!

Fonk selbst, von dem Verdacht benachrichtigt, hielt es für nöthig, ihm dadurch zu begegnen, daß er aus freien Stücken vor dem königlichen Procurator am 20. November erschien und eine Erklärung über sein Verhältniß zu Cönen und Schröder zu Protokoll gab. Am 22. besuchten ihn drei Freunde und Verwandte Cönen's, die nach Cöln gekommen, um Nachforschungen über den Verschwundenen anzustellen. Fonk zeigte sich befangen und verlegen gegen sie, betheuerte seine Unschuld, las ihnen einen Brief vor, den er an Freunde über Cönen's Verschwinden geschrieben, weinte und machte sie auf seine Thränen aufmerksam. Am nämlichen Tage ging er zum Policei-Inspector Guisez, einen Freunde seiner Familie, um sich Rath von ihm zu erbitten und über die Fortschritte der Nachforschung nach dem Verschwundenen zu erkundigen. — Beide Schritte Fonk's dienten vor dem Publicum nicht dazu, den Verdacht zu entfernen. Im Gegentheil notirte Guisez sogleich nach diesem Besuch die Bemerkung, daß Fonk sich dabei nicht unverdächtig benommen habe.

Inzwischen war am 19. December in der Nähe von Crefeld zu Friemersheim in einer Landüberschwemmung des Rheins eine Leiche gefunden worden, welche augenblicklich für die des verschwundenen Wilhelm Cönen erkannt wurde. Mehr als zwanzig Personen aus dem nahe gelegenen Crefeld, darüber vernommen, stellten dies, durch ihre eidliche Aussage, über allen Zweifel fest. So hatten die Wellen des Rheins die Leiche des Verunglückten seiner Wiege und seinem Grabe, in wunderbarem Spiel des Schicksals, zugetragen.

Die Leiche war völlig angekleidet, nur die Kopfbe-

deckung fehlte. In der Tasche fand man nichts als Rheinsand; in der Uhrtasche jedoch noch Cönen's goldene Uhr. Der obere oder die zwei obern Knöpfe des Rockes waren zwar zugeknöpft, aber mit dem Futter ausgerissen, jedoch noch etwas befestigt. In der Nähe der Leiche schwamm auch eine Planke von Tannenholz auf dem Wasser, etwa 10 Fuß lang, die ebenfalls von den Findern der Leiche geborgen ward. Die unwahrscheinliche Vermuthung, daß man den Körper, an dieses Bret befestigt, in den Fluß geworfen, zerfiel in sich, indem sie jeder Unterstützung durch die Umstände entbehrte.

Cönen's Leiche trug so viel Spuren von Wunden an sich, daß die Vermuthung einer gewaltsamen Todesart, und zwar einer Ermordung mittelst scharfer Werkzeuge, Allen, welche sie sahen, sich als Ueberzeugung aufdrängte.

Die von dem crefelder Untersuchungsrichter sofort zur Obduction berufenen und vereideten vier Aerzte und Wundärzte, aus Crefeld und Düsseldorf, fanden, außer Anderm, was für die Darstellung zu unserm Zwecke von minderer Wichtigkeit ist:

7) Vorn auf dem Scheitel, wo das Stirnbein sich mit den beiden Scheitelbeinen verbindet, eine gerissene Wunde, wodurch der Schädel in der Größe eines Laubthalers entblößt war.

8) Auf der linken Seite der Stirn über den Augenbrauen eine einen Zoll und elf Linien lange Wunde, von unten nach oben, etwas schief auf der Stirn. Der innere Rand der Wunde war ganz glatt, und schien durch einen Hieb verursacht. Die Wunde drang schief von innen nach außen, d. h. von der Mitte der Stirn nach den Schläfen hin durch die Stirnbedeckungen, an einigen Stellen blos durch die Haut, an andern bis auf

die Schädelhaut, und unten über den Augenbrauen bis auf das Stirnbein ein.

9) Einen halben Zoll nach außen hinter dem untern Winkel der zuletzt beschriebenen Wunde war eine ungleich viereckige, sieben Linien im Durchmesser haltende, gequetschte Wunde.

10) Vier Linien unter dieser Wunde in der linken Augenbraue eine querliegende Stichwunde, fünf Linien groß, welche sich bis auf die Knochenhaut erstreckte und beim Druck nach oben „blutige Flüssigkeit" ergoß.

Nachdem die Kopfbedeckungen vom Schädel getrennt worden, fand man:

11) Die Wunde unter Nummer 8 war bis auf den Schädel eingedrungen und hatte hier eine etwas ungleich runde, gerissene oder gequetschte Oeffnung gebildet, in deren Umfang etwas Blut ergossen war.

12) Unter der linken Augenbraue, so wie im Zellgewebe dieser Augenhöhle über dem Auge war eine Blutergießung.

13) Neun Linien unter dem linken Augenbrauenbogen, ungefähr in der Mitte desselben, im Stirnbein eine dunkelrothe Stelle, drei Linien im Durchmesser.

14) Im Zellgewebe des Hinterkopfs war bis zum Halse und Nacken herab Blut ausgetreten und selbst das Hinterhauptbein stark geröthet.

15) Nachdem die obere Hälfte des Hirnschädels abgenommen, wurde die mittlere Hirnhaut-Schlagader auf beiden Seiten sehr mit Blut ausgedehnt, die übrigen Gefäße der Hirnhäute und des Gehirns jedoch mit Blut nicht überfüllt gefunden. Die Blutleiter der harten Hirnhaut waren fast blutleer.

16) Das große und kleine Gehirn schon so von Fäulniß ergriffen, daß es keine fernere Untersuchung gestattete.

Auch bei der allergenauesten Nachsuchung wurde nicht die geringste Verletzung auf der innern Oberfläche des in allen seinen Theilen sehr dicken und starken Schädels wahrgenommen.

23) Am untern Theile des Halses und dem obern Theile der Brust war in das Zellgewebe, so wie über, in und unter den Halsmuskeln sehr viel Blut ergossen, woher auch auffallend die bemerkte Anschwellung und dunkle Farbe der Haut dieser Gegend entstand.

24) Die Lungen waren vollkommen gesund; sie schienen im Volumen bedeutend vermindert; das Innere derselben war nicht mit Blut überfüllt. Sämmtliche Höhlen des gesunden Herzens waren blutleer.

25) Gleich bei Eröffnung der Brust wurde eine Blutergießung sowol in der rechten als linken Brusthöhle bemerkt.

27) Der Magen enthielt noch etwas dünnen röthlichen Speisebrei, der auffallend nach Wildbraten roch, und in welchem man deutlich Salatblättchen bemerkte.

28) Alle Gebilde, sowol der Brust als der Brusthöhle, waren ohne alle Spur der Verwesung.

29) Auf beiden Knien, gerade über und zum Theil auf dem obern Rande der Kniescheibe, war ein Eindruck, welcher in die Quere ging, und zwei Zoll in der Länge und etwa einen Zoll in der Breite betrug. — Im Grunde dieser Eindrücke war blos die Oberhaut etwas abgeschabt. Wenn man beide Knie an einander legte, nahmen beide Eindrücke den erhabensten Theil der Knie ein, und sie schienen durch einen dicken Strick, der um die Knie gelegen, bewirkt zu sein.

Das Gutachten der Obducenten ging dahin, daß Cönen eines gewaltsamen Todes gestorben sein müsse: — Von den Wunden seien die unter 8, 10 und 11 im Leben entstanden, wie die Blutergießung beweise. Auch habe die Blutvergießung am Halse, 23, so wie die in der Brusthöhle, 25, nur vor dem Tode entstehen können. — Demnächst: der Verstorbene sei theils und vorzüglich durch die mit den Kopfverletzungen verbundene Hirnerschütterung, und theils durch die von der Halsverletzung (wahrscheinlich Erwürgung) unzertrennliche Erstickung, insbesondere aber durch das gleichzeitige Zusammentreffen dieser beiden tödtlichen Gewalten getödtet worden. — Endlich hätten diese Verletzungen nicht durch selbstmörderische Hand, und eben so wenig durch das Stürzen in das Wasser entstehen können. Der Verstorbene könne nur todt ins Wasser gekommen sein.

Cönen's Leichnam, im Rhein gefunden, mit allen Anzeichen eines verübten Mordes, verstärkte den auf Fonk schon ruhenden Verdacht. Er erstreckte sich aber auch auf den Küfer (Faßbinder) Christian Hamacher, welcher fast täglich bei Fonk arbeitete. Man wollte bemerken, daß er, seit Cönen verschwunden, die Weinhäuser ungewöhnlich oft besuchte, namentlich die Schenke zum Kümpchen.

Er ward von der Policei beobachtet. Der Policei-Inspector Guisez berichtete, daß er und der Policei-Commissair Schönig ihn dort (am 27. Januar 1817 des Abends) bei den Gesprächen über Cönen außer Fassung gesehen. Als er noch eine Flasche foderte, sollte er geäußert haben: „er könne sie wohl anschaffen, da er auf Fonk's Kosten zeche." Die Policeibehörden in Cöln strengten sich nun aufs äußerste an, der Sache auf die Spur zu kommen und namentlich von dem verdächtigen Hamacher

ein Geständniß zu erlangen. Es wurden dabei, wie auch später, Mittel angewandt, die, weder durch die Gesetze noch die Moral gebilligt, zu Rügen und Verdächtigungen Anlaß gaben; Mittel aber, welche von der polizeilichen Praxis aller Länder und aller Zeiten benutzt wurden, und ohne welche in vielen wichtigen Fällen die Entdeckung von Verbrechern außer dem Bereich menschlicher Kräfte ist.

Ein berüchtigter Dieb, früher sogar Mitglied einer Räuberbande, Rüdgar Hilgers, machte es sich zum Geschäft, durch allerhand Mittel, auch unerlaubte, Verbrecher zur Entdeckung zu bringen. Am 30. Januar 1817 war Hamacher abermals, auf künstliche Veranstaltung, in das Gastzimmer des Kümpchens gelockt. Der Polizeicommissair Schönig hatte ihn dort beobachtet. Nach der Entfernung des Letztern suchte Rüdgar den Hamacher wegen der Cönen'schen Ermordung zu schrauben. Es entstand Streit, der Streit ging in Thätlichkeiten über. Gendarmen wurden herbeigeholt und brachten am Morgen den Christian Hamacher in das städtische Depot.

Hamacher hatte nicht nur im Kümpchen, von Wein erhitzt, verdächtige Worte fallen lassen, sondern auch im städtischen Depot mit seiner Ehefrau, welche ihn dort aufsuchte, ein ihn und Fonk verdächtigendes Gespräch geführt, welches von zwei verborgenen Policeisergeanten behorcht und später eidlich bekräftigt ist. Er wurde darauf verhaftet und die Untersuchung gegen ihn eröffnet. Im Verfolg derselben wurde auch Fonk (nachdem derselbe auf Verfügung des Generaladvocaten von Sandt schon früher unter Aufsicht von Gendarmen gestellt war) am 19. Februar 1817 verhaftet. Desgleichen der alte Küfer Ulrich, der zuweilen mit Hamacher bei Fonk arbeitete, und der Buchhalter Johann Joseph Hahnenbein;

auch letztere Beide als der unmittelbaren Theilnahme an Cönen's Ermordung verdächtig.

Der Criminalproceß gegen Fonk und dessen Theilnehmer hat, bis zu seiner endlichen Erledigung durch die königliche Cabinetsordre vom Juli 1823, nicht weniger als durch sieben Jahre gedauert, und die Aufmerksamkeit und Theilnahme nicht allein von Deutschland, sondern der ganzen Welt, gleich dem des Fualdes, auf sich gezogen. Seine nahe Verwandtschaft mit demselben ist unverkennbar. Dasselbe Verbrechen, dieselben Motive, eine ähnliche grauenvolle Ausführung; Beider Leichen schwimmen ermordet in einem Flusse; ähnliche verdächtige Zeugen, dieselbe Parteiaufregung, aus verwandten Gründen, die in die politischen Verhältnisse überspielen; und, trotz der deutschen Gründlichkeit, mit welcher die Untersuchung in diesem Falle geführt wurde, dieselbe Dunkelheit, welche über That, Thäter und Motive geblieben ist. Die Gerichte haben gesprochen, der König hat gesprochen, die berühmtesten Gelehrten, Juristen und Mediciner haben die Fundgruben ihrer Wissenschaft zur Erklärung und Widerlegung ausgebeutet, und noch heut, nach fünf und zwanzig Jahren, ist weder über die That noch über die Thäterschaft ein wahres Licht verbreitet. Auch Fonk ist gestorben, schuldig oder unschuldig, jedenfalls ein Opfer dieses Riesenprocesses, ohne auf seinem Sterbebette, wenigstens vor weltlichen Ohren, ein Bekenntniß abgelegt zu haben.

Um den Inhalt des Processes und die Beurtheilung des Thatsächlichen nicht durch die Wechselfälle in der äußern Geschichte des Processes zu unterbrechen, schicken wir diese letztere hier in der Kürze, und so weit es nöthig ist, voraus.

Fonk stand durch seine Verheirathung mit der Tochter des Kaufmann Foveaux, den angesehensten Familien in Cöln nahe befreundet; auf der andern Seite hatte Cönen dort viele Freunde und im Publicum war der entschiedenste Glaube an seine Schuld vorherrschend. Es erschien rathsam, bei so vielen freundlichen und feindlichen Einflüssen, die Untersuchung vor die Assisen zu bringen, welche unbefangener urtheilen könnten. Daher wurde auf Antrag des Generaladvocaten von Sandt die Sache an die Gerichtsbehörde in Trier abgegeben. Nach geendeter vorläufiger Untersuchung wurde der Küfer Ulrich von dem Kreisgerichte, und bald darauf Fonk und Hahnenbein von dem Appellationshofe zu Trier wegen Mangels hinreichender Verdachtsgründe (von der Instanz entbunden) freigelassen.

Nur Christian Hamacher wurde (in Folge seines mehrmaligen in Cöln abgelegten und widerrufenen Bekenntnisses) vor den Assisenhof in Trier gestellt. Von diesem wurde er am 31. October 1820 der freiwilligen Ermordung des Wilhelm Cönen für schuldig erklärt, und demnächst zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Sein dagegen eingelegtes Cassationsgesuch wurde unterm 12. Januar 1821 verworfen.

Aber in Folge der Hamacher'schen Verurtheilung mußte auch die Untersuchung gegen Fonk wieder aufgenommen werden, nach deren Beendigung die Anklagekammer des rheinischen Appellationshofes auf den Grund der neuen Anzeigen, in Verbindung mit den schon vorliegenden, die Sache vor den Assisenhof von Trier verwies.

Fast sieben Wochen (vom 24. April bis zum 9. Juni 1822) dauerten diese Assisen. Sie erklärten den Peter Anton Fonk mit 8 gegen 4 Stimmen für schuldig:

bei der freiwillig und mit vorher überlegtem Vor-

satz verübten Ermordung des Wilhelm Cönen, und zwar bei den Handlungen, wodurch dieselben vorbereitet oder vollbracht worden, dem Urheber der That wissentlich Hülfe geleistet oder beigestanden und dadurch an dem Verbrechen selbst sich betheiligt zu haben.

Sieben Stimmen unter den zwölf Geschworenen erklärten ihn gradezu für schuldig:

den Wilhelm Cönen in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1816 freiwillig und mit vorher überlegtem Vorsatz ermordet zu haben.

Der Assisenhof verurtheilte ihn zur Todesstrafe. Das von Fonk dagegen erhobene Cassationsgesuch wurde von dem rheinischen Revisionshofe in Berlin am 14. August 1822 als ungegründet verworfen.

In allen Untersuchungssachen aus den preußischen Rheinprovinzen, in welchen es der Bestätigung des Königs bedarf (das ist, wo auf lebenslängliche Zwangsarbeit oder Todesstrafe erkannt worden) werden von diesem Revisions- und Cassationshofe, unmittelbar nach dem verworfenen Cassationsgesuche die Acten mit einem eine vollständige Uebersicht der Sache gewährenden Berichte dem Justizministerium eingereicht, welches den dem Berichte beigefügten Actenauszug seinerseits wiederum mittelst eines motivirten Berichts, dem Monarchen vorlegt, und darin, nach Bewandtniß der Umstände auf Bestätigung oder Abänderung anträgt. Dieser Bericht des Cassationshofes an den Chef der Justiz, unterm 22. Januar 1823 abgestattet, ist unter den vielen zur Publicität gekommenen Erzählungen des merkwürdigen Falles die erste aus den vollständigen Acten geschöpfte Darstellung, der wir zu dem Zwecke der unsern am zuversichtlichsten uns in der Hauptsache anvertrauen dürfen, indem der Bericht nicht allein über die

Formalien entscheidet, sondern mit ernster Prüfung und scharfen Blicken auch das Thatsächliche und selbst das Psychologische umfaßt. Zu unserm Zwecke ist freilich auch Anderes erforderlich, was im Revisionsbericht nicht steht; Quellen dafür strömten aber nur zu reichlich zu, indem über den Fonk'schen Proceß eine vollständige Literatur, zum Theil von bedeutenden Werken, existirt, welche auch über das momentane Interesse fortdauern werden, als wissenschaftliche Erörterungen und Actenstücke über wichtige Zeitfragen, deren Krisis damals bevorstand.

Die aufgefundene Leiche sprach von einem Morde, das Gerücht bezeichnete den Mörder und ein Zeuge trat auf, der ihn nicht allein der That mit allen Umständen und Nebenumständen bezüchtigte, sondern sich selbst als Mitthäter und Mordgehülfe angab. Dies war Christian Hamacher. Auf der Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit der Hamacher'schen Aussagen beruht die Anklage wider Fonk. Die Geschichte des Hamacher'schen Bekenntnisses, wie es entstanden, gewachsen, widerrufen ist, ist die Geschichte des Processes selbst. Wäre dieses Bekenntniß, wie der Zeuge es wieder zurückgenommen, auch völlig wegzuwischen oder als eine reine Erfindung der Bosheit oder Phantasie auszutilgen, wie Viele seiner Vertheidiger gemeint, so stände Fonk, wenn auch nicht rein von allem Verdachte, doch so rein vor der weltlichen Gerechtigkeit da, daß sie ihn schwerlich vor ihre Richterstühle ziehen können. Alle übrigen Anzeigen sind entfernter Art, und haben nur, auf dem Grunde des Hamacher'schen Geständnisses Bedeutung. Die ganze Wucht des Processes fällt also auf diese eine Frage, und von beiden Seiten, der Ankläger, wie der Vertheidiger, ist

Alles aufgeboten, auf diesem Hauptfelde zu siegen, d. h. der Beweis zu führen, daß Hamacher wahr gesprochen oder gelogen. Auch auf den Seitenfeldern ist mit Heftigkeit gestritten worden, es hat aber nur von dem Hauptziele abgeführt, ohne Resultate zu liefern, welche von entscheidender Bedeutsamkeit wären. Dahin gehören die wissenschaftlichen Fehden darüber: ob Cönen überhaupt ermordet und in der Art und Weise ermordet, wie es angegeben ist; ob nicht die Thäter oder Thäterinnen in andern Häusern zu suchen seien; ob Fonk gegründeten Anlaß hatte, ihn ums Leben zu bringen; ob er ein Mann sei, dem man die That zutrauen könne; ob er sein Alibi während der Mordthat dargethan habe u. s. w.

Hamacher wollte in dem ersten Verhör (4. Februar 1817) vor dem Untersuchungsrichter Verkenius nichts von Cönen's Ermordung wissen. Am 19. März erfuhr der inzwischen zum Untersuchungsrichter ernannte Appellationsrath Effertz durch den Generaladvocaten v. Sandt, daß Hamacher in vier Zwiegesprächen diesem wichtige Eröffnungen gemacht, wonach Cönen's Ermordung in Fonk's Hause stattgehabt habe. Bei dem (erst am 16. April vorgenommenen) ersten gerichtlichen Verhör deshalb legte Hamacher folgendes Geständniß ab:

„Es war am 4. November vorigen Jahres, als Herr Fonk vom Comtoir zu mir ins Packhaus kam und mir sagte: „„Hamacher! der Kerl muß weggeschafft werden, der ruinirt mich. Ihr müßt mir hierin helfen.““ — Ich erwiederte: Wie kann ich Ihnen darin helfen? Hat er vielleicht Papiere, die Ihnen schädlich sind, so will ich helfen, ihm die abnehmen. Er antwortete: „„Das hilft mir doch nicht; er muß aus der Welt geschafft werden.““ — Ich sagte hierauf: Herr Fonk; das kann ich doch nicht thun; ich will Alles thun, was Sie von mir ver-

langen und wenn es gar den Abtritt reinigen wäre, aber das kann ich nicht thun. — Er ging hierauf von mir weg, ohne weiter davon zu sprechen. Mittwochs oder vielleicht auch Tags vorher (ich weiß das nicht so genau) kam er die Treppe herunter. Als ich just aus der Küche kam und die Treppe vorbeiging, hörte ich, daß er so für sich selbst sagte: „„Ich werde Dich Kerl aus dem Wege schaffen, Du ruinirst mich.““ Ich ging meinen Weg schleunig vorwärts nach dem Keller, ohne daß wir zusammen gesprochen hätten.

„Am 9. November arbeitete ich wieder in seinem Hause, wo ich ungefähr bis halb sieben Uhr blieb. Während dessen kam er an den Keller und rief mich, einmal zu ihm zu kommen. Er schien den Abend sehr beschäftigt zu sein und hatte mich des Tages mehrmals aus dem Keller rufen lassen, wo er bald Dieses, bald Jenes erinnerte. Das letzte Mal, als er mich selbst heraufrief, sagte er zu mir: „„Wenn Ihr weg geht, so müßt Ihr diesen Abend gegen 9 Uhr noch einmal wieder kommen,““ ohne mir zu sagen: warum? Nur sagte er, er hätte was mit mir zu überlegen.“

„Als ich nun nach 9 Uhr, wie er befohlen, hinkam, sagte er zu mir: ich möchte ins Comtoir kommen. Dorten sagte er mir weiter: „„Wenn es schellt, so macht einmal die Thür offen.““ Er holte dann eine Bouteille Wein, setzte mir diese vor und sagte: ich möchte einmal trinken. Es war Bordeauxwein. Er ging dann einstweilen von mir und ließ mich allein. Ein Viertel über Zehn, vielleicht auch um halber Eilf, schellte es; ich machte die Thüre auf und es war Herr Cönen. Derselbe fragte: ob Herr Fonk zu Hause wäre? worüber der Letztere gleich hinzukam, und „„Guten Abend, Herr

Cönen!"" sagte, worauf dieser „Guten Abend, Herr Fonk," erwiederte."

„Er hatte mir, was ich gleich zu bemerken vergessen war, gesagt: „„Cönen käme auch noch einmal dahin; er hätte was vergessen.""

„Nachdem sie sich gegrüßt hatten, sagte Cönen: er hätte was vergessen, und Fonk antwortete: „„Ja, ich dachte es wohl, Herr Cönen.""

„Sie gingen nun hierauf auf das Zimmer, wo Cönen gearbeitet hatte, und kamen bald darauf wieder zusammen herunter ins Comtoir, wo sie dann über ihre Sache sprachen, und Fonk unter andern bemerkte: „„Schröder hätte ihm mitunter Branntwein geschickt, womit er nicht wohl habe bestehen können; auch wäre derselbe nicht recht von Geschmack gewesen, und an dem Maße hätte er auch Verlust gehabt. Er hätte hier in der Stadt Branntwein gekauft, dieser wäre echter französischer Branntwein und wohl so alt, wie er, Cönen, auch wäre; derselbe wäre schon hier in der Stadt gewesen, ehe die Franzosen gekommen. Cönen möchte diesen doch einmal versuchen."" — Cönen erwiederte: „Was soll ich den versuchen? Das nutzt ja doch nichts." — Fonk erwiederte: „„Nun thun Sie mir den Gefallen, ihn einmal zu versuchen, so werden Sie echten französischen Branntwein schmecken!"" Hierauf sagte er zu mir: „„Meister Hamacher, geht einmal und holt mir ein Glas und die Pumpe,"" er aber wendete sich nach einem Tisch, worauf das Bandmesser lag, um, und steckte dasselbe unter den Rock zu sich. Cönen schien dieses nicht zu beobachten; mir aber fiel es auf, und ich dachte gleich: das taugt nicht! — Wir gingen hierauf zum Packhause, wo der gerühmte französische Branntwein in einem ohmigen Faß lag, welches ungefähr noch halb voll war. Ich

hielt das Licht, Fonk stellte sich mit dem Bandmesser ans Faß, und Cönen neben ihn. Fonk machte eine Bewegung, als wenn er das Faß aufschlagen wollte, wendete sich aber in einem Schwung und schlug denselben mit dem Bandmesser unter der Aeußerung: „„Da, Kerl, hast Du die Probe!““ dergestalt auf den Kopf, daß derselbe gleich blutete. Und auf einen Stoß, den Fonk ihm gleich darauf auf die Brust gab, fiel er rückwärts zu Boden, wobei er noch mit dem Kopf auf einen nahe dabei stehenden Gewichtstein hinstürzte.“

„Dann sagte er zu mir: „„Haltet dem Kerl die Gurgel zu, daß er nicht schreien kann.““ — Ich that dieses und als ich nach einer Weile spürte, daß er nicht mehr schreien konnte, ließ ich ihn los. Fonk griff ihm gleich nach den Taschen, zog die Brieftasche, welche Cönen bei sich hatte, aus der oben auf der Brust habenden Tasche heraus, und sagte: „„Nun muß er weggeschafft werden; wie machen wir das?““

„Ich erwiederte: Da steht ja ein Faß, wo wir ihn inthun können. Ich nahm dasselbe, und weil der Kopf von Cönen stark blutete, nahm ich einen von Fonk herbeigeholten Sack, deren in dem Nebengemach sehr viele lagen, und wand ihm, Cönen, denselben um den Kopf, damit das Blut nicht durchdringen könnte, steckte ihn in das Faß, welches ich mit Stroh ausfüllte, und machte dasselbe zu.“

„Nun frug Fonk: „„Wie kriegen wir ihn jetzt aus der Stadt?““ — Ich antwortete: Das weiß ich nicht. Ihr habt ja bekannte Fuhrleute. — Fonk erwiederte: „„Ja, das müßte ein vertrauter Mann sein; ich hätte ja auch Verwandte auf dem Lande.““ — Ich sagte: Ja mein Bruder kommt Morgen in die Stadt, so will ich mit demselben sprechen; ich brauche ihm ja nicht zu sa-

gen, was im Faß ist. Mein Bruder von Simmersdorf war nämlich des Tages vorher noch bei mir gewesen, und hatte mir gesagt, er müßte Sonntags wieder hereinkommen, um, wie ich glaube, zu einem Advocaten, dem Doctor Claisen, zu gehen." —

„Als wir nach zugemachtem Faß wieder ins Comtoir gegangen waren, wo Cönen seinen Hut und seine Pfeife liegen gelassen hatte, nahm Fonk diese beiden Stücke, so wie auch die Schlüssel vom Packhause zu sich, ging heraus und zog die Thür vom Comtoir fest hinter sich zu, sodaß ich merken konnte, daß ich ihm nicht folgen sollte. Wo er nun damit hingegangen, und wo er Hut und Pfeife gelassen hat, weiß ich nicht. Nach etwa 10 Minuten kam er wieder zu mir ins Comtoir und sagte: ich möchte nun machen, daß mein Bruder am Montage ganz frühe, höchstens ein Viertel über vier, auf seinem Hofe wäre, um das Faß wegzubringen."

„Er versprach mir dann 100 Kronenthaler und begehrte, ich möchte nur stillschweigen, und gab mir abschläglich wirklich 30 Kronenthaler, sodaß ich noch 70 gut hielt; und ich ging ungefähr gegen halb 12 bis 12 Uhr fort. Ich hatte zwar keine schwere Arbeit gethan, aber ich schwitzte mehr, als wenn ich ein Stückfaß in den Keller gethan hätte; so ängstlich war mir's hierbei."

„Mein Bruder war wirklich am folgenden Tage gegen 9 Uhr Morgens schon bei mir, wo ich ihn dann ansprach, eine Fracht am andern Morgen für Herrn Fonk zu thun; er müßte aber sorgen, daß er am Abend schon mit seinem Karren in der Stadt wäre. Derselbe erwiederte: wenn er dafür bezahlt würde, so wollte er das wohl thun. Und in Gefolge unserer desfallsigen Absprache kam er am Abende mit seinem Karren schon hin-

ein, den er mit dem Pferde auf der Ehrenstraße im goldenen Löwen hinstellte, und wo er auch die Nacht logirte."

„Montag den 11. November rief ich ihn ganz früh da an, und etwas nach 4 Uhr waren wir schon bei Fonk mit dem Karren am Thor."

„Fonk, der mir Tages vorher, als ich ihm, gemäß seinem Verlangen, wegen des bestellten Karrens Antwort brachte, gesagt hatte: „„er würde am folgenden Morgen schon aufpassen,"" mußte den Karren schon kommen gehört haben; denn als ich an seine Thüre kam, war er gleich da und machte mir offen. Ich ging herein und machte das Thor offen. Wir luden das Faß gleich auf den in den Hof hereingebrachten Karren und fuhren weg längs St. Görres die Hochstraße hinauf, nach dem Eigelsteinsthor hinaus, nachdem Fonk meinem Bruder 4 Kronenthaler für seine Fracht gegeben hatte, wie derselbe mir unterwegs sagte. Wir fuhren den Weg nach Mülheim zu, bis bald an das mülheimer Häuschen, wo ich ihn abladen ließ, nachdem ich ihm früher schon bedeutet hatte, daß er das Faß an den Rhein fahren sollte, und ihm zu verstehen gegeben, als wenn dasselbe geschmuggelt werden sollte, wovon der Bauer keine Kenntniß hat. — Er lud ab und wollte, wie wir vorhin abgesprochen hatten, gleich fortfahren; allein ich war zu bange, wie er mich allein beim Faß lassen wollte, und sagte ihm in der Angst: Du mußt bei mir bleiben, in dem Fasse ist ein Todter! — Er erwiderte: „Gott, ein Todter! Wenn ich das aber gewußt hätte, hätte ich das Faß nicht aufgeladen," worauf ich sagte: Ja, es ist nun nicht anders, Du mußt mir helfen. — Ich schlug nun das Faß auf, wir nahmen den Körper heraus; ich suchte einen schweren Stein, den ich ihm mit einem zu mir

genommenen ledernen Riemen anhing, und womit ich ihn nun in den Rhein versenkte; weshalb ich selbst noch ins Wasser ging, um ihn nach der Tiefe zu schicken, bis dasselbe mir oben in die Stiefeln hinein lief! Warf dann auch das Faß ins Wasser, wornach mein Bruder auf Nippes zu nach Hause fuhr, und ich mich nach der Stadt begab und in meinem Hause den Kaffee nahm. Es mag damals ungefähr halb acht gewesen sein."

Dies das Geständniß vom 16. April 1817, das Hauptdocument des ganzen Processes. Es war daher nothwendig, dasselbe buchstäblich in allen seinen wesentlichen Punkten aufzunehmen.

Wunderlich benahm sich Hamacher bei einem zweiten gerichtlichen Verhör am 6. und 7. Mai. Er äußerte dabei: daß er von keiner Mordthat wisse. Ueber sein Verhältniß zu Fonk's Schwiegervater Foveaux befragt, drückte er sich folgendermaßen aus:

„Noch ehe ich arretirt wurde, war ich bei Foveaux, und derselbe ersuchte mich, wenn ich gefragt würde, nichts gegen Fonk zu sagen, und setzte hinzu: „Er ist doch mein Eidam." Er fragte mich gleich drauf: „Könnt Ihr auch etwas gegen Fonk sagen?" — Ich antwortete: Was soll ich gegen den sagen können? Ich weiß nichts."

Bei diesen Worten brach Hamacher in Thränen aus, weinte lange und sagte: „Ich wünschte, ich hätte Fonk und Foveaux nie gesehen, so wäre ich nicht so unglücklich! Jetzt bin ich ein armer Mann." Bald darauf setzte er hinzu: „Wenn ich das nicht widerrufen hätte, so wäre Fonk ja auch drin. Jetzt will mich der zum Spitzbuben machen. Ich habe ihm mein Leben nichts genommen."

Der Untersuchungsrichter Effertz sagte ihm hierauf, von dem Widerruf wollten sie nachher sprechen; er würde

doch aber keine Unwahrheiten angegeben haben? Da erwiderte Hamacher: „Ich wünschte nur, daß ich wüßte, ob mein Bruder hier bei Herrn von Sandt gewesen wäre?" Als der Untersuchungsrichter fragte: Welcher Bruder? antwortete Hamacher: „Der ihn gefahren hat."

Der Richter bemerkte ihm nun: er scheine, aus Besorgniß, seine Angaben nicht beweisen zu können, sich zum Widerruf zu neigen.

„Ja," antwortete Hamacher, „Herr v. Sandt sagte: ich sollte das beweisen. Wenn aber Jemand die Pfeife und den Hut nimmt, heraus geht und mir die Thür hinter sich zuschlägt, wie kann ich dann beweisen, wo diese Sachen geblieben sind?"

Hamacher brach hier wieder in Thränen aus und sagte: „Es kann kein Mensch unglücklicher sein als ich. Wenn mein Bruder hierherkäme, und mir das bezeugte, so wollte ich ihm noch vier Kronenthaler dazu geben; dann hätte er deren acht."

Der Richter ermahnte ihn, der Wahrheit getreu zu bleiben, nur zu sagen, was er wisse, mehr werde von ihm nicht verlangt. Hierauf fragte er ihn: „Ist es denn wirklich wahr, daß Euer Bruder den ermordeten Cönen im Faß, wie Ihr angegeben habt, herausgefahren hat? Und hat die Sache in Fonk's Hause sich so zugetragen, wie Ihr sie vorhin vor mir angegeben habt?"

„Ja, diese Angaben sind wahr, und ich bestehe dabei," antwortete Hamacher. Auf die Frage, warum er in den letzten Verhören sich ausgelassen, als wisse er von keiner Mordthat? sagte er: „Weil ich bange war, daß ich die Angaben beweisen müßte, und dann die starke Familie fürchtete."

Dies das halb widerrufende, halb wieder einräumende Geständniß Hamacher's vom 7. Mai, aus welchem nur

der innere Kampf zwischen zwei Pflichten und der verworrene Seelenzustand des Gefangenen hervorgeht. Anderweitige Einflüsse hatten Macht über ihn gewonnen, aber keine so vollständige, um ihn zum unbedingten Widerruf der früheren Aussage zu bewegen. Vielmehr nahm er diese noch einmal in allen ihren Einzelheiten wieder auf.

Dies geschah im Verhör vom 9. Mai. Nach einem ernsten und warmen Vorhalt des Richters, nur die Wahrheit zu sagen, erzählte er den Vorgang nochmals ganz genau und umständlich so, wie er ihn am 16. April erzählt hatte. Die Einzelheiten, in denen er abwich, sind keine andern, als wie der aufrichtigste Mensch zu zwei verschiedenen Malen denselben Vorfall auch verschieden vorträgt. Nur noch detaillirter erschien manche Angabe und doch übereinstimmend im Wesentlichen. So hatte er am 16. April, bei Gelegenheit des Selbstgespräches, welches Fonk geführt haben soll, als er die Treppe herunterkam, gesagt, er hätte es behorcht: als er (Hamacher) aus der Küche in den Keller ging. Diesmal, sagte er: als ich mit dem Lichte in der Hand in den Keller ging. Er mochte das Licht aus der Küche geholt oder dort angezündet haben. — Die eigentliche Katastrophe der Mordthat erzählte Hamacher bei diesem Verhör mit folgenden Worten:

„Fonk sagte zu mir: „„Meister Hamacher, nehmt die Pumpe und ein Glas, und geht einmal mit ins Packhaus. Ich nahm diese und das Licht, und Herr Fonk ging an den Tisch, wo sein Bandmesser lag, und steckte das vorn zu sich unter den Rock, welches Cönen nicht bemerkte, indem er bei mir vor dem Pulte stand. Wir gingen nun zusammen ins Packhaus an das Faß, wo Fonk that, als wenn er mit dem inzwischen in die

Hand genommenen Bandmesser das Faß aufschlagen wollte, sich dann gegen Cönen herumschwenkte, und ihn mit dem Bandmesser auf den Kopf schlug, unter der Aeußerung: „„da Kerl, hast Du die Probe!““ ihn dann noch auf die Brust stieß und Cönen zurück mit dem Kopf noch auf einen Gewichtstein fiel. Da derselbe noch etwas schreien wollte, so sagte Fonk zu mir: „„Haltet ihm den Hals zu, daß er nicht schreien kann.““ Ich that dieses und merkte bald darauf, daß Cönen verschieden war.“

Auf des Richters Frage, ob Hahnenbein den Cönen nicht mit bis an die Thüre begleitet, ob Jener nicht vielleicht mit den beiden Mördern verabredet hätte, den Cönen herauszulocken? rief Hamacher aus: „Nein, Gott, nein! wenn das wäre, das wäre ja ein schöner Beweis!“ Doch erklärte er, daß er allerdings manches Mal daran gedacht, ob nicht Hahnenbein von der Sache wisse, konnte aber darüber nichts Näheres angeben, als daß er eine Miene, die ihm verdächtig schien, beobachtet haben wollte.

Auf die Vorhaltung: daß sein spätes Kommen am Abende des 9. Novembers hätte von den Hausleuten bemerkt werden müssen, daß, wenn Fonk ihn zu so schwarzen Planen bestellte, es auch glaublicher gewesen wäre, wenn dieser selbst ihn heimlich ins Haus gelassen hätte, behauptete er: es wäre den Dienstboten nicht aufgefallen; die würden doch schlafen gegangen sein, da der Herr manchmal bis 12 und noch später im Comtoir gearbeitet hätte. „Denn hierin war er sehr fleißig, aber in die Kirche ging er nicht; darin habe ich ihn nie gesehen. Und der will mich nun noch zum Spitzbuben machen!“

Auf die Frage: was er damit meine, daß Fonk ihn zum Spitzbuben machen wollte, antwortete Hamacher:

Fonk habe gesagt, er hätte ihm mehrere Flaschen Liqueure gestohlen; wie er von Herrn von Sandt wisse. — Auf die Frage: ob er nun vielleicht nur aus Rache gegen Fonk so Arges zeuge, rief er aus: „Nein, Gott, nein! als ich dieses zuerst erklärt habe, wußte ich ja noch nichts davon, daß ich Liqueur entwendet haben sollte."

Dieses dritte Bekenntniß vom 9. Mai, das letzte vollständige, widerrief er zum Theil wieder im Verhör am 19. Mai. In diesem wiederholen sich die Widersprüche vom 7. Mai; nur daß er hier Antworten wie ein Irrsinniger gab, die auf eine furchtbare Krisis in seinem Gemüthszustande deuten. Sein Bruder, Adam Hamacher aus Sinnersdorf, war inzwischen eingezogen worden, und hatte alle Beihülfe und alle Wissenschaft von der That abgestritten. Aber Christian wußte von der Arretirung seines Bruders, und es mochten im Arresthause Mittheilungen zwischen Beiden stattgefunden haben.

Auf Hamacher's Wunsch war zu diesem Verhör der Generaladvocat von Sandt zugezogen. Zu diesem sagte er, als wollte er damit sein früheres Geständniß in engere Grenzen fassen: „Ich habe Ihnen gesagt: daß Fonk mich zwei Mal auf einem Morgen angesprochen habe, den Cönen aus der Welt zu schaffen. Und es ist wirklich wahr. Wie ich glaube, geschah dieses am 4. November. Ich habe ihm darauf geantwortet: das könnte ich nicht thun. Hierbei ist es geblieben."

Hierauf räumte er noch ein, daß Fonk ihn des Tages mehrmals aus dem Keller gerufen, der sei des Tages wie wild gewesen, er habe einen bösen Kopf. Auf die Frage, wie es sich mit seinen übrigen Geständnissen verhalte? erwiederte er: „Ich weiß nicht, was ich sagen soll;" auf die Vorhaltung, daß er nur die Wahr-

heit sagen solle: „Ich weiß nichts.“ Da man ihn fragte: wie er zu den vorigen Bekenntnissen gekommen, ob ihn Jemand verleitet habe? antwortete er: „Nein, Niemand hat mich verleitet. Auch ist übrigens Alles wahr, wie ich die Sache angegeben habe. Nur das Einzige ist nicht wahr, daß mein Bruder den Umgebrachten weggefahren hat. Der Fuhrmann, der dieses gethan, war ein mir unbekannter Mann.“ Er behauptete, er habe den Fuhrmann am Morgen vor Fonk's Hause getroffen, und Fonk ihm auch gesagt, daß ein solcher kommen werde.

Befragt, warum er denn alle die genauen Umstände von seinem Bruder erzählt, gab er die unverständliche Antwort: „Weil ich den Andern nicht kenne, so dachte ich, daß diese Angaben einen starken Beweis brächten.“

Nachdem er nochmals wiederholt, daß Cönen ermordet und weg in den Rhein geschafft worden, wie und wo er gesagt, nur sei es nicht durch seinen Bruder geschehen, und der Richter ihn gefragt, ob Jemand ihm gerathen, seinen Bruder zu nennen, antwortete er: „Das wegen meines Bruders sagte ich aus eigener Speculation, weil ich den andern Fuhrmann nicht kannte. Und das Uebrige hat mir Niemand angegeben, sondern ich erkläre es, und bleibe dabei, weil es wahr ist.“

Auf die Frage, warum er die Gegenwart des Herrn v. Sandt gewünscht, antwortete er wörtlich so: „Weil derselbe die Sache weiß, indem ich sie ihm zuerst bekannt habe, und ihm aufgetragen, dem Fonk vorzuhalten, daß er mich zwei Mal angesprochen habe, den Cönen aus dem Wege zu schaffen, und daß er das Portefeuille bekommen habe; und weil ich ihm gleichfalls und zwar noch hier vor der Thür im Gang gesagt habe: Thun Sie mir

den Gefallen und sagen dem Fonk, er hätte es selbst gethan, nämlich den Cönen ermordet."

Mit dieser Rede enden Hamacher's Bekenntnisse. Von hier an widerrief er dieselben in allen folgenden Vernehmungen; anfänglich (vom 25. und 26. August ab) in zweifelhaften, verworrenen Aeußerungen, wie die in den beiden Verhören, endlich mit der bestimmten Versicherung: „Daß Alles, was im Protokoll stehe, nicht geschehen, sondern er es mit Herrn von Sandt so eingekleidet habe."

Auf die Frage, wie er denn dazu komme, und warum er es so oft würde eingestanden haben, wenn es nicht wahr wäre, suchte er zuerst mit seinem verstockten: „ich weiß nichts davon" durchzukommen. Dann auf die Vorstellung, wie unerhört sein Benehmen sei, unschuldig ein Capitalverbrechen so auf sich zu nehmen, erwiederte er: „Herr v. Sandt sagte mir, es wäre mir nicht möglich, durchzukommen, und hierauf stellte ich ihm vor: ob es nicht möglich wäre, mich allein darzustellen."

Mehre Briefe, die er während der Gefangenschaft an seine Frau, an Herrn v. Sandt und Andere schrieb, drücken, wenn nicht den Widerruf selbst, doch den Entschluß und Willen, beim Widerruf zu verharren, mehr oder minder verdächtig aus: „Sage doch meiner Frau, sie solle nicht sagen, daß ich von der Mortter (Mordthat) gesprochen. Das ist auch nicht wahr; wenn ich davon wüßte, dann wäre es möglich." An Herrn v. Sandt schrieb er: „Sie wissen ja meine ganze Sache, das Verhältniß. Ich weiß nicht, ob Sie mich ganz wollen verschmachten lassen. Ich sitze wie ein Menschenmörder, der ich nicht bin." Ein anderer Brief fängt an: „Ich glaube, ich muß sagen: den 2. November, das wäre zu meinem Vortheil besser, und den 5. ist er die Treppe herunter-

gekommen und sagte in sich: ich werde Dich Kerl aus dem Wege schaffen." Vor Gericht blieb er von nun ab starrköpfig dabei: „ich weiß nichts von der Mordthat" und: „wenn ich vom Morde wüßte, so hätte ich es lange gesagt."

Von Cöln nach Trier gebracht trat Hamacher hier nur noch bestimmter und entschiedener in seinem Widerrufe auf. Er leugnete nicht den Inhalt der Protokolle des Appellationsrathes Effertz, gab vielmehr an, daß dieser ihn stets ermahnt, nur die Wahrheit zu sagen, und daß er wirklich alles Das damals ausgesagt, was Jener niedergeschrieben. Aber alle seine damaligen Erklärungen seien unwahr, wofür er Folgendes als Grund angab.

Der Generaladvocat v. Sandt habe ihn in ein Zimmer des Arresthauses kommen lassen (später sagt Hamacher, daß er zuerst den Herrn v. Sandt habe zu sich rufen lassen, um von ihm verhört zu werden), habe ihm Wein vorgesetzt, mit ihm getrunken, von Cönen's Ermordung gesprochen und ihn zu einem Bekenntniß zu überreden versucht: „Da er, Hamacher, doch nicht mehr durchkommen könne, weil er selbst im Kümpchen und auch sonst seine Frau schon zu viel gesprochen habe." Sandt habe mit ihm die Einrichtung jener Aussagen überlegt. Er habe dem Herrn v. Sandt gesagt: daß sie unwahr seien, und doch habe der ihn bewogen, sie vor dem Rath Effertz zu wiederholen.

Sandt habe ihm dann gerathen, was er sagen solle, um durch Schwarz auf Weiß den Fonk zum Geständniß zu bringen. Er wolle für gute Advocaten, die ihm helfen sollten, sorgen.

Am 12. Januar 1818 sagte er auf die wiederholte Frage des trier'schen Untersuchungsrichters: was ihn denn zuerst bewogen, zu sagen, daß Fonk mit dem Band-

messer dem Cönen auf den Kopf geschlagen? — „er (Hamacher) selbst hätte dieses so ausgedacht." Später verbesserte er sich: Herr v. Sandt hätte ihm den Anschlag gegeben, das zu sagen. Aber der Umstand, daß Fonk ihn angesprochen, den Cönen aus der Welt zu schaffen, hätte er selbst so ausgedacht, und Herr v. Sandt hätte ihm nicht den Anschlag gegeben. — Sandt hätte ihm gesagt, daß Fonk ihn, den Hamacher, beschuldige, ihm die Liqueure gestohlen zu haben. Das hätte ihn aufgebracht. Beide Angaben wiederholte er in einem spätern Verhör, in welchem er zugleich zugab, daß, da Sandt nicht im Packhause gewesen, er die deshalb angegebenen Umstände sich selbst überlegt habe.

Bei einer zweiten Berathung mit Herrn v. Sandt, hätten sie Beide von 7 bis halb 11 Uhr drei Bouteillen Wein mit einander getrunken, da wäre er, Hamacher, berauscht worden. Endlich, an einem folgenden Tage wären sie über Das, was Hamacher aussagen sollte, übereingekommen. Als er nun gefragt, wie er schwören müsse, habe Herr v. Sandt erwiedert: „Ihr müßt Gott und dem heiligen Evangelium abschwören." Hamacher betheuerte, daß er den Herrn v. Sandt darin nicht misverstanden habe!

Die Wichtigkeit der Hamacher'schen Aussagen nöthigte, sie umständlicher mitzutheilen, als es, zu unserm Zwecke, bei andern Punkten dieses Proceſſes nöthig ist. Als wahr erwiesen, bedingen sie das „Schuldig," als Lüge dargethan das „Nicht schuldig" über den Hauptangeklagten Fonk. Wahr oder Lüge, in beiden Fällen rufen sie das Schuldig über Hamacher selbst herab, nur mit verschiedener Strafbarkeit, in jenem über ihn als Mörder, in diesem als falschen Denuncianten. Aber Hamacher's Aussagen umschließen auch eine neue furchtbare Anklage,

und würden, wenn die Wahrheit seiner letzten Betheurung nur einigermaßen wahrscheinlich gewesen wäre, einen neuen moralisch furchtbaren Criminalproceß hervorgerufen haben, den gegen einen fiscalischen Beamten, welcher Zeugen instruirt, fälschlich einen Unschuldigen des schändlichsten Capitalverbrechens zu bezüchtigen. Dies unterblieb, aber um so mehr Auffoderung, grade dieses Hauptdocument des Processes mit besonderer Aufmerksamkeit zu würdigen. Bevor wir indeß die Gründe für und gegen die Glaubwürdigkeit der Hamacher'schen Bekenntnisse zusammenstellen, und damit die Frage über die Thäterschaft verhandeln, haben wir die nicht minder bestrittenen Fragen über den Thatbestand des Verbrechens und die möglichen Beweggründe des bezüchtigten Thäters zu betrachten.

Fonk leugnete Alles. Aus seinem Benehmen schöpfte man nur entfernte Anzeigen. Der öffentlichen Anklage lag die ganze Last des Beweises ob.

Der Thatbestand des Verbrechens: daß Cönen durch fremde, äußere Gewalt ermordet worden, und zwar nicht durch einen Sturz in den Rhein, sondern vorher, daß er also als Leiche ins Wasser gekommen, schien durch das einstimmige Gutachten der vier Obducenten in Crefeld festgestellt. In Trier wurden noch der Medicinalrath Dr. Grach und der Sanitäts-Assessor Dr. Seibold darüber vernommen, und Beider eidliches Gutachten stimmte dahin im Wesentlichen mit dem crefelder: Die Kopfwunden könnten (wiewol nicht mit einem Schlage, da es mehre sind) mit dem Rücken eines Bandmessers beigebracht sein, nur nicht die Wunde 10; die Blutaus-

tretung am Hinterhaupte 14 stimme mit der Angabe des Fallens auf einen harten und stumpfen Körper; eine Erdrosselung, wie die von Hamacher angegebene, erhelle deutlich aus dem im Obductionsberichte beschriebenen Zustande des Halses und seiner Umgebung. Kein Richter hätte nach diesem doppelten Gutachten Anstand nehmen dürfen, zu seinem Urtheil über den Thatbestand zu schreiten. Es blieb ihm nur ein Umstand zu erwägen, welcher nicht mehr zu ermitteln war, da Hamacher nach seinem Widerruf seine widerrufene Aussage nicht mehr vervollständigen oder erläutern konnte. Nach dieser nämlich hatte Fonk dem Cönen nur einen Schlag versetzt, wogegen die vorgefundenen Wunden offenbar von mehren Schlägen herrührten. Sonst stand auf Grund der gericht-ärztlichen Aussagen fest: Cönen's Tod ist verursacht durch eine Hirnerschütterung, in Folge der Hauptkopfwunde, und zugleich durch die Halsverletzung; wahrscheinlich Erwürgung. In Summa: er ist ermordet. Der Thatbestand des Verbrechens ist eine Ermordung.

Aber wie die Anklage mit Parteileidenschaft betrieben wurde, so auch die Vertheidigung. Dem Angeklagten sollte und mußte Hülfe geschafft werden. Und man beschränkte sich nicht darauf, sie von der Seite zu bringen, wo sie am begründetsten war und am erfolgreichsten zu werden versprach, nämlich die Motive der That und die Unwahrscheinlichkeit der so angegebenen Thäterschaft herauszustellen, sondern man wollte das ganze Fundament der Anklage von Grund aus umwerfen. Die Wissenschaft sollte beweisen, daß gar keine Ermordung stattgefunden, daß die aufgefundenen Wunden nicht von Mörderhand, sondern vom Zufall, von den Eisschollen des Rheins herrührten.

Man hatte den Kopf des Verunglückten abgezeichnet,

mit allen Wunden und Wundenmalen curfirte er in vielfachen Abdrücken, und die Männer der Wissenschaft hielten sich berufen, danach das Urtheil der Gerichtsärzte einer eigenen Prüfung zu unterwerfen. Dem Einwande, daß das Urtheil nach einer Zeichnung und Beschreibung ein unzuverlässigeres sei, als das aus dem Anblick des Leichnams selbst geschöpfte, wurde dadurch begegnet, daß ja auch das Urtheil über Wundenmale eines Leichnams, welcher 40 Tage im Wasser gelegen, ein sehr mislicheS wäre.

Zwei Gutachten kamen hier zur Sprache: das des berühmten Professors von Walther (damals zu Bonn) und das der marburger medicinischen Facultät. Beide erregen nur Zweifel gegen das Gutachten der Gerichtsärzte, beide stellen nur eine andere Möglichkeit auf, ohne die Möglichkeit der Ermordung zu bestreiten, oder gar die Unmöglichkeit zu behaupten.

Der positive Beweis, daß die Eisschollen des Rheins, oder irgend eine andere zufällige Gewalt, den schon todten oder noch lebendigen Cönen in der Art verwundet haben, als man seine Leiche gefunden hat, ist nicht geführt; es bleiben dies Vermuthungen.

Professor v. Walther erklärt sogar in seinem Gutachten: „Es ist wahrscheinlich, daß die Kopfwunden dem noch lebenden Cönen beigebracht worden; aber als ganz vollkommen erwiesen ist es noch nicht anzusehen." — Ferner: „Es ist nicht erwiesen, daß diese Kopfwunden mit einer absolut tödtlichen Gehirnerschütterung verbunden gewesen." — Ferner: „Es ist keineswegs unumstößlich erwiesen, daß Cönen erdrosselt worden, und daß derselbe schon todt ins Wasser gekommen sei." Endlich: „Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Hauptwunde auf der Stirn mit einem Bandmesser verursacht wor-

den." Der Schluß seines Gutachtens lautete: „Cönen's Todesursache ist bei der gegenwärtigen Actenlage noch nicht mit Zuverlässigkeit ausgemittelt."

Die marburger medicinische Facultät stellte mit frischen Leichen Versuche an: ob nämlich ein Schlag mit dem Bandmesser auf den Kopf Verwundungen wie die an Cönen's Leichname wahrgenommenen hervorbringe, und fand, daß ihre Schläge tiefer eindrangen als die vorgefundenen. Die Wunden an Cönen's Kopf dürften daher nicht von solchem Grade gewesen sein, um die Verwundung für absolut lethal zu erklären; daß eine Hirnerschütterung stattgefunden, sei aber nach den beschriebenen Wunden allerdings anzunehmen. — Die Facultät sagt ferner: Aus dem Ergießen des Blutes ins Zellgewebe lasse sich allerdings auf Verwundung im Leben schließen; doch sei ein entscheidender Ausspruch darüber unmöglich, weil man nicht wisse, wie die Wunden vielleicht durch verschiedene Einwirkungen bis zur Auffindung der Leiche könnten verändert worden sein. — Für die Erdrosselung spräche nur ein täuschendes, ungewisses Merkmal, da die wirkliche Blutunterlaufung in den ihr vorgelegten Protokollen nicht bemerkt worden. — Doch erklärt die Facultät zugleich: Daß nichts auf einen im Wasser erfolgten Tod auch nur einigermaßen schließen lasse.

Durch beide Gutachten wird nichts erwiesen, was die Angabe der 4 Gerichtsärzte in Crefeld und der 2 in Trier positiv widerlegte. Beide retten nur die Möglichkeit, daß dem nicht so sei, wie die Obducenten beobachtet und geschlossen. Der positive Beweis, daß sie falsch beobachtet und falsch geschlossen, ist nicht von ihnen geführt. Das Walther'sche Gutachten stellt Möglichkeiten auf, wie Cönen auf andere Art könnte umgekommen sein.

Das Reich der Muthmaßungen und der Möglichkeiten ist aber ein unendliches, dem zu folgen hier dem Richter wieder zur Unmöglichkeit wird. Wenn neben einem Ermordeten ein blutiges Beil gefunden wird, das in seine Wunden paßt, so ist es doch möglich, daß sie nicht damit, sondern mit einem andern Beil geschlagen wurden, welches eben so, und vielleicht noch schärfer in die Wunden paßt, aber vom Mörder absichtlich oder zufällig, oder von einem Vorübergehenden mit dem vorgefundenen vertauscht wurde. Jeder Richter hat sich an das Gegebene zu halten, und dies war der Obductionsbericht der gerichtlich bestallten Obducenten, welcher zur nochmaligen Prüfung andern vereideten, gerichtlichen Kunstverständigen übergeben und von denselben bestätigt wurde. Wenn das Gutachten einer wissenschaftlichen Autorität, die aber an sich keine gerichtliche Beglaubigung hatte, Zweifel dagegen aufregte, so hätte es vielleicht der höchsten Medicinalbehörde zur letzten Prüfung übergeben werden müssen, welche indessen bei den erschöpften Nachrichten und Muthmaßungen kaum eine mehr gegründete Ansicht hätte aufstellen dürfen.

Mußten auch die Obducenten einige Unterlassungssünden einräumen, wie im Protokoll nicht aufgenommen worden: „daß das bei der Sugillation am Halse vorgefundene Blut geronnen gewesen sei," ohne welches die Erdrosselung nicht anzunehmen ist, und mußten sie das Factum, „daß das Blut geronnen gewesen," erst durch ihr Zeugniß vor Gericht nachholen, so erscheinen Umstände der Art doch nicht als geeignet, um die Glaubwürdigkeit des sonst so ausführlichen und genauen Obductionsberichts umzustoßen.

Das marburger Gutachten bekräftigt überdies die Meinung der Obducenten in verschiedenen Punkten. Daß

das Bandmeſſer in der Hand des marburger Profeſſors tiefer in den Schädel eines Leichnams eindrang und demnach andere Wundenmale verurſachte, als das Bandmeſſer in Fonk's Hand auf den Schädel des lebendigen Cönen, will nichts beweiſen, da man nicht weiß, wie ſtark Fonk war und wie ſtark er ausgeholt und wie der getroffene Cönen beim Schlage unwillkürlich zurückfuhr.

Wenn endlich Herr v. Walther einräumt: daß es wahrſcheinlich ſei, daß die Kopfwunden dem noch lebenden Cönen beigebracht worden, und ſeine dritte und vierte Erklärung: daß es keineswegs unumſtößlich erwieſen ſei, daß derſelbe ſchon todt ins Waſſer gekommen, durch die marburger Erklärung aufgehoben wird: daß nichts auf einen im Waſſer erfolgten Tod auch nur einigermaßen ſchließen laſſe, ſo iſt der Richter und die geſunde Vernunft auf Das zurückgewieſen, was zu Anfang angenommen war und von dem Sachverſtändigen einſtimmig bekundet wird, welche den vorgefundenen Leichnam mit eigenen Augen ſahen und unterſuchten. Dieſe fanden einen Ermordeten, durch Schlag oder Stich und Erdroſſelung; und es iſt zu beachten, daß damals Hamacher noch nicht bekannt hatte, und ein Verdacht wol, aber noch nicht die leidenſchaftliche Voreingenommenheit gegen Fonk obwaltete.

Die große Wahrſcheinlichkeit, daß Cönen ermordet worden, wird durch die peinlichen Anſtrengungen der Gelehrten, eine andere Möglichkeit aufzuſtellen, nicht entkräftet, wol aber dadurch unterſtützt, daß ſich eine andere Todesart weder ermitteln, noch nach den Verhältniſſen annehmen ließ. Jeder Verdacht eines Selbſtmordes bleibt bei dem lebensfriſchen, mit zu großem Eifer ſeiner Pflichttreue nachlebenden jungen Manne ausgeſchloſſen. Ein Raubmord in den Straßen des ſichern

Cöln ist kaum denkbar. Räuber hätten ihm vielleicht nicht einmal seine Kleider, gewiß nicht seine goldene Uhr gelassen. Auch würden sie wahrscheinlich, nachdem die That so unbemerkt geschehen, daß auch keine Spur darauf leitete, sich nicht die Mühe genommen haben, den Körper in den Rhein zu werfen, was immer von Gefahr, entdeckt zu werden, begleitet war. Außerdem konnte man nur vermittelst Oeffnung des Thores nach dem Rheine, und in jener Nacht hat sich Niemand das Thor aufschließen lassen.

Man wollte während der Untersuchung — und auch noch später fand diese Meinung viele Anhänger — den Verdacht auf eine junge Florentinerin ableiten, welche Cönen einige Mal während seiner Anwesenheit in Cöln in dem Schumacher'schen Bordell besucht und sich lebhaft für sie interessirt hatte. Was an sich viel Wahrscheinliches hat, daß Cönen am Abend des 9. November, nachdem er sich von Hahnenbein getrennt, noch einen spätern Besuch bei ihr gemacht, ist doch nur Vermuthung geblieben. Ein Freund Cönen's, der mit ihm am 7. November dort gewesen, sagt aus, daß Cönen beim Abschiede versprochen habe, wieder zu kommen, wie das wol in der Art ist. Aus der Vernehmung aller Personen im Schumacher'schen Hause geht aber hervor, daß er nicht wiedergekommen ist; wiewol von Fonk's Vertheidigern gerügt wird, daß diese Vernehmung nur policeilich, nicht gerichtlich erfolgt sei. Aber es ist erwiesen, daß er früher immer nur mit Begleitung in das Haus ging und den Besuch an einem andern Abende, als er keinen Begleiter dazu finden konnte, unterließ. Man will an dem Abende in der Nähe des Bordells ein Paar verdächtige Gestalten gesehen haben; man gab der Vermuthung Raum, daß diese dem Ver-

schwundenen aufgelauert; aber in welcher Art Josepha Sendrot, die Florentinerin, damit in Verbindung zu bringen sei, darüber fehlt selbst eine Vermuthung. Sie war, nach den Aussagen der Wirthe und ihrer Sündenschwestern, den ganzen Abend, und die ganze Nacht im Hause. Gegen zwei Bekannte Cönen's, die nach ihm fragten, stellte sie sich anfangs, als ob sie ihn nie gekannt. Dagegen weinte sie bitterlich vor andern Bekannten Cönen's, die mit dem Policei-Inspector Schöning zur Nachforschung in das Bordell kamen, über den Verlust des schönen, jungen Menschen. Jenes Verleugnen hat, wenn man die Verhältnisse eines solches Hauses erwägt, nichts Verdächtigendes. Nur der Umstand, daß sie schon am 23. December 1816 Cöln (aber mit einem Passe nach Coblenz) verließ, nährte den sonst haltlosen Verdacht. Aber dieser Verdacht, von Fonk's Anhängern und Vertheidigern offen ausgesprochen und durch allerhand Insinuationen noch mehr hervorgehoben, begreift nicht weniger in sich als eine Anschuldigung der cölner Policei, daß sie einer Person einen Paß bewilligt, die schon der Theilnahme an einem Morde verdächtigt gewesen. Entweder also habe die Policei eine Mörderin wollen entschlüpfen lassen, oder, eine noch entsetzlichere Intention: sie habe ihre Entfernung begünstigt, damit der Verdacht des Mordes einen Andern, Unschuldigen, treffe! Ein Vertheidigungssystem mit solcher blinden Leidenschaftlichkeit geführt, wankt in seinen Fundamenten. Allerdings sind bei der Voruntersuchung und bei der Untersuchung selbst große Versehen und Unregelmäßigkeiten vorgefallen; die Möglichkeit eines so verbrecherischen Eingreifens der Policei hätte aber in einem Staate, wie der preußische, eine neue Untersuchung nothwendig herbeigeführt, zu der indeß die höhern Richter und Behörden keinen Grund fanden. — Josepha

Gendrot war in Cönen verliebt, sie wollte den Wein nur aus seinem Munde trinken. Sie soll einmal gesagt haben, daß die Eifersucht bei ihr zu Lande sich mit Dolchstichen räche. Aber Cönen hatte ihr nicht den geringsten Verdacht zur Eifersucht gegeben, wenn eine solche bei Mädchen ihres Gewerbes überhaupt so leicht anzunehmen wäre. Auch pflegt gekränkte Liebe ins Herz zu stechen und nicht über die Augenbrauen. Einige fanden in ihr ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer, Andere begriffen nicht, wie Cönen so leidenschaftlich sich in sie verliebt haben könne; noch Andere meinten, daß auf ihrer Stirne Mord und Todtschlag gestanden. Sie soll in ihrer Leidenschaft für den frischen, hübschen Jüngling ihm einmal in die Schulter gebissen haben. Daß sie sich mit ihm entzweit, oder Andere um sie, davon keine Spur. Streit, der zu blutigen Händeln führt, kam wol in ältern Zeiten in diesen Häusern oft vor; in unsern aber, wo sie unter der strengen Controle der Policei stehen, und der Respect vor der öffentlichen Sittlichkeit möglichste Stille und Heimlichkeit anempfiehlt, gehört er zu den Seltenheiten. Ein Streit, der in einen Mord auslief, wäre in diesen stark überwachten und besuchten Häusern nicht ohne Spur vorübergegangen, und eine Fremde in diesem Lande, ein hülfloses Mädchen, welches von speculirenden Unterhändlern von Ort zu Ort weiter geschafft, gewissermaßen verhandelt wird, hätte am wenigsten die Mittel gehabt, eine Leiche fortzuschaffen. Auch fehlt, abgesehn davon, daß die Bewohner des Schumacher'schen Bordells versichern, Josepha sei an dem Abende nicht aus dem Hause gewesen, jede positive Hinleitung und Begleitung zu der aufgestellten Vermuthung, daß sie sich auswärts mit Cönen ein Rendezvous gegeben, und daß

hier, sei es aus Rache, Eifersucht, Trunk, Zufall, das Unerklärte vorgefallen wäre.

Ohne an ihm verübte Gewalt streift die Möglichkeit, daß Cönen in den Rhein gekommen, an das Undenkbare. Er hatte nichts am Flusse zu suchen, er war nicht vom Wein berauscht, daß er aus Ungeschick hineinfallen könnte; keine Spur eines nächtlichen Abenteuers, der Lust zu einer einsamen Wasserfahrt in der Novembernacht.

Endlich spricht für den Thatbestand des Verbrechers Hamacher's Aussage. Beweist sie auch nichts gegen Fonk, so hatte sie doch so viel Kraft, gegen ihn selbst zu beweisen, und es ist die Aufgabe des Folgenden, darzustellen, daß ohne das Factum des wirklich vorgefallenen blutigen Verbrechens diese Aussage nicht wol möglich war.

Wäre der Scharfsinn, welchen die Männer der Wissenschaft daran verschwendet haben, den Thatbestand des Verbrechens wegzuleugnen, auf andere dunkle Punkte verwandt! Was waren die Beweggründe, die Fonk gehabt haben konnte, Cönen zu ermorden?

Nach der allgemeinen Meinung hatte Fonk den Schröder betrogen. Cönen hatte zu tiefe Blicke in seine Rechnungen gethan, und, in seinem Interesse, aus Furcht vor weiterer Entdeckung, fühlte Fonk sich bewogen, diesen gefährlichen Zeugen aus der Welt zu schaffen.

Im Gegensatz meinen Andere: Fonk hatte seinen Compagnon nicht betrogen. Aber die ungestüme, rohe und verächtliche Weise, wie Cönen bei der Rechnungsrevision gegen Fonk und dessen Familie sich benommen,

hatte ihn dermaßen erzürnt, gereizt, daß er aus Rachsucht ihn erschlug.

Für beide Ansichten sind gewichtige Autoritäten. Der letztern Ansicht sprach der geheime Revisionshof in Berlin das Wort. Wer entscheidet darüber, nachdem ein siebenjähriger Proceß nicht einmal über die factische Frage: Ob Fonk den Cönen betrogen hat? völlige Gewißheit gebracht hat! Cönen ist todt, Fonk, Hahnenbein und Schröder sind ihm ins Grab gefolgt. Wer möchte heute aus den todten Zahlen und Buchstaben ihrer Bücher Das herauslesen, was, während ihres Lebens, nicht mit unumstößlicher Bestimmtheit zu entziffern war! Wir müssen uns begnügen, die verschiedenen Ansichten aufzuführen.

Das Compagnongeschäft zwischen Fonk und Schröder war der Art: Schröder, der das Geheimniß besitzen wollte, vom gemeinen Branntwein den Fusel auf leichte Weise zu entziehen, und daraus vortrefflichen Spiritus zu bereiten, producirte die Waare, Fonk sollte den Verkauf und das Merkantilische besorgen. Die Societät (1815 geschlossen) hatte kaum 18 Monate gedauert, als schon, des großen reinen Gewinns unerachtet — Fonk gab ihn auf 20,000 Thaler an — zwischen beiden Compagnons Mißhelligkeiten ausbrachen. Schröder war mit Fonk, aber auch Fonk mit Schröder unzufrieden. Schröder nahm zu viel aus der gemeinschaftlichen Kasse und verschwendete in Fabrikgegenständen. Fonk legte Schrödern nicht genaue Rechnung über das Geschäft ab. Es ging zurück. Es entstanden Geldverlegenheiten, indem Fonk für das crefelder Geschäft 8000 Thaler Wechsel acceptirt hatte, Schröder aber keinen Branntwein lieferte. Auch war Fonk mit der Qualität desselben nicht zufrieden. Noch unzufriedener aber war Schröder mit Fonk's eingesandten Rechnungsbilancen, und sein Verdacht, daß

Fonk ihn übervortheile, ward durch den ehemaligen Comtoristen des Letztern, Elfes, genährt, der aus Fonk's Diensten in die Schröder's getreten war. Elfes hatte Schröder gesagt, daß er von Fonk angewiesen worden: die Verkaufspreise der veredelten Branntweine geringer anzusetzen. Auch Fonk's Buchhalter J. Hahnenbein hatte dem Schröder von Fonk's Unredlichkeiten Winke gegeben. So standen die Sachen, als Schröder den Wilhelm Cönen nach Cöln schickte zur Revision der Fonk'schen Bücher.

Der Streit zwischen Fonk und Schröder über ihre kaufmännischen Rechnungen läuft selbständig neben dem Criminalprocesse fort. Während der von Cönen in Gegenwart Fonk's besorgten Revision, die vom 1. bis 6. November dauerte, mußte Cönen die Creditseite der Rechnung, nämlich den von Fonk besorgten Verkauf für übereinstimmend mit der Primanote und den Originalbelegen anerkennen. Die Debetseite, welche den Ankauf und die Veredlung des Branntweins, überhaupt die Fabrikation anbetraf, konnte sich nur aus den Schröder'schen Büchern bewahrheiten oder bestreiten lassen. Hierauf foderte Cönen die Vorlegung des Hauptbuches und des Journals, in welchem, nach Hahnenbein's Winken, ein Betrug von 8000 Thalern stecken sollte. Dies Hauptbuch wollte aber Fonk nicht vorlegen, indem er unterlassen, über das Branntweingeschäft besondere Bücher zu führen, auch sonst seine Bücher „salopp" geführt erscheinen, und er, wie Einige sagen, dem unbescheidenen jungen Cönen nicht Blicke in seine anderweitigen Geschäfte gönnen wollte, die er dem ältern Geschäftsgenossen Schröder wol nicht verweigert hätte.

Schröder selbst (der übrigens wenig von der kaufmännischen Rechnung verstand) war angekommen. Die Nachmittags-Conferenz im Fonk'schen Hause hatte zu dem

Vergleiche geführt, über dessen Bedingungen man ziemlich einig war, und der den nächsten Morgen in Richtigkeit gebracht werden sollte. — Hierauf trat die Katastrophe ein. Der Vergleich zerschlug sich. Fonk lehnte ihn nun entschieden ab, und der kaufmännische Streit sollte vor dem Handelsgerichte ausgetragen werden.

Fonk lud Schröbern vor das Handelstribunal zum 24. November 1816. Schröder, der früher gegen eine schiedsrichterliche Entscheidung gewesen, provocirte jetzt selbst darauf, und es wurde genehmigt. Von Schröder's Seite wurde der Generaladvocat v. Sandt, von Fonk's Seite der frühere Handelsgerichtspräsident, Kaufmann Löhnis, gewählt. Der Ausspruch (20. Januar 1817) fiel dahin aus: daß das Geschäft einen Ueberschuß von 53,595 Frcs. 41 Cent. gegeben habe, was mit Fonk's Rechnung an Schröder (vom 14. October 1816) bis auf 48 Frcs. 15 Cent. (die er zu seinem Nachtheil mehr gehabt) stimme. Die in Crefeld bestellten Schiedsrichter untersuchten die Schröder'schen Bücher, und ihr Ausspruch (21. August 1817) war: Daß Schröder der Gesellschaft 7791 Thaler schuldig verbleibe. Fonk's Guthaben an die Gesellschaft wurde hingegen auf 16,732 Thaler festgestellt. Daß dieses Resultat durch eine Verfälschung der Fonk'schen Bücher herbeigeführt sei, ist vom Generalprocurator v. Sandt behauptet und auch darüber eine lange Untersuchung geführt worden, aber in derselben ist die Verfälschung zwar nicht als unmöglich, aber auch nicht einmal als wahrscheinlich dargethan worden; Fonk ward freigesprochen und erhielt seine Bücher zurück. Ein factisches Resultat ist, daß, als es zur Execution kam, Schröder nichts mehr hatte. Fonk hat nichts erhalten.

Die Ansicht des Revisionshofes über die Motive des

Mordes (wenn Fonk den Cönen ermordete) sind in Kürze folgende:

Fonk hat den Schröder nicht betrogen. Jedenfalls kann die Furcht, daß Cönen diesen Betrug entdeckt, ihn nicht bewogen haben, den jungen Menschen zu ermorden. Denn was Cönen möglicherweise aus der sechstägigen Durchsicht der Fonk'schen Bücher entdeckt, wußten Elfes und Hahnenbein schon aus ihrem viel ältern Dienstverhältniß bei Fonk. Wenn daher auch Cönen durch den Streich des Bandmessers zum ewigen Schweigen gebracht worden, Elfes und Hahnenbein, gefährlichere Wisser als Cönen, lebten fort, und grade sie waren es, die Fonk bei Schröder angeschuldigt hatten.

Das Motiv des Mordes war ein leidenschaftliches; es ging aus den persönlichen Verhältnissen Cönen's und Fonk's hervor. Die Briefe Cönen's aus Cöln an seine Familie sind hierüber schätzenswerthe Documente.

Fonk und Cönen lernten sich erst am 31. October kennen, als Cönen zur Revision nach Cöln kam. Fonk war verstimmt, daß sein ehemaliger Comtorist Elfes von Schröbern mitgeschickt war; Cönen im voraus gegen Fonk eingenommen. Schon die erste Begegnung, die so oft fürs Leben entscheidet, war nicht freundlich.

Fonk wies den Elfes fort, mit dem er nichts zu thun haben wolle. Darauf wurde er zwar gegen Cönen freundlich, dieser aber nahm es für Maske. Das Zurückstoßen von Freundlichkeit verletzt. Leicht entsteht daraus Erbitterung, welche in diesem Falle noch mehr durch die anmaßende Strenge motivirt erscheint, mit welcher der junge Cönen den Revisor des ältern Fonk machen wollte.

Cönen schrieb an seine Eltern unterm 5. November: „Wie ich Euch in meinem Vorigen sagte, ist der Elfes nach Hause geschickt worden, und ich sitze mit dem Durch-

triebensten aller Schurken allein auf einem Oberstübchen, auf einem und dem nämlichen Kanapee. Schweren, ja nochmals sage ich, schweren Aerger habe ich gehabt; und ich hätte nie geglaubt, daß ich so viel bei dieser Sache zu leiden haben würde. Himmelfroh werde ich sein, wenn ich wieder in unserm schön angestrichenen Hause bin. Nun will ich einmal ins Detail gehen. — — — Bei der ersten Entrée blieb Fonk so kalt als möglich und setzte, nachdem er sein Käppchen in etwas gelüftet hatte, selbiges wieder auf. Sobald ich das sah, saß mein Deckel auch wieder auf dem Flecke, wogegen Elses unbedeckt blieb. Fonk ersuchte mich, nur Nachmittags wieder zu kommen, verschwendete aber an den Hut- und vielleicht Kopflosen auch keine Sylbe. Als ich nachher in Begleitung von Elses hinging, sagte er zu diesem: er möchte sich wegbegeben, indem er was mit mir ganz allein zu sprechen hätte. Nachdem Jener nun des Zimmermanns Loch gesucht und gefunden hatte, erklärte er mir erstlich, daß er diesen elenden Kerl, Lump und dergleichen, den er aus dem Staube gehoben hätte, nie zum Richter in seinen Angelegenheiten zulassen würde. Dann gingen die Minen gegen mich los, indem Fonk eine unbändige Freude zu haben vorgab, daß die Wahl eines Revisors grade auf mich gefallen wäre. Er kennte meine respectable Familie, hätte viel Rühmliches durch Büschgen von mir vernommen, und er wäre versichert, daß er bald mein ganzes Zutrauen haben würde, und was des vergeblich verschwendeten Weihrauchs noch mehr sein mag. Dann heißt es: er könne sich durchaus nicht beruhigen, bis ich ihm würde gesagt haben, daß ich gegen einen Antheil als Associé dem Geschäft in Crefeld mit vorstehen wolle. Da ich ihn zu gut kannte, so konnte das bei den obwaltenden Umständen natürlicherweise meinen Ver-

dacht nur vergrößern und ich ließ mich dann durch seine goldenen Berge nicht täuschen."

„Als er nun Tags darauf merkte, daß er mit dergleichen Sächelchen bei mir vor der unrechten Schmiede war, da wurden andere Saiten aufgezogen, und es wurde versucht, mich aufzuhalten oder wegzuschicken."

„Als ich nun des ersten Morgens abgewiesen war, und Mittags wieder hinkam, und nun wichtige Sachen vorgeschützt wurden, da sagte ich dem Fonk denn grade heraus: ich könnte mich nicht von einem Tage zum andern vertrösten lassen, und ich fände es wider alle Ordnung und Regel, daß er die Geschäfte der Association in seine Privatbücher buchte. Hierauf gab er mir hitzig zur Antwort: Ich brauchte ihm keine Vorschriften zu machen, und wenn er wollte, so könnte er mich ja wol nach Hause schicken. Ich erwiderte: er möchte mir doch den Gefallen erzeigen, dies zu versuchen, dann würde er sehen, was aus der Sache würde und mit wem er zu thun hätte. Nun marschirte ich ab, war aber kaum einige hundert Schritte weg, als mich der Lehrling einholte und mich ersuchte, zurückzukommen, indem die Hindernisse des Herrn Fonk beseitigt wären. Und nun arbeiteten wir drei Stunden zusammen, bis er mich dann beim Dunkel um die Gefälligkeit bat, ihm Spieltag zu geben."

„Und nun denkt Euch, den ganzen Tag bei Dem auszuhalten! Bald ist er einmal über die Revision sehr aufgebracht und seufzt, daß man ihn, aller seiner Aufopferungen, seiner Sorgen u. s. w. ungeachtet, nun als einen Räuber behandeln wolle. Bald ist er die Höflichkeit und Demuth selbst."

An seinen Principal Schröder schrieb Cönen unter Anderm am 2. November: „Unser werthester Herr Fonk

und Freund sieht nach grade ein, daß er mit seinen übertriebenen Höflichkeiten vor die unrechte Schmiede gekommen ist, weshalb sein krummer Rücken und seine süßen Geberden bereits einem bittern Ernst haben Platz machen müssen. — Ueber die Details, die ich von den Verkäufen ausziehe, lächelte er satirisch, und sagte mir, daß ich sechs Monate Zeit würde nöthig haben, wenn ich auf diese Weise fortführe, indem sich Rechnungen von 2 bis 3 Folioseiten vorfänden; worauf ich ihm erwiederte, daß sich das finden und ich am gehörigen Orte die nöthigen Abkürzungen zu machen wissen würde."

„Obschon er nun wie ein griesgramender Löwe neben mir sitzt, so kann ich doch nicht leugnen, daß er mir mit den Beweisstücken auf das Bereitwilligste an die Hand geht, und daß ich bis jetzt, einen kleinen Verstoß zu seinem Nachtheil abgerechnet, noch nicht die mindeste Unrichtigkeit entdeckt habe."

In einem Briefe vom 3. an seinen Principal, der meistens Das wiederholt, was im Briefe an die Familie schon gesagt ist, schließt er wieder: „Bis jetzt habe ich noch Alles übereinstimmend und in der Ordnung gefunden, muß aber gestehen, daß durch das Benehmen von Fonk mein Verdacht stets größer wird."

Auch ohne andern Beweis, aus diesen Briefen, die den Stempel der Naturwahrheit an sich tragen und den Charakter eines jungen Menschen vollständig aussprechen, der sich fühlt und sein Recht gegen einen Andern, den er im Unrecht hält, ohne Rücksichten geltend machen will, aus diesen Briefen allein kann man sich ihr beider Verhältniß lebendig machen. Der feine, stille, weltkluge Fonk mußte sich von dem rücksichtslosen Ungestüm, von dem gradezu ausgesprochenen Verdacht der Betrügerei verletzt fühlen, um so mehr vielleicht, wenn

erzeugt. „Ich habe mich schon über ihn geärgert, dieser Aerger stieg aber nicht bis zum Haß.“

Angenommen, daß Fonk noch immer gehofft, Cönen von seiner Ehrlichkeit zu überzeugen und deshalb den in ihm aufkochenden Grimm bis dahin unterdrückt hatte, so mußte Cönen's Foderung am Morgen des 6., nachdem er die Creditseite Punkt für Punkt durchgegangen, und die seinem Principal zugesandte Rechnung mit den Originalpapieren und der Primanote übereinstimmend gefunden: nun doch noch die Verkaufsrechnung im Hauptbuche einzusehen, ihn überraschen und erbittern.

Fonk schlug dieses entschieden ab. Als Grund gibt er in den Verhören an: weil er es als Chicane von Cönen, um die Sache in die Länge zu ziehen und damit Schröder nicht so viel früher Geld oder Branntwein zu senden brauche, angesehen und damals nicht hätte vermuthen können, was Cönen eigentlich im Buche suche, die Entdeckung eines Betrugs nämlich.

Hier sind viele Widersprüche. Vor Allem der: Fonk konnte keinen Augenblick zweifeln, und hat geständlich nicht daran gezweifelt, daß Cönen ihn für einen Betrüger hielt, und daß er nur um deshalb von Schröder nach Cöln gesandt worden.

Cönen schreibt darüber an seine Familie: „Als ich ihm ganz trocken erklärte, ich könnte über die Richtigkeit seiner Scripturen nicht eher urtheilen, bis ich seine eingesandte Rechnung mit dem Branntweinconto in seinem Hauptbuche verglichen hätte; da wurde denn unser Patron (was sonst seine schwache Seite nicht ist) bestürzt, und suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen.“ An seinen Principal schreibt er am selben Tage das Nämliche über Fonk's große Bestürzung, und fügt hinzu: „Wir sind schon einige Mal so hart anein-

ander gewesen, daß ich mich nicht wunderte, wenn ich mir bei dieser unseligen Angelegenheit die Gelb-, Schwind-, Lungen- oder sonst eine Sucht an den Hals ärgerte. So viel habe ich wenigstens einstweilen weg, daß mir seit ein Paar Tagen kein Essen mehr schmeckt."

Fonk's Galle rührte sich ebenfalls. Er ließ auf der Stelle ein Pferd holen und ritt nach Neuß zu seinem Freunde Koch. Vorher aber trug er Hahnenbein auf: „ein neues Buch in der Form des Journals bei dem Buchbinder zu bestellen." Fonk gibt den Grund dafür an: um die ganze Branntweinrechnung darin aufzunehmen, weil Cönen verlangt, daß er sie in besondern, nicht in seinen Privatbüchern hätte buchen müssen. — Fonk wollte lieber ein neues Buch dafür einrichten, als dem Cönen sein Hauptbuch zeigen.

Den wahren Grund, weshalb Fonk so entschieden die Vorlage seines Hauptbuches dem jungen Cönen verweigert, erblickt der Cassationshof in einem andern Umstande:

Sieben Debetposten zum Betrage von etwas über 20,000 Francs, welche Fonk in der Schröder zugesandten Rechnung aufgeführt hatte, und welche auch in den übrigen Büchern standen, waren, wie sich aus der spätern Untersuchung ergab, in dem Hauptbuche noch nicht beigeschrieben. Man ist zu vermuthen berechtigt, daß dieses Beischreiben auch unterlassen war, damit Fonk's Schwiegervater, Foveaux, der zuweilen Fonk's Bücher durchsah, um vom Vermögenszustande seines Schwiegersohnes eine Uebersicht zu erhalten, die Mislichkeit seines Vermögenszustandes übersähe. Hahnenbein wußte von diesen ausgelassenen 20,000 Francs, und erblickte darin den großen Betrug, der ihm um so gewisser schien, als Fonk vor seiner Abreise nach Neuß

noch gesagt hatte: man müsse die Blätter des Hauptbuches, welche die Branntweinrechnung enthielten, herausreißen.

Darum weigerte sich Fonk so hartnäckig, sein Hauptbuch an den jungen Cönen zu zeigen. Seinen Compagnon Schröder hätte er es wohl einsehen lassen, weil dem die Mislichkeit der Fonk'schen Finanzverhältnisse ohnehin hinlänglich bekannt war. Diesem hätte er allenfalls vertrauen mögen, daß die Auslassung jener Debetposten nur aus Rücksicht für seinen Schwiegervater geschehen sei. Dem jungen auffahrenden Cönen konnte er das nicht, ohne sich selbst zu vergeben und ohne Gefährdung seines Credits, anvertrauen. Ja er mußte voraussetzen, daß Cönen ihm nicht einmal Glauben schenken würde, da er eben so beleidigend als unverständig, nachdem er doch alle Originalbelege durchgesehen, zu Fonk gesagt hatte, daß er die Richtigkeit der Scripturen nicht eher beurtheilen könne, als bis er die Rechnung mit dem Conto des Hauptbuches verglichen hätte.

Von Neuß aus unterhandelte Fonk in doppelter Art, nach Crefeld und nach Cöln. Dorthin sandte er den Freund Koch, um Schrödern zu bewegen, den unverschämten Cönen abzurufen und doch ja nicht das einträgliche Societätsgeschäft aufzuheben. Nach Cöln aber schickte er zu Cönen den jungen Kaufmann Büschgen, einen gemeinschaftlichen Freund Beider, daß der Cönen von der bösen Meinung über Fonk abbringe und zur Rücknahme seiner Foderung hinsichts des Hauptbuches bewege, ihn überhaupt aber veranlasse, von Cöln fortzugehen.

In Neuß erschien Fonk den Zeugen sehr verstört. Außer den schon bekannten Klagen: daß Cönen ihm den ganzen Tag wie ein Gensdarme auf dem Comtoir liege

und sein Credit darunter leide, äußerte er gegen Büschgen: Cönen behandle ihn wie einen Räuber.

Aber Büschgen kam aus Cöln unverrichteter Sache zurück: Cönen bestehe darauf, daß Fonk seinen Principal ungeheuer betrogen. Der Betrug müsse im Hauptbuch stecken, und er werde Cöln nicht eher verlassen, als bis die Sache ganz beendet sei.

Schröder kam inzwischen, am 8. November, aus Crefeld nach Neuß und versprach mündlich, dem Fonk alle Billigkeit bei der fernern Auseinandersetzung, doch müsse er zuvörderst mit Cönen Rücksprache nehmen.

Beide Parteien begaben sich darauf nach Cöln. An dem verhängnißvollen 9. November, Morgens halb 12, kam Cönen, im Auftrage Schröder's zu Fonk mit dem Vorschlage: Fonk möge der Rechnung, in welcher er den Gewinn der ersten 15 Monate des Societätsgeschäfts auf 20,000 Thaler berechnet, noch 8000 Thaler als Mehrgewinn zusetzen, dann wolle man von allen fernern Rechnungsrevisionen (also auch von der Vorlage des Hauptbuches) abstehen.

Dieser Vorschlag, von Kaufmann zu Kaufmann gemacht, enthielt eine neue Kränkung. Fonk sollte einen so hohen, scheinbar willkürlichen Zusatz machen, blos um sich damit von der Vorlage seines verdächtigten Hauptbuches loszukaufen. Schröder hatte ihm billige Berücksichtigung versprochen; nach der Rücksprache mit Cönen machte er diesen. Das war also Cönen's Werk. Von diesem ging die Kränkung aus, die den nicht ausgesprochenen Verdacht umschloß: daß Fonk um den Betrag von 8000 Thaler die Gesellschaft, also um die Hälfte davon, seinen Compagnon betrogen.

Der Revisionshof ist der Ansicht, daß Fonk nur zum Schein auf diesen Vorschlag zum Vergleiche einging.

Bei der Nachmittagsconferenz dieses Tages mit Schröder, Cönen und Hahnenbein hielt er ihn durch Gegenfoderung von Verwilligungen zu seinen Gunsten so unabgeschlossen offen — beide Theile waren später über den Werth der besprochenen Gegenverwilligungen in großer Differenz — daß er nach Cönen's Verschwinden nicht zu Stande kam.

Fonk verwickelt sich in Bezug auf seine Reise nach Neuß in vielfache Widersprüche, ja in offenbare Lügen. In den Verhören behauptete er, dort habe er nicht mehr die Erhaltung, sondern die Auflösung der Gesellschaft bezweckt, und doch ist erwiesen, daß er Schrödern dringendst von der Trennung der vortheilhaften Societät abrieth. Er will nichts gethan haben, um Cönen aus Cöln zu entfernen, und doch muß er gestehen: durch Koch und Büschgen die Abberufung Cönen's befördert zu haben, mehr „weil er Cönen voreingenommen fand, als wegen des Inhalts der Bücher". Also aus persönlichem Widerwillen.

Nach der Ansicht des Revisionshofes hat Fonk, wenn er die That begangen, dieselbe aus Erbitterung und Rachsucht gegen die Person Wilhelm Cönen's verübt.

Wenn man das Gedränge aller jener Umstände zusammennähme, zuletzt den für Fonk's Ehre fast schimpflichen Vergleichsvorschlag, und die deshalb fast unvermeidliche Verwirrung der Besinnung, so könne man sie wol für stark genug halten, um in ihnen das Motiv zu finden. Zudem widerspreche der Charakter des Angeschuldigten der Annahme eines solchen Motives nicht.

Hier schließt sich an die Untersuchung über den Be-

weggrund die Frage an: War Fonk der Mann, zu dem man sich der That versehen konnte?

Daß er als Kaufmann, und namentlich in dem Branntweingeschäfte sich mancherlei Steuerdefraudationen erlaubt (wobei er sich der Hülfe des Hamacher bediente), ist noch kein Grund, anzunehmen, daß er auch, sei es aus Interesse oder Rachsucht, morden konnte. Die allgemeine Stimme am Rhein war entschieden wider ihn. Die Geschworenen in Trier standen den Verhältnissen und Personen näher, sie sahen den handelnden Personen ins Gesicht. Sie hielten Fonk des Mordes für fähig. Dieses Unglück hatte Fonk auch anderwärts gehabt. Auch in Berlin, als er sich dort nach seiner Begnadigung zeigte, schreckten Viele, die ihn bisher für unschuldig gehalten, zurück, und meinten: Der Mann kann ein Mörder sein! Das sind täuschende Anzeichen. Die Physiognomik ist eine Wissenschaft, die höchstens vor der Policei, aber nicht vor den Gerichten Gültigkeit hat. In mehren über ihn ausgestellten Zeugnissen wird er als ein rechtlicher Kaufmann und Bürger geschildert, dem nichts Böses nachzusagen sei. Von Andern werden ihm Betrügereien und Unredlichkeiten zur Last gelegt. Ueber die Religion und Moral des Kaufmanns soll er sich an einer öffentlichen Wirthstafel auf leichtsinnige Weise geäußert haben. Der Richter in letzter Instanz, der Revisionshof, hielt ihn für einen Mann, zu dem man sich der That versehen könne. Dies seine Gründe:

Man brauche nicht auf sein voriges Leben zurückzugehen. Die Erbitterung und Rachsucht, womit er in der Untersuchung selbst (ziemlich ohne Beispiel) seine Vertheidigung von Anfang an geführt, gegen Jeden gehässig aufgetreten, der ihn nicht sogleich für unschuldig hielt, rachsüchtig die Untersuchungsbeamten mit Vorwür-

fen, nicht blos von Einseitigkeit, Voreingenommenheit und andern Fehlern der Art, sondern gradezu mit Vorwürfen von Verbrechen, und zwar in öffentlichen Druckschriften, aus dem Gefängnisse heraus, überhäuft; diese Gehässigkeit und Rachsucht, deren Uebermaß nur durch ihre beispiellose Kühnheit übertroffen, und wie es scheint, vor manchem Auge versteckt worden, drängte nur zu sehr zu dem Schlusse, daß Fonk, nach seinem Charakter, wohl fähig sein konnte, auch gegen Cönen insgeheim die schreckliche Rache zu üben, gegen Cönen, der ihn ja gleichfalls für schuldig gehalten, und, wie es fast gewiß sei, ohne allen rechtlichen Grund.

Fonk, der Herrn von Sandt eines unwürdigen Entdeckungsmittels so schwer angeklagt, habe sich zu demselben Entdeckungsmittel in der Untersuchung gegen Hamacher erboten. Er wollte (ein Wunsch, auf den er dringend bestand, der ihm aber aus begreiflichen Ursachen vorläufig nicht gewährt werden konnte) mit Hamacher confrontirt werden, und dann, in Gegenwart des Richters, den Hamacher aufs Empfindlichste reizen und ihn gar Mörder nennen. In einem Briefe an den Appellationsrath Effertz vom 4. Mai 1817, worin er mit vielen Windungen und Versicherungen um die Confrontation bittet, heißt es: „Die lange Dauer meiner Leiden kann ich mir nicht anders erklären, als durch die Gewißheit, die Sie haben müssen, daß Hamacher wirklich der Mörder Cönen's ist. — Ich wiederhole, daß ich nichts mehr wünsche als dieses, und was noch mehr ist, ich selbst glaube, daß Hamacher schuldig ist, wenn seine Aussagen von meiner Erklärung, daß ich nie ein Wort über Cönen vor dessen Verschwinden mit ihm gesprochen, abweichen. Ich selbst werde dann in Ihrer Gegenwart den Hamacher als Mörder erklären

und Ihnen so die Gelegenheit geben, auf das klarste zu sehen, in welchem Verhältnisse ich zu ihm stehe. — — Meine Unschuld wird dann in jedem Falle schnell hervorgehen. Dann aber, wenn Sie sich von dieser innigst überzeugt, und Sie mich dann einmal als Zeuge und als Unparteiischen hören und glauben können, dann bitte ich Sie, mich einmal confidentiellement über Das zu hören, was Ihnen vielleicht noch dunkel scheinen wird. Ich bin gewiß, daß der Tag kommen wird, wo Ihr Herz mir das Geständniß thun wird, daß ich und meine Familie solche Leiden nicht verdient haben, und dieses um so mehr, wenn Sie einmal die Quellen davon kennen werden"*).

Das ist nicht die Sprache der fleckenlosen Unschuld, der edlen Entrüstung, wo die Anschuldigung eines so grauenvollen Verbrechens zum Grunde liegt; aber es ist auch nicht das Benehmen eines reinen Charakters, sich zu Dem freiwillig herzugeben, wozu der verrufene Rütger Hilgers gebraucht wurde. Und doch habe Fonk, der den Hamacher für einen boshaften Teufel erklärte, den er nicht zu schonen, sondern auf alle Weise zu reizen versprach, mit diesem selben Hamacher, der ihn des Mordes beschuldigt, nach dem Widerrufe, zur Vertheidigung ziemlich offen gemeinschaftliche Sache gemacht und sich Hamacher's Advocaten zum eigenen Vertheidiger gewählt. Noch weniger aber spreche für seinen Charakter der Umstand, daß er denselben Appellationsrath Effertz, der, auf Fonk's Ersuchen, so gutmüthig gewesen, jenen Pri-

*) Dergleichen dunkle Reden: wenn man nur erst erfahren wird, wenn ich reden wollte u. s. w., stieß er öfters aus; ohne daß irgend etwas herauskam.

dacht nur vergrößern und ich ließ mich dann durch seine goldenen Berge nicht täuschen."

„Als er nun Tags darauf merkte, daß er mit dergleichen Sächelchen bei mir vor der unrechten Schmiede war, da wurden andere Saiten aufgezogen, und es wurde versucht, mich aufzuhalten oder wegzuschicken."

„Als ich nun des ersten Morgens abgewiesen war, und Mittags wieder hinkam, und nun wichtige Sachen vorgeschützt wurden, da sagte ich dem Fonk denn grade heraus: ich könnte mich nicht von einem Tage zum andern vertrösten lassen, und ich fände es wider alle Ordnung und Regel, daß er die Geschäfte der Association in seine Privatbücher buchte. Hierauf gab er mir hitzig zur Antwort: Ich brauchte ihm keine Vorschriften zu machen, und wenn er wollte, so könnte er mich ja wol nach Hause schicken. Ich erwiderte: er möchte mir doch den Gefallen erzeigen, dies zu versuchen, dann würde er sehen, was aus der Sache würde und mit wem er zu thun hätte. Nun marschirte ich ab, war aber kaum einige hundert Schritte weg, als mich der Lehrling einholte und mich ersuchte, zurückzukommen, indem die Hindernisse des Herrn Fonk beseitigt wären. Und nun arbeiteten wir drei Stunden zusammen, bis er mich dann beim Dunkel um die Gefälligkeit bat, ihm Spieltag zu geben."

„Und nun denkt Euch, den ganzen Tag bei Dem auszuhalten! Bald ist er einmal über die Revision sehr aufgebracht und seufzt, daß man ihn, aller seiner Aufopferungen, seiner Sorgen u. s. w. ungeachtet, nun als einen Räuber behandeln wolle. Bald ist er die Höflichkeit und Demuth selbst."

An seinen Principal Schröder schrieb Cönen unter Anderm am 2. November: „Unser wertheſter Herr Fonk

und Freund sieht nach grade ein, daß er mit seinen übertriebenen Höflichkeiten vor die unrechte Schmiede gekommen ist, weshalb sein krummer Rücken und seine süßen Geberden bereits einem bittern Ernst haben Platz machen müssen. — Ueber die Details, die ich von den Verkäufen ausziehe, lächelte er satirisch, und sagte mir, daß ich sechs Monate Zeit würde nöthig haben, wenn ich auf diese Weise fortführe, indem sich Rechnungen von 2 bis 3 Folioseiten vorfänden; worauf ich ihm erwiederte, daß sich das finden und ich am gehörigen Orte die nöthigen Abkürzungen zu machen wissen würde."

„Obschon er nun wie ein griesgramender Löwe neben mir sitzt, so kann ich doch nicht leugnen, daß er mir mit den Beweisstücken auf das Bereitwilligste an die Hand geht, und daß ich bis jetzt, einen kleinen Verstoß zu seinem Nachtheil abgerechnet, noch nicht die mindeste Unrichtigkeit entdeckt habe."

In einem Briefe vom 3. an seinen Principal, der meistens Das wiederholt, was im Briefe an die Familie schon gesagt ist, schließt er wieder: „Bis jetzt habe ich noch Alles übereinstimmend und in der Ordnung gefunden, muß aber gestehen, daß durch das Benehmen von Fonk mein Verdacht stets größer wird."

Auch ohne andern Beweis, aus diesen Briefen, die den Stempel der Naturwahrheit an sich tragen und den Charakter eines jungen Menschen vollständig aussprechen, der sich fühlt und sein Recht gegen einen Andern, den er im Unrecht hält, ohne Rücksichten geltend machen will, aus diesen Briefen allein kann man sich ihr beider Verhältniß lebendig machen. Der feine, stille, weltkluge Fonk mußte sich von dem rücksichtslosen Ungestüm, von dem grabezu ausgesprochenen Verdacht der Betrügerei verletzt fühlen, um so mehr vielleicht, wenn

er unschuldig war. Cönen beleidigte ihn aber auch in Bezug auf seine Familie. Fonk lud ihm zum Kaffee ein. Cönen's Benehmen dabei wurde nach den Gesetzen der Sitte zur eigentlichen Ungezogenheit gegen Fonk's Gattin. Verletzungen der gesellschaftlichen Pflichten können sogar unter alten, sich gleichstehenden Bekannten zur Beleidigung werden und, wiederholt, zum Bruch freundlicher Verbindungen führen. Cönen selbst beschreibt diesen Vorfall im Briefe an seine Mutter und Geschwister so:

„— Besonders ungern treffe ich seine Frau, indem selbige von sehr gutmüthigem Gemüthe zu sein scheint. Heute Mittag hatte ich wieder einen Auftritt im Hause, der mich sehr ärgerte. Fonk invitirt mich tagtäglich auf Dies und Jenes, was ich aber natürlicher Weise nicht annehme. Um nun endlich nicht durchaus eigensinnig zu erscheinen, nahm ich seine Einladung zum Kaffee an. Als ich hinkomme, werde ich ins Zimmer geführt, finde da ihn und die Frau nebst den Kindern. Ich sprach einige Worte mit letztern (also nicht einmal mit der gutmüthigen Frau!) und spazierte dann im Zimmer auf und ab. (!) Nachdem ich wol zehn Minuten dagewesen war, hatte er fast noch kein Wort mit mir gesprochen, weil er vielleicht einmal den großen Herrn gegen mich zu spielen versuchen wollte. (Oder weil er sich nicht gedrungen fühlte, mit einem jungen Manne sich zu unterhalten, der so die ersten gewöhnlichen Regeln des Anstands verletzte.) — Da schwoll mir aber der Kamm, ich griff meinen Hut vom Tisch, machte der Frau eine leichte (!) Verbeugung und sagte ihm, daß ich über eine Viertelstunde wiederkommen wollte und ihm für seinen Kaffee dankte. Und nun rannte ich weg, (!) er aber nach mir zum Hause heraus und mir einige zwanzig Schritte nachgelaufen, und: Herr Cönen! Herr Cönen! geschrieen.

Ich bleibe nun stehen und frage, was zu Befehl stände? worauf er mich bat, doch den Kaffee vorlieb zu nehmen, er wäre gleich parat. Ich wiederholte ihm aber, daß ich ihm dafür dankte, und kam dann eine Viertelstunde nachher zurück, wo ich dann nochmals an den Kaffee sollte. Das war aber nun zu spät."

Man weiß nicht, worüber man sich mehr verwundern soll über die Ungeschliffenheit des jungen Mannes, oder über Fonk's Eifer, einem Menschen noch nachzulaufen, der uns so beleidigt hat. Jedenfalls zeigt es, bis zu welchem Grade die Verstimmung gekommen war. Auch legte Fonk selbst viel Gewicht auf diesen Kaffeevorfall, indem er ihn zwei Mal vor den beiden Untersuchungsrichtern von selbst angab und ganz in der Weise, wie der nachher erst zum Vorschein gekommene Brief Cönen's es beschreibt.

Im Allgemeinen ließ sich Fonk dahin aus: So voreingenommen, wie Cönen zu ihm gekommen, wäre zum Erstaunen. Das zeigte seine ganze Art, sein ganzes Betragen, wobei er ihm nicht einmal die gewöhnliche Höflichkeit bewiesen. Er habe ihn an jenem Kaffeenachmittage seiner Frau vorgestellt, ihm das Kanape präsentirt, ihm die im Zimmer hängenden Gemälde gezeigt, woran er aber keinen Antheil zu nehmen geschienen und das Gespräch abgebrochen habe. Die Art, womit er Alles gefodert, sei fast gebieterisch gewesen. Uebrigens hätten keine Vorfälle zwischen ihnen stattgefunden, die zu solch einem ungeheuern Hasse Anlaß geben könnten. Wenn Cönen unartig geworden, so sei er es auch geworden; wenn er seinen Eigensinn zu weit getrieben, habe er ihm gehörig repliciert. Im Ganzen habe er, Fonk, den jungen Menschen mehr kalt behandelt, und das Betragen desselben hätte in ihm mehr Geringschätzung als Anderes

erzeugt. „Ich habe mich schon über ihn geärgert, dieser Aerger stieg aber nicht bis zum Haß."

Angenommen, daß Fonk noch immer gehofft, Cönen von seiner Ehrlichkeit zu überzeugen und deshalb den in ihm aufkochenden Grimm bis dahin unterdrückt hatte, so mußte Cönen's Foderung am Morgen des 6., nachdem er die Creditseite Punkt für Punkt durchgegangen, und die seinem Principal zugesandte Rechnung mit den Originalpapieren und der Primawote übereinstimmend gefunden: nun doch noch die Verkaufsrechnung im Hauptbuche einzusehen, ihn überraschen und erbittern.

Fonk schlug dieses entschieden ab. Als Grund gibt er in den Verhören an: weil er es als Chicane von Cönen, um die Sache in die Länge zu ziehen und damit Schröder nicht so viel früher Geld oder Branntwein zu senden brauche, angesehen und damals nicht hätte vermuthen können, was Cönen eigentlich im Buche suche, die Entdeckung eines Betrugs nämlich.

Hier sind viele Widersprüche. Vor Allem der: Fonk konnte keinen Augenblick zweifeln, und hat geständlich nicht daran gezweifelt, daß Cönen ihn für einen Betrüger hielt, und daß er nur um deshalb von Schröder nach Cöln gesandt worden.

Cönen schreibt darüber an seine Familie: „Als ich ihm ganz trocken erklärte, ich könnte über die Richtigkeit seiner Scripturen nicht eher urtheilen, bis ich seine eingesandte Rechnung mit dem Branntweinconto in seinem Hauptbuche verglichen hätte; da wurde denn unser Patron (was sonst seine schwache Seite nicht ist) bestürzt, und suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen." An seinen Principal schreibt er am selben Tage das Nämliche über Fonk's große Bestürzung, und fügt hinzu: „Wir sind schon einige Mal so hart anein-

ander gewesen, daß ich mich nicht wunderte, wenn ich mir bei dieser unseligen Angelegenheit die Gelb-, Schwind-, Lungen- oder sonst eine Sucht an den Hals ärgerte. So viel habe ich wenigstens einstweilen weg, daß mir seit ein Paar Tagen kein Essen mehr schmeckt."

Fonk's Galle rührte sich ebenfalls. Er ließ auf der Stelle ein Pferd holen und ritt nach Neuß zu seinem Freunde Koch. Vorher aber trug er Hahnenbein auf: „ein neues Buch in der Form des Journals bei dem Buchbinder zu bestellen." Fonk gibt den Grund dafür an: um die ganze Branntweinrechnung darin aufzunehmen, weil Cönen verlangt, daß er sie in besondern, nicht in seinen Privatbüchern hätte buchen müssen. — Fonk wollte lieber ein neues Buch dafür einrichten, als dem Cönen sein Hauptbuch zeigen.

Den wahren Grund, weshalb Fonk so entschieden die Vorlage seines Hauptbuches dem jungen Cönen verweigert, erblickt der Cassationshof in einem andern Umstande:

Sieben Debetposten zum Betrage von etwas über 20,000 Francs, welche Fonk in der Schröder zugesandten Rechnung aufgeführt hatte, und welche auch in den übrigen Büchern standen, waren, wie sich aus der spätern Untersuchung ergab, in dem Hauptbuche noch nicht beigeschrieben. Man ist zu vermuthen berechtigt, daß dieses Beischreiben auch unterlassen war, damit Fonk's Schwiegervater, Foveaux, der zuweilen Fonk's Bücher durchsah, um vom Vermögenszustande seines Schwiegersohnes eine Uebersicht zu erhalten, die Mislichkeit seines Vermögenszustandes übersähe. Hahnenbein wußte von diesen ausgelassenen 20,000 Francs, und erblickte darin den großen Betrug, der ihm um so gewisser schien, als Fonk vor seiner Abreise nach Neuß

noch gesagt hatte: man müsse die Blätter des Hauptbuches, welche die Branntweinrechnung enthielten, herausreißen.

Darum weigerte sich Fonk so hartnäckig, sein Hauptbuch an den jungen Cönen zu zeigen. Seinen Compagnon Schröder hätte er es wohl einsehen lassen, weil dem die Mislichkeit der Fonk'schen Finanzverhältnisse ohnehin hinlänglich bekannt war. Diesem hätte er allenfalls vertrauen mögen, daß die Auslassung jener Debetposten nur aus Rücksicht für seinen Schwiegervater geschehen sei. Dem jungen auffahrenden Cönen konnte er das nicht, ohne sich selbst zu vergeben und ohne Gefährdung seines Credits, anvertrauen. Ja er mußte voraussetzen, daß Cönen ihm nicht einmal Glauben schenken würde, da er eben so beleidigend als unverständig, nachdem er doch alle Originalbelege durchgesehen, zu Fonk gesagt hatte, daß er die Richtigkeit der Scripturen nicht eher beurtheilen könne, als bis er die Rechnung mit dem Conto des Hauptbuches verglichen hätte.

Von Neuß aus unterhandelte Fonk in doppelter Art, nach Crefeld und nach Cöln. Dorthin sandte er den Freund Koch, um Schrödern zu bewegen, den unverschämten Cönen abzurufen und doch ja nicht das einträgliche Societätsgeschäft aufzuheben. Nach Cöln aber schickte er zu Cönen den jungen Kaufmann Büschgen, einen gemeinschaftlichen Freund Beider, daß der Cönen von der bösen Meinung über Fonk abbringe und zur Rücknahme seiner Foderung hinsichts des Hauptbuches bewege, ihn überhaupt aber veranlasse, von Cöln fortzugehen.

In Neuß erschien Fonk den Zeugen sehr verstört. Außer den schon bekannten Klagen: daß Cönen ihm den ganzen Tag wie ein Gensdarme auf dem Comtoir liege

und sein Credit darunter leide, äußerte er gegen Büschgen: Cönen behandle ihn wie einen Räuber.

Aber Büschgen kam aus Cöln unverrichteter Sache zurück: Cönen bestehe darauf, daß Fonk seinen Principal ungeheuer betrogen. Der Betrug müsse im Hauptbuch stecken, und er werde Cöln nicht eher verlassen, als bis die Sache ganz beendet sei.

Schröder kam inzwischen, am 8. November, aus Crefeld nach Neuß und versprach mündlich, dem Fonk alle Billigkeit bei der fernern Auseinandersetzung, doch müsse er zuvörderst mit Cönen Rücksprache nehmen.

Beide Parteien begaben sich darauf nach Cöln. An dem verhängnißvollen 9. November, Morgens halb 12, kam Cönen, im Auftrage Schröder's zu Fonk mit dem Vorschlage: Fonk möge der Rechnung, in welcher er den Gewinn der ersten 15 Monate des Societätsgeschäfts auf 20,000 Thaler berechnet, noch 8000 Thaler als Mehrgewinn zusetzen, dann wolle man von allen fernern Rechnungsrevisionen (also auch von der Vorlage des Hauptbuches) abstehen.

Dieser Vorschlag, von Kaufmann zu Kaufmann gemacht, enthielt eine neue Kränkung. Fonk sollte einen so hohen, scheinbar willkürlichen Zusatz machen, blos um sich damit von der Vorlage seines verdächtigten Hauptbuches loszukaufen. Schröder hatte ihm billige Berücksichtigung versprochen; nach der Rücksprache mit Cönen machte er diesen. Das war also Cönen's Werk. Von diesem ging die Kränkung aus, die den nicht ausgesprochenen Verdacht umschloß: daß Fonk um den Betrag von 8000 Thaler die Gesellschaft, also um die Hälfte davon, seinen Compagnon betrogen.

Der Revisionshof ist der Ansicht, daß Fonk nur zum Schein auf diesen Vorschlag zum Vergleiche einging.

Bei der Nachmittagsconferenz dieses Tages mit Schröder, Cönen und Hahnenbein hielt er ihn durch Gegenfoderung von Verwilligungen zu seinen Gunsten so unabgeschlossen offen — beide Theile waren später über den Werth der besprochenen Gegenverwilligungen in großer Differenz — daß er nach Cönen's Verschwinden nicht zu Stande kam.

Fonk verwickelt sich in Bezug auf seine Reise nach Neuß in vielfache Widersprüche, ja in offenbare Lügen. In den Verhören behauptete er, dort habe er nicht mehr die Erhaltung, sondern die Auflösung der Gesellschaft bezweckt, und doch ist erwiesen, daß er Schrödern dringendst von der Trennung der vortheilhaften Societät abrieth. Er will nichts gethan haben, um Cönen aus Cöln zu entfernen, und doch muß er gestehen: durch Koch und Büschgen die Abberufung Cönen's befördert zu haben, mehr „weil er Cönen voreingenommen fand, als wegen des Inhalts der Bücher". Also aus persönlichem Widerwillen.

Nach der Ansicht des Revisionshofes hat Fonk, wenn er die That begangen, dieselbe aus Erbitterung und Rachsucht gegen die Person Wilhelm Cönen's verübt.

Wenn man das Gedränge aller jener Umstände zusammennähme, zuletzt den für Fonk's Ehre fast schimpflichen Vergleichsvorschlag, und die deshalb fast unvermeidliche Verwirrung der Besinnung, so könne man sie wol für stark genug halten, um in ihnen das Motiv zu finden. Zudem widerspreche der Charakter des Angeschuldigten der Annahme eines solchen Motives nicht.

Hier schließt sich an die Untersuchung über den Be-

weggrund die Frage an: War Fonk der Mann, zu dem man sich der That versehen konnte?

Daß er als Kaufmann, und namentlich in dem Branntweingeschäfte sich mancherlei Steuerdefraudationen erlaubt (wobei er sich der Hülfe des Hamacher bediente), ist noch kein Grund, anzunehmen, daß er auch, sei es aus Interesse oder Rachsucht, morden konnte. Die allgemeine Stimme am Rhein war entschieden wider ihn. Die Geschworenen in Trier standen den Verhältnissen und Personen näher, sie sahen den handelnden Personen ins Gesicht. Sie hielten Fonk des Mordes für fähig. Dieses Unglück hatte Fonk auch anderwärts gehabt. Auch in Berlin, als er sich dort nach seiner Begnadigung zeigte, schreckten Viele, die ihn bisher für unschuldig gehalten, zurück, und meinten: Der Mann kann ein Mörder sein! Das sind täuschende Anzeichen. Die Physiognomik ist eine Wissenschaft, die höchstens vor der Policei, aber nicht vor den Gerichten Gültigkeit hat. In mehren über ihn ausgestellten Zeugnissen wird er als ein rechtlicher Kaufmann und Bürger geschildert, dem nichts Böses nachzusagen sei. Von Andern werden ihm Betrügereien und Unredlichkeiten zur Last gelegt. Ueber die Religion und Moral des Kaufmanns soll er sich an einer öffentlichen Wirthstafel auf leichtsinnige Weise geäußert haben. Der Richter in letzter Instanz, der Revisionshof, hielt ihn für einen Mann, zu dem man sich der That versehen könne. Dies seine Gründe:

Man brauche nicht auf sein voriges Leben zurückzugehen. Die Erbitterung und Rachsucht, womit er in der Untersuchung selbst (ziemlich ohne Beispiel) seine Vertheidigung von Anfang an geführt, gegen Jeden gehässig aufgetreten, der ihn nicht sogleich für unschuldig hielt, rachsüchtig die Untersuchungsbeamten mit Vorwür-

sen, nicht blos von Einseitigkeit, Voreingenommenheit und andern Fehlern der Art, sondern gradezu mit Vorwürfen von Verbrechen, und zwar in öffentlichen Druckschriften, aus dem Gefängnisse heraus, überhäuft; diese Gehässigkeit und Rachsucht, deren Uebermaß nur durch ihre beispiellose Kühnheit übertroffen, und wie es scheint, vor manchem Auge versteckt worden, drängte nur zu sehr zu dem Schlusse, daß Fonk, nach seinem Charakter, wohl fähig sein konnte, auch gegen Cönen insgeheim die schreckliche Rache zu üben, gegen Cönen, der ihn ja gleichfalls für schuldig gehalten, und, wie es fast gewiß sei, ohne allen rechtlichen Grund.

Fonk, der Herrn von Sandt eines unwürdigen Entdeckungsmittels so schwer angeklagt, habe sich zu demselben Entdeckungsmittel in der Untersuchung gegen Hamacher erboten. Er wollte (ein Wunsch, auf den er dringend bestand, der ihm aber aus begreiflichen Ursachen vorläufig nicht gewährt werden konnte) mit Hamacher confrontirt werden, und dann, in Gegenwart des Richters, den Hamacher aufs Empfindlichste reizen und ihn gar Mörder nennen. In einem Briefe an den Appellationsrath Effertz vom 4. Mai 1817, worin er mit vielen Windungen und Versicherungen um die Confrontation bittet, heißt es: „Die lange Dauer meiner Leiden kann ich mir nicht anders erklären, als durch die Gewißheit, die Sie haben müssen, daß Hamacher wirklich der Mörder Cönen's ist. — Ich wiederhole, daß ich nichts mehr wünsche als dieses, und was noch mehr ist, ich selbst glaube, daß Hamacher schuldig ist, wenn seine Aussagen von meiner Erklärung, daß ich nie ein Wort über Cönen vor dessen Verschwinden mit ihm gesprochen, abweichen. Ich selbst werde dann in Ihrer Gegenwart den Hamacher als Mörder erklären

und Ihnen so die Gelegenheit geben, auf das klarste zu sehen, in welchem Verhältnisse ich zu ihm stehe. — — Meine Unschuld wird dann in jedem Falle schnell hervorgehen. Dann aber, wenn Sie sich von dieser innigst überzeugt, und Sie mich dann einmal als Zeuge und als Unparteiischen hören und glauben können, dann bitte ich Sie, mich einmal confidentiellement über Das zu hören, was Ihnen vielleicht noch dunkel scheinen wird. Ich bin gewiß, daß der Tag kommen wird, wo Ihr Herz mir das Geständniß thun wird, daß ich und meine Familie solche Leiden nicht verdient haben, und dieses um so mehr, wenn Sie einmal die Quellen davon kennen werden"*).

Das ist nicht die Sprache der fleckenlosen Unschuld, der edlen Entrüstung, wo die Anschuldigung eines so grauenvollen Verbrechens zum Grunde liegt; aber es ist auch nicht das Benehmen eines reinen Charakters, sich zu Dem freiwillig herzugeben, wozu der verrufene Rütger Hilgers gebraucht wurde. Und doch habe Fonk, der den Hamacher für einen boshaften Teufel erklärte, den er nicht zu schonen, sondern auf alle Weise zu reizen versprach, mit diesem selben Hamacher, der ihn des Mordes beschuldigt, nach dem Widerrufe, zur Vertheidigung ziemlich offen gemeinschaftliche Sache gemacht und sich Hamacher's Advocaten zum eigenen Vertheidiger gewählt. Noch weniger aber spreche für seinen Charakter der Umstand, daß er denselben Appellationsrath Effertz, der, auf Fonk's Ersuchen, so gutmüthig gewesen, jenen Pri-

*) Dergleichen dunkle Reden: wenn man nur erst erfahren wird, wenn ich reden wollte u. s. w., stieß er öfters aus; ohne daß irgend etwas herauskam.

vatbrief vom 4. Mai nicht zu den Acten zu geben, vor dem trierschen Richter verdächtig machen wollen: daß er vor Hamacher's Aussage die Localität der Mordstelle untersucht habe, um dem Zeugen zu seiner Aussage die nöthigen Details an die Hand zu geben!

Dies im Wesentlichen die Stimme des Richters, der zuletzt gesprochen, gegen ihn, über die Motive seiner That, über seinen Charakter, der ihn der That verdächtig macht. Eine letzte Stimme für ihn (Hitzig's Annalen u. s. w. 15. Bd. 30. Heft, 1833) nach seinem Tode, abgegeben von einem altpreußischen Juristen, umfaßt gleichfalls alles Ermittelte und nicht Widerlegte, und ist um so bedeutender, da sie zum Zweck hat, gegen das Erkenntniß des Revisionshofes: Fonk, wenn nicht als unschuldig am Morde, doch seine bedingte oder unbedingte Freisprechung als rechtlich begründet darzustellen.

Nach dieser Fonk günstigen Darstellung sah es mit seiner kaufmännischen Moral schlimm aus. Er hat sich mehrer erwiesener Unrichtigkeiten in seinen Büchern zu Schulden kommen lassen. Er war von außerordentlicher Heftigkeit, hatte aber zugleich Gewalt über sich, als ein sehr gebildeter, welt- und geschäftskluger Mann. Aus seinem Verhältniß mit Schröder, von äußerster Bedeutung zur Beurtheilung, geht aber hervor, daß er, Fonk, an den entstandenen Mißhelligkeiten hauptsächlich Schuld war. Er befand sich außer Stande, seiner vertragsmäßigen Obliegenheit gemäß, jederzeit die erfoderlichen Fonds herbeizuschaffen; er nahm zur Wechselreiterei seine Zuflucht und suchte den Schröder zu bewegen, ihn darin zu unterstützen. Alle seine Briefe an Schröder bezeichnen das Bewußtsein eines Unrechts; er bittet, fleht, beschwört den Compagnon, ihn aus seiner Verlegenheit zu reißen. Schröder mußte, um nur die bewußte Rechnung zu er-

halten, eine eigene Staffette nach Cöln schicken. Da wurde dem Zaudernden in Cönen der rechte Mann auf den Hals geschickt, ein junger Kaufmann, dessen Eifer und Sachkenntniß selbst sein Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, wenn gleich sein jugendlich derbes Wesen Fonk's Ehrgefühl verletzte. War Fonk sich eines redlichen Verfahrens bewußt, so konnte ihn nichts abhalten, Cönen's Verlangen, auch das Hauptbuch zu sehen, zu erfüllen. Gleichwol verweigerte Fonk nicht allein dies, sondern brach die Verhandlung ganz ab, reiste nach Neuß, muthete seinem Buchhalter zu, Blätter aus seinem Buche zu reißen und ließ sich schleunigst ein neues beim Buchbinder bestellen. Sein ganzes Benehmen nach diesem 6. November deutet darauf: daß viel bei Fonk auf dem Spiele stand. Damit steht in Verbindung, daß er sich so plötzlich, am 9., zu einem Zusatz von 8000 Thaler zum gemeinschaftlichen Gewinn verstand, wodurch gewissermaßen die Unrichtigkeit der Rechnung eingeräumt ward, und wofür keine befriedigende Erklärung zu den Acten gegeben ist. Aber noch am selben Tage, wo der Vergleich besprochen wurde, machte Cönen Fonk die bittersten Vorwürfe, daß er das Hauptbuch nicht vorlegen wolle. Da nun der Vergleich erst am folgenden Tage abgeschlossen werden sollte, war Fonk gegen neues Anstürmen Cönen's noch nicht völlig gesichert. Es fehlte mithin nicht an einem hinreichenden Motive, Cönen, dessen Leben die ganze Existenz Fonk's bedrohte, aus dem Wege zu schaffen; und ein Mann von Fonk's Charakter konnte wol verleitet werden, in einer so verzweifelten Lage auch das Aeußerste zu wagen.

Dies jedoch nur unter der Voraussetzung, daß Fonk wirklich den Schröder betrogen. — Die schiedsrichterlichen Urtheile und das Urtheil der Anklagekammer zu Trier,

welches Fonk wegen Betrügereien und Verfälschung seiner Bücher frei sprach, scheinen dagegen zu sprechen. Aber die Schiedsrichter zogen die Bilanz zwischen Schröder und Fonk unter so vielen Voraussetzungen der Richtigkeit der in die Bücher eingetragenen Posten, daß daraus für und gegen diese Richtigkeit nichts folgt. Vielmehr erscheint es als ein Kunstgriff Fonk's, als er nach Cönen's Verschwinden auf schiedsrichterliche Untersuchung antrug, um den wichtigsten Verdachtgrund gegen ihn, nämlich die angebliche Nichtübereinstimmung seiner Bücher mit der Rechnung zu beseitigen. Gleichfalls aus schlauer Berechnung konnte er wünschen, wie er es gethan, daß Herr von Sandt das schiedsrichterliche Amt mit übernahm, weil er das günstige Urtheil voraussehen konnte, und der Verfolgung des von Sandt dadurch am besten zu entgehen glaubte. Die Nichtexistenz des, dem Fonk angeschuldigten Betruges ist, trotz der Urtheile, nicht erwiesen. Er bleibt aus seinem Benehmen gegen Cönen, aus der Anschuldigung seines Buchhalters Hahnenbein des Betruges verdächtig. — Immer bleibt das Benehmen Fonk's in den drei letzten Tagen vor Cönen's Verschwinden unbegreiflich, wenn man nicht annehmen will, daß es zum Aeußersten gekommen, und daß irgend eine Explosion zu besorgen war, von welcher Seite sie auch kommen mochte.

Wenn Fonk die That beging, oder sie veranlaßte, so geschah es in Folge der Furcht, daß Cönen schon zu viel von seinem Betruge entdeckt, oder im Begriff stand, noch zu entdecken, nicht aber aus Rachsucht. So ungeschliffen Cönen's Benehmen auch gewesen sei, so war es doch nicht von der Art, daß es einen Mann, wie Fonk, in einen solchen Gemüthszustand versetzen konnte, der ihn fähig machte, einen Mord zu begehen. War Fonk sich

seines redlichen Verfahrens gegen Schröder bewußt, so boten ihm sein überlegener Verstand und seine Welt- und Menschenkenntniß Mittel genug dar, den vorlauten Cönen in seine Schranken zurückzuführen. Aber Fonk hatte, wie aus Allem hervorleuchtet, ein zerbrochenes Schwert und mußte sich von dem jüngern Cönen gefallen lassen, was er unter andern Umständen nimmermehr geduldet hätte. War es Rachsucht, was wartete er vom 6. bis 9. November, an welchem letztern Tage nichts, was ihn besonderes reizen konnte, vorfiel, und welch ein Uebermaß satanischer Bosheit müßte man annehmen, wenn man glauben wollte, Fonk habe Cönen unter dem Vorwande, mit ihm wegen ihrer Verbindung zu unterhandeln, in sein Haus gelockt, blos um ihn dort aus Rachsucht am bequemsten morden zu können! — Weil Fonk mit Erbitterung seine Vertheidigung geführt und die üblichen Schranken überschritten, das ist kein Grund, anzunehmen, daß er aus Rachsucht gemordet hat. Manche Misgriffe der Beamten während der Einleitung der Untersuchung hatten ihm Waffen in die Hand gegeben und Excesse in der Vertheidigung eines auf den Tod Angeklagten hat man von jeher mild beurtheilt.

Dieß sind die beiden sich widerstreitenden Ansichten über die möglichen Motive der That. Ueber die Möglichkeit, daß Fonk der Thäter gewesen sein könne, sind beide einig. Angenommen aber, daß Fonk der Thäter war, oder die That vollbringen ließ, wäre denn keine Vereinigung beider Motive denkbar: daß er aus Furcht und Grimm zugleich handelte, daß er bei sich gesprochen: „Der Kerl ruinirt mich!" und „Da hast du eine Probe, — wie ein Mann, wie ich, solche Beleidigungen rächt!"

Angenommen: Cönen's Ermordung steht fest, Fonk hatte Motive zur That und war nach seinem Charakter der Mann, dem man sie zutrauen kann, womit wird seine Thäterschaft bewiesen?

Durch Christian Hamacher's erstes Geständniß. Hamacher hat es widerrufen; zuerst bedingt, dann unbedingt. Was hat mehr Gültigkeit, mehr Wahrscheinlichkeit für sich, die Aussage oder der Widerruf? Ueber die Gültigkeit haben die Gerichte entschieden, über die Wahrscheinlichkeit steht einem Jeden das Urtheil frei.

Es hält nicht schwer, das Unwahrscheinliche in der Hamacher'schen Erzählung aufzufassen, wenn wir sie Punkt für Punkt verfolgen. Nehmen wir sie buchstäblich, so ist darin ein hoher, aber doch noch nicht der Grad von Unwahrscheinlichkeit, der ans Unmögliche streift, wie in der Fabel von der Ermordung Fualdes'.

Fonk, ein gebildeter Mann, ein kluger und gewandter Kaufmann, ein schlauer Betrüger, soll, um sich eines lästigen Revisors zu entledigen, auf keine andere Mittel gefallen sein, als ihm auf den Kopf zu schlagen! Unter zehn Mordthaten werden neun entdeckt. Mitten im engbewohnten Cöln, wo so viele Interessenten beisammen waren, mußte bei aller künstlicher Vorbereitung, wenn nicht der Mord, doch das Verschwinden des Ermordeten sogleich ruchbar werden, Sensation erregen, irgend ein Verdacht mußte auf ihn fallen, nach dem, was zwischen ihnen vorangegangen war und von dem so Viele wußten. Und was gewann er dadurch? Höchstens einen Aufschub. Sein Betrug mußte endlich doch ans Tageslicht kommen, wenn es ein so augenfälliger Betrug war, von dem Cönen wußte. Aber Cönen konnte nicht mehr wissen, es ist wenigstens die höchste Wahrscheinlichkeit dafür, als was er bereits am 6. November wußte und nach Cre-

feld geschrieben, d. h. er hatte den dringendsten Verdacht, daß Fonk ein Betrüger sei, weil er sein Hauptbuch vorzulegen weigerte. Nichts deutet darauf, daß er bis zum 9., oder an diesem Tage selbst, mehr erfahren. War aber Fonk ein so rachsüchtiger Bösewicht, daß er nur dem Gedanken lebte, seine Rache an dem unverschämten Beleidiger zu kühlen, was wenig mit seinem Kaufmannscharakter stimmt, was wählte er dazu die plumpeste und gefährlichste Weise, ihn in sein Haus zu bestellen, und ins Packhaus zu locken, und dort ihm auf den Kopf zu schlagen? War ihm nicht ein Gifttränkchen leichter beizubringen? Oder da er einen so bereitwilligen Helfer hatte, der fast ohne Aufforderung das angefangene Mordwerk vollendete und den Cönen erdrosselte, was nahm er den Hamacher nicht an, daß er den Cönen irgendwo im Winkel, auf der Straße anfiel und in der Rauferei erschlug? Raufereien mit Todtschlag führen zu keinem so schlimmen Ende als ein Meuchelmord und gehören am Rheine nicht zu den unerhörten Dingen.

Und dieser schlaue, abgefeimte Betrüger vertraute so ohne weiteres seinen Mordplan einem Kerl, wie Hamacher, an, ohne ihm übermäßige Versprechungen zu machen, ohne seine Zunge durch einen Eid zu binden! Nein, er machte kein Complott mit ihm, er sagte ihm zuvor nichts davon. Er lud ihn als Zeugen ins Packhaus, schlug dort, auf die Gefahr hin, daß Hamacher ihm in den Arm falle, daß er dem Cönen beistehe, auf diesen los, und rief ihm dann zu, daß er das Werk vollende. Und Hamacher that es, auf der Stelle, ohne zu fragen warum? und was daraus entstehen könne? Und nachdem es fertig, hatte Fonk nichts voraus besorgt. Er wußte nicht, wie der Leichnam zu verbergen, wie er fortzuschaffen sei. Hamacher mußte ihm auf die Spur

helfen und Alles besorgen, was jeder Mörder, der nicht in der Aufwallung der Leidenschaft losschlägt, doch wenigstens voraus bedacht hat. — Und gesetzt, er wußte keinen andern Helfershelfer als diesen gemeinen, den Trunk liebenden Kerl — und es ist immer noch wahrscheinlicher, daß Fonk sich diesem Einen langjährigen Vertrauten anvertraute, als die Mörder des Fualdes der ganzen Sippschaft von Herumtreibern, die sie zum Theil auf der Straße zum Morde auflasen, um mit ihnen oder vor ihren Augen zu morden — wie sonderbar ist es, daß er, ohne ihn ins Geheimniß gezogen, ohne sich seiner versichert zu haben, zu ihm sagte: „Hamacher, der Kerl muß weggeschafft werden; Ihr müßt mir helfen!" Und noch wunderbarer, daß ein so stiller, verschlossener Mann, wie Fonk, Selbstgespräche mit sich hält, laute Selbstgespräche auf seinen Treppen, die Andere behorchen können, und so gefährliche Dinge murmelt, als: „Ich werde dich, Kerl, aus dem Wege schaffen, du ruinirst mich!" Schon ein vorsichtiger Kaufmann, der noch seinen Credit bewahren will, wird den Gedanken, daß er ruinirt werde, nicht laut werden lassen.

Noch unglaublicher klingt es, daß und wie Cönen an dem Abende ins Haus gekommen. Was hatte er vergessen, was zu suchen? War es denkbar, daß er, der so zu Fonk stand, diesem von ihm als Betrüger erkannten Mann einen nächtlichen Besuch machen werde? Und Fonk erwartete ihn. Welche geheime Zaubermittel hatte der stille Mann angewendet, den Sinn seines Feindes so schnell umzuwandeln? Eine geheime Möglichkeit wird dafür im Folgenden angegeben; sie beruht auf dem Verdachte der Sinneswandelung eines bis da lautern Charakters. Wenn aber der junge Cönen sich wirklich von dem schlauen Fonk bestricken lassen, wenn er zu ihm über-

ging, oder das der erste Schritt dazu war, wenn sie arge Dinge in nächtlicher Stunde drinnen im Comtoir besprochen, wie unglaublich, daß Fonk gerade darauf, nahe um Mitternacht, dem Cönen vorgeschlagen, einen Branntwein zu versuchen, blos um zu kosten, ob der alte cölner Branntwein besser sei als der neue creselder! Darum handelte sichs doch nicht; wenigstens war der Streit über die Qualität des Branntweins nur Nebensache. Ebenso wenig wollte er ihn berauschen. Und hätte der schlaue Mann, bei dieser Absicht, gar keinen andern Vorwand gefunden, ihn abseits zu schaffen?

Die Freunde Fonk's werfen den Anklägern Voreingenommenheit, Leidenschaftlichkeit und Absichten vor. Dieser Freunde und Vertheidiger traten an allen Enden des deutschen Vaterlandes viele auf; mehre gewonnen durch die Familie des Angeschuldigten, andere aus reiner Ueberzeugung seiner Unschuld, aber aus einer leidenschaftlichen. Auch diese Reinen hatten Nebenzwecke und Absichten, auch sie wurden Partei, und übten das Wiedervergeltungsrecht, denn auch sie verdächtigten! Um was es sich beim Fonk'schen Proceß stritt, außer und neben der Schuld oder Unschuld des einen Angeschuldigten, war beiden Seiten klar — es stritt sich um Beibehaltung oder Aufhebung des Geschworenenverfahrens in den Rheinlanden. Erhitzte Parteien standen sich gegenüber und kämpften mit der blinden Leidenschaftlichkeit eines Bürgerkrieges. Fonk war auch darin ein Opfer; er wurde zum Sündenbock oder zum anatomischen Körper gemacht, an dem man die Mängel, die Unzuverlässigkeit und die Ungerechtigkeit des Geschworenenverfahrens prüfen und an den Tag legen wollte.

Es ist außer Zweifel, daß die Policei Manches gethan, was nicht zu billigen ist, und noch mehr unter-

lassen hat, was sie hätte thun sollen. Wie bei den meisten später berühmt gewordenen Criminalprocessen, wo man zu Anfang nur die Spuren verfolgt, welche nach der ersten Vermuthung auf die Thäter führen, während man andern nur flüchtig oder gar nicht nachgeht, welche in der Folge sich als die wichtigern bewähren. Aber die Vertheidiger haben in ihrer Leidenschaftlichkeit nicht weniger als ein förmliches Verfolgungssystem, eine Art Verschwörung, um Fonk zu Grunde zu richten, angenommen. Ihre Beschuldigungen treffen nicht weniger als die Policei in Cöln, einen Theil der Gerichtspersonen, namentlich den Generaladvocaten von Sandt, den Appellationsrath Effertz, Cönen's zahlreiche und eifrige Freunde und Fonk's Compagnon Schröder. Alle diese hatten sich im blinden Eifer die Hand geboten, um den einen unschuldigen Kaufmann Fonk zu verderben!

Auf Schröder's Betrieb war eine Belohnung von 3000 Francs auf die Entdeckung des Mordes gesetzt. Dies mochte allerdings Schurken und Gesindel anlocken. Die heftigsten Vertheidiger möchten aber die erste Schuld auf Schröder schieben, eben weil er diese Preisaussetzung veranlaßt, aller Orten, sogleich nach der That, aufs ungünstigste von Fonk gesprochen und deutlich Jedem, der es hören wollte, seinen Verdacht gegen ihn zu verstehen gab. Aber gerade der Charakter, welchen diese Vertheidiger dem ehemaligen Apotheker beilegen, als eines leichtsinnigen Lebemannes, der viel anfängt und nichts ausführt, der dem Genusse nachgeht und seine wichtigsten Geschäfte darum liegen läßt, der mehr aus der Kasse nimmt als er sollte, und die schlechteste Rechnung in eigenen und fremden Sachen führt, ein solcher Charakter nimmt eher eine Sache zu leicht, als zu schwer; er mag durch Witz und Spott verleumden, aber nicht systematisch

den Ruf eines Andern, wäre es auch sein harter Gläubiger, tödtlich verwunden. Was, wenn kein dringender Anlaß da war, konnte die Gerichtsbeamten, den Generaladvocaten v. Sandt, einen bis da ganz unbescholtenen Mann, bestimmen, zu mehr als erlaubt ist, ja ein Verbrechen zu begehen, um einen schuldlosen Kaufmann unters Richtbeil zu bringen?

Der Streit, welchen der berüchtigte Rüdger Hilgers im Kümpchen angefangen, brachte Hamacher ins Gefängniß. Hier nahm ihn ein anderer berüchtigter Sträfling, Andreas Esser, in Arbeit, um ihn zum Geständniß zu bringen; hier wurde ihm seine Frau zugeführt, damit man sein Gespräch mit ihr belausche. Es wurde ihm Dinte und Feder gegeben, um Briefe an die Seinigen zu schreiben, die ihn verfingen. Er lag in einem schlechten feuchten Cachot. Herr v. Sandt schloß sich mit ihm mehre Male Abends ein und trank Wein mit ihm, ihn zum Geständniß aufzumuntern. Wir wissen nicht welche, aber Ueberredungskünste aller Art, hat der verworfene Esser angewandt, und das Resultat aller dieser Anstrengungen war, daß Hamacher bekannte.

Aber er bekannte nicht blos vor dem Generaladvocaten, sondern auch vor dem vollkommen besetzten Gerichte; er bekannte nicht ein Mal, sondern mehre Mal; nicht oben hin, sondern er gab eine vollständig detaillirte Geschichte zu Protocoll, eine Aussage, bei welcher er durch mehre Verhöre in allen ihren Einzelheiten blieb. Es heißt: für die Lüge gehört ein stärkeres Gedächtniß als für die Wahrheit, und der Mensch, welcher, nach Fonk's Zeugniß, nicht drei zusammenhängende Worte sprechen konnte, bekannte in drei gerichtlichen Verhören die lange Geschichte ohne irgend eine wesentliche Aenderung. Er bekannte „von freien Stücken, auf rechtmäßige Fragen des

Richters und sein Bekenntniß enthält alle Hauptumstände der That.

Aber er widerrief dies Geständniß. Ueber das Warum sind seine eigenen Angaben verworren und sich widersprechend, wie Alles, was Hamacher in dem Processe aussagte, mit Ausnahme des eigentlichen Geständnisses der That. Doch lassen sich drei Umstände besonders hervorheben, worauf der Widerruf sich stützen möchte:

1) Daß Herr v. Sandt ihm fälschlich das Geständniß einstudirt habe.

2) Daß er durch denselben zur Rache gegen Fonk aufgereizt worden.

3) Durch harte Behandlung im Arresthause.

Jene schwere Anschuldigung gegen einen unbescholtenen Beamten von Seiten eines Verbrechers hätte, wenn sie irgend begründet gewesen wäre, die ernsteste Untersuchung verdient. Aber es fehlte jedes Motiv. Fonk selbst konnte nichts von einer Feindschaft angeben, welche vor den Untersuchungssachen bei Herrn v. Sandt gegen ihn vorhanden gewesen. Daß eine Eitelkeit, übereifrig in seinem Amte sich zu zeigen, einen Beamten bis zum offenbaren Verbrechen antreibe, darf nicht vermuthet, es muß erwiesen werden. Auch daß er in gutem Glauben ungetreu gehandelt, ist nur eine durch nichts begründete Auslegung. Daß er ihm Wein bei den Verhören vorsetzen lassen und mit ihm getrunken, ist freilich eine Handlung, die nicht gebilligt werden kann, aber es ist eine offenbare Lüge, daß ein rheinländischer Küfer durch den Genuß, sei es auch der größern Hälfte des Weins, den Herr v. Sandt an jedem dieser Abende vorsetzen ließ, berauscht werden können. Es waren 2 bis höchstens 3 Flaschen, die in 3 bis 4 Stunden geleert wurden. Hamacher aber war actenmäßig an Weintrin-

ken gewöhnt, und am Rheine heißt es, daß ein Mann erst von der achten Flasche bezwungen wird. Sei er aber auch berauscht worden, er wurde in seinem Cachot oder Gefängniß oft dazwischen wieder nüchtern und blieb viele Wochen lang bei der Richtigkeit seiner Aussagen. Im Uebrigen äußerte sich Hamacher nur günstig über Herrn v. Sandt: „Der Herr v. Sandt hat mich gern und er hat Religion.“

Was den zweiten Punkt anlangt, so will Hamacher zu seinem falschen Geständniß aus plötzlich erwachtem Rachgefühl gegen Fonk bewogen sein, weil Herr v. Sandt ihm mitgetheilt: daß Fonk ihm einen Liqueurdiebstahl vorwerfe. Aus den Acten ergibt sich aber, daß Hamacher mit seinen Geständnissen schon früher begonnen, ehe Herr v. Sandt ihm von Fonk's Reden Dasjenige mitgetheilt, was Hamacher möglicher Weise zur Rache anreizen können. Auch antwortete Hamacher selbst auf des Rath Effertz Vorhalt: Ob er etwa aus Rache gegen Fonk aussage: „Nein, Gott, nein! Als ich dieses zuerst erklärt habe, wußte ich ja noch nichts davon, daß ich Liqueurs entwendet haben sollte.“

Hamacher wurde anfangs allerdings in einem Cachot aufbewahrt, das dumpf und feucht war, nur ein Fensterchen in der Höhe hatte und worin nur Hauptverbrecher verwahrt werden. Es geschah, weil die andern Zimmer nicht fest genug und vor der Communication mit den andern Mitbeschuldigten nicht hinlänglich gesichert waren. Auch war seine Beköstigung spärlich, d. h. sie bestand in der gewöhnlichen Gefangnenkost, aber seine Ehefrau brachte ihm actenmäßig, lange vor dem Geständniß, täglich zu essen und zu trinken: Wein, Franzbranntwein und Rum. Die Furcht, aus seinem spätern bessern Gefängnisse wieder in jenes Cachot zurückgebracht zu werden, schreckte

wenigstens Hamachern nicht vom Widerruf zurück. Uebrigens gab er selbst diesen Umstand gar nicht als Grund seines Geständnisses an.

Der Revisionshof hat die Unwahrheit und Unerheblichkeit dieser drei Gründe für den Widerruf umständlicher erörtert. Aber, wäre es auch nicht geschehen, sind denn das genügende Motive, um ein Bekenntniß, wie das Hamacher'sche, abzulegen? — Der Rheinländer ist nicht so weichmüthiger Natur, daß er sich leicht durch Rührung oder Furcht bewegen und beschwatzen läßt, oder, wie Gellert's Bauern, auf ein böses Wort und eine finstere Miene: „Ach ja, Herr Amtmann, ja!" ruft. Auch der niedere Mann kennt sein Recht und weiß es vor den Gerichten und Behörden zu vertreten. Ja, aus Rachgefühl mochte auch ein Hamacher, um vermeintlich gekränkter Ehre willen, die Ehre eines Andern angreifen; das wäre in der Natur eines rohen Menschen begründet, aber in keines Menschen Natur ist es, daß er, ohne das Zusammenwirken ganz besonderer psychologischer Motive, sich selbst ohne allen Grund eines Verbrechens anklagt, das ihm an den Kopf geht. Am wenigsten wird und kann das ein Hamacher, ein rheinischer Küfer, der, scheinbar verwirrter Begriffe, doch, wie Sancho Pansa schlau genug ist, wo es den eigenen Vortheil gilt, ein ausgepichter Trinker und Raufbold in den Kneipen, und der langjährige treue Diener seines Herrn bei der Branntweinschmuggelei. Die Seelenschauer, die weichgeschaffene Gemüther ergreifen und zum Geständniß treiben, blieben einem Hamacher fern. Mochten abgefeimte Bösewichter noch so pfiffig seine schwachen und dummen Momente belauschen, alle heillose Ueberredungskunst der Spitzbuben anwenden; auch ein feuchtes Loch, auch Herrn v. Sandt's Versprechungen und

selbst nicht sein Wein hätten ihn vermocht, etwas fälschlich zu bekennen, was ihm an seinen eigenen Hals ging, wenn nicht eine andere Macht ihn antrieb, die gerade auch in solchen rohen und trotzigen Naturen zuweilen mächtig wird — die der Wahrheit.

Der Richter letzter Instanz hat entschieden, daß die zur Unterstützung des Widerrufs vorgebrachten Gründe sich nicht als wahr befunden, daß im Gegentheil mehre Umstände die Aussage bestärken, daß somit Hamacher's erstes Geständniß von vollgültiger Beweiskraft wider ihn selbst, gegen Fonk als nahe Anzeige gelten muß. Zu jenen bekräftigenden Umständen gehören seine Aeußerungen im Kümpchen (die aber nicht zu juridischer Gewißheit erhöht sind; der verdächtige Rüdger Hilgers ward nicht als Zeuge zugelassen); die verdächtigen Gespräche mit seiner Frau; die Briefe voller wunderlicher Ausdrücke, welche er an sie und Andere aus dem Gefängnisse schrieb; die Genauigkeit, mit der er die Details im Packhause angab, von dem Gewichtstein, auf den Cönen gefallen, von den vielen Steinen, die am Rhein gelegen, wo er den Leichnam versenkt haben will, u. s. w. Von diesen bekräftigenden Umständen nachher bei den Anzeigen, welche die ganze Anschuldigung unterstützen; hier haben wir vorläufig zu unserm Zwecke es mit der innern Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit dieser Aussage zu thun.

Buchstäblich genommen ist Hamacher's Geständniß höchst unwahrscheinlich. Aber es blitzen daraus Lichter einer Wahrheit hervor, die sich nicht machen läßt. Das sind die kleinen Details, die, scheinbar ganz unwesentlich für die Beurtheilung der That in ihrer Straffälligkeit, nicht erfunden werden, wenigstens nicht von einem Menschen wie Hamacher, noch seinen Rathgebern, die viel-

mehr Züge der individuellsten Naturempfindung und Anschauung von selbst, wie Luftbläschen aus dem Wasser, aufsteigen. So die Bemerkung, daß er nach dem Einpacken der Leiche, ob es gleich keine schwere Arbeit gewesen, geschwitzt, als wenn er ein Stückfaß in den Keller gebracht; die Erwähnung, daß ihm das Wasser in die Stiefeln gelaufen, als er die Leiche in den Rhein geschoben u. A. Hätte ihm Andreas Esser auch Das eingegeben, zu sagen? Es wäre ein seltener Geist, den man bedauern müßte, daß er nur im Zuchthause einen Platz Platz fand. Oder Herr v. Sandt? Dieser, der Hamacher's geringe Fassungskraft kannte, hatte das Interesse, sein Gedächtniß so wenig als möglich mit Nebenumständen zu beschweren, damit es nicht in der Hauptsache untreu und verwirrt werde. Oder der vielfach der Parteilichkeit angeschuldigte Rath Effertz? Fonk's wärmster und ehrenhaftester Vertheidiger sucht gerade diesen Beamten wegen seiner philisterhaften Voreingenommenheit und Unbildung lächerlich zu machen.

Das sind freilich mehr für den Psychologen Gründe als für den Richter. Aber das Unmögliche als möglich gesetzt, Hamacher sei überredet worden, während er unschuldig war, sich einer Mordthat zu zeihen, ist es denkbar, daß er auch *seinen unschuldigen Bruder* in die Sache hineinziehen wird, und mit so vielen genauen einzelnen Nebenumständen, sogar mit dem unverhältnißgroßen Preise für das Fortschaffen des Fasses mit der Leiche? Und ihn so hineinziehen, daß auch diesen eine Strafe nach den Gesetzen trifft? Das widerstreitet aller gesunden Vernunft. Nur dann wäre es denkbar, wenn er mit diesem Bruder in Unzufriedenheit gelebt, wenn er vielleicht sonst ein ruch- und rücksichtsloser Mensch gegen seine Familie gewesen. Aber gerade umgekehrt blickt eine gewisse Pie-

tät gegen die Seinen, gegen seine Frau, seine Brüder, ja gegen seinen Brodherrn und selbst gegen den Herrn v. Sandt, der ihn zum Geständniß gequält haben soll, aus diesem rohen Menschen hervor. Der bessere Geist in ihm, der Unschuldige nicht verderben will, blitzt dann und wann sichtlich auf. Mehrmals gab er die feste Versicherung, daß der anfangs auch verhaftete alte Küfer Ulrich unschuldig sei. Als ihn am 22. April 1817 der Kaplan Geistmann ermahnte, daß er die Wahrheit sagen und wenigstens machen solle, daß Unschuldige befreit würden, antwortete er: „Ich habe schon gesagt, lasset den alten Ulrich laufen, er ist unschuldig." Fonk nannte er nicht. Er wirft misbilligend hin, daß sein Herr nie in die Kirche gegangen wäre, aber lobt ihn zugleich wegen seines Fleißes. Hamacher, von einer gewissen dumpfen Gutmüthigkeit konnte seinen Bruder nicht in die Sache verwickeln, wenn dieser ganz unbetheiligt dabei war. Hieran scheitert vor dem psychologischen Richterstuhle sein Widerruf. Die Gründe, die er dafür angibt, sind baarer Unsinn. Ihm fehlen da selbst die Worte, um die Unwahrscheinlichkeit einigermaßen zu bemänteln.

Aber die ganze Art des Widerrufs, seine unwillkürlichen Zugeständnisse im absichtlichen Ableugnen sprechen für die Wahrheit, nicht der ganzen Aussage, aber eines Theils derselben. Als er am 7. Mai, halb und halb schon das Eingeständniß zurücknehmend, ausruft: Wenn ich nur wüßte, ob mein Bruder bei Herrn v. Sandt gewesen, und der Richter ihn gefragt: Welcher Bruder? antwortet er: „Der ihn gefahren hat." Er bricht in Thränen aus, und klagt, es gäbe keinen unglücklichern Menschen als er sei, und wünscht, sein Bruder möchte herkommen und für ihn zeugen: „Ich wollte ihm

noch vier Kronenthaler geben, dann hätte er deren acht." Solche unwillkürliche Ausbrüche des Bewußtseins sollten auch von präparirten Eingebungen von außen herrühren? Ihn ängstigt fort und fort, daß er keinen Beweis habe. Als man ihn fragt, ob Hahnenbein den Cönen bis vors Haus begleitet, ruft er aus: „Nein, Gott, nein, das wäre ja ein schöner Beweis!" — Am 19. Mai beschränkt er sein früheres Geständniß in der Gegenwart des Herrn v. Sandt darauf: daß Fonk ihn zweimal angesprochen, den Cönen aus der Welt zu schaffen, und ruft aus: „Und das ist wirklich wahr." Noch einmal sagt er: „Alles Uebrige ist wahr, nur das Einzige ist nicht wahr, daß mein Bruder ihn weggefahren hat." Nochmals befragt: weshalb er gerade die Gegenwart des Herrn v. Sandt gewünscht, hebt er mit besonderer Bestimmtheit den Umstand heraus: „Weil derselbe die Sache weiß und — ich ihm aufgetragen, dem Fonk vorzuhalten, daß er mich zwei Mal angesprochen, den Cönen aus dem Wege zu schaffen, und daß er das Portefeuille bekommen habe." Im vollen Eifer für seinen Bruder, in voller Lust zu widerrufen, läßt er also doch noch nicht von Dem, was ihm Hauptsache scheint, daß Fonk ihn aufgefodert und daß derselbe Cönen's Brieftasche bekommen.

Die Geschichte der Mordthat, wie sie Hamacher erzählte, ist gewiß gemacht. Nicht Herr v. Sandt, aber jene Elenden in den Kerkermauern mögen sie mit ihm präparirt haben. Auf diesen Ursprung weist ihre barocke Fassung. Dahin gehörten die Reden Fonk's, welche dieser gebildete Mann nicht im Munde geführt haben kann. Sie sind modellirt nach der Vorstellung gemeiner Leute. Möglich, daß Herr v. Sandt durch sein Inquiriren die Erzählung in einigermaßen vernunftgemäßere Schlüsse

brachte. Liegt es nicht so nahe, daß Hamacher, im drückenden Bewußtsein der eigenen Schuld, in der Furcht, daß sie doch zu Tage komme, eine Aussage aussann, und im Aussinnen sich helfen ließ, durch welche er den Grad seiner Straffälligkeit verminderte? Was war das Nächste? Daß er die Hauptschuld auf einen Andern schob. Im Sinne gemeiner Verbrecher ist die handgreifliche Ausführung der That das Straffälligste: das Schlagen der Wunde mit einem tödtlichen Instrumente, das Vergießen des Blutes. Diese Hauptrolle wies er Fonk zu; er gab ihm das Bandmesser in die Hand, er ließ ihn losschlagen, den ersten Schlag thun, auf den Leute seines Standes so viel Gewicht legen. Für sich behielt er nur das Zuguken und Festhalten; er sagt nicht, daß er Cönen erdrosselt hat, er hielt ihn nur fest bis er nicht mehr lebte. Er mochte dem Glauben sich hingeben, daß er mit dieser accidentiellen Beihülfe wenigstens viel leichter davonkommen würde, als wenn er losgeschlagen und Blut vergossen hätte. Er stillte nur das fließende. Und alles Das ohne Verabredung. Aber als nun die Gründe zum Widerruf in ihm arbeiteten und mächtig wurden, als er den Bruder bei Seite geschoben und gern auch das vergossene Blut vertilgt hätte, wobei hielt er zuerst noch fest? — Bei dem Auftrage Fonk's: daß er ihn zwei Mal angesprochen, Cönen aus dem Wege zu schaffen. Das ist wahr! ruft er noch im letzten Verhör, als schon die Lust zu widerrufen dem Entschlusse nahe ist.

Welche Mächte auf ihn wirkten zum Geständniß, das haben Fonk's Vertheidiger uns denuncirt; welche Mächte ihn zum Widerruf veranlaßten, das ist in den Acten nur angedeutet. Das Gewissen schlug Hamachern, und es mochte ihm mit Recht schlagen. Wer aber regte diese

Gewiſſensſprache ſo plötzlich an? Die Rückſicht auf die „große Familie", auf Fonk's und Foveaux' Verwandte und Bekannte tritt deutlich hervor. Er mochte, wenn wenig für ſich, doch viel für ſeine Familie hoffen, wenn er Fonk aus dem Spiele ließ. Fonk's Oheim war Generalvicar in Aachen. Katholiſche Geiſtliche ſpielen in dem Proceſſe mit. Wenn ſie Hamacher's Gewiſſen anregten, daß er nur die Wahrheit ſage, ſo erfüllten ſie ihre heilige Pflicht; wo ſie mehr auf ihn einwirkten, davon ſchweigen die Acten, und die Gerüchte, die am Rheine umliefen, gewannen keine Form und Geſtalt, daß der Richter ſie erfaſſen konnte. Merkwürdig iſt allerdings Hamacher's Ausſage vom 12. Januar 1818: daß Herr v. Sandt ihm, auf die Frage, wie er (gegen Fonk) ſchwören müſſe, erwidert habe: „Ihr müßt Gott und dem heiligen Evangelium abſchwören." Das kann freilich Herr v. Sandt nicht geſagt haben, es kommt auch nicht aus Hamacher's Kopfe, verräth aber einen oder viele Zwiſchenträger, welche auf ſehr ungeſchickte Weiſe Zuflüſterungen aus einer unbekannten Quelle dem Verbrecher zutrugen.

Betrachten wir noch eine anſcheinend grobe Unwahrſcheinlichkeit der erſten vollen Hamacher'ſchen Ausſage. Fonk ſei zur letzten Kataſtrophe des Trauerſpiels geſchritten in Gegenwart Hamacher's, ohne ſich vorher ſeiner Treue zu verſichern, ohne ihn vorbereitet, ohne ihm nur ein Wort davon geſagt zu haben. Es kommt mir nicht in den Sinn, die Wahrheit dieſer Erzählung behaupten zu wollen. Aber in dieſem Zuge liegt doch vielleicht eine Wahrheit, die von Bedeutung für die Folge wäre. Fonk kannte Hamachern: einen rohen Menſchen, treu in ſeinen ſchlechten Dienſten, einen Menſchen, der nicht viel dachte und fragte, wo es nicht ſeine eigenen

nächsten Angelegenheiten betraf. Vorher ihn ausforschen, mit ihm complottiren, hätte ihn auf Gedanken gebracht, auf Ueberlegung, die zu Fonk's Nachtheil ausfallen mögen. Hamacher war ein Mann der That, als solchen hatte er ihn gebraucht, als solchen wollte er ihn brauchen. Er hatte sich nicht verrechnet. In Hamacher's Gegenwart schlug er auf Cönen los. Es war geschehen, es ließ sich nicht zurückthun. Was blieb Hamachern übrig? Entweder hinauszustürzen und seinen Brotherrn anzugeben, der es nicht um ihn verdient, sich in Verwickelungen, Nahrungslosigkeit, vielleicht auch in Strafe zu stürzen und die Verfolgung der großen Familie auf sich zu ziehen, als treuloser Angeber seines Herrn. Oder schnell zuzugreifen, die unglückliche Rache fertig zu machen, und Alles, was an ihm, zu thun, daß sie erstickt werde, und verborgen bleibe. Er wählte nicht das Letztere, sein Instinct trieb ihn dazu. Wie der Hund auf Den losfährt, mit dem sein Herr ringt, ohne zu überlegen, ob der Andere oder sein Herr der Angreifende und der Stärkere ist, stürzte sich Hamacher auf Cönen instinctmäßig wie in einer Schlägerei und vollbrachte es. Es war seine Ehre.

Ich sage nicht, daß es so war, ich glaube auch nicht, daß es so gewesen ist. Aber es wirft ein helles Schlaglicht in die dunkeln Verhältnisse zwischen Fonk und Hamacher. Er war der treue Diener, der zugriff, wo der Herr befahl, — vielleicht auch, wo er nur wünschte, — ohne selbst zu fragen: warum, und was wird daraus? Folgendes gehört in das Gebiet der Vermuthungen, die nur der spätere Referent dieses Criminalfalls zu vertreten hat. Die Aussprüche der Gerichte und der höchsten Macht im Staate haben aber in diesem dunkeln

Processe dem Einzelnen nicht das Recht vorweggenommen, auch sein Dafürhalten nachträglich auszusprechen.

„Der Kerl ruinirt mich," hat Fonk gesprochen. Wenn er es scheinbar nur für sich brummte, als er die Treppe hinunter stieg, bemerkte er doch wol den mit dem Lichte aus der Küche kommenden Küfer. Dies hat weder Hamacher erfunden, noch die seine Aussage präparirten. Fonk hat noch mehr gesprochen, was Hamacher gehört. Ob er mit dürren Worten gesagt: „Du mußt mir den Kerl aus der Welt schaffen helfen," bleibe dahin gestellt. Aber Hamacher glaubte, daß er es ihm, in Worten oder in Winken, gesagt. Was Hamacher gethan, und wo er es gethan; hier fällt ein dunkler Schleier, durch den keine Vermuthung dringt. Aber Cönen wurde ermordet, in Cöln ermordet, und Hamacher war bei dem Morde thätig, im Wahn oder in der Ueberzeugung, daß er es für seinen Herrn thue. Mag es ein Bandmesser gewesen sein, welches Cönen den Todesschlag gab; ich glaube nicht in Fonk's Hand. Ich glaube, daß Hamacher nach der That geschwitzt; ich glaube an die Säcke, mit denen das Blut gestillt worden; ich glaube, daß Fonk Cönen's Brieftasche empfing; ich glaube an das Faß, in welches der Leichnam gesteckt wurde; ich glaube an Adam Hamacher's Beihülfe, den Leichnam aus der Stadt zu fahren, an die 4 Kronenthaler, die er dafür erhielt, an die Versenkungsgeschichte am Rhein, an den Stein, der an den Leichnam gebunden wurde; ich glaube, daß Christian Hamacher so tief in den dort seichten Strom gewadet ist, daß ihm das Wasser in die Stiefeln lief, und ich glaube, was er versichert, daß ihm der Kaffee an dem Morgen nicht schmecken wollte.

Nicht auf Fonk's Thäterschaft, aber auf seine Mitwissenschaft, darauf, daß er den Mord veranlaßt, deutet,

als er anfing zu widerrufen, Hamacher's ängstliches Bestreben: daß Herr v. Sandt dem Fonk vorhalte, wie er ihn zwei Mal angesprochen, den Cönen aus dem Wege zu schaffen, und wie er das Portefeuille bekommen habe. „Und das ist wirklich wahr." — Hierbei ist es geblieben. — Hoffte Hamacher, daß Fonk ihn aus der Schlinge ziehen, daß er diese Einwirkung zugestehen würde? Es war die Hoffnung eines Hamacher, der da noch vielleicht der Meinung war: Das sei doch nicht so schlimm, das könne Herr Fonk doch sagen, ohne daß es ihm an den Kopf ginge, und seiner würde auch leichter in der Schlinge, die sich immer enger darum zog! Durch die Ritzen der Kerkermauer ward ihm zugeflüstert: Das helfe Fonk nicht und ihm nicht; er müsse Alles widerrufen! Und er folgte der unsichtbaren Stimme. — Auch Fonk zeigte sich, wie einst Bastide, empört über die grobe Fabel, die man erfunden. Dieser so vorgetragenen Fabel konnte er mit dem besten Bewußtsein widersprechen. Aber sein ängstliches Benehmen gegen die Policei, gegen Cönen's drei Freunde, die nach dem Ermordeten fragten, wird noch bedenklicher durch den Brief vom 4. Mai an den Rath Effertz und durch die mehrfachen Aeußerungen, worin er merken ließ, daß er Etwas wußte, daß das Wort ihm auf der Zunge schwebte. Es drängte und quälte ihn wol, die Lüge, an das Publicum und Richter glaubten, zu enthüllen; aber im Augenblick, wo er den Mund öffnete, erstarb das Wort auf den Lippen; denn die Wahrheit konnte er nicht enthüllen. Sie war so gefährlich als die Unwahrheit, unter der er erlag.

Auch die Richter hatten über einen andern dunkeln Punkt nur Vermuthungen: Wie kam Cönen am

Abende des 9. November in Fonk's Haus? Wie, bei seinem gespannten Verhältnisse mit demselben, bei seiner gerühmten Treue gegen Schröder, und heimlich ohne Wissen des Letztern?

Fonk hatte Cönen's Tüchtigkeit als Kaufmann schätzen gelernt. Er wünschte seinen persönlichen Eintritt in die Societät, und zwar in Crefeld, um bei Schröder's unordentlicher Rechnung und Wirthschaft dort einen eben so strengen Controleur gegen Schröder zu haben, als sich Cönen gegen ihn bewiesen.

Daß er diesen Wunsch gegen Cönen ausgesprochen, ist erwiesen, daß es einmal sein Ernst gewesen, darf man aus der Lage der Dinge annehmen; daß Cönen darauf eingegangen, ist Vermuthung, dafür die Beweise künstlich gesucht werden müssen.

Es ist möglich, daß am Morgen des 9., als Cönen den Vergleichsvorschlag hinsichts der Zuschreibung der 8000 Thaler brachte, Fonk ihm erklärte: Ich will darauf eingehen, aber nur unter der Bedingung, daß Du selbst in Crefeld unser Associé wirst.

Cönen hatte früher, nach seinem Briefe vom 5. November, an seine Familie dieses Anerbieten zu den goldenen Bergen gerechnet, die ihm Fonk versprochen; er hatte aber doch zu seinem Freunde Büschgen gesagt: daß er Fonk auf das Anerbieten geantwortet: Er könne sich erst, wenn die Berechnung beendigt wäre, darauf erklären. Es ist möglich, daß Cönen jetzt die Sache ernstlicher überdachte. Möglich, daß Fonk am Nachmittage des 9. sagte: ich schließe den Vergleich noch nicht ab, bis Du, Cönen, Dich erklärst. Ueberlege Dir es, und komme deshalb am Abend zu mir. Sagst Du ja, so mache ich Deinen Eintritt in die Societät morgen zur Bedingung gegen Schröder. Nur müssen

wir heut Abend unter uns deshalb in Richtigkeit kommen, damit es morgen vor Schröder, der so wenig vom kaufmännischen Wesen versteht, darüber zu keinen Discussionen kommt.

So möchte sich Cönen's Besuch erklären lassen, und auch die Heimlichkeit, in der er erfolgte. So: daß, als Cönen auf dem Markt von Hahnenbein Abschied nahm, er die entgegengesetzte Richtung vom Wege nach Fonk's Hause einschlug; er wäre, um es verborgen zu halten, auf Nebenwegen gegangen. So: daß Fonk und Cönen eine Weile allein ins Zimmer gegangen wären und dort verhandelt hätten; obschon der Umstand mit der Branntweinprobe nicht vollkommen dazu paßt.

Entgegen steht, nach der Ansicht des Revisionshofes, dieser Vermuthung nur: daß Cönen bei der Nachmittagsconferenz noch immer auf Vorlage des Hauptbuches gepocht. Dies war ein Ehrenpunkt für den jungen Hitzkopf geworden, auf den er zu bestehen ein Recht und eine Pflicht zu haben vermeinte.

Für die Vermuthung sprechen einzelne kleine Umstände: Fonk sagte in einem Verhör: „Herr Cönen und ich waren Beide froh, in dieser Ansicht (dem Vergleich) ein Mittel gefunden zu haben, zu Ende zu kommen! Er selbst erklärte: er könne sich aber nur darauf einlassen, wenn eine förmliche Auseinandersetzung des Ganzen daraus entspringe."

Aus einer andern Erklärung Fonk's ersieht man, daß bei der Nachmittagsconferenz zwischen Fonk und Cönen eine gewisse Einigkeit herrschte. Fonk wünschte, daß am nächsten Morgen (10. November) das ganze Werk beendet werde: „Cönen war meiner Meinung und versprach es mir." Aber Schröder wollte abreisen, worüber Fonk mit ihm in Wortwechsel gerieth. Dennoch wurde „vor-

züglich auf Cönen's und mein Begehren, beschlossen, daß wir am andern Morgen wieder bei mir zusammenkommen sollten."

Als die vier Männer Nachmittags am 9. zur Conferenz in das Fonk'sche Haus gingen (sie hatten anderwärts ein geheiztes Zimmer gesucht, es aber nicht gefunden), regnete es. Hahnenbein reichte dem Fonk seinen Regenschirm, der nun Cönen darunter zu sich nahm, und Arm in Arm mit ihm ging. Hahnenbein und Schröder folgten ihnen mehre Schritte entfernt und scherzten über die schöne Harmonie, die jetzo zwischen Fonk und Cönen herrsche.

Am 15. November schrieb Fonk seinem Freunde Koch über die Conferenz vom 9.: „Cönen sagte, wir müssen morgen früh, jetzt, wo wir so zu sagen, am Ziele sind, näher darüber sprechen. Schröder meinte: er könne jetzt wohl reisen, worauf Cönen noch sagte, daß wir morgen nochmals zusammenkommen und Alles final abmachen wollten. Während dieser Unterhaltung foderte Cönen Bier bei mir und rauchte und trank." Dieses deutet allerdings darauf, daß Cönen's Erbitterung gegen Fonk, von dem er keinen Kaffee nehmen wollte, im Weichen war.

Nach Hahnenbein's Aussage habe Cönen auf dem Wege vom Wirthshause zum Markte nichts weiter zu ihm gesprochen, als: „er hätte wol dem Schröder etwas zu viel gesagt, hätte da auch etwas zu frei gesprochen in Beziehung auf Fonk." Deutete das auf einen noch raschern Uebergang in des jungen Cönen Gesinnung in Bezug auf seinen Feind?

Mehr als eine Möglichkeit, daß Cönen noch so spät zu Fonk kommen mögen, scheint freilich dadurch nicht gerettet. Cönen's Freunde sollen aus einem unzeitigen Ei-

fer für den guten Ruf des Unglücklichen die weitern Spuren von einem wiederhergestellten Vernehmen zwischen demselben und Fonk zu entfernen gesucht haben. Hahnenbein soll auf dem Todtenbette zu seinem Bruder gesagt haben: „Cönen hat sich ein Versprechen holen wollen, und hat sich den Tod geholt!“

Bevor wir die entferntern Anzeigen, wodurch die Glaubwürdigkeit der Hamacher'schen Angabe unterstützt werden soll, in Kürze betrachten, mögen wir, um in der Zeitfolge zu bleiben, der Versuche Beider, ihr Alibi am Mordabende zu beweisen, schon hier erwähnen. Das Publicum legte jener Zeit auf diesen Umstand ein großes Gewicht, und es verbreitete sich die Meinung, daß Fonk sein Alibi erwiesen habe. Wer mit uns die buchstäbliche Erzählung, wie sie aus Hamacher's Munde zu Papiere kam, für unwahr hält, und mit uns nur an eine dunkle Urheber- und etwaige Mitwissenschaft Fonk's an der That glaubt, für den erscheint diese Beweisführung sehr unnöthig. Wenn Fonk bei dem Morde nicht mit thätig war, ist es gleichgültig, wo man ihn während der Verübung desselben gesehen hat. Aber mit diesem positiven Beweise des Alibi sieht es auch überdem schwach aus. Zwei Autoritäten haben die völlig entgegengesetzten Ansichten sanctionirt. Der Revisionshof pflichtet der Ansicht der Geschworenen bei: Fonk hat sein Alibi nicht bewiesen. Die königliche Cabinets-Ordre, welche den Proceß beendete, erklärt: Er hat das Alibi bewiesen. Letztere soll, dem Vernehmen nach, sich zumeist auf das Zeugniß von Fonk's Gattin gründen, einer anerkannt wohlwollenden, tugendhaften und vortrefflichen Frau, wel-

che in ihren höchsten Nöthen, in der Verzweiflung um den Verlust des geliebten Mannes und des Vaters ihrer Kinder, ein Zeugniß nachträglich vor den höchsten Richterstühlen ablegte, das vor den vom Gesetze angewiesenen nicht angenommen werden konnte. Das Gesetz zwingt die Gattin nicht, gegen den Gatten zu zeugen; als Aequivalent für diesen der ewigen Sitte gewährten Erlaß fordert sie, daß die Gattin auch nicht für ihn zeuge. Die Geschworenen dürfen ihr Zeugniß selbst nicht einmal hören. Sie scheidet also, und mit Recht, vor den formalen Richterstühlen, wie vor denen, wo die Ueberzeugung sprechen soll, aus, und wenn diese doch auf Betheuerungen eines liebenden Weibes hören und darnach ein Urtheil sprechen, ist dies außerhalb der Sphäre jeder rechtlichen Beurtheilung, gleichwie jede Begnadigung nicht nach dem Gesetz gemessen werden darf.

Drei weibliche Domestiken Fonk's sind über diesen Umstand vielfach vernommen worden. Man hat sich die unnöthige Mühe gegeben, ihre Aussagen zu verdächtigen, Einflüsterungen und Bestechungen zu vermuthen. Wenn diese drei Mägde, oder zwei, oder nur eine von ihnen mit völliger Ueberzeugung ausgesagt hätten, daß sie vom Abend bis zur Mitternacht um Fonk und Zeuginnen seiner Reden, Bewegungen, Gänge gewesen, so wäre damit etwas festgestellt. Aber das Unbestimmte, was alle Drei bekunden, schließt die Möglichkeit der That nicht aus.

Sie sagen im Allgemeinen: daß Fonk in der Regel um 10—11, auch wohl um 12 Uhr zu Bett gegangen, in Summa, daß er nicht regelmäßig um eine bestimmte Stunde schlafen ging. Er arbeitete oft bis spät im Comtoir. Am Abende des 9., nachdem die Herren von der Conferenz fortgegangen, hätten sie Niemand Fremdes mehr gesehen und nichts Ungewöhnliches in der Nacht

gehört; auch in den folgenden Tagen nicht des Abends spät oder des Morgens früh.

Die Kindermagd Okt sagt: „Fonk ist gleich nach dem Weggehen jener fremden Herren zu mir auf das Kinderzimmer gekommen, von da ist er zum Abendtische und dann schlafen gegangen; ich habe nicht bemerkt, daß er unruhig war; er hat an jenem Abende sowie gewöhnlich mit den Kindern gespielt und in einem Buche gelesen."

Das wird an einem Tage wie an dem andern so gewesen sein. Hat die Kinderfrau ihn auf Schritt und Tritt begleitet, oder wird er, mit dem Mordplan im Kopfe, seine Dienstmädchen zu Zeuginnen seiner Unruhe, seines Nachsinnens gemacht haben? Wird er nicht im Gegentheil bemüht gewesen sein, die gewöhnliche Hausordnung möglichst zu beobachten, und wenn er auch vor ihren Augen in sein Schlafzimmer gegangen, kann er nicht nachher, als sie sich zu Bett gelegt, doch noch einmal ins Comtoir hinunter gegangen sein?

Die Dienstmagd Gallibert sagt zwar viel bestimmter über das Thun und Treiben des 9. November aus; sie verwirrt sich aber in den verschiedenen Tagen, daß schon um deswillen ihrem Zeugniß keine besondere Beweiskraft beizulegen ist. So wäre, ihr zufolge, Cönen noch mehre Tage nach seinem Verschwinden in das Haus gekommen. Bei einem folgenden Verhör in Cöln (sie wurde zuerst von den Gerichten von Mühlheim vernommen) sagt sie aber sehr naiv aus: „Ich habe das erklärt, ohne daß ich gehörig über die Sache nachgedacht hatte. Es ist wirklich wahr, daß Cönen an einem Vormittage zu Fonk ins Comtoir gekommen ist. Ich kann mich aber gar nicht recht erinnern, ob dieses vor oder nach der obgedachten Conferenz gewesen ist. Meine

schwächlichen Gesundheitsumstände und der Umstand, daß ich als Dienstmagd meines Herrn Geschäfte nicht genau beobachtete, sind Schuld daran, daß ich mich dieser Zeit nicht genau mehr erinnern kann."

Zu ganz unverdächtigen Zeugen, ihren spätern Dienstherren, soll die Gallibert gesagt haben: „Sie sei der Fonk'schen Sache wegen im Verhör gewesen und habe nur ausgesagt, was man sie befragt habe. Darum habe sie auch nicht erzählt, daß sie eines Abends (oder Morgens) den Küfer Hamacher und seinen Bruder mit Pferd und Karren und einem Faß zurückkommen (oder abfahren) gesehen habe."

Die Gallibert, diesen Zeugen gegenüber gestellt, leugnete Das; sie habe gar nichts erzählen können, weil sie gar nichts gesehen habe. Mag man Gewicht oder kein Gewicht auf dieses Zeugniß vom Hörensagen legen; die Gallibert und die Andern bezeugen doch nur, daß sie nichts von dem Vorfall wissen, was, ihnen zu glauben, durch nichts verhindert wird. Sie bekunden, daß an jenem Tage, oder besser um jene Tage herum, nichts Auffälliges im Hause vorfiel, kein besonderes Geräusch von ihnen wahrgenommen wurde. Sie können aber nicht bezeugen, daß der Mord nicht verübt sein kann. Es ist ausgemacht, daß Fonk oft, lange und einsam in die Nacht hinein in seinem Comtoir arbeitete; die Localität des Hauses ist eine solche, daß Cönen und Hamacher ohne bemerkt zu werden, hereinkommen konnten, wie es auch die Hamacher'sche Aussage angibt; wäre die Erzählung wahr, so wäre der Mord durch einen oder einige Streiche mit dem Bandmesser vollbracht worden, dann, als Cönen noch etwas winselte, erwürgte ihn Hamacher. Da läßt sich wol annehmen, daß müde Dienstmädchen, die ohnedem auch sonst kräftige Schläge gegen die Fässer im

Packhause als etwas ganz Gewöhnliches gehört haben werden, nicht von einem Morde erwacht sind, welcher so rasch und still vollbracht wurde.

Was aber weiß ein Dienstmädchen, dem ein Tag wie der andere in Arbeiten hingeht, und die sich am Abende nach der Ruhe sehnt, von einem Tage zu berichten, der ihr eben wie der andere verflossen ist, wenn sie acht Wochen nachher darüber vernommen wird? Nur etwas ganz Besonderes, etwas, was sie selbst betroffen oder ihre Neugier angeregt hat, wird festere Wurzel in ihrer Erinnerung schlagen, obwol auch da Irrungen und Selbsttäuschung in der Bestimmung der Zeit mitunterlaufen. Frage sich Jeder selbst, ob er von einem bestimmten Tag vor acht Wochen, an dem nichts Besonderes für ihn sich ereignet hat, Andern oder nur sich selbst wird Rechenschaft geben können. Ein gewissenhafter Mann wird, in Erkenntniß seiner eignen Gedächtnißschwäche jedes Zeugniß ablehnen. Bei weiblichen Gemüthern, zumal den ungebildeten, wirkt oft ein Kitzel der Neugier und Gewissenhaftigkeit, rückwärts zu blicken und die schwachen Erinnegen zu einer Vorstellung zu sammeln, woraus in der Geschichte der Criminalistik wol Zeugnisse entstanden sind, die mit dem besten Gewissen und dem Eifer der Ueberzeugung abgelegt, dennoch falsch waren. Aus diesen Alibibeweisen zu Gunsten Fonk's scheint nur Das hervorzugehen, daß am Abende des 9. Novembers im Fonk'schen Hause nichts vorging, was die Aufmerksamkeit der Hausleute erregt hätte.

Christian Hamacher hat sein Alibi nicht erwiesen, obwol er sich die äußerste Mühe gab. In seinen aus dem Gefängnisse geschriebenen und aufgefangenen Briefen versuchte er vergeblich, fast der Reihe nach bei seinen Be-

kannten, wo es nur möglich war, daß er da gewesen sein konnte, ein Zeugniß auszuwirken, daß er am Abende des 9. November dagewesen sei.

Ueber das Fahren der Leiche durch Christians Bruder, Adam Hamacher, ist eine weitläufige Untersuchung geführt, ohne daß man zu einer unzweifelhaften Gewißheit gekommen wäre.

Adam selbst bestritt das ganze Factum. Seiner nahen Verwandtschaft zu Christian wegen konnte er zu einem Zeugnisse weder gezwungen noch angenommen werden. Aber er suchte mit einem Eifer die That in Abrede zu stellen, der sich weniger durch die Furcht vor der kleinen correctionellen Strafe, welche ihn wegen heimlicher Hinwegschaffung einer Leiche treffen konnte, als durch die Furcht, seinem Bruder eine Capitalstrafe auf den Hals zu ziehen, erklären läßt. Den schwierigen Beweis: daß Adam Hamacher die Fahrt nicht habe thun können, weil er um jene Zeit nicht aus seinem Wohnort Sinnersdorf herausgekommen sei, haben Fonk's Vertheidiger nicht zu führen vermocht. Adam hätte durch zwei Tage jeden Augenblick von Zeugen begleitet sein müssen. Zwar wollen ihn Zeugen am Sonntag Abend (10. November) im Wirthshause gesehen haben; aber auf die er sich berief, mit ihm Karten an dem Abende gespielt zu haben, hoben durch ihre Verneinung dieses Factums jenes ihm vortheilhafte Zeugniß fast wieder auf. Der Wirth selbst sagte: daß er den Hamacher in seinem Hause, wohin er sonst zu kommen pflege, an jenem Sonntage nicht unter den Gästen gesehen habe.

Dagegen sagen andere Zeugen bestimmt aus, daß sie dem Adam Hamacher am Kirmeß-Sonntag (10. Novem-

ber) mit Karren und Pferd aus dem Dorfe und nach Cöln zu fahren gesehen. Ein andere Zeugin sah ihn am Kirmeß-Montage darauf gegen 9 Uhr Morgens, da sie auf dem Felde war, mit seinem Karren und Pferde zum Dorf hereinfahren, und dachte noch: der hätte wol einige Kirmeßgäste nach Cöln zurückgebracht.

Obgleich hier die den Landleuten wichtigen Kirmeßtage der Erinnerung hinsichts der so schwankenden Zeitbestimmung einen festern Haltpunkt leihen, so ist doch auf alle solche Zeugenaussagen aus der Erinnerung über bestimmte Tage nicht allzuviel zu geben. Hingegen sind zwei andere Zeugenaussagen bedeutender: Der 69jährige Anton Kamphausen zu Cöln und dessen Magd: Anna Maria Pops bezeugten: daß Adam Hamacher, nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse, vor ihnen eingestanden habe, daß er den Todten gefahren, mit dem Bemerken: „Was es ihn angehe, wenn er ein Faß zu fahren accordirt habe, was darin sei, Wein, Wasser oder ein Kerl."

Lambert Volberg, 65 Jahre alt, zu Cöln, bezeugte, daß Adam kurz nach seiner Entlassung ihm eingestanden: daß er das Faß wirklich, aber unschuldig gefahren habe.

Diese drei Zeugen bekunden eine Erinnerung aus einer Zeit, wo die Fonk'sche Angelegenheit bereits alle Gemüther beschäftigte. Was man davon hörte, faßte man mit ganzem Sinne auf, und das Gedächtniß hatte ein Interesse, es zu bewahren.

Wiewol der Wirth zum „goldnen Löwen" in Cöln so wenig als seine Leute etwas davon wissen wollen, daß Adam Hamacher am 10. November mit seinem Karren bei ihnen eingekehrt sei, was nach seines Bruders Aussage der Fall gewesen wäre, so scheint doch im Uebrigen

das Resultat der Ermittelung wenigstens diesen letztern Theil der Hamacher'schen Aussage nur zu bekräftigen und wird eine Anzeige mehr, wenn nicht unmittelbar gegen Fonk, doch gegen Christian Hamacher. — Adam Hamacher ist im Wahnsinn während der Untersuchung gestorben.

Fonk machte in seiner Vertheidigung darauf aufmerksam, daß das Bandmesser, womit er den Mord vollbracht haben solle, in seiner Wirthschaft zum Zuckerklopfen gebraucht werde. Das dort später vorgefundene trug allerdings die Spuren davon an sich. Wer entscheidet, wer kann beweisen, daß es dasselbe war? Christian Hamacher ist zu rechter Zeit nicht darnach gefragt worden. Bei ihm selbst fand man zwei Bandmesser. Seine Frau erzählte noch von einem dritten, welches aber vor einiger Zeit an einen ihr unbekannten Mann vom Lande verkauft worden. Der Gedanke, der dabei aufsteigt, daß es das verhängnißvolle Messer gewesen sein könne, wird doch kaum zur Vermuthung.

Die schon erwähnten Aussagen der beiden Policeibeamten, des Commissair Schönig und des Inspector Guisez, gehen dahin, daß am 27. Januar 1817, drei Tage vor dem berüchtigten Streit im Kümpchen, sie daselbst den Christian Hamacher bei der Flasche getroffen. Als Jemand ein Bandmesser zum Vorschein gebracht, sei Hamacher dabei außer Fassung gerathen, habe die Muskeln verzogen, sei bald blaß, bald roth geworden und habe auf Hahnenbein, Elses und Schröder geschimpft. Als ihn Jemand aufgemuntert, sich noch eine Flasche geben zu lassen, habe er es mit der Aeußerung gethan: „Er könne das wol, da er auf Kosten Fonk's zeche." Nach Aussage des Wirthes habe Hamacher vom November bis Ende Januar an 24 Thaler im Kümpchen ver-

trunken. Indessen hat man, bei den Ungehörigkeiten, welche die Policei sich im Anfang der Untersuchung zu Schulden kommen ließ, sowol auf diese Aeußerung als auf die in der Weinerhitzung beim spätern Streite im Kümpchen ausgestoßenen kein großes Gewicht gelegt. Bedeutender sind die Aussagen des 59jährigen Fabrikanten Wilhelm Mühlens und seiner Frau, welche noch vor Hamacher's Verhaftung, als das Gespräch auf Cönen's Ermordung kam, große Bestürzung, Zittern und Blaßwerden an ihm bemerkt haben wollen. Als Mühlens sagte, er möchte nicht um ein Königreich so etwas auf dem Gewissen haben, antwortete Hamacher in höchster Bestürzung:

„Jemmich Maria! laßt mich in Ruhe. Hahnenbein kann wol schweigen. Ist das der Dank, für all das Geld, was Fonk ihm gegeben? Der kann wol schweigen! Gesetzt, es geschähe ein Unglück in Euerm Hause, und ich wäre Euch bedient, sollt ich denn Derjenige sein, der Euch verriethe und ins Unglück stürzte? Dann müßte ich ein schlechter Kerl sein. Jemmich Maria, laßt mich doch in Ruhe!"

Im städtischen Depot wurde bekanntlich ein Gespräch zwischen Hamacher und seiner Frau von zwei Policeidienern belauscht, von denen der eine in der Nebenkammer, der andere unter dem Teppich des Tisches versteckt kauerte. „Was wird der Fonk sagen?" fragte die Frau. „Was soll der sagen," antwortete Hamacher, „für den thue ich es ja, oder für den habe ich's gethan." Der in der Kammer hörte das Eine, der unterm Tisch das Andere. Hamacher und seine Frau haben das Gespräch zum Theil selbst eingestanden; demselben läßt sich aber auch eine unschuldige Deutung geben, da Hamacher nur

den Streit im Kümpchen meinen mochte, wo er für Fonk's Ehre und Unschuld vermeintlich gestritten hatte.

Zumal verdächtig sind aber die schon oft erwähnten kurzen Briefe, welche Hamacher an seine Frau und Andere schrieb. Um sein Alibi zu beweisen, schickte er einem seiner Brüder eine falsche, auf den 9. November datirte Quittung von sich mit, damit derselbe seinen (Christians) Besuch bei ihm an dem Abende belegen könne. In allen den Briefen, zur Beischaffung eines Alibibeweises, versichert er seine Freunde, daß bei solchem Zeugniß nichts zu fürchten, nichts zu riskiren sei. In einem (vier Wochen vor seiner ersten Unterredung mit Herrn v. Sandt zu den Acten gekommenen) Briefe heißt es:

„— Sorge nur für einen oder zwei gute Advocaten; ich bin nicht bang. Meine Frau, die spricht gar zu viel. — Sprich nicht vor diesem Menschen mehr von Herrn Fonk; diesem Menschen traue ich nicht. Ich habe guten Muth."

In einem andern heißt es: „Meine Frau soll nichts sprechen von Herrn Fonk, vor keinem Menschen; ich bin noch wohlgemuth."

Hamacher hatte die vielleicht falsche Nachricht erhalten (durch Andreas Esser angeblich im Auftrage von Hamacher's Frau), daß, wenn er das Verbrechen auf sich allein nähme, er von Fonk und dessen Schwiegervater 3000 bis 4000 Thaler erhalten solle. Am 11. März 1817, am Tage nach der ersten Unterredung mit Herrn von Sandt schrieb er deshalb an seine Frau:

„Was glaubst Du wol? Hast Du lieber Geld oder mich, oder meine und deine Ehre? Das Geld ist wol gut, was mache ich in der Welt? Deine und meine Freunde sind nicht reich, aber doch ehrlich. Ob ich 3000 bis 4000 Thaler Geld habe, und vielleicht bekommen

wir uns nicht mehr zu sehen. Nun kannst du denken deine Sache. Du mußt mir mit der Frau Mittags Antwort schicken, dann heut Abend den Herrn von Sandt bestellen und dazu (kommen) und auch das Kind; und bring eine Bouteille Wein mit, die recht gut ist. Ich bin ein armer Mann! ich habe noch meinen ehrlichen Namen; schreib mir gleich Antwort."

Und trotz dieser Ueberlegung gab er am Tage darauf und in den nächstfolgenden die vollständige Erzählung vor Herrn von Sandt ab, worin er sich und Fonk des Mordes beschuldigte. Am Tage vorher hatte er dem Generaladvocaten noch nichts zu seiner eigenen Belastung erzählt; und gleich darauf, wie gerührt von Dem, was er selbst geschrieben, gibt er einer Wahrheit die Ehre und legt ein Geständniß ab, das ihn um das Geld, um die Ehre, um die Freunde, um Alles brachte. Hamacher war kein verworfener Mensch. So schrieb er in einem andern Briefe über sein Kind: „Wie ist es mit dem Kinde? Laßt es mir seinen Namen schreiben, damit ich sehe, ob es noch schreiben kann." Wäre es denkbar, daß ein verworfener Bösewicht, wie Andreas Esser, ihm auch diese Briefe eingegeben hätte?

Später, am 17. April 1817, schreibt er an seine Frau: „Ich kann noch zeugen, was ich will. Ich warte jetzt auf Hahnenbein, was der zeugt. Laß mir doch Antwort schreiben. Sag nicht so viel an die Leute."

An Sandt schreibt er: „Ich hoffe, Sie werden nicht ausbleiben und nehmen Hahnenbein zuerst vor, was der doch bekennt; der könnte mein Retter sein."

Wer noch geneigt wäre, Hamacher's Erzählung für ein reines Machwerk, das ihm von auswärts eingegeben worden, zu erklären, muß doch wenigstens aus der Art, wie er widerrufend noch immer zugestand, in Verbin-

dung mit diesen Briefen, die so viel ahnen lassen, erkennen, daß ein Einstudiren dieser ganzen Rolle, bei Hamacher's Charakter, fast die Grenzen des menschlich Möglichen übersteigt. Wenn er der Wahrheit, im Sinne der Vertheidiger, die Ehre gab, was gab er sie ihr nicht ganz, was widerrief er so unwillkürlich alle Augenblicke den Widerruf, was bewog einen Reinen zu diesen verdächtigen Briefen? Das diabolische System, welches alles Dieses ihm eingegeben hätte, nur damit er sich verdächtig mache, widerstritt ebenso den Gesetzen der Dummheit wie denen der Klugheit. Einflüsterungen und Machinationen haben stattgehabt von beiden Seiten; aber aus ihrem Conflicte sprossen jene Eingeständnisse auf, von Angst und Gewissensregungen eingegeben, welche uns wenigstens auf den Weg zur Wahrheit führten.

Es ist eine erwiesene Thatsache, daß Hamacher's Ehefrau den Policeicommissair Schönig durch ein mit Silber gefaßtes Krystallgefäß bestechen wollen, damit er ihren Mann desto eher losbringe. Hamacher's Bruder, Johann, hatte das Geld dafür, 22 Kronenthaler hergegeben. Der Umstand würde an sich keinen Verdacht gegen Fonk abgeben, wenn nicht ein (doch bereits abgesetzter) katholischer Geistlicher, Wolff, dabei mitspielte, welcher das Gefäß verkauft und den Rath gegeben haben soll. Daß das Geld und die ganze Machination von Fonk's Familie herrühre, ist nur Vermuthung geblieben. Daß eine Frau, gemeinen Standes, Bestechungen anwenden zu müssen glaubt, um ihren gefangenen Mann frei zu bekommen, liegt in der Natur der Verhältnisse. Die Machination ist aber fast zu plump, um daraus weitere Schlüsse zu ziehen.

Von andern Anzeigen, welche zum Beweise der Schuldbarkeit Fonk's und Hamacher's führen, werden folgende aufgeführt:

Fonk's Benehmen nach Cönen's Verschwinden. Die Geschworenen und die Richter letzter Instanz haben hierauf großes Gewicht gelegt. Wir, durch Zeit und Ort getrennt, vermögen dies nicht in dem Maße zu erkennen, als die der That und den Thätern näher waren. Fonk hat schon am 15. November an Koch in Neuß mit anscheinender Ruhe über das Verschwinden geschrieben, und allerhand Muthmaßungen darüber aufgestellt, die er in spätern Briefen zum Theil selbst wieder zurücknahm. Am 24. schrieb er ihm, über Schröder klagend, daß er den Verdacht auf ihn wälze. Aber er werde ihn überführen, daß seine (Schröder's) Motive alles Grundes entbehrten, denn seine Bücher seien richtig. Er wünsche deshalb nichts mehr, als daß Koch sogleich nach Cöln komme, um sich mit ihm darüber zu besprechen. Koch kam (am 25. November) und Fonk sprach zu Koch kein Wort über Cönen's Verschwinden. Koch, Fonk's aufrichtiger Freund, hat diesen Umstand, als auch ihm auffällig, zweimal bekundet. Ebenso hatte er an seinen Freund Büschgen einen Brief geschrieben, hinsichts seiner Vermuthungen über Cönen's Verschwinden, der fast die Abschrift des Briefes an Koch ist. Indem er aber hinsichts der für Schröder aufgemachten Rechnung darin schreibt: daß er ihm als Freund und ganz und gar nicht officiell sagen könne, daß diese Rechnung mit vieler guten Treue gefertigt sei, ist der Vermuthung Raum gelassen, daß der andere Theil des Briefes, über Cönen's Verschwinden, zur öffentlichen Mittheilung geschrieben worden.

Am 19. November gingen die drei Freunde und Verwandte Cönen's aus Crefeld, Hunzinger, Schram und Kaibel, nach Cöln, um über sein Verschwinden Nachforschungen anzustellen. Sie gingen zu Fonk am 22. November. Das Resultat ihres Besuches bei ihm war ein gesteigerter Verdacht gegen denselben, indem sie viele Merkmale seiner Verlegenheit und Befangenheit angaben. Hierin kann, ob sie gleich ihre Wahrnehmungen sofort aufschrieben, Täuschung mit untergelaufen sein, da sie selbst von der Theilnahme für den verschwundenen Freund und von Voreingenommenheit aufgeregt waren. Aber als factisch bekunden sie:

Fonk bemerkte zu ihnen, daß, wenn man ihn Anfangs wegen Cönen's Verschwinden zu Rathe gezogen hätte, er wichtige Aufschlüsse hätte geben können; jetzt erlaube seine Ehre und sein Gewissen ihm es nicht, und er würde, selbst wenn er den Urheber wüßte, selbigen jetzt nicht angeben.

Er las ihnen einen Brief vor, den er eben über Cönen's Verschwinden an einen Freund geschrieben hatte; fing, da er ihn ausgelesen, zu weinen an, und machte die Zeugen auf seine Thränen ausdrücklich aufmerksam.

Am selben Tag noch ging er zum Policei-Inspector Guisez, „ihn auch einmal über die Sache zu hören," über welchen Besuch Guisez seine Wahrnehmungen niederschrieb, deren Resultat ebenfalls ein gesteigerter Verdacht gegen Fonk war.

Hamacher's Frau stand, nach ihrer Aussage, seit ihres Mannes Verhaftung, mit Fonk in Verkehr. Als auch sie verhaftet wurde, gestand sie nach einigem Zögern: Sie sei etwa vier Mal bei Fonk gewesen, um sich Raths zu erholen. Fonk habe ihr immer gesagt: ihr Mann

säße nur um die Schlägerei im Kümpchen, er, Fonk, kümmere sich aber gar nicht um die Sache. Auch Frau Fonk hätte mehrmals geäußert: „Ihr müßt nichts sagen, sonst kommen sie hinter uns; um uns ist es zu thun. Als sie Fonk die Nachricht gebracht, daß ihr Mann in das Arresthaus abgeführt worden, habe sie wol gesehen, daß er seine Farbe verändert, bange und verstört geworden. Caution zu stellen für ihn, hätte er ihr widerrathen, denn man meinte doch, das Geld käme von ihm her. Wenn es vorbei wäre, würde er schon ihrem Manne den Schaden ersetzen. Er hätte ihrem Manne ja schon mehrmals geholfen, und ihm wol hundert Thaler auf Rechnung gegeben.

Was Hamacher's Frau, ein einfältiges und schwatzhaftes Weib, in ihrer Angst gesagt, darauf ist nicht viel Gewicht zu legen. Um so weniger, als bei Fonk's Schuldbewußtsein an die Dienste gedacht werden kann, welche Hamacher ihm bei der Steuerdefraudation geleistet hatte. Doch will auch die Wittwe des Advocaten Diepenbach von ihrem seligen Mann gehört haben: daß Frau Hamacher, bei Gelegenheit eines Zeichens, welches ihr Mann ihr aus dem Gefängniß zugeschickt, nachdem er das Bekenntniß abgelegt, Folgendes geäußert habe: „es wäre doch besser, daß nur ein Kopf fiele, als deren mehre; dann hätte sie doch noch zu leben mit dem Kinde." Die Diepenbach selbst will aber aus dem Munde der Frau Hamacher gehört haben: „jetzt wo ihr Mann bekannt habe, erhalte sie für sich und ihr Kind nichts mehr, und dürfe auch nicht mehr in das Haus von Foveaux kommen."

Der 46jährige Franz Höver sagt aus: Als Hamacher aus dem Depot ins Arresthaus gebracht worden,

habe die Hamacher, untröstlich über die Nachricht, angefangen, gegen Fonk zu schimpfen: „Fonk, der Spitzbube, der schlechte Kerl, hat meinen Mann dazu verführt. Er versprach ihm, das Ganze würde verschwiegen bleiben." Darauf sei er mit ihr zu Fonk gegangen, der ihr zugeredet, sich nur standhaft zu halten, indem es doch nur auf ihn abgesehen sei.

Noch glaubte man eine gewichtige Anzeige in einem andern Umstande zu erhalten. Der Bäcker Engels, Fonk's Nachbar, welcher mit demselben einen gemeinschaftlichen Brunnen hatte, fand in demselben, zwischen Ostern und Pfingsten 1817, einen Hut, den er, ohne etwas Arges zu denken, fortwarf. Als man darauf aufmerksam wurde, hatte ihn der Hofhund schon zerrissen. Aber die Möglichkeit, daß dies Cönen's Hut gewesen sein könne, verursachte weitläufige Untersuchungen, die indessen nur ein geringes Resultat herbeiführten. Die Fonk'sche Familie sollte nicht aus dem Brunnen getrunken haben, weil das Wasser trübe sei, sie hatte den Engels veranlaßt, den Brunnen zuzudecken, ihn gegen Andere abzuschließen; auch waren Unterhandlungen wegen Verkaufs des Platzes, auf dem der Brunnen stand, oder des ganzen Grundstückes angeknüpft worden. Desgleichen will man Unordnungen in der obern Sandlage des Brunnens, als man ihn ausgrub, gefunden haben, die nicht mit dem Normalzustande eines Brunnens stimmten; aber außer einem oder einigen großen Steinen, von denen man nicht wußte, wie sie hineingekommen, fand man nichts Verdächtiges.

Dies das Wesentliche, was in dem siebenjährigen Riesenprocesse gegen Fonk und Hamacher zur Sprache kam. Die Verhandlungen haben gegen den einen An-

fangs mit Angeschuldigten nicht mehr ergeben, als schon angeführt ist. Dennoch kann man sich bei Durchlesung des Processes nicht allen Verdachtes gegen Hahnenbein entäußern. Seine Aeußerung auf dem Todtenbette, wenn sie wahr ist, deutet auf ein Mehrwissen. Er war es, der zuletzt, und allein in der Nacht mit Cönen ausging; an seiner Seite ist er verschwunden. Hamacher beschuldigt ihn nicht, aber er verdächtigt ihn durch seinen freudigen Ausruf: „Ja, wenn Hahnenbein ihn (Cönen) bis an die Thüre begleitet hätte, das wäre ja ein schöner Beweis!" Auch Hahnenbein's Stellung zwischen Fonk auf der einen und Schröder und Cönen auf der andern Seite ist eine verdächtige. Der Buchhalter seines Herrn, der seinen Herrn heimlich des Betruges denuncirt und doch bei ihm bleibt! Es ist die Vermuthung ausgesprochen worden, daß Hahnenbein für sich und in eigenem Interesse, den Cönen vielleicht weggeschafft habe, aus Besorgniß, seinen Dienst bei Fonk zu verlieren, falls Cönen ihn als die Quelle der Angabe von Fonk's Betrügereien nennen und dies etwa mit einem Briefchen belegen würde, welches, dem Zeugen Büschgen zufolge, Cönen von Hahnenbein erhalten haben soll. Aber alle Beweise fehlen dafür. Im Gegentheil fuhr Hahnenbein, auch nach Cönen's Verschwinden fort, übel über Fonk zu reden. Er stand während der Untersuchung isolirt da, und suchte offen gegen Fonk dessen Betrügereien zu behaupten und darzulegen. Später verließ er Fonk's Dienste gegen dessen Willen.

Fonk's Proceß, fast gleichzeitig mit dem über die Ermordung des Fualdes, erregte eine Aufmerksamkeit, die selbst heute noch nicht ganz abgestorben ist. Alle Hauptpersonen des Dramas sind abgetreten, ohne auch nur in einem: „bei Seite" eine Andeutung des unenthüllten Räthsels hinterlassen zu haben. Aber die Untersuchung über den ermordeten Cönen und den Mörder Fonk war mehr als ein gewöhnlicher Criminalproceß; sie wurde zum Proceß darüber, ob das Geschworenengericht in den Rheinprovinzen fortdauern oder aufhören solle? Aus den Mängeln dieses einen, allerdings eminenten Criminalprocesses wollte man die Ungerechtigkeit und Unstatthaftigkeit des ganzen Gerichtsverfahrens, welches den Rheinländern lieb geworden, beweisen. Wenn die Denunciaten gegen Fonk mit ungebührlicher Leidenschaftlichkeit auftraten, so wurden sie von den Gegnern des Geschworenengerichts darin noch überboten. Die Presse lieferte eine ganze Fonk'sche Literatur, zum Theil dickleibige Werke, deren Mehrzahl Fonk's Unschuld nur mit der Absicht versicht, um die Schuld der Geschworenengerichte darzuthun. An hohem Beistande gebrach es den Feinden desselben nicht. Dennoch haben sie nicht gesiegt. Fonk's Haupt wurde zwar gerettet, aber nicht sein Ruf. Manchen Ungebührlichkeiten bei Einleitung der Processe vor den Geschworenengerichten wurde durch königliche Verordnungen gesteuert; das Geschwornenverfahren selbst konnte nicht mehr durch ein Machtgebot ausgetilgt werden. Zwar in seiner jetzigen Entstehung eine neue französische Schöpfung, aufgedrungen durch die Gewalt der Fremdherrschaft, auch unleugbar mangelhaft, bewies sich doch, daß ihr Stamm ein uralt deutscher war, welcher in dem vaterländisch rheinischen Boden wieder Wurzel geschossen hatte.

Diese Fonk'sche Literatur ist so zahlreich, daß wir Anstand nehmen, die einzelnen Werke hier bei Namen aufzuführen. Aber der Gedanke, daß an einem Unschuldigen ein Justizmord begangen werden könne, weckte nicht allein die Feinde des Assisenverfahrens und der französischen Gesetzgebung; auch die alte deutsche Humanität erhob sich von allen Seiten, um ihre Stimme für den Verfolgten abzugeben. Fonk's Freunde und Verwandte suchten umher nach Vertheidigern in den juristischen und medicinischen Facultäten, nach Vertheidigern vor dem großen Publicum und dem höchsten Richter im Königreiche — wer will es ihnen zum Verbrechen anrechnen, selbst wenn sie zu verzweifelten Mitteln griffen, und als das unglücklichste darunter zu der gehässigen Verdächtigung der Charaktere und Motive der öffentlichen Ankläger? Aber von selbst kamen ihnen deutsche Ehrenmänner entgegen, die über allen Verdacht, daß andere Motive als das heilige Gefühl des Rechtes sie antrieben, hinaus sind.

Ein ehrwürdiger Greis und ausgezeichneter Jurist in Dresden, der 68jährige sächsische Hof- und Justizrath Dr. Johann Nikolaus Bischoff, schrieb, durchdrungen von Fonk's und Hamacher's Unschuld, ein Werk, betitelt: „P. A. Fonk und Hamacher, deren Richter und die Riesenassisen zu Trier" (Dresden 1823), dessen Tendenz sich aus folgender Widmung ergibt: „Dem durch harte Leiden erprobten und bewährt gefundenen Kreuzträger; dem wegen angeschuldigten Mordes über fünf Jahre von Kerker zu Kerker geschleppten, bei einem großen Theile des In- und Auslandes tückisch verlästerten, im Juni 1822 von der Riesenassise verurtheilten, seitdemnoch jetzt im Kerker dem Tode standhaft ins Antlitz

schauenden Peter Anton Fonk, rechtschaffenem Kaufmanne zu Cöln, als Beweis ungeheuchelter Theilnahme, Hochachtung und Liebe gewidmet vom Verfasser."

Dies Werk war von entscheidendem Einfluß auf die Stimmung im nördlichen und im östlichen Deutschland. Wie glaubhaft versichert wird, hat es nicht wenig zu der königlichen Entscheidung des Processes beigetragen. Aber wäre diesem beredten und uneigennützigen Vertheidiger in seinen Anführungen voller Glauben beigemessen worden, so hätte der Proceß nicht allein mit Fonk's Freigebung, sondern mit der Verurtheilung des Generaladvocaten von Sandt und mit der Absetzung des Appellationsrath Essertz enden müssen. Mit dem heiligen Zorne der Entrüstung denuncirt der Verfasser gegen beide Beamte, und will das ganze Hamacher'sche Bekenntniß nur und allein als eine Eingebung von außen, veranlaßt durch Sandt, bewirkt durch Verbrecher in dessen Diensten, bekräftigt durch gewissenlose Protokollführung des Untersuchungsrichters und unterstützt durch die Folter des Gefängnisses und das aufgereizte Rachegefühl eines einfältigen Menschen, darstellen. Wer sich zu der Ueberzeugung zwingen kann, daß ein Geständniß, wie das Hamacher'sche, ohne Schuldbewußtsein, allein durch die Intriguen und Gefängnißqualen erpreßt worden sei, mag dem Urtheile des würdigen Greises beistimmen, der, trotz seines aufblitzenden Hasses „gegen die Bonaparte'schen Geschworenen," in seinen Motiven reiner Menschenliebe unverdächtigt dasteht. Die höchste Macht hat nur auf die vertheidigende, nicht auf die anklagende Seite seiner Schrift Rücksicht genommen.

Unter den altpreußischen Juristen schien die Mehrzahl der Stimmen sich dafür zu einigen: daß Cönen's Er-

mordung als erwiesen anzunehmen sei, daß Motive der That bei Fonk zwar wahrscheinlich, aber nicht vollständig dargethan wären, daß ihn ein Verdacht der Thäterschaft oder Mitwissenschaft treffe, und er sein Alibi nicht erwiesen habe, daß demnächst nur auf eine Freisprechung von der Instanz zu erkennen sei.

Daß der Monarch im Wege der Gnade das Urtheil des Gerichtshofes modificiren würde, konnte man erwarten; vielleicht, daß er, nicht überzeugt von den Gründen, welche Geschworene und Richter bestimmten, dem Urthel seine Bestätigung verweigern werde. Unerwartet kam die Cabinetsordre vom 28. Juli 1823, deren wörtlicher Inhalt folgender ist:

„Ich habe mir den Fonk'schen Criminalfall ausführlich vortragen lassen und daraus entnommen:

1) Daß der Thatbestand der Ermordung des am 12. December 1816 im Rhein vorgefundenen Wilhelm Cönen nicht unbezweifelt feststeht;

2) daß der Widerruf der Aussage des Küfermeisters Hamacher, die seine eigene und die Anschuldigung des Kaufmanns Fonk enthält, weit mehr begründet ist, als die beschuldigenden Aussagen;

3) daß das Alibi des Kaufmanns Fonk hinreichend nachgewiesen ist;

und ich kann daher weder den Fonk, noch den Hamacher straffällig finden, den Ausspruch des Assisenhofes also nicht bestätigen, oder eine geringere als die erkannte Strafe eintreten lassen. Hieraus folgt die Freilassung des Angeklagten von selbst."

Der Chef der Justiz nahm diesen königlichen Spruch als eine absolutio ab instantia und legte, den gesetzlichen Vorschriften gemäß, dem so vorläufig Freigesprochenen die Tragung der Kosten auf. Durch spätere

königliche Entschließung wurden aber auch diese niedergeschlagen.

Fonk reiste bald darauf nach Norddeutschland und Berlin, um in Person seinen Gönnern und Vertheidigern seinen Dank abzustatten. Es ist schon angeführt, daß sein persönliches Erscheinen einen meist verschiedenen Eindruck von der Vorstellung machte, welche die auf seine Unschuld schworen, sich von ihm gebildet hatten. Was die drei Freunde Cönen's, welche ihn am 22. November 1816 aufsuchten, schon beobachtet hatten, wollte man auch hier finden. Ein so tief Gekränkter, der das Bewußtsein vollkommener Unschuld in sich trug, hätte anders auftreten, anders sprechen müssen. Er suchte durch Thränen zu rühren und durch Beweise über diese und jene Umstände, durch Vorlesen von Briefen, Bücherstellen die Gegenwärtigen für sich zu gewinnen. Man wollte Kunst bemerken, aber nicht Wahrheit. Einem damals sehr beliebten dramatischen Dichter, der theilnehmend den, wie er glaubte, hart verleumdeten Dulder aufgesucht, machte er den Vorschlag, von seiner Geschichte eine Tragödie zu schreiben. Dem Dichter schien Fonk nicht der Mann, der eine dichterische Verklärung vertrüge. — Ein anderer berühmter Dichter in Dresden, dessen psychologische Schöpfungen wir bewundern, versichert, wenn er je einen Mann gesehen, der nicht wie ein Mörder ausgesehen, so sei es Fonk.

Peter Anton Fonk ist am 9. August 1832 zu Goch bei Cleve, wo er geboren ist, verstorben. Durch eine Erbschaft war er vor seinem Tode wieder in eine glücklichere Lage gekommen, die ihm wenigstens für den Ruin seines Vermögens Ersatz gab. Seine Kinder stehen in gutem Ansehen. Seine Gattin ist gestorben; Hamacher,

Schröder, Hahnenbein, auch Herr von Sandt, ja fast alle Zeugen des unenthüllten Geheimnisses ruhen im Grabe. Die verbreitete Nachricht, daß die Florentinerin auf ihrem Sterbebette über Cönen's Tod Bestimmtes ausgesagt habe, ermangelt aller Bestätigung.

Die Marquise von Brinvillier.

1676.

In Paris glänzte während der Regierung Ludwig des Vierzehnten eine Frau von großer Schönheit und ausgezeichnetem Geiste. Ihre Abkunft, ihr Rang und ihr Reichthum unterstützten die Ansprüche, welche sie vermöge jener beiden Eigenschaften in der höchsten Gesellschaft geltend machte. Ein Gestirn des Tages, bewundert und gefeiert bei ihren Lebzeiten, wurde sie auch nach ihrem Tode zu einem, aber einem Meteor, vor dem die ganze Menschlichkeit erschrickt. Ihr fürchterlicher Name bezeichnet noch jetzt, nach hundert und siebenzig Jahren, ein eigenes schauderhaftes Verbrechen, oder vielmehr eine ausgebildete Verbrecherkrankheit, die man gern für eine Abnormität der weiblichen Natur erklärte, wenn die Brinvillier nicht leider in letzter Zeit und in Deutschland Nachfolgerinnen gehabt hätte, welche, ohne von ihrem französischen Vorbilde zu wissen, dasselbe noch an moralischer Scheußlichkeit und Furchtbarkeit in der Wirkung übertreffen.

Die Marquise von Brinvillier stammte aus einem uralten, berühmten französischen Geschlechte. Ihr Vater, Drogo d'Aubray, ein geachteter Beamter, bekleidete

die Stelle eines Civillieutenants beim Chatelet zu Paris. Noch ziemlich jung verheirathete er seine Tochter Maria Margaretha d'Aubray mit dem Marquis von Brinvillier, der, was adelige Abkunft, Vermögen und Rang anbetrifft, seiner Braut gleich stand. Aber es scheint eine Heirath gewesen zu sein, wo gleich wie in den meisten Ehen unter den höheren Ständen in Frankreich, eben nur jene äußern Glücks- und Rangsverhältnisse abgewogen wurden.

Der Marquis, Obrister in königlichen Diensten und Commandeur des Regiments, welches nach der Normandie den Namen führte, war ein Lebemann, Wüstling und Verschwender, wie die Mehrzahl der französischen Edelleute, welche unter den Auspicien eines schwelgerischen Hofes, in der Sittenlosigkeit der Hauptstadt Vergessenheit und Ersatz mit vollen Zügen einschlürften für die verlorenen edlern Güter, für die alte Freiheit und die feudale Unabhängigkeit. Richelieu und sein Nachfolger, und endlich der vierzehnte Ludwig, hatten mit diabolischem Scharfsinn die Natur des französischen Charakters studirt, und denselben Adel, den sie fürchteten, und unter dessen Trotz das Regiment ihrer Vorfahren zitterte, in ein Capua geführt oder in die Höfe des Venusberges, wo seine gefährliche Kraft ohne andere Wirkung als die der Selbstvernichtung austobte. Mit demselben französischen Ungestüm, mit welchem die Nation einst zu den Kreuzzügen stürzte, zur Verfolgung der Hugenotten und später dem Phantom nach der jacobinischen Freiheit und Gleichheit, der napoleonischen Gloire, stürzte und kämpfte sich der französische Adel in das Meer wüster Sittenlosigkeit, eitlen nichtigen Treibens, welches schlaue Regenten vor ihm aufthaten und mit dem Sonnenschein der Majestät beleuchteten. So maßlos

war dies Drängen nach der Thorheit, daß schon in hundert Jahren das Mark dieses einst allmächtigen Adels dergestalt verzehrt war, daß sein verachtetes und gehaßtes Schattenbild dem Sturme weniger Jahre erlag. Der Marquis von Brinvillier verschwindet aus der Geschichte seiner Gattin; seine eigene ist aber nur die der Mehrzahl seiner Standesgenossen. Wo die Grundsätze eines Mannes, eines Offiziers und Cavaliers die sind: aller bürgerlichen Sitte Hohn zu sprechen, wo Liederlichkeit und Verschwendung für adelige Tugend, wo es für lächerlich und philisterhaft gilt, keine Schulden und keine Maitressen zu haben, und ein geordneter Haushalt einen gemeinen Sinn andeutet, wo der Ehegatte bei den Fehltritten der Gattin nicht allein ein Auge zudrückt, sondern ihr selbst den Verführer zuführt und in fürchterlichem Leichtsinn der Verkehrtheit selbst die Stimmen auslacht, welche nur die äußern Convenienzgesetze wollen erhalten wissen, da wird zwar die Verirrung eines Weibes, wie die Brinvillier, nicht gerechtfertigt; aber wir blicken in einen bodenlosen Zustand von Unsitte, wo es große Kraft für ein Weib bedarf, sich aufrecht zu erhalten, und wo große Fehltritte, wo Verirrungen einer außerordentlichen Natur zur entsetzlichsten Unnatur erklärlich werden.

Die Marquise von Brinvillier war schön, aber keine auffällige imponirende Gestalt. Sie war nur von mittelmäßiger Größe. Von jener wilden Leidenschaftlichkeit, jener dunklen Glut des Auges, dem italienischen verzehrenden Feuer des Blickes, welche wir in Erinnerung ihrer Thaten und ihres Namens uns denken können, sah man nichts an der feinen Französin. Ihr Gesicht war rund und freundlich, von den regelmäßigsten Zügen, die nur ein innerer Eindruck veränderte. Sie war vollkommen Herrin ihrer Bewegungen, ihrer Blicke und Sprache.

Unmuth, Laune und Krankheit beherrschten und änderten niemals ihre Liebenswürdigkeit. Ihre Zeitgenossen sagen: wenn ihre Schönheit ihr alle Herzen unterwarf, so gewann der Reiz jener Heiterkeit, welche immer das Kennzeichen einer sanften, reinen, niemals von Gewissensangst beunruhigten Seele ist, ihr das Zutrauen Aller, welche sich ihres gesuchten Umgangs erfreuten.

Und so ward sie gesucht, bewundert, angebetet und gefeiert, auch als schon ein großer Theil ihres Wandels bekannt sein mußte. So lange die äußersten Grenzen des Anstandes beobachtet waren und kein offenkundiger Scandal störend dazwischen trat, konnte auch eine lasterhafte Frau auf allgemeine Achtung in jener Luft, die von dem Hofe des vierzehnten Ludwigs über Paris wehte, Anspruch machen. Aber auch nachdem jene letzten Schranken durchbrochen waren, als sie dastand als ein Scheusal, ihre Verbrechen nicht vermuthet, sondern erwiesen waren, auch da hatte sie einen mächtigen Anhang, bedeutenden Einfluß; der Arm der Gerechtigkeit mußte sich krümmen, um sie zu ergreifen. Auch da noch hatte sie leidenschaftliche Freunde, Bewunderer, und ein katholischer Geistlicher konnte es wagen, unter den Verwünschungen des Volkes, sie für eine Heilige zu erklären. Das deutet auf eine diabolische Macht, welche diesem Weibe innewohnte, oder, will man das nicht, auf bereits so zerrissene sociale Zustände, daß man sich nur darüber wundern darf, daß die französische Revolution nicht schon früher einbrach und einem verfaulten Staatsgebäude ein Ende machte, wo Parlament und Geistlichkeit mit der ruchlosesten Giftmischerin, wenn nicht unter einer Decke spielten, doch sie unter ihrem Mantel zu verbergen suchten.

Die Marquise von Brinvillier ist von Niemandem

verführt worden. Dies dürfen wir nach den Ergebnissen ihres Processes, nach ihrer eigenen Beichte, als eine moralische Gewißheit vorausschicken. Die Sündhaftigkeit, welche, kaum bedeckt vom Mantel der Religion, in den höhern Ständen grassirte, hatte schon die Jungfrau, vielleicht schon das Kind ergriffen. Sie war reif im Laster, als sie die leichtsinnige Ehe mit dem noch leichtsinnigern Gatten schloß. Der Wandel desselben bestärkte sie nur in dem ihrigen und erleichterte ihr die Last, welche sie, um den äußern Anstand zu bewahren, auf sich nehmen mußte. Aber in den Acten erscheint als ihr Verführer ein männliches Scheusal, unter dem Namen: Sainte-Croix. Sein eigentlicher Name soll Godin gewesen sein; doch schweben über seinen Ursprung verschiedene Gerüchte, welche nicht aufgeklärt sind. Nach Einigen war er ein natürlicher Sohn aus einem hohen Hause, nach Andern stammte er auf rechtmäßige Art aus einer guten Familie, hatte aber Gründe, diese Abkunft zu verbergen. Gewiß ist nur, daß er in der Welt als ein Abenteurer ohne Vermögen, auf jede Weise sein Glück zu machen versuchte und daß es ihm gelungen war, bei dem Reiterregiment Tracy eine Capitainsstelle zu erhalten.

Sainte-Croix hatte eine glückliche Bildung, sein Gesicht verrieth Geist. Geschmeidig in Blick, Bewegung, Gespräch, schien er nur da, der liebenswürdigste Diener seiner Umgebung zu sein. Sein ganzes Trachten ging anscheinend allein dahin, Andern eine Freude zu machen, ohne zu fragen, ob die Freude sich mit seinem oder irgend eines Andern Gewissen vertrug. Schlug ihm eine Schöne vor, Buße zu thun und fromm zu leben, so ging er eben so leicht und mit so vielem Vergnügen darauf ein, als wo man ihn zur Theilnahme an einem

liederlichen oder ruchlosen Streich auffoderte. Mit dieser Schilderung stimmt es freilich nicht ganz, daß er bei Beleidigungen empfindlich und in der Liebe zärtlich und sogar eifersüchtig gewesen sein soll. In beiden Eigenschaften tritt er indessen in unserer Geschichte nicht auf, und wir mögen unsern Zweifel deshalb ruhen lassen. Aber alle jene Talente verhalfen ihm doch nicht zu dem Zwecke, den er erstrebte, zu einem Einkommen oder einer Stellung, welche ihm die Mittel böten, seinem Vergnügen und seiner Verschwendungslust, wie er wollte, zu fröhnen.

Auch Sainte-Croix tritt aus dieser Geschichte ab, bevor er eigentlich aufgetreten ist. Denn erst mit seinem Tode beginnt der Proceß, durch den er zu Ruf kam. Wie er angefangen und was er vollbracht, blieb auch für jene Zeit im Dunkel ruhen. Nur Das weiß man, daß er, als alle andern Mittel fehlschlugen, oder doch nicht den gewünschten Erfolg hatten, zur Giftmischerei seine Zuflucht nahm und dies Gewerbe mit einer furchtbaren Geschicklichkeit betrieb. Aber man weiß auch, daß er einige Jahre vor seinem Tode zugleich die Rolle eines Andächtigen zu spielen für gut fand. Er soll selbst geistliche Bücher geschrieben haben; und während er bis zum Augenblick, wo ihn der Tod überraschte, sich mit Giftkochen beschäftigte, tönte seine Rede vor den Leuten wieder vom Lobe Gottes und all dem inbrünstigen Wortschwall, womit die modernen Frommen damals ihr Glück in der Weltlichkeit zu machen suchten.

Der Marquis von Brinvillier suchte das Vergnügen, und Sainte-Croix wußte es zu finden; Grund genug, daß zwei Feldcameraden, von denen der eine das Geld suchte und der andere es hatte, sich fanden. Sainte-Croix kehrte als Brinvillier's Freund aus dem Felde

zurück; er ward in sein Haus eingeführt, und bald der unentbehrliche Hausfreund und der stille Anbeter, Geliebte und — Lehrer der Hausfrau.

Beide hatten freie Hand, zu thun, was sie wollten. Der Marquis lebte zu sehr außer dem Hause, in einem Schwall von Zerstreuungen, um die Schritte der Gattin im Auge zu behalten. Auch lag ihm nichts weniger am Herzen, und er dankte es Denen nicht, welche es für ihre Pflicht hielten, ihn auf sein Recht aufmerksam zu machen.

Im Gegentheil brachte seine Verschwendung sein Vermögen in solche Unordnung, daß seine Gattin sich für berechtigt hielt, ihr Eingebrachtes zurückzunehmen und eine besondere Wirthschaft zu führen. Dieser Schritt sprengte in der Regel die letzte Schranke des äußern Anstandes. Das Weib ward dadurch frei, und die Marquise konnte die wenige Achtung, welche sie noch für die Ehre eines Gemahls gehabt, der ihr nie einen Verdruß bereitet, nun ganz aus den Augen setzen und ihren Neigungen leben.

Es wußte Jedermann von ihrem vertrauten Umgang mit Sainte-Croix, und von der Leidenschaftlichkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der sie ihn liebte, gingen die ärgerlichsten Geschichten um. Da sie indessen auf den Marquis, ihren Gemahl, nicht den geringsten Eindruck machten, fühlte sich der Vater der Marquise angeregt, von seiner väterlichen Gewalt Gebrauch zu machen. Herr von Aubray bediente sich zu einem guten Zwecke der traurigen Mittel, durch welche einflußreiche Männer in jener Zeit sich ihrer lästigen Gegner zu entledigen suchten. Er erwirkte sich einen lettre de cachet gegen den Capitain Sainte-Croix und machte, in unsern Augen, den öffentlichen Scandal, den er beseitigen wollte,

dadurch nur noch ärger, daß er, den königlichen Brief in der Hand, den Capitain auf offener Straße verhaften ließ und zwar im Wagen und an der Seite der Marquise. Sainte-Croix mußte nach der Bastille wandern.

Das Mittel war das am unglücklichsten gewählte, wenn es die Marquise von ihrer Zuneigung für Sainte-Croix abbringen sollte. Die Entfernung von dem gefangenen Geliebten steigerte vielmehr ihre Leidenschaft, und die öffentliche ihm und ihr angethane Schmach empörte sie und rief die in ihrem Busen noch schlummernden Rachegeister wach. Sie gelobte ihm bei sich ewige Treue und Ersatz für die ihretwegen erduldeten Leiden. Ja dieses unglückliche Mittel verwandelte zuerst die liebeglühende, aber unschädliche Sünderin zu einer gefährlichen Verbrecherin. Es lehrte sie, ihre Gefühle und Gedanken bei sich zu bewahren, und die teuflischen Entschlüsse, die allmälig zur That und zu einer Saat und Ernte gräßlicher Thaten wurden, unter der Maske einer feinen anständigen Aufführung zu verbergen. Sie, in ihrer Freiheit, studirte die Kunst der Heuchelei aus dem Grunde. Nach einigen öffentlichen Thränen schien die Reue in ihr mächtig zu werden. Ihre Traurigkeit täuschte die Welt. Sie war besser als ihr Gemahl. Der lachte und sie weinte. Man nimmt es und nahm es mit der Buße in Paris nicht so genau. Die Fahne ward schnell über die schöne Reuige geschwenkt, und da sie vor ihrem Vater jeden fernern Umgang mit dem Abenteurer abschwor, gelang es ihr, auch diesen vollkommen zu täuschen und zu versöhnen. Er schenkte ihr wieder sein volles Vertrauen und die innige Zuneigung zwischen Vater und Tochter war hergestellt.

Auch Sainte-Croix lernte durch das Unglück, welches

ihn betroffen; aber nicht die Verstellung, in der er vor seiner Verhaftung bereits Meister war. In der Bastille hatte er mit einem gefangenen Italiener Umgang. Daß dieser, dem der Zufall oder die Memoiristen den Namen Exili geben, einen Abenteurer, wie Sainte-Croix, die Süßigkeit der Rache erst sollte kennen gelehrt und ihn angetrieben haben, sich für die Schmach an der Familie d'Aubray zu rächen, lassen wir dahin gestellt. Auch daß Exili ihn darauf aufmerksam gemacht haben sollte, wie die Franzosen bei ihren Verbrechen zu ehrlich wären und zu viel Einfalt besäßen, als daß sie mit eigener Hand Rache nehmen und doch hinter dem Vorhang bleiben könnten, mögen wir als die französische Ausschmückung einer Geschichte hinnehmen, wo es gilt, die Schauder des entsetzlichen Verbrechens für das Nationalgefühl zu mildern. Aber daß der Italiener mit mehr Scharfsinn haßt und seine Rache methodischer ist, auch daß er in der Kunst, sich hinter die Gardine zu stellen und in Ruhe und Sicherheit an den Wirkungen der seinen Feinden gelegten Minen zu erfreuen, erfahrener ist als der hitzige Franzos, ist ein Erfahrungssatz, den die Geschichte bezeugt; und wir mögen es glauben, daß Sainte-Croix darin bei dem Italiener Unterricht nahm. Exili stellte ihm die Thorheit vor, einem Feinde einen tödtlichen Stoß beizubringen, damit dieser schnell und ziemlich schmerzlos sterbe, während den Rächer seiner Ehre dafür eine lange Untersuchung und ein grausamer schimpflicher Tod erwarte. Er machte ihn darauf aufmerksam, wie man in Italien feine und versteckte Gifte zuzubereiten verstehe, die das Auge und die Kunst des geschicktesten Arztes betrögen. Einige wirkten langsam und verzehrten den Körper nach und nach durch tödtliche Mattigkeit, andere griffen geschwind und heftig an; beide aber ließen

keine Spur nach sich, aus der man die wahre Ursache des Todes errathen könnte. Sainte-Croix konnte so wenig als wir über die Wahrhaftigkeit dieser Angaben des Italieners in Zweifel sein; denn von wie vielen Giftmorden auch die beglaubigte Geschichte in Italien berichtet, so weiß man doch von sehr wenigen deshalb anhängig gemachten Criminalprocessen und von keinem, welcher dem der Brinvillier an die Seite gesetzt werden könnte. Die Opfer siechten hin, die Welt vermuthete oder wußte weshalb; aber die Justiz hatte selten etwas damit zu thun, und es blieb in der Regel den gekränkten Angehörigen überlassen, ob sie dem Gift durch Gegengift begegnen konnten und wollten.

Der Franzose zauderte nicht, die willkommene Gelegenheit zu ergreifen und Unterricht bei einem Meister zu nehmen, den ihm das Glück so unerwartet zuführte. In den dunkeln Räumen der Bastille war Stille und Verschwiegenheit genug, den Lehrcursus in der höllischen Pharmacie zu beginnen. Was hier sein Eifer und seine Wißbegierde nicht erreichte, das vollendete später sein fortgesetztes Selbststudium. Denn die Bahn war ihm nun gebrochen, sich seiner Feinde und die ihm im Wege standen, ohne eigene Gefahr zu entledigen, und, indem er seiner Rache fröhnte, genügende Reichthümer in die Hände einer Frau zu spielen, welche er sich durchaus ergeben wußte, und mit der er die Beute nach Belieben theilen konnte.

Sainte-Croix ward nach Verlauf eines Jahres wieder frei. Er ging in das Maskenspiel seiner Buhlerin ein, und zeigte sich nicht mehr öffentlich bei derselben. Im Gegentheil that man vor der Welt Alles, um den Glauben zu bekräftigen, daß zwischen ihnen ein völliger Bruch eingetreten sei. Im Geheimen ward ihr Bund

inniger denn zuvor; statt der Sünde verknüpfte sie das Verbrechen. Keine einzelne That; es ward ein Bund, um fortgesetzte Verbrechen im Geheimen zu verüben.

Der Criminalproceß der Brinvillier ist uns nicht mit der actenmäßigen Treue überliefert, wie der ihrer deutschen Nachfolgerinnen. Die Compilatoren hatten, um die einzelnen autentischen Actenstücke zu ergänzen, zu den Memoirenschreibern ihre Zuflucht nehmen müssen, ein Verfahren, wobei nicht allein Lücken geblieben sind, sondern auch gewiß manches Falsche sich eingeschlichen hat. Was man auch gegen das neuere französische Criminalverfahren einwenden mag, so viel ist ausgemacht, daß das ältere vor den Parlamenten unseren Ansprüchen an eine erschöpfende und parteilose Untersuchung noch weniger genügt. Aus den auf uns überkommenen Actenstücken, ja auch nach den Bearbeitungen derselben durch Pitaval und seine Nachfolger, wird es uns unmöglich, eine solche psychologische Entwickelung auch nur in einem Falle zu geben, wie Feuerbach sie fast in jedem von ihm erzählten Straffalle durchführt. Weder bei den mündlichen Verhandlungen vor den Geschworenen noch bei den schriftlichen vor den alten Parlamenten war Raum gegeben für die Vorgeschichte der Verbrecher, die für unsere Richter oft so wichtig zur Beurtheilung der Frage ist, ob dem Angeschuldigten die bezüchtigte That beigemessen werden darf?

Auch hier stoßen wir auf eine große Lücke. Es ist nicht die Frage, ob die Brinvillier einer solchen That fähig war, denn es ist erwiesen, sie hat dieselbe vollbracht; aber es fragt sich: Wie ist sie dazu gekommen? Welches waren die ersten Einflüsse, wer hat ihr diese Grundsätze beigebracht, um im Augenblicke, wo sie zuerst dieses göttliche und menschliche Strafgesetz übertritt, in

der Art der Ausführung als ein so vollkommenes Scheusal dazustehen? Galante Frauen giebt es viele, die Ehebruch begangen haben, die deshalb von ihrem Vater gescholten, von denen ihr Liebhaber entfernt wird. Aber was brachte die Brinvillier sofort zum Entschluß, darum den Vater und die ganze Familie zu vergiften? Freilich ist es in der Verbrechergeschichte ein genügendes Motiv: sie wollte Vater, Brüder und Schwester allein und so bald als möglich beerben. Aber viel, sehr viel mußte vorangegangen sein, in ihr und außer ihr, furchtbare Aufregungen, traurige Familienscenen, das moralische Gift mußte systematisch ihre Adern durchdrungen, ihre Natur erfüllt und verändert haben, daß sie so im gräßlichen Willen und in der entsetzlichen Ausdauer fertig dastehen konnte, als wir sie bei der ersten Giftmischung erblicken.

Sainte-Croix, heißt es, benutzte die Gewalt, die ihm die Liebe über seine Gebieterin gab, aus ihr ein aus allen Lastern zusammengesetztes Ungeheuer zu machen, und in der Schule dieses Bösewichts wurde sie der Abscheu, die Geißel des menschlichen Geschlechts. Damit werden wir abgespeist und auf die Thaten, die folgten, angewiesen.

Sainte-Croix war bei sich einig, die ganze Familie d'Aubray seiner Rache zu opfern. Aber das erste, nothwendigste Opfer war der Vater der Marquise. Der Civillieutenant Drogo d'Aubray war ein zu strenger und lästiger Beobachter seiner Tochter und ihrer Lüste. Er hatte überdem sein Leben verwirkt durch die grausame Strenge, mit welcher er die Geliebten getrennt. Er mußte zuerst fallen, und zwar, um das Gift ätzender zu machen, durch die Hand der eigenen Tochter. Doch sprach auch die Klugheit dabei mit. Der Giftmischer wollte

eine vornehme, einflußreiche Complice haben. Wir finden keine Andeutung, daß die Marquise nur einen Augenblick gezaudert oder Anstand genommen habe. Die That mußte geschehen.

Der alte Aubray war ein pflichtgetreuer Arbeiter in seinem Berufe. Er hatte sich, zur Erholung von der erschöpfenden Anstrengung, auf einige Tage aufs Land begeben. Die Marquise, seine Tochter, hatte durch ihr kindliches Benehmen, ihre Aufmerksamkeit und Schmeicheleien sich wieder so vollkommen in seine Gunst zu setzen gewußt, daß er aufs Neue mit väterlicher Zärtlichkeit an ihr hing. Sie war seine unentbehrliche Gefährtin bei jeder kleinen Reise geworden. Er überließ ihr alle Sorge für seine Person, die sein herannahendes Alter foderte; sie sollte aber auch sein Vergnügen und seine Erholung theilen. So begleitete sie ihn auch diesmal nach seinem Landsitz Offremont.

Nie sah man die Marquise sorgsamer für ihren Vater als diesmal. Sie gab nicht zu, daß ein Anderer als sie selbst sich mit den kleinen Besorgungen beschäftige, welche man zur Pflege für die Gesundheit einer theuern Person anwendet. Alle Suppen, die ihr Vater genoß, mußten unter ihren Augen zubereitet werden; sie legte selbst dabei Hand an, trug sie ihm selbst auf, legte sie selbst vor und war dabei, wenn er aß, ohne einen Blick von ihm zu lassen. So hatte sie jede Gewohnheit ihres Opfers studirt, bis sie den verhängnißvollen Napf, in dem sie das Gift gemischt, hereintrug. Auch diesmal that sie ihm selbst die Suppe auf den Teller, sie stand mit unerschütterlichen Zügen vor dem Vater, und sah das tödtliche Gift mit der Miene einer zärtlich theilnehmenden Tochter in seine Eingeweide rinnen.

Es war diesmal ein schnell wirkendes versucht worden.

Schon nach wenigen Minuten bekam der Vater ein heftiges Erbrechen, unerträgliche Magenschmerzen und eine Hitze, die seine Eingeweide verbrannte. Der dankbarere und leichtere Theil ihrer Rolle begann. Die Tochter war außer sich, sie ließ den Kranken keinen Augenblick aus den Augen, sie ließ Niemand heran, sie allein wollte helfen und entfernte Alles, was helfen konnte. Wenn eine wirkliche Unruhe sie hinter der Maske des geheuchelten Schmerzes beschlich, so war es die Furcht, daß die starke Natur des Vaters der Kraft widerstehen möchte. Diese Furcht war umsonst. Zwar ward Herr von Aubray noch nach Paris geschafft, unterlag aber hier nach wenigen Tagen dem Gift.

Niemand ahnete oder konnte ahnen die wahre Ursache des unerwarteten Todes eines so rüstigen Mannes. Man dachte daher auch nicht daran, ihn öffnen zu lassen. Alle Welt bezeugte den betrübten Kindern eines so trefflichen Vaters ihr Beileid, und die schöne leidtragende Tochter wußte dem erkünstelten Schmerz einen solchen Anstrich von Aufrichtigkeit zu geben, daß die Freunde meinten, sie empfinde den Todesfall weit tiefer als ihre beiden Brüder und ihre Schwester.

Dies war der erste Giftmord, den die Brinvillier ausführte, wenigstens der erste, welcher später ruchbar wurde und von dem wir annehmen können, daß er vollständig erwiesen ist. Das Gerücht sprach aber von mehren andern Vergiftungen, welche außer den spätern, von denen wir noch reden werden, um die Zeit dieses ersten Mordes, oder vorher versucht wurden. Um des Erfolges des dem Vater beizubringenden Giftes sich zu gewissern, soll sie zuerst Versuche an Thieren vorgenommen haben. Die Probe schien ihr indessen nicht genügend. Sie fürchtete, die große Verschiedenheit des

menschlichen Körperbaus von dem der Thiere möge ihren Versuch unkräftig machen. Sie vergiftete daher Zwiebacke, ging damit in das Hotel Dieu und theilte sie, als milde Gaben, eigenhändig unter die Armen aus. Einige Tage darauf ging sie wieder in das Hospital und erkundigte sich mit möglichster Behutsamkeit, wie sich die armen Leute befänden. Selbst das Gerücht wagt nicht bestimmt anzugeben, daß hier schon Opfer ihrer teuflischen Lust gefallen sind. Jedoch schienen auch diese Versuche der Brinvillier ungenügend. Sie konnte nicht eine tägliche Augenzeugin von den Wirkungen und Symptomen des Giftes sein. Um deshalb wählte sie ihre Kammerjungfer Francisca Rousſel zum ersten Probeopfer. Sie liebkoste sie und schenkte ihr eines Tages unter dem Schein einer Wohlwollenheit einen Teller mit Johannisbeeren und einige Schnitten Schinken, die sie unter ihren Augen aufzehren sollte. Das arme Mädchen wurde zwar gefährlich krank, starb aber nicht; für die Brinvillier also eine Lehre, daß Sainte-Croix's Gift gewiß noch nicht stark genug war, um einen kräftigen Mann umzubringen.

Pitaval spricht von diesen ersten Giftversuchen als von Thatsachen; andere Schriftsteller, welche die Brinvillier'schen Thaten berichten, schweigen darüber, oder stellen sie in Abrede.

Frau von Sevigné, eine Augenzeugin vieler Vorfälle in diesem Processe, aber vor einem Criminalgericht keine unbedingt gültige Zeugin, da sie in ihren Briefen auch Vieles aufnimmt und darauf schwört, was sie nur von Andern gehört hat, sagt: „Die Brinvillier vergiftete Taubenpasteten, von deren Genusse Verschiedene (?) starben, die sie eben umbringen wollte (?). Der Chevalier de Guet hatte eine solche feine Mahlzeit mit

eingenommen und starb erst zwei oder drei Jahre hernach, in Folge des Giftes. Als die Brinvillier im Gefängniß war, fragte sie: „Ob er gestorben sei?“ Man sagte ihr: „Noch nicht.“ Sie antwortete: „Nun so hat er wirklich ein zähes Leben.“ Herr von Rochefoucault betheuert die Wahrheit dieser Erzählung.“

Der Nachlaß des alten Aubray zersplitterte in zu viele Theile, als daß der, welcher auf die Brinvillier fiel, ihrem und ihres Genossen Habsucht genügt hätte. Der größere Theil fiel auf ihren ältesten Bruder, welcher dem Vater in seinem Amte folgte; ein nicht minder ansehnlicher auf den jüngern, welcher Parlamentsrath war. Beide mußten sterben; darin waren beide Verbündete einig. Diesmal aber übernahm es Sainte-Croix aus Galanterie, die Ausführung allein zu besorgen, ohne seine Freundin mit den weitläufigen Vorkehrungen zu behelligen. Ihrer Treue und Verschwiegenheit war er, nach Dem, was geschehen war, versichert.

Sainte-Croix hatte ruchlose, ihm treu ergebene Gesellen zu seinen Diensten. Als solche erscheinen eine Art von Secretaire von ihm, Namens Martin, ein in zügellosen Ausschweifungen sich ergehender Mensch, vom verwegensten Charakter, der in seinen Mußestunden sich mit der Falschmünzerei zu seinem Nebenerwerb beschäftigte. Dann ein gewisser La Chaussée, ein abgefeimter Betrüger, der für Geld sich zu Allem gebrauchen ließ. Letzterm, der früher als Bediente in Sainte-Croix's Diensten gestanden, wußte die Marquise eine Bedientenstelle bei ihrem jüngern Bruder, dem Parlamentsrath, zu verschaffen. Die Brüder wußten weder von seinem frühern Dienstverhältniß, noch hatten sie auch nur eine Ahnung davon, daß ihre Schwester mit Sainte-Croix noch in einer Verbindung stand.

Der Parlamentsrath wohnte bei seinem ältern Bruder, dem Civillieutenant. Dieser sollte zuerst aus der Welt geschafft werden. La Chaussée waren für den Fall des Gelingens 100 Pistolen und eine lebenslängliche Pension versprochen. Aber der erste Versuch ward von ihm zu hitzig gemacht. Er brachte dem Civillieutenant ein Glas Wein mit Wasser auf dessen Verlangen, hatte aber eine zu starke Dosis Gift hineingethan. Kaum daß Herr von Aubray das Glas an die Lippen gebracht, als er es absetzte und rief: „Schurke, was hast du mir gegeben! Ich glaube, du willst mich vergiften." Er gab das Glas seinem Secretair, der etwas daraus in einen Löffel goß, es kostete und sagte, es schmecke ihm bitter und röche wie Vitriol. La Chaussée verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart. Er ergriff schnell das Glas, besah es, goß es aus und entschuldigte sich: der Kammerdiener des Parlamentsraths habe Medicin eingenommen und er in der Eil das Glas, das dieser dazu gebraucht, ergriffen. Man begnügte sich, ihm deshalb einen Verweis zu geben und der Vorfall wurde vergessen.

Aber der Vorsatz wurde von Seiten der Bösewichter darum nicht aufgegeben. Man schritt vielmehr zu einem kecken Streiche. Mit einem Schlage sollten mehre Personen, an die man wollte, getroffen werden. Zu Anfang des April 1670 begab sich der Civillieutenant d'Aubray auf sein Landgut nach Villeguoy in Beaussée, wo er während des Osterfestes sich aufhalten wollte. Sein Bruder, der Parlamentsrath, begleitete ihn dahin und La Chaussée ging mit. Bei einer Mahlzeit ward hier eine Pastete aufgetragen. Sieben Personen, die davon gegessen, wurden heftig krank, die übrigen, welche die Pastete vorübergehen lassen, waren wohl und munter

und fühlten nicht die geringste Beschwerde. Beide Brüder gehörten zu den erstern und litten an heftigem Erbrechen. Als sie am 12. April nach Paris zurückkehrten, sahen sie aus, als hätten sie eine langwierige und harte Krankheit ausgestanden. Wahrscheinlich ist dieser actenmäßige Vorfall vom April 1670 derselbe, von welchem die Sevigné, wie oben berichtet, allgemeine Nachrichten mittheilt.

Sainte-Croix ließ sich um diese Zeit von der Marquise zwei Verschreibungen ausstellen, die eine von 30,000 Livres auf seinen, die andere von 25,000 Livres auf den Namen seines Secretairs Martin. Dies war das Blutgeld, welches die Schwester für den gehofften Tod ihrer Brüder zahlte.

Sie hatte nicht voreilig mit der Bezahlung gehandelt. Der Zustand des Civillieutenants verschlimmerte sich von Tag zu Tage. Er hatte einen unüberwindlichen Ekel vor allen Speisen, die man ihm vorsetzte, und das Erbrechen wollte nicht nachlassen. Er klagte über furchtbares Brennen im Magen und die innerliche Hitze nahm so zu, daß er am 17. Juni desselben Jahres seinen Qualen erlag. Bei der Eröffnung des Leichnams fanden sich alle Anzeichen der Vergiftung. Der Magen, der Zwölffingerdarm waren schwarz wie gekocht, die Leber angefressen und brandig. Der Civillieutenant war vergiftet, aber es war Niemand da, auf welchen der geringste Verdacht fiel.

Die Marquise war, während dies geschah, entfernt auf dem Lande, und Sainte-Croix berichtete ihr den Tod ihres ältesten Bruders mit der Versicherung, wenn ihn nicht Alles täusche, werde ihm auch der jüngere bald auf der Reise zur andern Welt nachfolgen.

Aber des Parlamentsraths Krankheit dauerte noch

volle drei Monate. Sie war von den nämlichen Symptomen wie die des Civillieutenants begleitet, und die Herzensangst und Unruhe, welche den Unglücklichen quälte und ihn vom Sitz auf das Lager, vom Lager wieder auf, und von Zimmer zu Zimmer trieb, soll alle Vorstellungen übertroffen haben. Schon bei seinen Lebzeiten mußte man auf eine Vergiftung schließen; als aber der Tod seinem jammervollen Leben ein Ende gemacht hatte, fand man bei der Leichenöffnung dieselben unzweifelhaften Kennzeichen wie bei seinem ältern Bruder. So wenig war er auf den Verdacht gekommen, daß La Chaussée der Urheber seiner Leiden gewesen, daß er ihm in seinem Testamente 300 Livres vermacht hatte, welche demselben auch ausgezahlt wurden.

Dies die Wirkungen der Pastete zu Villaguoy. Ob von den fünf Personen, welche außerdem davon gegessen, noch Andere erkrankt und gestorben sind, oder durch welche Veranstaltung beide Brüder d'Aubray mehr als ihre Gäste davon genossen, oder ob ihnen später noch anderes Gift versteckterweise nachgereicht wurde, bleibt uns verschwiegen.

Das Gerücht von den beiden auf so verdächtige Weise erfolgten Todesfällen, welche dem des alten Aubray so bald folgten, erregte allgemeines Aufsehen und große Bestürzung. Jedermann war überzeugt, daß die Söhne und der Vater Gift erhalten hatten; nur fehlte jede Spur, welche auf einen Thäter leitete. Auf Sainte-Croix konnte gar kein Verdacht fallen, denn so versteckt hatten er und die Marquise ihren Umgang fortgesetzt, daß alle ihre Bekannten der Ueberzeugung waren, Beide wären sich längst überdrüssig und hätten sich vergessen. La Chaussée aber hatte die Rolle eines treuen Dieners

mit solcher Geschicklichkeit gespielt, daß Niemand auf ihn den geringsten Verdacht warf.

Indessen hatten die drei Todesfälle den Erbschaftshunger der Marquise noch nicht gesättigt. Noch blieb eine Schwester übrig, welcher nach den Gesetzen die eine Hälfte der durch Gift eroberten Erbschaften zufiel. Auch für diese wurde Gift gemischt. Aber das Beispiel der drei so plötzlich umgekommenen Mitglieder ihrer Familie hatte sie erschreckt. Ob sie die Thäterin geahnet, weiß man nicht, aber daß die That auch über ihrem Haupte schwebe, sagte ihr ein dunkles Gefühl. Sie war auf ihrer Hut, prüfte jeden Bissen, ehe sie ihn zum Munde brachte, und rettete auf diese Weise ihr Leben, wenigstens vor dem Gifttode. Auch sie starb und noch vor der Hinrichtung ihrer verbrecherischen Schwester; ob in Folge des Schreckens und Entsetzens wird uns nicht gesagt.

Das volle Maß der von der Brinvillier und ihren Gehülfen vollbrachten Giftmorde ist uns ebenso wenig bekannt; denn man mag absichtlich bei der Untersuchung noch einen Schleier über der ganzen Ausdehnung des Verbrechercomplotts ruhen gelassen haben; weniger, wie es scheint, um die Scheußlichkeit desselben vor der öffentlichen Moralität zu verbergen, als um nicht noch mehr angesehene Familien zu compromittiren. Denn, obgleich die Acten nur Sainte-Croix als eigentlichen Verbündeten und Helfershelfer der Brinvillier nennen, so bezüchtigte das Gerücht doch noch mehre vornehme Personen, welche, wenn sie auch nicht in der Giftküche mitgearbeitet, doch von den dortigen Fabrikaten Nutzen gezogen haben. Das später Erwiesene genügte dem Parlamente zu dem Urtheile, welches zu sprechen es nicht umhin konnte. Es beschränkte sich auf die gegebenen sichern Anzeigen auf

die mit Bestimmtheit genannten Opfer, und suchte nicht auf ungewissern Fährten umher. Aber wenn nicht vorangegangene, so lehren uns doch nachfolgende Beispiele, daß die Begierde bei den Giftmischerinnen mit dem Erfolge wächst. Eine Tochter, welche so mit Glück und ohne die geringste Gewissensunruhe einen Vater vor ihren Augen hinsterben ließ, welche aus der Ferne sicher treffende Pfeile auf ihre Brüder schnellte, und mit innerm Behagen die Berichte über ihre Qualen und ihre zunehmende Krankheit vernahm, welche, um ihren ersten Verwandtenmord zu begehen, zuvor Vergiftungsproben an Thieren, armen Leuten und Dienstboten kaltblütig anstellte, eine solche dürfte sich schwerlich bei dem Glücke ihrer Operationen, gleich den Gerichten bei der Untersuchung, nur auf gewisse, höchst nothwendig zu vergiftende Personen beschränkt haben. Nach allen Erfahrungen ist eine Grausamkeit dieser Art mit einem wollüstigen Kitzel verbunden, der fort und fort Befriedigung verlangt, und, was als Ernst angefangen ist, als Spiel fortsetzt. Die Brinvillier war eine wollüstige Person, wollüstig im höchsten Grade; zur Wollust aber gesellte sich der aristokratische Dünkel. Wer eine treue Dienerin, wer arme Leute, an denen das christliche Mitleid Vater- und Mutterpflicht übt, für werthlose Gegenstände achtet, um an deren Leben Vergiftungsversuche zu machen, ist zu Allem fähig, und das Gerücht, daß sie, nachdem das erstrebte Ziel erreicht, nicht geruht, sondern in weitern Kreisen mit dem Gifte gespielt habe, hat moralisch eine große Wahrscheinlichkeit für sich.

Die Sevigné erzählt uns, die Marquise habe auch ihrem Gemahl öfters eine kleine Dosis Gift beigebracht, nicht aus Haß oder Rache gegen den ihr gleichgültigen Mann, sondern in der Absicht, Sainte-Croix zu heirathen.

Dieser aber sei mit Dem, was er von der Brinvillier schon besessen und täglich einziehen konnte, vollkommen zufrieden gewesen, und habe es nicht für zweckmäßig gehalten, eine solche Geliebte als Gattin zu gewinnen. Bestimmt das Glück auszuschlagen, habe er indessen, in Erwägung ihres Charakters und ihrer gewonnenen Kunstfertigkeit, ebenso wenig gewagt, und deshalb alle seine Kunst angestrengt, um die Giftdosen der Marquise unschädlich zu machen. So oft also die Brinvillier ihrem Gatten einen Gifttrank beibrachte, ließ er ihm schnell ein Gegengift einflößen. So wurde also dieser arme Mann von beiden Ungeheuern von einem dem andern zugeschleudert, bald vergiftet, bald entgiftet, und auf diese Weise bei seinem kläglichen Leben erhalten!??

Die Entdeckung des furchtbaren Verbrechercomplotts sollte auf eine romanhafte Weise erfolgen. Sainte-Croix war am Ziel seiner Wünsche; aber seine Thätigkeit arbeitete fort auf eine ferne Zukunft. Auch ohne bestimmte neue Zwecke betrieb er die Giftmischerei als Wissenschaft und arbeitete mit einem unverdrossenen Eifer nach Fortschritten in seiner Kunst. Die Gifte, deren Natur er studirte und die er zu allen möglichen Gelegenheiten componirte, waren so feiner Art, daß ein Athemzug während des Arbeitens und Kochens ihm das Leben kosten durfte. Er bediente sich deshalb in seinem Laboratorium einer gläsernen Maske, um die Ausdünstungen abzuhalten. Eines Tages aber fiel die Maske, als er über den Tiegel gelehnt stand, ab und er starb auf der Stelle. Die Nemesis hatte ihn ereilt, aber für ein Ungeheuer, welches so furchtbare und lange dauernde Qualen seinen Opfern bereitet, nach unserer Ansicht, in der allermildesten Art.

Der Verstorbene hatte keine Verwandten. Niemand

meldete sich zum Nachlaß. Die Obrigkeit ließ ihn daher versiegeln. Bei der Anfertigung des Inventariums fand man ein Kästchen, welches der Commissair eröffnen ließ. Obenauf lag ein Aufsatz von Sainte-Croix's Hand. In demselben bat er inständigst Alle, in deren Hände das Kästchen nach seinem Tode kommen möchte, ihm die Gefälligkeit zu erzeigen, dasselbe in die eigenen Hände der Marquise von Brinvillier zu übergeben, indem Alles, was darin befindlich, sie allein betreffe und Niemandem in der Welt sonst von Nutzen sein könne. Sollte aber die genannte Dame bereits vor ihm verstorben sein, so möchte man das Kästchen mit seinem ganzen Inhalt, ohne etwas zu eröffnen oder zu durchsuchen, auf der Stelle verbrennen. Er schwöre „bei Gott, den er anbete," und bei Allem, was am heiligsten sei, daß dies die reine Wahrheit wäre. Wer aber diesem seinem Testamente zuwider handle, dem lege er es auf sein Gewissen in dieser und jener Welt zur Befreiung seines eigenen. Die Schrift war unterzeichnet: „Paris den 25. Mai 1672. Sainte-Croix." Auf dem Couvert stand noch: „Packet, gerichtet an Herrn Penautier, der es überliefern soll."

Diese „unter dem Schutze Gottes und alles Dessen, was am heiligsten ist" hinterlassenen Schätze enthielten, nach dem gerichtlichen Protokolle, außer mehren mit 8 verschiedenen Wappen versiegelten Papieren (welche nach einer besondern Anweisung sofort nach seinem Tode zu verbrennen wären), viele Packete mit sublimirtem Mercur, mit calcinirtem und präparirtem Vitriol, einige Flaschen mit anscheinend klarem Wasser, auf deren Boden sich ein weißlicher Satz befand, einen Porzellantopf mit präparirtem Opium; ferner Mercur als Pulver, Höllenstein, Antimonium; ein Packet Pulver mit der

Aufschrift: „das Blut der Weiber zu stillen"; ein Packet mit sechs Siegeln verschlossen und in diesem 27 kleine Papierpäckchen mit der Ueberschrift: „verschiedene sonderbare Geheimnisse"; endlich sechs zusammengeschlagene Packete mit nicht weniger als 75 Pfund sublimirten Mercurs, welche an verschiedene Personen adressirt waren.

Daß man hier in eine vollständige Giftvorraths-kammer gerathen war, unterlag keinem Zweifel. Die Berichte der damaligen Sachverständigen konnten aber nicht genug ihre Verwunderung über die Art und Beschaffenheit der Gifte ausdrücken, welche alle Kenntnisse und Erfahrungen der Arzneikunde überstiegen. Diese Sainte-Croix'schen Gifte entzögen sich allen Versuchen, welche man nach den Gesetzen der Chemie mit ihnen anstelle. Die Giftstoffe seien dermaßen versteckt, daß man sie nicht erkenne, und so fein, daß sie die Kunst und Einsicht des Arztes betrögen. Alle bisherigen Regeln bewiesen sich als unanwendbar und alle Erfahrungen als falsch. Die Gifte hatten die Wasser- und Feuerprobe bestanden, ohne sich zu verrathen; bei den Versuchen an Thieren hätten sie sich aber so künstlich verborgen, daß man nicht im Stande gewesen sei, sie zu entdecken. Die Hühner, Tauben und Hunde, denen man von dem Wasser des Sainte-Croix etwas eingeträufelt, seien zwar kurze Zeit darauf gestorben; bei der Oeffnung habe man aber alle Theile des Leibes gesund und frisch gefunden und nur etwas geronnenes Blut in der Herzkammer. Auch die weißen Pulver aus Sainte-Croix's Kästchen hätten eine Katze sofort zum ununterbrochenen Speien und darauf zum Tode gebracht; aber auch kein einziger Theil ihres Leibes sei vom Gift angefressen gefunden

worden. Bei einer Taube habe man nur etwas röthliches Wasser im Magen gefunden.

Die Gifte des Sainte-Croix sind nicht mehr vorhanden, um auch den Chemikern unserer Zeit vorgelegt zu werden. Wir lassen deshalb die Schlüsse auf unerhörte Wunder, welche die damaligen Sachverständigen beschäftigten und verwirrten, auf sich beruhen, und mögen nur mit ihnen annehmen, daß Sainte-Croix seit der Vergiftung der Familie d'Aubray Fortschritte in seiner Kunst gemacht. Die Besorgniß, welche Pitaval ausspricht, daß, mit Hülfe der zuletzt erlangten Einsichten in die Giftmischerei, die abscheuliche Rotte dem ganzen menschlichen Geschlechte den Krieg ankündigen und die Welt ungestraft entvölkern könne, ist glücklicherweise nicht in Erfüllung gegangen. Im Gegentheil hat man in neuerer Zeit, wo Giftmorde vorfielen, nichts von ausserordentlichen, übernatürlichen Präparaten erfahren. Die Ursinus, Zwanziger, Gottfried haben zum einfachen Arsenik ihre Zuflucht genommen, und in keiner andern Gestalt, als sie denselben aus jeder Apotheke als Mäusebutter und Rattenpulver erhielten.

Außer der Giftapotheke enthielt das Kästchen alle von der Brinvillier an ihren Buhler geschriebenen Briefe und die Verschreibung der oben erwähnten 30,000 Livres. Aus den Briefen ersah man, daß zwischen den beiden durch die Hölle Verbündeten auch öfters Zwietracht herrschte. Die Brinvillier erklärt, daß sie, des Lebens überdrüssig, selbst von dem Gifte nehmen wolle, welches ihr Sainte-Croix so freundschaftlich geschickt. Doch mag die Absicht niemals ernst gewesen, sondern nur zu den Drohungen Verliebter zu zählen sein, die eine pikantere Wiederversöhnung beabsichtigten. Es findet sich keine Spur, daß sie von dem vielen Gift, über das sie gebot,

bis da auch nur den Versuch gemacht, es gegen sich selbst zu gebrauchen.

Ein wichtiges Document, welches vielleicht für den Psychologen einen gräßlichen Aufschluß gegeben hätte, ging bei der gerichtlichen Beschlagnahme der Sainte-Croix'schen Effecten leider verloren. Doch dürfen wir bei der Art, wie die Untersuchung geführt wurde, den Verlust kaum bedauern, da dieses Papier bei den furchtbaren Aufschlüssen und der Verwickelung so vieler bedeutenden Personen schwerlich bekannt gemacht worden. Im Cabinet des Verstorbenen fand sich nämlich ein kleines, zusammengerolltes Packet Schriften, worauf die Worte standen: Meine Beichte. Das Kästchen mit den Giften war noch nicht eröffnet; Sainte-Croix galt damals für einen unbescholtenen Mann. Der Commissair und die gegenwärtigen Gerichtspersonen vermeinten auf eine Beichte keinen Anspruch zu haben und verbrannten sofort alle diese Papiere.

Der Commissair Picard rechtfertigte sein Verfahren später in einem umständlichen Berichte an das Parlament. Vor einem deutschen Gerichtshofe möchte er damit schwerlich zu Recht bestanden haben. Auch kann man, wie die Sachen stehen, nicht die Vermuthung unterdrücken, daß es in anderer, nach dem Obigen leicht erklärlicher Absicht geschah.

Der Marquise kam die Trauerpost von Sainte-Croix's Tode und der Versiegelung seiner Effecten zu gleicher Zeit. Sie wußte um das Kästchen. Dies allein war ihre Sorge; denn die Leidenschaft für den Geliebten war nach einem Verkehr, wie der zwischen ihnen bestandene, erloschen. Wo zwischen zwei Verbrechern jeder sich freuen muß, wenn durch den Tod des andern ein furchtbarer Zeuge wider ihn selbst abgerufen wird, und wo

beide sich so genau kennen, und demnach jeder Theil sich gewärtigen kann, daß ihn der andere durch einen Gifttrank überlistet, kann wohl von Gefühlen der Liebe, nach den Gesetzen der Natur, nicht mehr die Rede sein.

Bei Nachtanbruch des Tages, wo Sainte-Croix's Sachen versiegelt worden, eilte die Brinvillier zum Commissair Picard. Der Schreiber desselben, Peter Frater, empfing sie, ließ sie aber nicht zu seinem Herrn, weil dieser schon im Bett liege. Sie bat ihn darauf, er möge nur hineingehen und für sie um das Kästchen aus Sainte-Croix's Nachlaß bitten, welches ihr eigenthümlich gehöre. Picard ließ aber hinaus antworten, er schlafe schon, und die Brinvillier entfernte sich, indem sie hinterließ, sie werde morgen einen Diener danach schicken, der es abholen solle.

Es verstrichen mehre Tage und die Brinvillier mühte sich umsonst ab, das Kästchen zu erhalten. Ein gewisser Cluet, der als ein Hauptzeuge in dem Processe wider sie auftrat, will bei dieser Gelegenheit allerhand Verdächtiges von ihr gehört haben. Sie habe geäußert, ihr ältester Bruder, der Civillleutenant, sei ein grundschlechter Mensch gewesen, und wenn sie gewollt, hätte sie ihn längst können umbringen lassen. Mit Sainte-Croix habe sie nur um deswillen glimpflich verfahren, um ein Kästchen herauszubekommen, und würde auch jetzt nach seinem Tode noch 50 Louisd'or darum geben, da Sachen von Folgen darin wären, welche sie beträfen. Als er, Cluet, ihr darauf gesagt, man munkele, daß der Commissair Picard sonderbare Sachen darin gefunden sei ihr die Röthe ins Gesicht gestiegen, und sie habe sogleich angefangen, von andern Dingen zu reden. Nun habe er darauf angespielt, daß sie wol selbst an den Giftmischereien könne Theil genommen

haben. Darauf habe sie in sichtbarer Verwirrung und Aengstlichkeit geantwortet: „Warum ich?“ Augenblicklich aber habe sie wieder von Sainte-Croix's Nichtswürdigkeit zu sprechen angefangen und versichert: wenn sie nur das Kästchen bekommen, würde sie ihn haben aufhängen lassen.

Als die Marquise einsah, daß sie, aller Verwendungen ungeachtet, das Kästchen nicht heraus erhielt, und ihre Angelegenheiten immer schlimmer wurden, flüchtete sie über die Grenze nach Lüttich. Zugleich aber ließ sie durch ihren Sachwalter einen Protest gegen die Beschlagnahme des Kästchens und etwaige Folgerungen daraus einlegen, indem in demselben ein ihr durch List und Ueberraschung abgelocktes schriftliches Versprechen einer Summe von 30,000 Livres sich befinde, wogegen sie gehört zu werden verlange, um es für null und nichtig erklären zu lassen.

Die Anzeigen gegen den verstorbenen Sainte-Croix waren dringender Art, auch der Verdacht gegen die Marquise stieg. Dennoch fehlten noch solche Umstände, welche eine gerichtliche Verfolgung gegen sie rechtfertigten. Da trat plötzlich La Chaussée selbst mit einer Kühnheit, die an Frechheit grenzte, auf, und gab den Richtern Lichtes genug, um, ohne weiteres Bedenken, nach aller Strenge zu verfahren. Er meldete sich beim Commissair und widersetzte sich der Versiegelung. Er sei bei dem Verstorbenen sieben Jahre in Dienst gewesen und hätte ihm 100 Pistolen und 100 Thaler Silbergeld aufzuheben gegeben, die sich in einem Beutel von Leinewand hinter dem Fenster des Cabinets finden müßten. Auch würde man ein schriftliches Bekenntniß Sainte-Croix's, daß ihm, La Chaussée, das Geld angehöre, dabei antreffen. Außerdem eine Cession über die 300 Livres,

die er von dem verstorbenen Parlamentsrath d'Aubray als Vermächtniß erhalten, ausgestellt auf einen gewissen La Serre, wogegen dabei drei Quittungen von seinem Lehrherrn, jede über 100 Livres, lägen. Dieses Geld und die besagten Papiere foderte La Chaussée für sich zurück.

Alle diese Umstände hatten ihre Richtigkeit. La Chaussée mußte also in dem Cabinette, in das aller Wahrscheinlichkeit nach nur Sainte-Croix's allervertrauteste Freunde eindringen durften, Zutritt gehabt haben. Wer aber in solcher Vertraulichkeit mit dem Giftmischer gelebt, hatte den dringenden Verdacht wider sich, in seine Verbrechen verwickelt zu sein. Außerdem zeigte La Chaussée, als er von den Entdeckungen erfuhr, sich sehr bestürzt. Ein Verhaftbefehl ward gegen ihn erlassen, und bei seiner Gefangennahme fand man auch bei ihm Gift.

Bei der gegen ihn eröffneten Untersuchung kamen nun sehr viel Umstände zur Sprache, welche den gegen die Marquise schwebenden Verdacht zur Anklage steigerten.

Ein Lehrbursche beim Apotheker Glaser, welcher letztere später in die Untersuchung mit verwickelt wurde, hatte mehrmals eine Dame an Sainte-Croix's Hand zu seinem Herrn kommen sehen. Der Bediente derselben habe ihm gesagt, daß es die Marquise von Brinvillier sei; auch hätte derselbe gegen ihn geäußert: er wolle seinen Kopf verwetten, wenn sie nicht darum komme, um sich Gift machen zu lassen. Ihre Equipage hätte sie immer in ziemlicher Entfernung von der Apotheke halten lassen.

Eines Apothekers Tochter, Amande Huet, welche öfters in das Haus der Brinvillier kam, sah die Marquise eines Tages ziemlich berauscht in ihr Cabinet kom-

men. Dort zog sie, in diesem Zustande, eine Büchse aus ihrer Chatoulle, zeigte sie der Zeugin und sagte dabei: „Hierin verwahre sie ein Mittel, sich an ihren Feinden zu rächen; auch sei es ein gutes Successionspülverchen.“ Sie, Zeugin, hätte sogleich bemerkt, daß es sublimirter Mercur gewesen. Nach 7 bis 8 Stunden, als die Marquise ihren Rausch ausgeschlafen, habe sie zwar geäußert, das seien nur Reden in den Wind gewesen, hätte ihr aber doch ein unverbrüchliches Stillschweigen anempfohlen. Die Chatoulle hätte die Brinvillier mit der äußersten Sorgfalt gehütet, auch ihr, der Huet, anempfohlen, dieselbe, wenn sie unerwartet sterben solle, ins Feuer zu werfen. Auch habe die Brinvillier oft geäußert: „Man wisse schon Mittel, sich widerwärtige Leute vom Halse zu schaffen; man dürfe ihnen nur eine Pistolenkugel, in einer Brühe durch den Leib jagen.“ Den La Chaussée hatte sie oft in vertraulichem Gespräch bei der Marquise getroffen. Einmal hatte sie ihm auf die Backen geklopft und gesagt: „Das ist doch ein braver Junge, er hat mir gute Dienste geleistet.“

Eine Demoiselle Villeroy hatte nach dem Tode des Civillieutenants d'Aubray den Bedienten La Chaussée und die Marquise allein und in großer Vertraulichkeit bei einander betroffen. Zwei Tage nach dem Tode des Parlamentsrathes hatte sie ihn ebenfalls wieder bei derselben gesehen, und als der Secretair des Verstorbenen gemeldet wurde, habe die Brinvillier den La Chaussée schnell hinter ihr Bett versteckt. La Chaussée räumte auch den Umstand bei seinem Verhöre ein. Er habe den Tag nach dem Tode seines Herrn, des Parlamentsrathes, einen Brief von Sainte-Croix an die Marquise tragen müssen. Bei dieser Gelegenheit sei er von dem

Secretair seines verstorbnen Herrn überrascht worden, und habe sich deshalb in der angegebenen Art verstecken müssen.

Der erwähnte Clouet hatte schon vor dem Tode der beiden Brüder d'Aubray zur Brinvillier gesagt: wenn die Herren wüßten, daß La Chaussée früher in Sainte-Croix's Diensten gestanden, würden sie ihn ohne weiteres fortjagen, worauf die Marquise hastig geantwortet habe: „Sagen Sie ja nichts davon meinen Brüdern. Sie prügelten ihn aus dem Hause. Und ich sähe es doch lieber, daß er etwas verdient, als ein Anderer."

Nach einigen Zeugen sollte La Chaussée während der Krankheit seines Herrn, außer andern rohen Aeußerungen, höhnisch gesagt haben: „Er zehrt nach und nach recht fein aus" und: „Er macht uns Arbeit genug; ich weiß nicht, wann er endlich einmal bersten wird."

Die Ermittelungen genügten nicht, um La Chaussée zum Tode, wol aber um ihn zur Folter zu verurtheilen. Schon bei den ersten Graden bekannte er Alles: daß er nur nach Sainte-Croix's Anweisung verfahren, durch Verheißung großer Belohnungen von demselben angelockt; daß beim ersten Male, als er Gift für beide Brüder d'Aubray erhalten, Sainte-Croix ihm gesagt, er erhalte es im Namen der Marquise von Brinvillier; daß Jener aber, nachdem die Brüder vergiftet worden, gleich anders und ihm gesagt habe: die Brinvillier wisse nicht darum, daß er, La Chaussée, aber dennoch an deren Mitwissenschaft und Miturheberschaft glaube, weil sie mit ihm beständig von Giftmischereien geredet und ihn nach vollbrachter That hätte bereden wollen, die Flucht zu ergreifen. Bezüglich der Art der Vergiftung selbst, sagte er aus, daß er von dem röthlichen Wasser des Sainte-Croix dem Civillieutenant in Wasser und Wein gemischt,

von dem hellen Wasser aber in die Pastete zu Villaguoi geschüttet habe. Endlich sei Sainte-Croix's ganzes Bestreben darauf gegangen, die jüngere Schwester der Brinvillier, die Demoiselle d'Aubray, auch zu vergiften, die aber, entweder durch die Gunst der Umstände, oder durch Verdacht und Gegenmittel dem drohenden Schicksal entging. — Doch hätte, beiläufig erwähnt, diese Demoiselle d'Aubray, ihre Schwester, die Marquise, bei deren Flüchtung mit Gelde unterstützt.

Hierauf ward La Chaussée (am 4. März 1673) als überführt und überwiesen, beide Gebrüder d'Aubray durch Gift aus der Welt geschafft zu haben, verurtheilt: gerädert und aufs Rad geflochten zu werden; zugleich aber ward gegen die Brinvillier in contumaciam auf Enthauptung erkannt.

Man schritt in französischer Weise zur vorläufigen Hinrichtung des einen Theilnehmers am Verbrechen, den man in Händen hatte, — La Chaussée ward auf dem Grèveplatz gerädert — und behielt sich die Vollstreckung des andern Theils des Erkenntnisses vor bis man der andern habhaft würde.

Die Brinvillier lebte außer Frankreichs Grenzen in Lüttich. Zwar schauderte Jedermann in Paris beim Namen der ruchlosen Mörderin; aber Lüttich war nicht Paris, und was hier Jeder wußte und glaubte, wurde nicht durch tägliche Zeitungen nach den Niederlanden und Deutschland getragen. Sie fand nicht einmal nöthig, ihren Namen zu ändern. Von einem allgemeinen Cartel zur Auslieferung der Verbrecher war nicht die Rede, ebenso wenig befaßten sich damit die diplomatischen Verhandlungen; man überließ Denjenigen, die es anging, sich darum zu kümmern und zu sehen, wie es ihnen glücke. Die Brinvillier hielt sich in den Mauern der

damaligen deutschen Reichsstadt in völliger Sicherheit vor den Armen der französischen Gerechtigkeit.

Aber ein so außerordentlicher Fall fodert außerordentliche Anstrengungen. Man schickte einen Gefreiten der berühmten Marechaussée mit mehreren Gerichtsdienern von Paris nach Lüttich, um auf jede Weise die Verbrecherin zu verhaften. Doch sollte es kein offenbarer Menschenraub werden, sondern man gab der in unsern Augen seltsamen Gesandtschaft ein königliches Schreiben an den Rath der Sechziger in Lüttich mit, worin Ludwig die Auslieferung der fürchterlichen Verbrecherin verlangte. Zugleich war dem Schreiben ein Auszug der Acten beigefügt, um den Rath von der Lage der Dinge und der Gefährlichkeit der Verbrecherin in Kenntniß zu setzen.

Die Sechziger entschieden sich auch sogleich dafür, der französischen Requisition Folge zu leisten. Statt aber, wie wir es nach unsern Verhältnissen erwarten, selbst ihre Autorität anzuwenden und die Verbrecherin zu verhaften, behandelte man die Sache als eine Privatangelegenheit und Fehde zweier Parteien; man begnügte sich damit, dem Gefreiten der Marechaussée die Erlaubniß zu ertheilen, die Marquise zu verhaften, und überließ es ihm auf gut Glück, wie es ihm gelinge.

Aber die pariser Policei hatte den rechten Mann nach Lüttich gesandt. Der Sergeant Desgrais handelte, wie es vielleicht nur ein französischer Policeibeamter kann, und erwarb sich durch die Verhaftung der Marquise einen Ruhm, der in den pariser Salons dem der Brinvillier an die Seite kam. Er blieb durch lange Zeit das Tagesgespräch, der Gegenstand der Mode und des Schreckens.

Die Marquise hatte sich in ein Kloster geflüchtet. Trotz der Ermächtigung Seitens der Sechziger wagte

Desgrais nicht, sie dort aufzuheben. Eine offene Gewaltthat gegen ein heiliges Asyl hätte in der bigott katholischen Stadt leicht einen Aufruhr erregt und ihm wahrscheinlich seine Beute entzogen.

Desgrais steckte sich in ein geistliches Habit, und machte als ein galanter Abbé der Marquise seine Aufwartung. Er gab vor, er komme aus Frankreich, und hätte nicht durch Lüttich gehen wollen, ohne eine durch ihre Schönheit so sehr als durch ihre Unglücksfälle berühmte Dame zu sehen. Er führte die angenehmste, geistreichste Conversation. Vielleicht wirkte die lange Entbehrung bei der Marquise mit. Sie war entzückt, wieder mit einem echten Pariser sich unterhalten zu können; ihr Scharfblick entdeckte unter den angelernten Floskeln der Galanterie nicht die angeborenen Kraftausdrücke des Policeigefreiten, und die forschend lüsternen Blicke erschienen ihr nur als die der Liebe und Bewunderung. Desgrais spielte seine Rolle so gut, daß er schon bei der ersten Unterredung von Liebe reden durfte. Die Marquise hatte während ihrer Verbannung die Freuden derselben keineswegs entbehrt; aber ein Liebesverhältniß mit einem feinen Pariser erschien ihr wieder als eine pikante Erholung nach einem so langen Aufenthalte im Lande der Barbaren.

Doch ist ein Kloster für vertraute Zusammenkünfte Liebender ein unbequemer Ort. Desgrais schlug eine Spazierfahrt aufs Land vor. Der Vorschlag wurde gern angenommen. Aber kaum war man aus der Stadt in einer einsamen Gegend angelangt, als der Liebhaber die Maske fallen ließ und der Abbé sich in einen unerbittlichen Diener der Gerechtigkeit verwandelte. Statt die schöne Sünderin in seine Arme zu nehmen, übergab er sie denen seiner Häscher. Unter allen Enttäuschungen

und Widerwärtigkeiten scheint die Brinvillier keine tiefer und schmerzlicher empfunden zu haben als diese. Sie mochte das Ende ihres Freundes Sainte-Croix für ein glückseliges erachten. Er starb in seinem Berufe und eines raschen Todes. Sie, mit allem Fluch der Schuld belastet, verfiel durch die Art, wie sie sich täuschen lassen, noch dem entsetzlichsten Fluch, der eine Pariserin treffen kann, der Lächerlichkeit und der Verachtung zugleich. Marie Lafarge stand gerüstet mit Stoicismus der Anklage des Mordes gegenüber, vor der Anklage des Diamantendiebstahls erbleichte sie und fiel in Ohnmacht.

Desgrais ging sorgsamer zu Werke als der Commissair Picard. Kraft einer Ordre der Sechziger drang er jetzt in das Kloster und durchsuchte alle Effecten der Gefangenen, ohne sich von ihren dringenden Bitten bewegen zu lassen, ihr eine Chatoulle, oder wenigstens ein Papier, das sie ihre Beichte nannte, herauszugeben.

Noch gab sich die Brinvillier nicht verloren. Nicht aller Männer Herzen waren so fest wie das des unerbittlichen Policeisergeanten. Während ihres Aufenthaltes in Lüttich hatte sie ein Liebesverhältniß mit einem gewissen Theria angeknüpft. Der Belgier scheint von einer romantischen Leidenschaft für die schöne Frau ergriffen gewesen zu sein; denn sie traute ihm kühne Thaten zu, und er unternahm auch Vieles zu ihrer Rettung.

Aber die große Intriguantin fiel aufs Neue in ihre eigenen Stricke. Sie glaubte durch Geld und ihren Liebreiz einen der Häscher bestochen zu haben, ihre Briefe an Theria zu besorgen; doch von allen dreien, welche sie an ihn richtete, kam auch kein einziger an seine Bestimmung. Auch der Häscher war unbestechlich

und setzte die Rolle seines Herrn gegen die Marquise fort. In dem ersten Briefe foderte sie Theria auf, sie so bald er könne aus Degrais Klauen zu befreien. Im zweiten gab sie ihm die Mittel an. Er solle sie auf dem Wege überfallen. Mit fünf entschlossenen Leuten könne er die acht Häscher zwar nicht überwältigen, doch so auseinander jagen, daß sie Gelegenheit zur Flucht fände. Im dritten beschwor sie ihn mit den rührendsten Worten und aller Versicherung der Zärtlichkeit, wenn er sich nicht getraue, sie selbst zu befreien, solle er wenigstens auf ihre Kutsche einen Angriff machen, die Pferde todtstechen, und sich in der Verwirrung schnell der Chatoulle bemächtigen. Denn wenn dies nicht geschähe, wäre sie verloren.

Theria hörte nichts von diesem Hülferuf, und doch erschien er. Er war in Mastricht, als der Transport durch die Stadt kam. Er versuchte die Häscher zu bestechen und bot ihnen endlich, wenn sie die Marquise entschlüpfen ließen, 1000 Pistolen. Es war vergebene Mühe.

Als die Brinvillier sah, daß von dieser Seite alle Hoffnung umsonst war, wollte sie sich selbst das Leben nehmen. Sie wollte eine Nadel verschlucken. Einer ihrer Wächter bemerkte es, und verhinderte sie daran.

Sie betrat das französische Gebiet. Aber so bedeutend war ihr Einfluß, so sehr fürchtete man ihre Cabalen und ihre bekannten und unbekannten Verbindungen, daß das Parlament, welches sich selbst, oder wenigstens einige seiner Mitglieder nicht kannte, ihr eine Untersuchungscommission entgegenschickte, um sie sogleich an der Grenze vernehmen zu lassen, bevor sie neue Intriguen spielen lasse, oder mit Hülfe ihrer Freunde eine neue Rolle einstudire. Der Parlamentsrath Palluau

hielt deshalb schon in Rocroy das erste Verhör mit ihr ab. Sie leugnete hier Alles ab, wollte von den Briefen, die sie nach ihrer Verhaftung geschrieben, nichts wissen und ebenso wenig die Chatoulle des Sainte-Croix kennen. Was die Verschreibung der 30,000 Livres an den Letztern betreffe, so sei dies nur ein Scheingeschäft gewesen. Sie hätte ihn wollen unter ihren sie drängenden wahrhaften Gläubigern mit auftreten lassen, um diese zur Beilegung des gerichtlichen Verfahrens zu bewegen. Er hätte ihr auch einen Gegenschein gegeben, der aber auf dem Wege verloren gegangen sei.

Kaum in Paris angelangt, und ins Parlamentsgefängniß gebracht, schrieb sie dringende Briefe an einen bedeutenden und reichen Mann, daß er ihr rathen und sein Ansehen zu ihren Gunsten verwenden möchte. Dies war Herr Penautier, der, als Rentmeister bei den Ständen und der Geistlichkeit von Languedoc, zwei sehr einträglichen Aemtern, im Ueberfluß schwamm, und durch seine kostbare Mittagstafel, an welcher er die ersten Männer Frankreichs bewirthete, große Bekanntschaften und vielen Einfluß hatte. Sie sprach in den Briefen offen von der Gefahr, die ihr drohe, auf dem Schaffot zu sterben und theile ihm mit, wie sie sich in dem Proceß benehmen, daß sie nämlich nichts bekennen, sondern Alles ableugnen werde. Penautier konnte ihr nicht helfen; denn alle diese Briefe wurden aufgefangen, und der Rentmeister, der gern den Gönner und Beschützer spielte, hatte alle Hände voll zu thun, um nur den dringenden Verdacht, welcher auf ihn selbst sowol aus diesen Briefen als aus dem Umstande fiel, daß Sainte-Croix in seinem Vermächtnisse ihn als Mittelsperson zwischen sich und der Brinvillier genannt, von sich abzuwenden.

Sie affectirte im Gefängniß die vollkommenste Ge-

müthsruhe, unterhielt sich mit Lebhaftigkeit von gleichgültigen Dingen und spielte, so oft sie Gesellschaft fand, Piquet. Doch hatte sie bei sich ihre Sache bereits verloren gegeben, und sann nun auf Mittel, der Schmach einer öffentlichen Hinrichtung zu entgehen. Die Acten berichten von einem furchtbaren Versuche, den sie deshalb gemacht und der wenigstens von der Kraft der Selbstverleugnung dieser Frau spricht. Da ihr alle scharfe Werkzeuge genommen waren und selbst ein Strick ihr gefehlt zu haben scheint, verschaffte sie sich eine Klystierspritze mit einer langen Röhre, wie sich die Französinnen derselben ohne Beihülfe einer andern Person bedienen, und wollte sie so weit in den Leib stoßen, um die Eingeweide damit zu durchstechen. An dieser grausamen und doch zweifelhaften Operation wurde sie indessen, eben wie früher an dem Verschlucken der Nadel, gehindert.

Unter den aufgefundenen Papieren erschien dasjenige, welches die Aufschrift führte: „Meine Beichte" und die genaueste Erzählung ihres geheimen Lebenswandels enthielt, als eines der schlagendsten Beweisstücke wider sie. Doch hat man uns mit den nähern Details dieses Actenstückes nicht bekannt gemacht; zum Theil wol um deshalb, weil man aus denselben religiösen Rücksichten, welche den Commissair Picard die Sainte-Croix'sche Beichte verbrennen ließ, derselben alle gerichtliche Beweiskraft absprach. Doch können auch wir uns nicht aller Zweifel über die Echtheit und Vollkommenheit dieses unjuristischen Bekenntnisses erledigen, da selbst Pitaval, dem doch alle Quellen deshalb zu Gebote standen, uns, statt eines authentischen Auszugs, auf die Mittheilungen der Sevigné darüber verweist, obwol er dabei hinzufügt: daß diesmal die Sevigné die reine Wahrheit

schreibe, ja sogar nicht einmal alles Schändliche aufgenommen habe. Schon im Eingange erklärte sich die Brinvillier „für eine Mordbrennerin, indem sie in einem Hause Feuer angelegt habe; dann, daß Ausschweifungen aller Art ihre gewöhnlichen Beschäftigungen gewesen, und sie sich, zügellos, in allen Unordnungen der Wollust und Völlerei herumgewälzt habe.“ Schon im siebenten Jahre habe sie ihre Jungferschaft verloren (Worte der Sevigné) und sei alsdann im nämlichen Tone fortgefahren; sie habe ihren Vater, ihre Brüder und eines von ihren Kindern(?) vergiftet, und selbst Gift zu sich genommen, um mit einem Gegengift einen Versuch zu machen. Medea selbst habe es nicht so weit getrieben. — Sie habe die Beichte für ihre Handschrift erkannt, was ein sehr dummer Streich gewesen(!), doch eben gebe sie vor, den Aufsatz im hitzigen Fieber geschrieben zu haben, es wäre Unsinn, rasendes Zeug, das man nicht ohne Lachen lesen könne.“

Bei den gerichtlichen Verhören leugnete die Brinvillier entweder Alles oder erklärte: sie erinnere sich nicht. Letzteres geschah bei so vielen Umständen und so bestimmten und nahe liegenden, deren sie sich erinnern mußte, daß schon daraus allein ein dringender Verdacht gegen sie erwachsen wäre. So wollte sie sich nicht erinnern, ob Sainte-Croix sie beredet habe, ihren Vater zu ermorden! Auch nicht, ob Sainte-Croix ihr Pulver und Spezereien gegeben, oder daß er zu ihr gesagt hätte, er wisse Mittel, sie reich zu machen. Auf acht ihr vorgelegte, verfängliche Briefe erinnerte sie sich nicht, an wen sie dieselben geschrieben. Aus Frankreich wollte sie nur wegen gewisser Händel mit ihrer Schwägerin geflohen sein. Als sie die Beichte geschrieben, wäre ihr Gemüth ganz zerrüttet gewesen; sie hätte, entblößt in

einem fremden Lande von allem Nöthigen, oft nicht gewußt, was sie thue und was sie schreibe. In Fieberhitze und Wahnsinn habe sie alle die sogenannten Bekenntnisse zu Papier gebracht. Sie wisse nichts vom Feuer, das sie bekenne angelegt zu haben, nichts von der Vergiftung von Vater und Brüdern, die sie bekenne, nichts von der Absicht gegen das Leben ihrer Schwester. Sie wisse nicht einmal die Zeit, wann sie ihre sogenannte Beichte geschrieben, u. s. w.

Daß man aus diesen Antworten die Seele der Marquise ganz durchschauen müsse, wäre, wie Pitaval meint, wenigstens in der mangelhaften Art, wie die Antworten mitgetheilt werden, doch eine Foderung, welche die psychologische Katechisirkunst überschritte. Aber allerdings kann man nach den Mittheilungen glauben, daß die Wahrheit, die sie unterdrücken will, sie drängt und oft wider ihren Willen hervorbricht. Es mag sich das trotzige und verzagte Herz einer Frau zeigen, die, ohne zu zittern, die schwärzesten Verbrechen begeht, so lange sie verborgen zu sein glaubt und keine Strafe zu befürchten hat, die aber auch alle Fassung verliert, sobald der Richter seine Augen auf sie heftet. Sie hatte den Plan gemacht, Alles zu leugnen, aber die Furcht benahm ihr die Ueberlegung und wider ihren Willen gab sie Antworten von sich, die den völligen Anstrich der Wahrheit hatten, die sie doch verhehlen wollte. Wie hätte eine vollkommen Unschuldige antworten können: sie wisse nicht, daß sie ihren Vater und ihre Brüder vergiftet hätte. Von der Sprache der Entrüstung ist keine Spur da; sie hat vielmehr nicht Kräfte genug, sich hinter eine bestimmte Verwirrung zurückzuziehen, verwirrt, weiß sie sich mit nichts mehr als der Unwissenheit zu behelfen!

Ein ausgezeichneter Advocat jener Zeit, Nivelle, berühmt wegen seiner Gelehrsamkeit und Talente und geschätzt wegen seiner Rechtlichkeit, übernahm die Vertheidigung der Giftmischerin, und führte sie mit einem Eifer, der einer bessern Sache werth gewesen wäre. Der Hauptinhalt seiner Vertheidigungsschrift, die Nivelle auch drucken ließ, zerfällt seinem Wesen nach in zwei Haupttheile. Er räumt die verdammliche Leidenschaft der Brinvillier zu Sainte-Croix ein, sucht aber darzuthun, daß dieser ruchlose Bösewicht die Giftmorde allein und zu eigenen Privatzwecken begangen und die Marquise theils getäuscht, theils dem Anscheine nach in die Sache verwickelt habe, um, im schlimmen Falle, die Last der Schuld auf ihre Schultern ganz oder zum Theil abzuwälzen. Dann aber sucht er mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit und Citaten aus der Geschichte darzuthun, daß die Gerichte auf die Selbstbekenntnisse der Brinvillier, welche sie unter dem Namen ihrer Beichte zu Papier gebracht, gar nichts geben dürften, indem die Heiligkeit der Beichte und alles Dessen, was damit in Verbindung stehe und als solche ausgelegt werden könne, so groß sei, daß selbst ein sonst richtiges Strafurtheil, welches nur auf Grund eines Bekenntnisses durch die Beichte gesprochen worden, seine Gültigkeit verliere; weil die Heilighaltung dieses Sacramentes für das Wohl des Ganzen von bei weitem größerer Wichtigkeit sei als die Bestrafung eines einzelnen Verbrechers.

Auch Pitaval scheint auf dieses letztere Argument ein Gewicht zu legen, welches ein deutsches Gericht, auch in katholischen Ländern, schwerlich anerkennen würde. Denn wenn auch die Beichte heilig ist, abgelegt in das Ohr des Priesters, dergestalt, daß dieser, kraft der Weihe seines Amtes, den Inhalt nicht verrathen darf, so ist

doch schwerlich auch alles Das heilig, was ein Sünder zu Papier bringt, und darüber die Ueberschrift macht: Meine Beichte. Wenn ein solches Papier in die Hände des Criminalrichters kommt, so wird es freilich höchstens nur als ein außergerichtliches Bekenntniß angesehen werden, was allein zu keiner Verurtheilung ausreicht; aber jeder Richter wird die Befugniß und die Pflicht haben, den in dieser sogenannten Beichte angegebenen Thatsachen nachzuforschen. Wenn auch Pitaval meint, daß diese Beichte vom Parlament nicht als ein Beweis mit angesehen worden, so hat sie das Parlament doch, aller Wahrscheinlichkeit nach, so benutzt, als es jeder deutsche Untersuchungsrichter gethan haben würde, nämlich als Leitfaden zur criminalistischen Untersuchung. Es vernahm die Brinvillier und viele Zeugen über die einzelnen in der Beichte zur Sprache gebrachten Punkte.

Interessanter als diese juristische Frage über die gerichtliche Beweiskraft der Beichte wäre für uns die psychologische: Wie kam ein so ruchloses Weib als die Brinvillier dazu, ihre Beichte aufzuschreiben? Stachelte sie das Gewissen dazu im Augenblick der Noth? War ihr Gemüth bei der Flucht aus Frankreich in der That in so großer Angst und Verwirrung, daß sie vor dem Allmächtigen und sich selbst zitterte, sie, die nicht gezittert, als sie dem eigenen Vater den Gifttrank reichte? Und wenn es sie zur Beichte trieb, weshalb zu der gefährlichen mit Dinte und Feder auf Papier? Weshalb beichtete sie nicht in den dunkeln Winkeln eines Domes in das Ohr eines Priesters? Fürchtete sie den Verrath, oder, wie der pariser Witz sagte, daß sie, bei der Unmasse ihrer Verbrechen, besorgt gewesen, sie könne eine oder die andere vergessen?

Das Parlament erkannte, daß der Thatbestand des

Verbrechens vollkommen feststehe, indem die Vergiftung der zwei Brüder d'Aubray durch den Bericht eines Arztes, eines Wundarztes und eines Apothekers ermittelt worden, und wenn man die Aussagen sämmtlicher Zeugen betrachte und mit den eigenen Aussagen der Marquise vergleiche, so ergebe sich daraus, daß Sainte-Croix und die Marquise beide Mordthaten durch Hülfe des La Chaussée vollbracht hatten. Das Strafurtheil wurde darauf am 16. Juli 1676, bei Versammlung der großen Kammer und der Criminalkammer des Parlaments über die Maria Margaretha d'Aubray, Marquise von Brinvillier, dahin gesprochen:

„Daß sie für überführt und überwiesen zu erachten, ihren Vater, Drogo d'Aubray, und ihre zwei Brüder, Anton d'Aubray, Requetenmeister und Civillieutenant zu Paris, und Herrn d'Aubray, Parlamentsrath, mit Gift ums Leben gebracht, auch ihrer verstorbenen Schwester, Thereſe d'Aubray, nach dem Leben getrachtet zu haben. Daß sie, zur wohlverdienten Strafe, auf einem Karren, mit bloßen Füßen, einen Strick um den Hals, und in der Hand eine brennende Kerze, zwei Pfund schwer, an die Thüre der Hauptkirche von Paris gebracht werden und daselbst dergestalt Kirchenbuße thun solle, daß sie auf ihren Knieen zu bekennen habe: sie habe aus Ruchlosigkeit, Rachsucht und Geldbegierde gedachte Angehörige vergiftet oder ihnen nach dem Leben getrachtet. Demnach solle sie auf den Greveplatz abgeführt und ihr daselbst auf einem dazu errichteten Schaffot der Kopf abgehauen, der Körper verbrannt und die Asche in die Luft gestreut werden. Ehe diese Strafe jedoch an ihr vollstreckt werde, solle sie auf die ordentliche und außerordentliche Folter gebracht werden, um ihre Mitschuldigen anzugeben." Außerdem folgten die gewöhnlichen Geldbußen und daß

sie der Erbfolge in das Vermögen der Ermordeten für verlustig erklärt werde.

Ueber ihr Benehmen nach der Publication des Urtheils sind die Nachrichten verschieden. Nach einigen Berichten soll sie nur so lange hartnäckig geleugnet haben, als sie glaubte, den Richtern ein Blendwerk vormachen zu können, und sie habe sogleich, nach der Verlesung des Urtels ein offenherziges Bekenntniß abgelegt. Die Sevigné schreibt, sie sei gestorben, wie sie gelebt habe, nämlich entschlossen. Das Urtheil hätte sie zwar ohne Zeichen von Furcht angehört, aber gegen das Ende gebeten, man möchte es wiederholen, denn der verzweifelte Karren sei ihr gleich anfangs so in den Sinn gekommen, daß sie für das Uebrige die Aufmerksamkeit verloren habe. Als man sie nach der Marterkammer geführt und sie dort drei Eimer voll Wasser sah, habe sie ausgerufen: „Ich soll vermuthlich ersäuft werden, denn wahrhaftig, ich bin nicht Die, von der man verlangen kann, alles Dieses auszutrinken.“ Darauf erst habe sie bekannt*).

Nach Pitaval beichtete sie gleich nach der Publication dem Doctor Pirot von der Sorbonne, demselben Geistlichen, welcher sie auch auf das Schaffot begleitete. Dieser schilderte sie als eine von Schmerz und Reue durchdrungene, so vom Licht der Gnade erleuchtete, so aufrichtig bekehrte Person, daß er in seiner Entzückung so weit ging, den Wunsch zu äußern, er hätte selbst an ihrer Stelle sein mögen. Sie bat um das Abendmahl;

*) Ueber die Anwendung der Wassereimer bei der Tortur von Frauen siehe den Criminalfall: Die Frau des Parlamentsrath Tiquet 1. Bd.

es wurde ihr abgeschlagen, da es Verbrechern, die eine Todesstrafe leiden, nicht gereicht wird. Auch der Wunsch, daß man sie wenigstens das gesegnete Brot, in der Art, wie es zuweilen Verbrechern von geringerer Strafwürdigkeit gegeben wird, genießen lasse, ward ihr versagt.

Die Augen des ganzen Publicums waren auf die letzten Augenblicke der berühmten Verbrecherin gerichtet. Die Straßen, Plätze, Fenster und Dächer waren ein Meer von Köpfen, und namentlich schöner Frauen aus den höhern Ständen als eifrige Zuschauerinnen, die keine Stöße und Tritte scheuten, um nur einen letzten Blick der schrecklichen Frau zu erhaschen. Aber die Menschenmenge war still und aufmerksam. Auf dem Karren noch bat sie ihren Beichtvater, er möge den Scharfrichter so ihr gegenüber seinen Platz nehmen lassen, damit sie den Schurken Desgrais, der sie ergriffen, nicht zu sehen brauche. Diese Empfindung der Scham und der Rache überwog also auch noch in den letzten Augenblicken der angehenden Heiligen. Der Beichtvater verwies ihr die Rede. Sie bat tausendmal um Vergebung und versprach mit Ruhe den verdrießlichen Gegenstand anzublicken. Desgrais ritt den ganzen Weg neben ihr.

Der berühmte Maler Lebrun hatte sich an einen Ort gestellt, wo er sie aufs genaueste betrachten konnte; er wollte in ihrem Gesicht den Ausdruck der Todesfurcht studiren. Aber er fand nicht, was er suchte. Die Seele der Brinvillier war mit dem Bilde des Todes, den sie oft mit eigenen Händen ausgetheilt hatte, zu vertraut geworden. Sie hatte eine Härte des Ausdrucks erlangt, welche sie nun auch für sich selbst unempfindlich machte. Sie schien Alles, was um sie vorging, ruhig und aufmerksam zu beobachten. Als sie an einer Ecke mehrer vornehmen Damen ihrer Bekanntschaft ansichtig wurde,

blickte sie dieselben scharf an und sagte spöttisch: „Wahrhaftig, meine Damen, ein schönes Schauspiel für Ihre Neugier!"

Auch die Sevigné war unter den Zuschauern, auf der Brücke nach Notre-Dame. Sie sah die Brinvillier nach der Kirchenbuße, im Hemde, rückwärts auf Stroh, eine niedrige Haube auf dem Kopfe, den Nachrichter auf der einen, den Geistlichen auf der andern Seite, auf dem Karren sitzen. Wir glauben es ihr, daß alle ihre Glieder bei dem Anblicke zitterten, und daß es ein schauderhafter Tag für sie gewesen. Von der Hinrichtung selbst war sie nicht Augenzeugin. Doch erfuhr sie, daß die Marquise allein und mit vielem Muthe barfuß das Schaffot bestiegen habe. Dort hätten sich die Scharfrichter wol noch eine Viertelstunde mit ihr zu schaffen gemacht, sie besehen, gebunden, ihr die Haare hinaufgestrichen, sie hin und her gerichtet, so daß es gräulich anzusehen gewesen und die Zuschauer zu murren angefangen hätten.

„Die Brinvillier befindet sich nun in der Luft, schreibt die Sevigné, in einem andern Bereiche. Ihr armer, kleiner Körper wurde in ein ungeheuer großes Feuer geworfen und ihre Asche in die Luft gestreut. Wir mögen sie nun einathmen und durch ihre herumfliegenden Atome ergreifen uns auch vielleicht Giftmischerlaunen." Den Tag nach der Hinrichtung suchte man die Ueberbleibsel ihrer Gebeine zusammen. Der Pöbel glaubte steif und fest, wie die Sevigné versichert, sie sei eine Heilige! Nach derselben Quelle hätte die Brinvillier zwei Beichtväter gehabt. Der eine hätte zu ihr gesagt: sie müsse bekennen, der andere: sie hätte es nicht nöthig. So hätte sie denn lachend gesagt: „Also kann ich es halten, wie es mir beliebt."

Man war aber über das Urtheil und die Vollstreckung desselben in Paris sehr unzufrieden. „Noch findet sich wol kein Beispiel, schreibt die Sevigné, daß solche Verbrechen so gelind wären behandelt worden. Man hat sie nicht auf die Folter gebracht; ja man ließ sie sogar Begnadigung hoffen, und so gewiß hoffen, daß sie wirklich den Tod nicht befürchtete und daher (?) beim Hinaufgehen aufs Schaffot sagte: „Nun ist doch wol Alles gut?" — Der erste Präsident hatte ihren Beichtvater aus eigenem Triebe für sie gewählt und — es war derselbe, von dem gewisse Leute wünschten, er möchte ihr zum Beichtvater gegeben werden! — Es gibt Taschenspieler, welche Karten ohne Aufhören mischen, Ihnen das Spiel vorhalten und Sie ersuchen, eine davon herauszuziehen, welche sie wollen, es sei völlig einerlei. Sie ziehen und glauben völlig frei gewählt zu haben, und doch ergreifen Sie nur eben das Blatt, das der Taschenspieler haben wollte!"

Der Marquis von Brinvillier wurde in den Proceß seiner Gattin nicht mit verwickelt. Es hatte kaum Jemand in Paris weniger Beziehung zu ihr als ihr Mann. Er soll, der Sevigné zufolge, um ihre Begnadigung gebeten haben. Er verschwand bald darauf gänzlich, und Niemand weiß, was aus ihm geworden ist. Wahrscheinlich hat er sich und seinen fluchbedeckten Namen in irgend einen entfernten Winkel zu verbergen gewußt. Der Name lebte in Frankreich noch lange fort. Man sagte von einer Vergiftung: es ist ein morceau à la Brinvillier.

Mit der Hinrichtung der Brinvillier war der Proceß nicht ganz begraben. Aber mit einer vielfach gerügten Milde verfuhr man gegen ihre Mitangeschuldigten, und außer den Familienrücksichten soll das Geld dabei eine bedeutende Rolle gespielt haben. Der Apotheker Glaser, von dem die Brinvillier und Sainte-Croix ihre Gifte entnommen, hatte alle Mühe, von einer ernsten Strafe loszukommen. Die Untersuchung gegen ihn veranlaßte einen Parlamentsbefehl vom 27. Februar 1677, der allen Apothekern und Spezereihändlern den Verkauf von Giften nur an bekannte und behauſete Personen erlaubte und es ihnen zur Pflicht machte, deren Namen, gleich nach dem Einkauf, in ein besonderes Buch einzutragen.

Gegen den Rentmeister Penautier schwebte ein dringender Verdacht. Die innige Vertraulichkeit, in der er mit Sainte-Croix gelebt, war stadtkundig, die Giftkiste des Letztern sollte, nach seiner schriftlichen Verordnung Jenem zur Uebermachung an die Brinvillier übergeben werden, und die Briefe der Letztern aus dem Gefängniß an Penautier verdächtigten ihn noch mehr. Dazu kam eine specielle Anklage.

Herr von Saint-Laurent war vor Penautier Generaleinnehmer der Geistlichkeit von Languedoc gewesen. In der Bewerbung zugleich mit dem Letztern hatte er diesen einträglichen Posten errungen. Saint-Laurent's Witwe, trat jetzt als Anklägerin gegen Penautier auf. Sie beschuldigte ihn, aus Rache, weil Saint-Laurent ihm damals vorgezogen worden, und aus Eigennutz, um ihm in seinem Posten nachzufolgen, ihren verstorbenen Ehemann durch Sainte-Croix vergiftet zu haben. Die Anklage hatte vieles Wahrscheinliche für sich, besonders wenn man die große, innige Vertraulichkeit zwischen Penautier und Sainte-Croix ins Auge faßte und erwog,

wie der Letztere, ohne alles Einkommen, durch Penautier's Unterstützung einen unverhältnißmäßig großen Aufwand machte. Und ihm, Penautier, allein hinterließ Sainte-Croix seine Briefschaften, Versicherungsscheine und Gifte! Alle diese Umstände, genügend, sein Treiben verdächtig zu machen, auch wol, um bei Vielen die moralische Ueberzeugung von seiner Schuld hervorzubringen, waren für den Richter keine Beweise, ihn zu verurtheilen. Das Publicum brach entschieden den Stab über ihn; es meinte, nur das Geld, das er mit vollen Händen austheilte, hätte ihn vor der Strafe gerettet.

Die Sevigné sagt: „Noch nie ist ein Mensch so nachdrücklich beschützt worden als Penautier. — Er hat große Beschützer. Der Erzbischof von Paris und der Minister Colbert nahmen sich seiner an. Neun Tage mußte er in Ravaillac's Gefängniß Quartier nehmen; aber da er sterben wollte, ward er wieder herausgebracht. — Es haben sich bei diesem Processe außerordentliche Dinge begeben, man darf aber nur nicht Alles frei herausſagen. — Man glaubt, Penautier habe an hunderttausend Thaler verwendet, um sich seine Sache zu erleichtern." Folgende Spottverse auf ihn circulirten in Paris:

Si Penautier dans son affaire
N'a sçu trouver que des amis,
C'est qu'il avoit sçu se défaire
De ce qu'il avoit d'ennemis.
Si, pour paroître moins coupable,
Il fait largesse de son bien,
C'est qu'il prévoit bien, que sa table
Ne lui coutera jamais rien.

Penautier wurde vom Parlamente nicht allein freigesprochen, sondern auch in alle seine Aemter wieder ein-

gesetzt. Er fing seine luxuriöse Lebensart wieder aufs Neue an, gab den Ständen von Lothringen offene Tafel und die vornehmsten Männer setzten sich in Erwägung der Delicatessen an dieser Tafel über den Ruf ihres Wirthes weg.

Das Publicum ließ sich aber in seinem Urtheil nicht irren. Der Cardinal von Boncy mußte mehre Pensionen auszahlen, die auf seinem Bisthum von Narbonne hafteten. Er hatte aber das Glück, daß er alle seine Pensionnaire überlebte, und pflegte dabei zu sagen: sein gutes Gestirn wäre die Ursach, daß er alle seine Pensionnaire hätte können zur Ruhe bringen lassen. Als Frau von Sevigné ihn eines Tages mit Penautier in seiner Equipage fahren sah, sagte sie in Bezug darauf: sie hätte den Erzbischof von Narbonne mit seinem guten Gestirn gesehen.

Die Brinvillier war nicht die einzige Giftmischerin jener Zeit; vielmehr schien es, als sei die ganze Luft über Paris damals mit Giftdüften geschwängert, und bei jedem unerwarteten Todesfall, durch den Jemand zu Vortheil kam, zischelte man von Tränken und Pülverchen, und raunte sich den Namen der gefälligen Helfershelferin zu, durch deren Vermittelung es geschehen sei. Keine Giftmischerin aber hat größern Einfluß geübt und ihr Name ist berühmter geworden, als Madame Voisin.

In einem finstern, dumpfen Hause der Faubourg Saint-Germain wohnte ein Weib, welches die Gabe besaß, nicht allein in die Zukunft zu blicken, sondern auch mit ihrem Arm in dieselbe ein wenig hinein zu greifen.

Sie war der Trost der harrenden Erben, der unglücklichen Ehegatten und aller Derer, die ihr Glück von der Zukunft erwarteten. Deshalb sah man an dunkeln Abenden und regnigten Tagen Viele an ihre Thüre klopfen, von denen die feine Welt von Paris nicht vermuthete, daß sie zu Fuß, im schlechten Mantel, in dieser schlechten Gasse könnten getroffen werden. Edelleute, Officiere, auch Geistliche und Hofleute, besonders aber Frauen, und von den höchsten Ständen, besuchten die Wahrsagerin, von deren Kunst, Voraussicht und Gefälligkeit ganz Paris voll war. Empfehlungen waren freilich nöthig, um Eintritt zu erhalten, aber die unerläßlichste Empfehlung war ein voller Geldbeutel; denn die Kunst, welche von der Brinvillier zu eigenen Zwecken und vielleicht nur als Dilettantismus ausgeübt ward, hatte hier schon den Charakter der Industrie, eines Gewerbes angenommen.

Die Wahrsagerin verstand es, die Gemüther auch durch äußern Apparat in die gehörige Stimmung zu versetzen und sich dabei eine Wichtigkeit zu geben, die selbst hellere Köpfe, welche sie zu besuchen sich verführen ließen, betroffen machte. Wollte der Besuch, der gewürdigt wurde, sie persönlich zu sehen, ihr die Angelegenheit, weshalb er kam, weitläufig erzählen, so unterbrach sie ihn in befehlendem Tone: „Halten Sie inne. Ich will von Ihrer Geschichte nichts wissen. Dem Geiste haben Sie zu vertrauen, was Ihnen auf dem Herzen liegt. Ich bin nur seine Dienerin. Ich kann nichts weiter thun, als ihn für Sie bitten, und ihm gehorchen.“ Sie brachte hierauf ein Papier, das bezaubert sein sollte, und dictirte dem Fragenden nach allerhand Gaukeleien den Eingang des Briefes, indem sie es dann ihm überließ, weiter zu schreiben, was er wollte. War dies geschehen und der Besuch hatte alle seine Fragen an den Geist zu

Papier gebracht, so erschien die Zauberin wieder in feierlichem Aufzuge, in der einen Hand ein Kohlenbecken, in der andern eine Kugel mit Jungfernwachs. Der Befragende mußte dann seinen Brief um die Kugel wickeln, und die Voisin warf Beides in das Kohlenbecken. Indem nun das Papier vor seinen Augen verbrannte, erklärte sie, erführe der Geist sein Anliegen und lese durch die Flamme seine Fragen. Darauf wurde der Kunde in drei Tagen wieder bestellt, um sich die Antwort zu holen. Diese fehlte auch niemals, und zwar hatte sich der Geist die Mühe genommen, die genauesten Antworten auf alle Fragen entweder selbst zu schreiben, oder einem andern Geiste zu dictiren, und diese übergab ihm die Voisin in einem versiegelten Couverte.

Diese Antworten waren immer den Wünschen der Fragenden entsprechend. Wie hätte sich sonst ihre Kundschaft erklärt! Und noch mehr, sie bewährten sich in der Regel. Wie hätte ihr Credit sonst so lange gedauert! Daß der Brief mit den Fragen nicht verbrannte, sondern durch irgend ein Taschenspielerkunststück von ihr bei Seite geschafft wurde, und sie durch allerhand Mittel und ihren außerordentlich verbreiteten Umgang sich die nöthige Auskunft verschaffte, um mehr oder minder passende Antworten zu ertheilen, mochte immerhin ein Theil ihrer Kunden vermuthen; das schwächte nicht ihren Credit. Ihre Hauptkraft bestand in Prophezeiungen, für deren Erfüllung sie selbst Sorge trug. Kam eine Ehefrau zu ihr und erkundigte sich, ob sie nicht bald Witwe werden würde, so bestimmte sie, um einen gewissen Lohn, eine gewisse Zeit, wenn der Ehemann sterben werde. Zu mehrer Beglaubigung fügte sie irgend etwas hinzu, was dem Tode vorangehen würde. Zum Beispiel, es werde die Suppenterrine an seinem Geburtstag auf dem

Tisch zerbrechen, oder der Spiegel von der Wand stürzen; danach wird er in so und so viel Tagen nicht mehr athmen. Diese Voranzeigen trafen stets zu und der Tod säumte dann ebenso wenig zu erscheinen. Es war die bequemste Weise, seine stillen Wünsche in Erfüllung zu bringen, sich an die Voisin zu wenden. Zwar kostete es viel Geld, aber das Gewissen blieb beruhigt. Denn wenn Gift dabei im Spiele war, so besorgte es die Voisin, ohne daß die unschuldige Frau etwas dazu that, oder nur darum wußte.

Die Policei konnte endlich, trotz der hohen Gönnerschaften der Prophetin, das Auge nicht länger zu dem Treiben zudrücken. Die Voisin übte selbst eine zu bedeutende geheime Policei aus, und hatte Verzweigungen und Kundschafter durch ganz Paris, um sie neben der autorisirten Policei, ohne Eintrag für diese, bestehen lassen zu können. Sie ward verhaftet und ihr der Proceß gemacht. Da fand man, zum Schrecken vieler Hunderte, ein Buch bei ihr, in welches sie die Namen aller Derer, welche bei ihr gewesen waren und sie befragt hatten, eingetragen hatte.

Das Entsetzen war über Paris verbreitet, denn die Sache ward mit der äußersten Strenge behandelt. Nach den Vorgängen der Brinvillier, wo man den Richtern und der Obrigkeit eine so verderbliche Milde und verbrecherische Begünstigungen gegen vornehme Personen vorwarf, mußte dies zur Beruhigung des Publicums geschehen. Der König sollte sich das Wort gegeben haben, die Gerichte frei walten zu lassen und kein Gnadenwort zu sprechen. Demnach gab es keinen furchtbarern Schreck für Jemand, als wenn es hieß, auch sein Name stünde in dem Buch der Voisin. Dies wurde von Betrügern und Spaßvögeln benutzt, zum Erpressen und Aengstigen.

Der Geschichten, die sich hierauf beziehen, wußte man zu jener Zeit viele, die aber meistentheils außerhalb der Grenzen unserer diesmaligen Aufgabe in die der Novellistik überschreiten; wie denn auch T. A. Hoffmann diese Schreckenszeit unter dem vierzehnten Ludwig mit ihrem widerwärtigen Spukglauben in seiner Fräulein Scuderi vortrefflich ausgebeutet hat. Doch theilt uns Pitaval zwei Geschichten mit, welche als Spiegelbilder der Zeit von Wichtigkeit sind.

Am Hofe Ludwig des Vierzehnten waren zwei ausgezeichnete Flötenspieler, Philibert und Coteaux, die, ohne Neid, in der innigsten Freundschaft mit einander lebten und sich Beide gleicher Gunst des Königs und des Hofes erfreuten. Philibert wußte sich bei einem reichen Bürger, Namens Brunet, so in Gunst zu setzen, daß dieser, ein damals seltener Fall, seine einzige Tochter und Erbin mit dem Flötenspieler verlobte. Aber Brunet war so entzückt von seinem künftigen Schwiegersohn, einem Genie, das bei Hofe galt, daß er den Mund zu voll von seinem Lobe nahm. Seine eigene Frau ward dadurch aufmerksamer, als sie sollte, auf die körperlichen und geistigen Vorzüge ihres künftigen Schwiegersohnes, und indem sie ihren spießbürgerlichen Ehemann mit dem genialen Künstler verglich, fiel das Resultat sehr zu Ungunsten des Erstern aus. Madame Brunet war eine muntere, frische, runde Vierzigerin mit einem hübschen Gesichte und vieler Lebenslust. Ihre Tochter, die Verlobte, dagegen war ein kaum erwachsenes bläßliches Mädchen von schlechter Tournure und keiner der Eigenschaften, welche die Begierden eines kräftigen jungen Mannes anziehen mögen. Sie schloß sehr richtig, daß er ihre Tochter nur ihrer Erbschaft wegen nehme, und ihr,

der Mutter, unter andern Verhältnissen, den Vorzug geben würde.

Madame Brunet besuchte die Voisin und erkundigte sich, wann wol ihr lieber Mann das Zeitliche gesegnen dürfte? Die Voisin lächelte sehr bedeutsam, und unerwartet schnell raffte ein Schlagfluß den ehrenwerthen Herrn Brunet aus der Zahl der Lebendigen fort. Philibert fand, so oft er das Trauerhaus betrat, eine sonderbare Kälte, und Blicke und Seufzer auf Seiten der betrübten Wittwe, die er nicht verstand, sobald er von seiner Braut zu sprechen anfing. Eine gefällige Vertraute eröffnete ihm die Augen: Die Verhältnisse hätten sich geändert, und da jetzt zwei heirathbare Damen in dem Hause wären, so gebiete der bürgerliche Anstand, daß zuvörderst die Erwachsene heirathe, ehe an das Kind die Reihe komme. Philibert war mit dem Tausche ganz zufrieden, er heirathete die lebensfrische Mutter, und die blasse Tochter ward in ein Kloster gebracht. Auch wäre er vielleicht sein ganzes Leben über zufrieden geblieben, wenn man nicht den Namen der Madame Brunet in dem Buche der Voisin gefunden hätte. Die Ehe mit einem Günstling des Hofes schützte sie weder vor der Verhaftung, noch vor der Untersuchung, ja nicht einmal vor dem Strick. Sie endete am Galgen. Auch Philibert war verdächtigt und ward zur Untersuchung gezogen. Seine Freunde, besorgt um sein Leben, riethen ihm zu fliehen, der König selbst ließ ihm Winke geben, indem er ihn, wenn das Parlament ihn verdamme, auf keinen Fall begnadigen könne. Coteaux, sein Pylades, erbot sich mit ihm zu fliehen. Bei ihrer Kunst würden sie im Auslande, an jedem Hofe Aufnahme, Schutz und reichen Erwerb finden. Philibert aber vertraute seinem guten Bewußtsein und wollte dem Rechte seinen

Lauf lassen. Sein Vertrauen wurde durch eine völlige Freisprechung gerechtfertigt.

Der Name einer angesehenen Dame fand sich auf der Liste der Voisin. Ihr Mann brachte ihr die Nachricht in einem Tone, der sie zittern machte. Sie hielt sich für verloren, und glaubte jeden Augenblick, die Gerichtsdiener auf der Treppe zu hören und im nächsten würden sie an die Thür schlagen. Darüber vergingen furchtbare Tage der Angst. Da ließ sich ein Mann melden, den ihre Leute nicht kannten. Er habe durchaus mit der Dame des Hauses zu sprechen. „Er soll seinen Namen nennen," rief die Zitternde. „Ich bin Desgrais, nun weiß sie es," sagte der Mann mit verdrießlichem Gesicht über das lange Zaudern.

Desgrais, der furchtbare Gefreite, der die Brinvillier verhaftet, war ein Schreckensmann im Ohr aller schuldbewußten Pariserinnen. Es war etwas Entsetzliches, daß man fortan auch einem Liebhaber nicht mehr trauen dürfe, da die Möglichkeit war, daß, wenn er den Oberrock aufknöpfte, ein Policeisergeant darunter zum Vorschein kam. Ueberdem hatte Desgrais auch neuerdings täglich in der Voisin'schen Geschichte durch List und Entschlossenheit die glücklichsten Fänge gemacht. Kaum also, daß die Dame den Namen Desgrais gehört, als sie sich auch für verloren hält. Sie fliegt nach der Thür, verrammelt sie, und, in Thränen zerfließend, stürzt sie sich ihrem Manne zu Füßen: „Rette, bester Mann, rette mein Leben. Es ist wahr, ich bin bei der Voisin gewesen, aber nur ein einziges Mal. Ich habe sie nur gebeten, mir einen stärkern Busen zu machen. Wahrhaftig, weiter habe ich nicht das Geringste von ihr verlangt." Der Mann konnte mit diesem von der Angst erpreßten Bekenntniß, bei der Lage der Dinge, sehr zu-

frieden sein. Aber der fürchterliche Desgrais wollte doch nicht fortgehen, sondern pochte an die Thür, indem er laut erklärte, er lasse sich nicht wieder fortschicken. Schon hatte die Dame in ihrer Verzweiflung das Fenster geöffnet, und wollte sich lieber auf die Gasse stürzen als dem Schrecklichen ergeben. Mit Mühe konnte sie der Ehemann abhalten und eilte dann zur Thür hinaus, um zu sehen, was mit dem furchtbaren Desgrais zu thun sei. Desgrais stand auch wirklich da, aber nicht der Policeisergeant, sondern der Tapezier Desgrais, der mit einer unbezahlten Rechnung nicht zum zweiten Male fortgehen wollte. Die Anekdote kam noch bei Lebzeiten der betreffenden Personen in einem damals berühmten Lustspiel auf die Bühne.

Die Voisin büßte ihre Verbrechen auf dem Scheiterhaufen, doch, sagt man, als reuige Sünderin. Lebrun malte sie wenige Stunden vor der Hinrichtung, und das Gemälde soll zu den Meisterstücken des Künstlers gehören.

Aber auch ihr Tod that dem schändlichen Gewerbe keinen Eintrag. Aus ihrer Schule ging vielmehr eine große Zahl Wahrsagerinnen und Giftmischerinnen hervor, und man hörte noch lange Zeit von plötzlichen Todesfällen, die durch diese Prophetinnen voraus verkündet waren. Um diese Pest auszurotten, wurde von Ludwig dem Vierzehnten ein eigenes peinliches Tribunal errichtet, die berüchtigte chambre ardente, welche zwar endlich das Gezücht so ziemlich ausrottete, aber durch die Strenge ihres Verfahrens auch auf sich den Fluch mancher unschuldig Gepeinigten lud.

Die Geheimräthin Ursinus.

1803.

Die Witwe des geheimen Justizraths und Regierungsdirectors Ursinus lebte, geachtet und gesucht, in den ersten Kreisen von Berlin. Der Rang und das Ansehen ihres vor wenig Jahren verstorbenen Gatten, ihr ansehnliches Vermögen, eine imposante Gestalt, mit ansprechenden Gesichtszügen, so wie ihr Geist und ihre Bildung, machte sie zu einem Glanzpuncte in der damaligen Gesellschaft. Schon ihre Erscheinung bestach durch eine gewisse, nicht zurückstoßende Vornehmheit. Jüngere Frauen, welche sie in ihre lebhafte Unterhaltung zog, fühlten sich geschmeichelt. Ob man sich auch in Liebe zu ihr hingezogen fühlte, ist uns nicht überliefert. Aber ihr Ruf war mit keinem Makel behaftet, obgleich bei ausgezeichneten Frauen der Neid so leicht die vortretenden Schwächen bemerkt.

Um so überraschender wirkte die Nachricht von ihrer Verhaftung. Die Art, wie sie erfolgte, lebt noch in Vieler Gedächtniß, als ein Ereigniß so außergewöhnlicher Art, daß es den ruhigen Lebensstrom des friedlichen Berlins jener Tage völlig unterbrach. So wenig man erwartete,

daß die Sandhügel um Berlin bersten und Feuer speien würden, ebensowenig war man darauf gefaßt, im Kreise der berliner Damenwelt eine Nachfolgerin der Brinvillier zu finden.

Die Geheimräthin Ursinus befand sich am Abende des 5. März 1803 in einer Gesellschaft. Sie saß am Spieltisch, als ein Diener mit allen Zeichen des Schreckens hereintrat und ihr meldete, daß auf dem Flur und im Vorzimmer Policeibeamte stünden und sie sprechen wollten. Die Ursinus verzog keine Miene, indem sie die Whistkarten fortlegte, ihre Mitspieler wegen der kleinen Störung um Entschuldigung bat, und mit den Worten aufstand: es sei nur ein Mißverständniß, und sie hoffe in einer kleinen Weile wieder zurück zu sein.

Sie ging und kam nicht wieder zu ihrer Whistpartie. Nach wenigen Minuten banger Erwartung wußte man, daß sie ins Criminalgefängniß abgeführt worden. Man wußte, daß sie des Giftmordes bezüchtigt war.

Ihr Bediente, Benjamin Klein, hatte sich zu Ende des vorigen Monats Februar unwohl befunden. Als er es seiner Herrin klagte, gab diese ihm eine Tasse mit Fleischbrühe, und einige Tage nachher einige Rosinen. Dies minderte nicht das Unwohlsein, vielmehr erregte es ihm neue Uebelkeiten. Als ihm daher am 28. Februar die Geheimräthin Reis anbot, wollte er ihn nicht essen. Ihm kam der Umstand seltsam vor, daß sie den Reis darauf in den Abtritt warf; der Gedanke stieg in ihm auf, daß die Speisen etwas der Gesundheit Nachtheiliges enthalten könnten, und er beschloß in den Zimmern und Spinden seiner Herrschaft heimlich sich umzusehen. Er fand wirklich am 21. März in einem Spinde ein Pulver mit der Aufschrift: Arsenik.

Da ihm nun am folgenden Tage die Geheimräthin wieder einige gebackene Pflaumen anbot, nahm er die-

selben zwar, brachte aber keine in den Mund. Er theilte vielmehr seinen Fund und seine Furcht der Kammerjungfer der Geheimräthin, Namens Schley, mit, welche die Pflaumen zu ihrem Bruder, einem Apothekerlehrling in der Flittner'schen Apotheke trug, um sie dort untersuchen zu lassen. Hier ermittelte sich alsbald, daß die Pflaumen Gift enthielten. Der Principal der Apotheke, Assessor Flittner, zeigte den Vorfall seinem Vorgesetzten, dem Obermedicinalrath Welper an, und dieser dem Director der Immediatcriminalcommission, dem Geheimrath Warsing, welcher, nach vorläufiger Vernehmung des Bedienten, der Kammerjungfer und der Betheiligten in der Apotheke, die Arretirung der Ursinus veranlaßte.

Dies wußte man in den ersten Stunden. Bald nachher wußte man weit mehr. Auch ihr Gatte war vor drei Jahren an Gift gestorben, das sie ihm beigebracht, desgleichen ihre Tante, die unverehelichte Witte, und ebenso ein Geliebter der Ursinus, ein holländischer Officier, Namens Ragay.

Alles dies wußte das Publicum in Berlin bestimmt, und war entbrannt darauf, noch mehr zu wissen. Denn man wirft demselben vor, wenn es auch zu Anfang ungläubig ist und die Kritik schärfer übt, als Andere billigen, daß, ist diese einmal überwunden, der Glaube leicht überschießt und, unersättlich, nach dem Unglaublichen verlangt. Da ihm die gerichtliche Untersuchung zu lange dauerte, auch vielleicht zu geringe Resultate versprach, erschien schon in demselben Jahre ein Buch von dem Historiker Friedrich Buchholz: „Bekenntnisse einer Giftmischerin, von ihr selbst geschrieben," welches Vielen für baare Wahrheit galt; doch aber nur ein Roman ist, dessen Hauptmotive allein aus Dem entnom-

men sind, was vor Publication des Erkenntnisses von der Untersuchung im Publicum bekannt geworden war.

Die Erwartung, in der berliner Geheimräthin eine Brinvillier zu entdecken, ist zum großen Theil durch die Untersuchung und das Erkenntniß des Kammergerichts getäuscht worden. Jene war, ihrem Verlauf nach, einfach, und durch keinen der interessanten Zwischenfälle, welche dem Brinvillier'schen Proceß ein so wunderbares Interesse geben, gewürzt. Was von den vollbrachten Giftmorden als ermittelt anzunehmen ist, zeigt nicht von jener diabolischen Lust, jenem fieberhaften Drange zu vergiften, den wir, wiewol auch nicht mit vollem Rechte, bei der französischen Marquise annehmen, vielmehr, wenn die Ursinus die Mörderin ist, sind die Motiven im gewöhnlichen Eigennutz gegeben. Nur der völlig erwiesene, aber nicht vollbrachte, Giftmord läßt uns ein psychologisches Räthsel zurück, welches weder durch die Untersuchung, noch durch die drei und dreißig Jahre, welche dem Urtel folgten, und während deren die Verbrecherin bei vollen Verstandeskräften lebte, nur im geringsten gelöst wäre.

Die Ursinus leugnete beharrlich alle die zur Sprache gebrachten Giftmorde; nur die Giftversuche gegen ihren Bedienten Klein räumte sie ein, und bei der gründlich geführten Untersuchung ergab sich Folgendes.

Sophie Charlotte Elisabeth, verwittwete Ursinus, am 5. Mai 1760 geboren, war, wie das Erkenntniß angibt, die Tochter des östreichischen Legationssecretairs Weingarten, nachher von Weiß genannt. Die Historiker jener Zeit nennen ihn Baron von Weingarten. Der Landesverrath an der östreichischen Regierung war der Anlaß seiner Uebersiedelung nach Preußen und der Veränderung seines Namens. Einer Familien-

überlieferung zufolge, die wir nicht verbürgen wollen, hatte Baron Weingarten selbst standhaft alle lockenden Anträge zur Auslieferung der gewünschten Papiere zurückgewiesen. Aber er liebte, er war verliebt. Die Mutter seiner Braut, eine Enthusiastin für Friedrich den Großen, wußte die Papiere aus dem Schrank zu entwenden. Die That ließ sich nicht ungeschehen machen, er mußte die Folgen derselben tragen und nahm sie freiwillig auf sich.

Charlotte lebte bis zu ihrem zwölften Jahre bei ihren Aeltern; dann ward sie nach Spandau zur Hofräthin Haacke, einer ältern Schwester, gegeben, behufs ihres Religions- und wissenschaftlichen Unterrichts. Ihre Aeltern waren katholisch; sie bekannte sich aus freien Stücken zur lutherischen Kirche. Einer Liebschaft wegen, die ihre Aeltern nicht dulden wollten, nahmen sie ihre Tochter aus Spandau wieder zu sich nach Stendal.

Hier lernte sie ihren künftigen Ehemann, den damaligen Obergerichtsrath Ursinus, den Hausfreund ihrer Aeltern, kennen, der ihr vom Anfang ihrer Bekanntschaft an eine ausgezeichnete Aufmerksamkeit bewies und nach einjähriger Bekanntschaft um sie anhielt. Sie liebte den älteren, ernstern und kränklichen Mann grade nicht; aber sie war, wie sie versichert, demselben herzlich gut, und entschloß sich leicht, ihn zu heirathen, weil ihre Aeltern ihr seinen exemplarischen Lebenswandel, seine Entfernung von allen Leidenschaften, seinen Fleiß, sein Amt und die Aussichten, die seiner warteten, als beneidenswerthe Vortheile schilderten, wogegen sein Gehörsfehler und seine Kränklichkeit nicht in Betracht kommen konnten.

Im neunzehnten Jahre, 1779, heirathete sie ihn; die Eheleute blieben bis 1792 in Stendal und kamen, nach

verschiedenen Aufenthaltsorten, nach Berlin, wo Ursinus am 11. September 1800 starb.

Die Ursinus versicherte, bald nach ihrer Verheirathung schon, wegen der Kränklichkeit ihres Mannes, mit demselben das Uebereinkommen getroffen zu haben, den eigentlichen Zweck der Ehe zu beseitigen. Sie habe den Schmerz über die Kinderlosigkeit ihrer Ehe möglichst zu verbergen gesucht. Anfangs sei ihr das nicht schwer geworden, späterhin aber sei ihr die Entbehrung sehr schwer gefallen, und sie habe eine heftige Neigung zu dem holländischen Officier Ragay gefaßt. Ihre merkwürdigen Aeußerungen darüber in einem der Verhöre sind buchstäblich folgende: „Ich habe meinen Mismuth darüber, daß unsere Ehe kinderlos blieb, so viel als möglich zu verbergen gesucht. Daß ich darüber Mismuth empfand, hatte einen doppelten Grund. Einmal wünschte ich mir Kinder, um, so lange sie noch klein wären, sie als Spielzeug zu gebrauchen, und, wenn sie älter würden, Menschen an ihnen zu haben, die durch Bande des Blutes Verpflichtungen zur Liebe gegen mich hätten; und dann fühlte ich, daß mein Blut heftig wallte und mein Körper Befriedigung foderte, die ich bei Ursinus nicht finden konnte. Nichtsdestoweniger habe ich ihm darüber je Vorwürfe gemacht; vielmehr unterdrückte ich durch Zerstreuungen aller Art die Winke der Natur um so williger, als wir jenes Uebereinkommen getroffen. Nur die Folge, welche eben diese Entbehrung für mich hatte, war mir unangenehm, da, wie gesagt, die Fülle der Gesundheit, in welcher ich lebte, Befriedigung zu fodern schien, und ich ein Toben in meinem Körper verspürte, welches mich oft krank machte. Das war jedoch in den ersten Jahren meiner Ehe nicht der Fall, sondern ich nahm dies Alles erst in spätern Jahren wahr, besonders als-

dann, wenn ich im Umgang mit andern Männern war, oder auch, wenn ich von diesen zufällig einen Druck der Hand, oder auch noch mehr, wenn ich, wäre es auch nur im Pfänderspiel gewesen, von Jemand einen Kuß erhielt, welches Letztere allerdings öfter der Fall war wie Ersteres. Dies empfand ich besonders, wenn es von dem Ragay geschah, denn ich will kein Geheimniß daraus machen, daß ich an diesem Ragay mit innigem Gefühl der Liebe gehangen habe."

Ihr Ehemann billigte nicht allein, er begünstigte auch diese Leidenschaft; doch soll dieselbe nach der Versicherung der Ursinus nicht bis zum Bruch der ehelichen Treue gestiegen sein. Ueber dieses wunderbare Verhältniß gibt ein Brief, der zu den Acten kam, von Ursinus Hand geschrieben und an Ragay adressirt, Auskunft. Er lautet folgendermaßen:

Berlin, den 29. October 1796.
Nachmittags 4 Uhr.

Lieber Freund!

Hier ein Brief für Sie, der schon vorgestern Abend einlief, und den ich gestern nicht schickte, um Ihnen Unruhe zu ersparen. Ich wünsche, sein Inhalt sei gut, und Sie haben durch den Verzug nicht gelitten. Ich würde ihn auch heute nicht geschickt haben (weil ich ungern allein schreiben wollte und Lotte nicht konnte), hätte der Maler mich nicht fragen lassen, wo Sie in Potsdam wohnten. Ob nun gleich die arme Lotte still im Zimmer blieb, keinen Arzt hat, weil sie nie auf Aerzte hielt (außer Tissot), so könnte doch jener Mann sie zufällig gesehen haben, und Sie mit der Nachricht beunruhigen, sie sei krank. — Das ist sie nun eigentlich nicht und nach dem zwei-

ten Aderlaß heut Morgen — hoffe ich viel — in Absicht des Körpers — ihr Gemüth leidet.

Nun zur Erzählung: Sie verließen sie, schon von starkem Andrang des Blutes gegen den Kopf (einer Fülle von Gesundheit) geplagt, dazu kamen Beängstigungen. — Bis Mittwoch hielt sie sich in beständiger pflichtmäßiger Thätigkeit, und zählte nur immer die Stunden, als wollte sie die Tage los sein. Ihr Brief an Sie war ihre letzte Kraft — das Uebel stieg — was litt die Gute! — der Kopf ward benebelt, das Herz geängstigt — sie war nicht mehr Lotte — und doch war sie es so ganz, immer nur befürchtend, daß Niemand durch sie leiden solle — darum sollte ich nicht schreiben, darum erwähnte sie ihrer Gesundheit letzt nicht. — Was der Körper leidet, sieht man, die Verwundungen der Seele sieht man nicht, und darum erkundigt man sich so viel nach diesem, und kann jene um ein Nichts willen verletzen — (sagte sie einmal) ganz sanft, sonst klagt sie nicht. Gestern Abend entschloß sie sich zum heutigen Aderlaß, und es ist viel besser — Röthe ist auf den Wangen, Lächeln um die Lippe. — Schreiben kann sie heut nicht, sie würde sonst wollen. Sage recht was Freundliches, und morgen schreibe ich gewiß; bis dahin soll man ruhig sein. Ich habe keinen Augenblick Mistrauen, aber unbegreiflich ist mir die neue Veränderung in Plan und Benehmen, die von Allem, was man mir am Sonnabend sagte, so abweicht.

Und das ist sie mir nach Dem, was sie mir erzählt hat, auch! Können Sie mir darüber einen Aufschluß geben? so wie darüber, wann eher Sie wol hier wieder herkommen? und ob Ihr Schicksal Sie bald wieder an einen andern Ort ruft? so ist es jetzt wohl Zeit! Ich

verdiene ihn in jeder Absicht und kann schweigen. — Ob ich Ihr Freund bin? in welchem Grad ich es bin? wissen Sie. Ach wie ist der Mensch; am Quell des reinsten Glücks darbt er!! Hat nur Stunden zu leben, und verläßt Wirklichkeiten, um Schattenbildern nachzujagen, die selbst, wenn er sie erhält, ihm nicht so viel Glück geben werden, als er jetzt hatte. Hier die Zeitung. Morgen schreibt die gute Lotte, und schickt die heutige, die wir erst spät erhalten. Auch der Friede wird endlich kommen, dann wird uns nichts so gereuen, als die Zeit en attendant nicht besser genossen zu haben. Da Sie sich unserer mündlichen Unterhaltung entzogen haben, so ist es natürlich, daß die schriftliche, so viel es angeht, ersetzen muß; man müßte tagebuchmäßig etwas schreiben, damit nicht immer die Journalière drängte. Wohnen Sie denn noch bei Herrn v. Huguenin? Ich bitte mir auf die Rückseite dieses Briefes zu antworten, weil ich dem guten Weibe gern einst zeigen will, was ich schrieb, und selbst zu zerstreut bin, also gern wieder hätte, was ich Ihnen geschrieben. Mit dem herzlichsten Antheil haben wir gestern aus Ihrem Brieflein gelesen, daß es mit Ihrer Gesundheit besser geht.

„Daß nur kein Terkaleon*) kömmt, sagte Lotte kopfwiegend; wir waren schon 4 bis 5 Mal so weit, und dann springt es immer wieder vom Guten zum minder Guten über. Gott mache ihn glücklich!"

Hätten Sie Aug' und Stimme gesehen, Sie würden beinahe nicht zweifeln, daß Gott ein solches Gebet erhören würde —; er wird's und ich stimme herzlich mit ein: Gott mache Sie glücklich!

Theodor Ursinus.

*) Ein böser Dämon aus einer damals beliebten Oper.

Diesen Brief concipirte die Ursinus selbst, und ihr Mann mußte ihn abschreiben! Die mit gesperrter Schrift gedruckten Stellen sind von der Ursinus noch eigenhändig unterstrichen. In einem Romane würde man diese Thatsache eine Fabel nennen, die über die Grenzen des Wahrscheinlichen hinaus geht. Den Wunsch der Rücksendung erfüllte übrigens Ragay und so kam der Brief unter die Papiere der Ursinus, wo er sich mit ihrem Concepte, neben einander geheftet, befindet! Auch den Wunsch, auf der Rückseite zu antworten, erfüllte Ragay; aber anstatt der Andeutungen über die lebendigen Gefühle der Frau, kam keine andere Antwort als die kühle Floskel: les voeux de la meilleure des amies me sont fort chers, les votres ne me touchent pas moins et je ne doute pas un instant de leur sincérité. Deutete nicht etwa diese Kühle auf eine nach dem befriedigten Genuß schon erloschene Liebesgluth, so könnte man der Versicherung der Ursinus Glauben schenken, daß ihre Leidenschaft nicht die Grenzen des Erlaubten überschritten habe. Aber nicht sie, sondern das Temperament des kühlen Holländers war davon die Ursache.

Sie selbst sagt über dieses Verhältniß noch aus, daß Ragay schon damals Berlin verlassen wollen, angeblich, weil er den Wahn gehegt hätte, daß sie doch keine wahre Liebe gegen ihn empfände. Als aber seine Abreise ihr bittern Kummer und Schmerz verursacht hätte und sie wirklich krank geworden wäre, habe ihr Mann, der es bemerkt und bedauert, ihr angerathen, alle Wege einzuschlagen, um ihn wieder zurückzuführen. Da der weibliche Anstand ihr verboten, dies selbst zu thun, habe sich ihr Mann dazu erboten und den von ihr selbst aufgesetzten Brief copirt.

Aber Ragay kam nicht und Ragay blieb nicht. Der

schwere Kampf zwischen Pflicht und Liebe habe in ihr, sagt sie, nicht den Gedanken den Geliebten zu morden, sondern Hand an sich selbst zu legen, erzeugt. Indessen sei dieser glücklicherweise damals vorübergegangen, und des Holländers Entfernung von Berlin und dann sein Tod (im Juli 1797) hätten sie völlig beruhigt.

So nahe die Vermuthung lag, daß eine Frau, die ihren Bedienten geständlich vergiftet und schon dringend verdächtig war, ihren Gatten und ihre Tante durch Gift aus der Welt geschafft zu haben, auch einem Geliebten, der sich anscheinend ihren Wünschen nicht fügte, oder der Lust und Treue überdrüßig war, und plötzlich darauf starb, ihre Rache fühlen lassen, so ward diese Vermuthung doch vor den Gerichten durch nichts unterstützt. Zwar sprach auch der berliner Arzt, der unter dem Namen des alten Heim zu einem so populairen Ruhm gediehen ist, von dem ihm von Anfang an seltsam bedünkenden Verhältnisse zwischen der verheiratheten Frau und dem holländischen Hauptmann, der bei ihnen gewohnt. Aber er sowol als der in damaliger Zeit auch sehr geschätzte Arzt Zenker, die Beide den Nagay in seiner letzten Krankheit Monate lang besucht, erklärten übereinstimmend, daß sie an ihm alle Symptome der Lungensucht gefunden und daß es diese Krankheit sei, die ihn getödtet habe. Auch setzte Heim noch hinzu: daß die Zufälle, welche er bei dem letzten Besuche bemerkt habe, für ihn auch keinen Schein eines Zweifels gegen jene Voraussetzung übriggelassen hätten.

Bei so bestimmten Erklärungen von zwei Aerzten, die als Autoritäten galten, fielen die Vermuthungen vorm Auge des Richters von selbst zusammen; und da sie durch gar keine andere Indicien gestützt wurden, hatte man keinen Anlaß, zur Leichenbesichtigung zu schreiten,

und die Ursinus mußte, da auch bis zum Schluß der Untersuchung nichts neu Verdächtigendes hinzukam, von der Anschuldigung, den holländischen Hauptmann vergiftet zu haben, völlig freigesprochen werden.

Ihr Ehemann, der Geheimrath Ursinus, war plötzlich, nachdem er am Tage zuvor noch wohl und gesund gewesen, am 11. September 1800 gestorben. Mit seinen chronischen Uebeln schien der unerwartet schnelle Tod nichts gemein zu haben, und da seine Witwe als Giftmischerin einmal dastand, so war es sehr natürlich, daß ein dringender Verdacht, ihren Gatten umgebracht zu haben, auf sie fiel. Ihre eigene Angabe darüber, wie ihr Gatte gestorben sei, konnte ihn nur verstärken.

Nach der Ursinus Aussage hatte sie am Tage zuvor, am 10. September, den Geburtstag ihres Gatten in einer kleinen Gesellschaft gefeiert. Ursinus war sehr vergnügt gewesen, obgleich er oft den Gedanken geäußert, daß er bald sterben werde. Nachdem die Gesellschaft und die Domestiken sich entfernt, sei er zu Bett gegangen, sie aber sei noch aufgeblieben, um Alles in Ordnung zu bringen. Aber bald nachdem er im Bette war, habe sie ihn klagen gehört. Sie fragte ihn darauf, ob er ein Brechmittel (was immer vorräthig gewesen sei) verlange? Da er dieses aber nicht habe nehmen wollen, so habe sie ihm ein stärkendes Elixir gegeben. Das habe nichts geholfen. Er hätte fortgeklagt und das Brechmittel gefodert. Sie habe es ihm eingegeben und nunmehr ihre Domestiken wecken wollen. Deshalb habe sie heftig an der Klingel gezogen, die aus ihrer Wohnstube führte. Da sich darauf Niemand eingefunden, habe sie ihre Domestiken durch den im Hause wohnenden Portier wollen rufen lassen. Während sie auf dem Wege nach dem Portier gewesen, habe sie gehört, daß das Brechmittel seine

Wirkung gethan. Sie sei nun ihrem Ehemanne zu Hülfe geeilt, und da derselbe keinen Thee habe trinken wollen, habe sie es auch nicht für nöthig gehalten, ihre Domestiken zu wecken. Am andern Morgen fühlte sich Ursinus schwach. Er legte sich auf das Sopha und sei Nachmittags, in Gegenwart mehrer Aerzte, verstorben.

Schon in dieser eigenen Angabe lag viel Verdächtiges: das einsame Beisammensein der Frau mit dem kranken Manne die ganze Nacht hindurch; daß ihr angeblich heftiges Klingeln keinen der Domestiken sollte erweckt haben; Niemand bekundete, daß er von dem Klingeln etwas gehört habe; daß sie bei einem so andauernden, bedeutenden Uebelbefinden ihres Mannes sich damit begnügt, bei ihm zu sitzen, ohne die Diener doch endlich selbst aufzuwecken, oder einen Arzt holen zu lassen; daß der Arzt es bestreitet, daß er verordnet habe, ihr Ehemann solle sich immer ein Brechmittel vorräthig halten, und dieses immer bereit liegende Brechmittel. Dazu räumte die Geheimräthin ein: daß sie um jene Zeit Arsenik mit Mehl gemischt zur Vertilgung der Ratten im Hause gehabt.

Daß die Ursinus wirklich ihren Ehemann geliebt habe, daß also diese Liebe ein Motiv gewesen, sie von der Vergiftung zurückzuhalten, kann, nach dem eben Angegebenen, nicht angenommen werden. Sie haßte ihn nicht, sie war ihm auch in einer gewissen Dankbarkeit ergeben; und noch mehr hatte sie, der die Heuchelei nicht fremd war (sie begleitete sie bis zu ihrem Tode), die Eitelkeit, eine vorzügliche Hausfrau scheinen zu wollen, und eine Zuneigung zu affectiren, die nicht aus dem Herzen kam. Aber diese Motive waren nicht stark genug, noch zu bestehen, wenn das andere Motiv in ihr mächtig wurde:

die Lust frei zu werden von dem Bande, welches sie an einen kränkelnden schwachen Mann knüpfte, der ihr in keiner Art Befriedigung gewährte und dem sie ebenso an Geist als an Körper überlegen scheint gewesen zu sein. Kommt hinzu, daß sie erweislich nach dem Tode ihres Mannes nach einem andern Gatten sich umgesehen, und sich nicht einmal geschämt, ihren Bedienten dabei, wenn nicht als Unterhändler, so doch als Kundschafter zu gebrauchen, und daß die Aussicht, nach seinem Tode nicht allein frei und unabhängig, sondern auch als seine Erbin in glücklichen Verhältnissen dazustehen, sie zum Verbrechen locken konnte, so wächst der Verdacht um ein Bedeutendes.

Außerdem hatte die Ursinus kurz vor ihres Gatten Tode Gift kaufen wollen, und ihr Benehmen beim Ankauf desselben war nicht ganz unbefangen. Sie selbst hatte es vom Apotheker Thiemann gefodert, um, wie sie vorgab, Motten damit zu tödten. Als Thiemann ihr und ihrem Ehemanne nachher Arsenik brachte und ihr das Unzweckmäßige beim Gebrauche vorstellte, sagte sie, um das Gespräch zu Ende zu bringen, daß sie es zur Vertilgung der Ratten gebrauche. Aber Ratten gab es nicht im Hause. Zufolge aller gesetzlichen Bestimmungen mußte die Ursinus schon danach als der Giftmischung verdächtig angesehen werden.

Es kam nunmehr nur darauf an, den Thatbestand des Verbrechens, den wirklich durch Gift erfolgten Tod des Geheimenrath Ursinus an's Licht zu stellen. Dieser Theil der Untersuchung ist wegen der Differenz der Ansichten und Urtheile der Sachverständigen sowol als wegen der für die gerichtliche Arzneikunde wichtigen Ermittelungen, nicht allein für diesen Proceß, sondern auch für alle Folgezeit von der größten Bedeutung geworden.

Der Leichnam wurde ausgegraben. Ueber seine Identität wurden alle Zweifel beseitigt. Bei der Obduction ergab sich nun, daß dieser bereits dritthalb Jahre vergrabene Leichnam mumienartig eingetrocknet und von der Fäulniß unangegriffen war. Die Hände, Finger, Füße und Zehen waren krampfhaft zusammengezogen, die Haut war pergamentartig. In dem geöffneten Unterleibe waren Spuren einer Verwesung bemerkbar; doch fand sich keine Zerstörung durch Fäulniß oder Würmer. Magen und Gedärme konnten nicht mehr von einander unterschieden werden. Das Netz, die Leber und die Nieren waren talgartig. — — Die Lunge, das Herz und die Milz fanden sich im unverwesten, natürlichen Zustande.

Die Obducenten erklärten schon bei der Besichtigung des Leichnams, daß sie nach dem Befunde, besonders der krampfhaften Zusammenziehung der Hände, Füße, Finger und Zehen und der Abwesenheit der Fäulniß, für wahrscheinlich hielten, daß der Todte an einer Arsenikvergiftung verstorben sei.

Hierauf wurden vom Physikus unter Zuziehung zweier berühmten Chemiker, Klaproth und des Medicinalassessor Rose, die Eingeweide einer chemischen Untersuchung unterzogen. Bei derselben (wohlverstanden nach dem chemischen Verfahren vom Jahre 1803; Rose wandte damals ein Verfahren an, welches sich bis zur Erfindung des Marsschen Apparates als das zweckmäßigste bewährte) fand sich zwar weder Arsenik, noch sonst ein giftiger Körper, indessen bemerkten die Obducenten nach der Reinigung der Eingeweide von den dünnen Gedärmen mehre entzündete, zum Theil brandige Flecken, wie sie bei Arsenikvergiftungen häufig gefunden werden, und erklärten sich in ihrem Visum repertum nochmals dahin, daß sie es für wahr-

ſcheinlich hielten, daß der Geheimrath Urſinus an den Folgen des Arſeniks geſtorben ſei; daß ſie dieſes nur deshalb nicht mit völliger Gewißheit behaupten könnten, weil kein Gift gefunden ſei, daß aber deſſen Abweſenheit gegen ihre Meinung nichts beweiſe.

Wenn man vom heutigen Standpunkt der Wiſſenſchaft aus die Sachlage betrachtet und weiß, wie der Arſenik ſich im menſchlichen Körper verbirgt und verflüchtigt, und durch welche künſtliche Operationen, die damals noch nicht entdeckt waren, ſich deſſen Anweſenheit nur herausſtellen läßt, ſo dürfte das Gutachten jener Chemiker, die überdem die erſten Autoritäten ihrer Zeit waren, in unſern Augen noch mehr an poſitiver Beſtimmtheit gewinnen. Auch würde es, in Verbindung mit allen andern belaſtenden Umſtänden, wol den Richter der Urſinus zum Schuldigſprechen veranlaßt haben, wenn nicht der Bericht dreier Aerzte, welche den Geheimrath Urſinus während ſeiner Krankheit behandelt hatten, die Verbrecherin gerettet hätte. Es waren dies drei ausgezeichnete Aerzte jener Zeit, deren Ruf jeden Zweifel über die Lauterkeit ihrer Abſichten und die Genügendheit ihrer wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe und Erfahrungen außer Zweifel ſetzte, der berühmte Geheimrath Formey, der Generalchirurgus Laube, ein Veteran in ſeiner Kunſt, und der Doctor Bremer, der den Ruhm hat, zuerſt die Kuhpockenimpfung im Preußiſchen eingeführt zu haben.

Formey ſagte: daß er damals den Krankheitszufall des Geheimrath Urſinus für einen Nervenſchlag angeſehen habe und noch zur Zeit für einen Nervenſchlag halte; daß er zwar nicht mit Zuverläſſigkeit behaupten könne, daß der Verſtorbene kein Gift erhalten habe, daß er aber pflichtmäßig anzeigen könne, daß bei dem Sterbenden, während ſeiner Anweſenheit am Sterbebette, keines von den

gewöhnlichen Zeichen einer Vergiftung zu bemerken gewesen sei.

Laube war schon mehre Jahre durch der Arzt des Geheimraths Ursinus gewesen, er vermuthete schon lange, daß derselbe am Nervenschlage sterben würde und versichert, er sei vollkommen überzeugt, daß dies geschehen sei, indem alle Symptome, welche medicinische Grundsätze und Erfahrungen ihn in seiner 44jährigen Praxis gelehrt, die Richtigkeit dieser seiner Ueberzeugung verbürgten. Er versichere auf seine Pflicht, daß er während seiner Anwesenheit auch nicht die leiseste Spur, welche sich auf eine Vergiftung deuten ließe, an dem Körper des Verstorbenen und an dessen Bewegungen wahrgenommen habe. Er habe keine Convulsionen, keine Auftreibung des Unterleibes, kurz keine äußern Kennzeichen bemerkt, und hätte dieses doch während seines zweistündigen Aufenthaltes nothwendig wahrnehmen müssen, wenn der Kranke Gift in seinem Leibe gehabt hätte.

Ebenso erklärte Dr. Bremer, er könne auf Pflicht versichern, daß, nach seiner Ueberzeugung, die Todesursache des Verstorbenen nicht in einer Vergiftung, sondern in seiner Nervenschwäche gelegen habe. Er sei davon so vollkommen überzeugt als möglich. Denn die Symptome dieser Todesart könnten nicht trügen und wären beim Verstorbenen untrüglich gewesen.

Alle Vermuthungen, Indicien und Schlüsse der Richter mußten vor diesen übereinstimmenden Zeugen dreier wissenschaftlicher Autoritäten verstummen. Noch stellte man die Frage: ob ein Mensch, der Gift genossen, doch am Nervenschlage sterben könne und wie lange Zeit vorher das Gift in diesem Falle genommen werden müsse? worauf Dr. Bremer antwortete: Es sei wol möglich, daß ein nervenschwacher Mensch, der Gift im Körper habe

am Nervenschlage sterben könne; daß sich diese Wirkung bei Einigen früher als bei Andern zeige, daß es also wol möglich sei, daß der Verstorbene Gift genossen habe. Allein gestorben sei er daran, so viel die am Leichnam äußerlich gefundenen Symptome gelehrt hätten, nicht.

Hierzu kam, daß Ursinus bis am Tage vor seinem Tode völlig gesund war. Wäre die Vergiftung von der Art gewesen, daß er von der Masse des erhaltenen Giftes in 24 Stunden sterben müssen, so konnten die Zeichen der Vergiftung dem Arzte nicht entgehen. Eine sogenannte Vergiftung im zweiten und dritten Grade, die den Tod nur nach einem mehrtägigen Leiden veranlaßt, widersprach eben jenem gesunden Zustande, in dem sich der Verstorbene bis zum 10. September befand.

Hiernach mußte, vor dem Gesetz, die Hypothese der Obducenten, vielleicht auch die moralische Ueberzeugung der Richter zurücktreten. Es war kein Thatbestand dieses Verbrechens da, die Vergiftung des Ehemanns war nicht allein nicht erwiesen, sondern dem Gutachten der Aerzte zufolge, als im höchsten Grade unwahrscheinlich, ja fast unmöglich dargethan. Es konnte daher auch hinsichts dieser Anschuldigung nur eine vollkommene Freisprechung der Ursinus erfolgen.

Am 23. Januar 1801 starb zu Charlottenburg, nach einem kurzen Krankenlager, die Tante der Ursinus, die unverehelichte Witte.

Nach ihrem Tode gerieth Niemand auf den Verdacht, daß sie vergiftet sein könne. Aber als man nach der Verhaftung der Ursinus alle diesen Tod begleitenden Umstände zusammenfaßte, erstand plötzlich ein solcher, und

die mit äußerster Sorgfalt geführte Untersuchung bestätigte denselben bis zu einer Gewißheit, welche vor einem Geschwornengerichte ein unbedingtes Schuldig, vor einem preußischen Criminalgerichte eine außerordentliche Strafe vollkommen rechtfertigt.

Nachdem man die Leiche ausgegraben, und über die Identität derselben mit der unverehelichten Witte sich über alle Zweifel versichert hatte, ergab die durch den Obermedicinalrath Welper und den Stadtchirurgus Röseler vorgenommene Obduction: daß die Leiche, die vom 27. Januar 1801 bis zum 23. März 1803 vergraben lag, noch nicht verwest, sondern nur zusammengetrocknet war. Der Unterleib war einzogen und so zusammengetrocknet, daß nur mit Mühe die äußere Bedeckung durchschnitten werden konnte. Die Gedärme, das Netz und der Magen zeigten sich in einem weichen, breiartigen, dem Talge ähnlichen Zustande.

Die Gedärme und der Magen waren nicht genau zu unterscheiden, und wurden, um Versuche über die Existenz des Arseniks anzustellen, herausgenommen. In der Brusthöhle fand sich nichts Unnatürliches. Die Lunge war sehr zusammengefallen und das Herz breiartig aufgelöst. Die übrigen Eingeweide des Unterleibes, als Milz und Leber, waren von dunkelblauer Farbe.

Nachdem die Obducenten schon nach den gemachten Wahrnehmungen auf die höchste Wahrscheinlichkeit einer durch Arsenik erfolgten Tödtung geschlossen, ergab die von ihnen, mit Zuziehung Klaproth's und Rose's, bewirkte chemische Untersuchung Folgendes: daß zwar in den Eingeweiden kein Gift mehr gefunden sei, daß sie aber nach der Reinigung der Eingeweide im Magen unverkennbare Kennzeichen einer Entzündung mit Brandflecken gefunden; daß die dünnen Gedärme größtentheils entzün-

det und in Brand übergegangen wären, und daß sie mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen könnten; daß die Witte durch Arsenik getödtet worden.

Zwar versuchten auch hier die Aerzte, welche die Witte in ihrer Krankheit behandelt, zu behaupten, nach ihren Wahrnehmungen bei derselben bliebe der Verdacht einer Vergiftung ausgeschlossen; aber diesen Aerzten wohnte nicht die wissenschaftliche Autorität der drei obengenannten bei. Außerdem aber entkräfteten noch andere Umstände in den Augen der Richter ihre Behauptung.

Der Chirurgus Pohl versicherte: er wisse es mit sachverständiger Gewißheit, daß die Witte nicht an den Folgen einer Giftmischung gestorben sei. Aber man schenkte seinen Bemerkungen über medicinische Gegenstände, da er nur als Chirurgus vereidet war, keine rechtliche Berücksichtigung. Zudem ward er von der Ursinus selbst angeschuldigt, ihr Gift gegeben zu haben, erschien also bei der Sache interessirt.

Der Professor Gönner, der andere Arzt, behauptete zwar auch: daß er nicht die entferntesten Symptome einer Vergiftung wahrgenommen habe; aber er sah die Witte nur am Tage vor ihrem Tode, und die Ursinus behauptete selbst, daß die Witte erst nach seiner Entfernung recht krank geworden sei, wonach sich annehmen läßt, daß die Symptome der Vergiftung erst nach der Zeit, wo Gönner sie beobachtete, sich eingestellt haben.

Hiernach konnte der Thatbestand der Vergiftung in diesem Falle, bei dem nicht entkräfteten Gutachten der Obducenten, mit Sicherheit angenommen werden.

Auch die Thäterschaft der Ursinus ist, sowol aus ihren eigenen Aussagen, als aus andern Anzeigen, und selbst durch die möglichen Motive, der rechtlichen Vermuthung näher gerückt.

In ihren ersten Auslassungen sagte sie, sie habe ihre Tante, welche sie von allen ihren entfernten Verwandten am meisten geliebt, am 16. Januar 1801 in Charlottenburg besucht. Da die Tante über Kopfweh und einen verdorbenen Magen geklagt, habe sie sich entschlossen, einige Tage bei ihr zu bleiben. Schon am nächstfolgenden habe aber die Witte geklagt, daß sie sich erbrechen müsse, und an Kopfweh, Durst und Hitze leide. Da sich die Krankheit auch am dritten Tage nicht vermindert, hätte sie, die Nichte, den Chirurgus Pohl rufen lassen. Sie selbst habe sich damals bei der kranken Tante sehr unglücklich und beängstet gefunden und sei dadurch auf den Gedanken gekommen, sich selbst ums Leben zu bringen. Um dies unbemerkt ausführen zu können, und damit die geschickten Aerzte von Berlin ihrem Leben nicht wider ihren Willen zu Hülfe kämen, habe sie den Vorsatz gefaßt, in Charlottenburg Gift zu nehmen. Sie habe deshalb von dem Chirurgus Pohl welches gefodert, und als sie am 19. Januar auf einige Stunden nach Berlin gefahren, habe sie neun Portionen Arsenik bei dem Apotheker Thiemann bestellt. Von Beiden habe sie Gift erhalten, und dieses immer bei sich geführt, außer ein Mal, wo sie es auf dem Waschtisch der Tante liegen gelassen. Obgleich im Besitze des Giftes, habe sie doch keinen Gebrauch davon gemacht.

Inzwischen sei der Zustand der Tante immer bedenklicher geworden. Auf ihr, der Ursinus, vieles Bitten habe sie sich entschlossen, am 23. Januar den Professor Gönner kommen zu lassen. Dieser habe die Krankheit für unbedeutend erklärt, aber sie habe sich nach seiner Entfernung vermehrt. Sie habe nun die ganze Nacht bei ihrer Tante gewacht, und in dieser Nacht sei dieselbe gestorben.

Auch hier hatte die Ursinus abermals die letzte Nacht allein mit der in Vergiftungskrämpfen hinsterbenden Tante verbracht! Nachdem sie 4 Tage bei derselben in Charlottenburg gewesen, schrieb sie an den Apotheker Thiemann, er möchte ihr eine gute Portion Gift, etwas stärker als das letzte Mal, zur Vertilgung der Ratten, die ihre Tante habe, schicken. Er möge es jedoch so einpacken, daß Niemand errathe, was darin sei. Sie erhielt darauf ein halbes Loth Arsenik und führte dieses in Charlottenburg bei sich.

Aber es ist erwiesen, daß im Hause ihrer Tante keine Ratten waren. Der Vorwand, unter dem sie das Gift foderte, war also falsch.

Inzwischen hatte sie vorsichtiger Weise sogleich nach einer andern Ausflucht sich umgesehen. Sie schob ihren Lebensüberdruß vor und behauptete, sie habe sich selbst ermorden wollen, und um deswillen das Gift angeschafft. Bald nach dem Tode ihres Mannes sei ihr die Welt ganz verändert vorgekommen, selbst ihre Hausgenossen hätten das gewohnte Betragen gegen sie geändert. Darüber sei sie in Schwermuth verfallen und habe gedacht: Du thust besser, wenn du deine Glücksgüter Andern lässest, die sie besser brauchen können, und still aus der Welt gehest. Dieser Gedanke sei zum Entschluß gereift, als sie bei ihrer Tante gehört habe, daß ihre Schwester, die Hofräthin Haack, ihrer Tante Vorwürfe über deren Zuneigung zu ihr, der Ursinus, gemacht hätte.

Diese Schwermuth und dieser angebliche Vorsatz, sich selbst umzubringen, spielen in ihrem Proceß eine Hauptrolle und sollen der Blitzableiter sein, an dem die gefährlichen und unvermeidlichen Strahlen abgleiten. So anscheinend glücklich die Erfindung ist, so unglücklich war doch die Anwendung. Die Ursinus erscheint zwar, im

ganzen Proceſſe und nach ihren Briefen, als eine Dame, welche, mit ihrem natürlichen Verſtande und ihrer gewonnenen Bildung ſich nicht begnügend, durchaus intereſſant ſein will. Sie ſpielte die Empfindelnde. So gibt ſie ſich ſelbſt in ihren Briefen, ſo ſchildert ſie der alte Heim in ſeinem Gutachten. Sie wollte, auch als ſie jene Nebenabſicht noch nicht haben konnte, krank erſcheinen, ſie wollte bedauert, bewundert, zart und aufmerkſam behandelt ſein, weil das Geſundſein ihr zu gemein, das Zeichen einer gewöhnlichen Natur dünkte. Aber ſie war ſo geſund von Körper als conſequent in der geiſtigen Verkehrtheit. Weder iſt ihre Schwermuth bewieſen, noch auch nur eine Anzeige davon da, daß ſie wirklich an einen Selbſtmord gedacht habe. Wenn ſie Grund zur Schwermuth, ja zur Verzweiflung hatte, ſo war es, als die furchtbare Anſchuldigung auf ihr laſtete, als, ohne das Gutachten der drei Aerzte, ihr das Schaffot bevorſtand. Statt aber unter dieſer entſetzlichen Anklagelaſt zu erliegen, richtete ſich hier der Geiſt dieſes Weibes mit einer erſtaunungswürdigen Kraft auf. Ihre gewaltige Natur, die wir anerkennen müſſen, brach ſiegreich durch die anempfindelte hervor; keine Spur mehr von Schwermuth und Lebensüberdruß, der wirklich nach einem raſchen Ende deſſelben verlangte. Vielmehr als ein gereizter Feldherr, der, geſchlagen, nicht verzweifelt, ſondern in Aufſuchung und Ausbeutung der letzten Hülfsmittel ſeinen Ruf bewährt, ſpielte ſie ihre Rolle fort, und ſtand, wenn man das Größe nennen will, in ihrem Unglück am größten da. Mit allem Scharfſinn ſah und griff ſie nach allen Mitteln und Wegen, wo Rettung für Leben und Ehre nur entfernt in Ausſicht ſtand, und leugnete ohne ſich zu verwirren, ohne zu erröthen, auf die Gefahr hin als Lügnerin überwieſen zu werden. Aber nicht wie eine gemeine

Verbrecherin, die Alles und Jedes in Abrede stellt und in frechem Trotz fodert: Beweist es mir! Von vorn herein gab sie das zu, was handgreiflich war, was, von dem Sinne des Gegenwärtigen aufgefaßt, sich nicht leugnen ließ, ohne gegen jeden gesunden Menschenverstand, gegen das Gesammturtheil des Publicums zu verstoßen. Sie gab zu, was die Klugheit sie lehrte, daß sie es nicht bestreiten könne, aber baute sogleich auf dieses Eingeständniß selbst eine neue Vertheidigung. Weil diese zugestandene letzte That, die Vergiftung des Bedienten, so durchaus sinn- und zwecklos erscheint, das übergebliebene Räthsel des ganzen Processes, so vermeinte sie damit, ihren verwirrten Gemüthszustand, vielleicht ihre Unzurechnungsfähigkeit, wo es solche Verbrechen galt, beweisen zu können. Die Motive jener That blieben und sind allerdings noch heute im Dunkel; aber alle die möglichen Motive passen nicht auf die früheren Fälle. Ebensowenig beweist irgend etwas, daß ihr Gemüthszustand damals in Verwirrung und Rathlosigkeit war.

Im Gegentheil, die Ursinus war ursprünglich gesund, wie ihr Arzt, der alte Heim, in einem gründlichen Gutachten, von dem zu sprechen wir nachher noch Gelegenheit finden, versichert. Sie heuchelte nur eine Nervenkrankheit, die gar nicht existirte. Die Betrübniß über den Tod eines solches Ehemannes, der ihr nichts war, als ein Vorhängeschild, als ein Werkzeug, das sie nach Belieben gebrauchte, konnte ihr Gemüth unmöglich sehr erschüttern, zumal da er ihr Das, was ihr am werthvollsten von ihm war, Rang, Ansehen in der Welt, vornehme Bekanntschaften und Vermögen hinterließ. Die geistvolle, durch ihre körperlichen Vorzüge, ihre geselligen Talente und ihre Toilettenkunst imponirende Frau, die in allen Gesellschaften gesucht wurde, und selbst ein glänzendes

Haus machte, stand als reiche Witwe ebenso bedeutend da, wo nicht noch bedeutender denn vorhin als Gattin des kränklichen, tauben Geheimraths Ursinus. Zudem sehen wir sie bald darauf ihre Blicke nach einer andern Heirath umthun. Ist es danach denkbar, daß eine plötzliche, sehr unerklärliche Unzufriedenheit mit der Welt, oder, nach ihrer fast albernen Angabe, das veränderte Betragen ihrer Hausgenossen gegen sie, mehr als eine vorübergehende schwermüthige Stimmung, nämlich eine solche tief eingreifende verzweifelte Stimmung bei einer Ursinus erzeugt haben sollte, um den Entschluß des Selbstmordes zu fassen? Ueberdem ist es ebenso unerwiesen, daß ihre Schwester, die Hofräthin Haacke, sich gegen die Ursinus bei ihrer Tante beklagt, oder derselben Vorwürfe gemacht habe, daß die Tante sie zu liebevoll behandelt. Und auch wenn das Factum wahr wäre, so veranlaßt eine dergleichen unliebevolle schwesterliche Aeußerung bei einer vierzigjährigen, verstandeskräftigen Weltdame nicht wol den sonst ganz unmotivirten Entschluß, sich zu vergiften.

Ihre damalige Todesschwermuth ist demnach völlig unerwiesen. Sie hatte kein Motiv, sich selbst ums Leben zu bringen. Dagegen ist ein actenmäßig erwiesenes Motiv da, ihre Tante ums Leben zu bringen; sie war berechtigt, ein beträchtliches Vermögen von derselben zu erwarten.

Noch spricht wider sie ihr verdächtiges Benehmen gerade bei der Untersuchung über diesen Fall. Bei der über den Tod ihres Gatten, wo sie, in der Ueberzeugung, daß die vergessenen Umstände eines vor drei Jahren erfolgten Todes sie nicht sehr graviren könnten, unerschütterlich fest geblieben. Bei dem näherliegenden der Tante, wo so manche Verdachtsgründe gegen sie auf-

stiegen, wo ihre Foderung um Gift an zwei Personen erweislich war, mochte auch eine Ursinus auf Augenblicke ihre Festigkeit verlassen. Und in diesen schwachen Augenblicken, wo sie Alles verloren und das schrecklichste Ende vor sich sah, gestand sie wiederholentlich ein: „Daß es möglich sei, daß sie in der Schwermuth der Tante Gift gereicht haben könne.“ Läßt sich denken, daß sie — gerade sie — ohne Ueberzeugung von der Wirklichkeit ein solches Bekenntniß abgelegt haben würde? — Zugleich verrieth ihr studirtes Benehmen bei der Obduction, daß sie nicht die volle Ueberzeugung von ihrer Unschuld hatte. Als sie davon hörte, daß der Leichnam der Tante secirt werden sollte, wankte sie und rief aus: „Wenn es sein muß, so muß ich mich denn unterwerfen; findet man etwas (Gift), so bin ich schuldig; findet man nichts, so bin ich unschuldig. Aber auch im ersten Falle werden meine Richter, denen ich sehr für die Milde danke, mit welcher sie mich behandeln, nicht wissen, ob ich absichtlich meiner Tante Gift gegeben habe.“

Das Gericht entschied, daß alle diese Umstände die gesetzlichen Anzeigen dermaßen verschärften, daß sie — eine außerordentliche Strafe rechtfertigten.

Das dritte Verbrechen, die Vergiftung des Bedienten Klein, ist thatsächlich auf das Bestimmteste erwiesen: durch die Uebereinstimmung der eigenen Aussage der Ursinus, die des Klein und verschiedener Zeugen, so wie durch die chemischen und andern Untersuchungen der Sachverständigen. Nur das Motiv ist im Dunkel geblieben.

Die Ursinus will durch die Beschäftigungen, welche ihr der Tod ihrer Tante gegeben und dann durch die Zerstreuungen, welche die Theilung des Nachlasses veranlaßt, einstweilen von der Idee, sich selbst zu ermorden, abgebracht worden sein. Erst nach zwei Jahren, zu Anfang 1803 sei der Gedanke abermals in ihr erwacht, und sie habe sich wieder zur Inwerksetzung desselben vorbereiten wollen. In dieser Absicht foderte sie von ihrem Hausarzte, dem General-Chirurgus Laube, Gift, unter dem Vorgeben, für einen entfernten Gutsbesitzer, und erhielt auch wirklich zu Anfang Februar 4 Loth Arsenik von ihm.

Da klagte ihr Bediente Klein über Uebelkeiten und wollte ein Brechmittel haben. Laube gab ihm statt dessen ein Abführungsmittel. Klein klagte der Ursinus am 25. Februar beim Mittagstisch, daß ihm das nichts helfe und er wünsche zu brechen.

Sie befahl ihm darauf eine Tasse zu holen, und als er die Obertasse gebracht, schickte sie ihn nach der Untertasse fort, füllte aber während dessen die Obertasse mit Fleischbrühe und that etwas Arsenik hinein. Sie sagte, er solle das trinken, dann werde er sich schon erbrechen. Er trank und sie füllte ihm die Tasse noch einmal.

Klein hatte sich erbrochen. Er klagte über Hitze, Leibschneiden und Halsschmerzen. Er wünschte sich gern noch einmal zu übergeben. Die Ursinus gab ihm deshalb am 28. Februar einige Rosinen, von denen sie eine mit Arsenik gefüllt hatte. Er erbrach sich danach und hatte Leibschmerzen und Kopfweh.

Am folgenden Tage gab sie ihm Milchreis, worin sie ebenfalls Arsenik gethan. Da Klein aber einen Widerwillen zeigte, warf sie die Speise in den Abtritt.

Am 3. März endlich brachte sie ihm 6 bis 8 Pflau-

men, davon eine mit Arsenik gefüllt war. Klein nahm sie, aß sie aber nicht, sondern ließ sie durch die Kammerjungfer Schley in die Apotheke bringen, wo, in der angegebenen Weise, die Entdeckung erfolgte.

Alles dies steht vollkommen fest. Auch fehlen von den 4 Loth Arsenik, die sich die Ursinus durch eine falsche Vorspiegelung von dem Laube verschafft, 90 Gran, welche sie zur Vergiftung des Klein gebraucht haben muß. Klein wurde krank und immer kränker, und der General-Chirurgus Laube, der ihn als Arzt behandelte, erklärte: daß die Krankheit die Wirkung eines Giftes sei. Welper bemerkte bald die Existenz eines Giftes. Klein starb indessen nicht und erholte sich noch während der Untersuchung so weit, daß bei Abfassung des Erkenntnisses nur als feststehend erklärt werden konnte: daß ihm die Ursinus durch Arsenik eine langwierige, seinem Leben gefährliche Krankheit zugezogen, die jedoch wahrscheinlich keinen bleibenden Nachtheil verursacht habe.

Das ärztliche Gutachten bewährte sich auch durch den Erfolg. Der Bediente Klein starb erst im Oct. 1826, also 23 Jahre nach der That. Eine Pension, welche ihm die Ursinus aussetzen müssen, wurde demselben von dem kurmärkischen Pupillencollegium monatlich ausgezahlt. Wenn er sich dieselbe holte, pflegte man scherzhaft zu sagen: „Da ist der Mann, der vom Gifte lebt."

Nur die Beweggründe der That sind nicht ermittelt. Die Ursinus selbst sagte bei den ersten Vernehmungen: einen vernünftigen Grund zu dieser Handlung könne sie nicht angeben. Sie habe ihm, wie schon angeführt, zuerst den Arsenik in der Bouillon nur darum gereicht, um seinem Wunsche zu brechen zu willfahren. Dann, als sie gesehen, daß es so wirkte, und Klein doch mit

der Wirkung noch nicht zufrieden war, habe sie auch die Rosinen, den Reis und die Pflaumen vergiftet, hier jedoch schon mit der Nebenabsicht: Die Wirkungen des Arseniks zu betrachten, und bei dieser Gelegenheit zu sehen, wie viel Gift sie zur Selbsttödtung nöthig habe.

Aufmerksam gemacht auf die Unwahrscheinlichkeit und die innern Widersprüche in ihren Angaben, erklärte sie: Die Argumentation der Inquirenten sei sehr vernünftig; aber in ihrer damaligen Stimmung sei sie nicht vernünftig gewesen, und hätte keine solche Schlüsse machen können. Sie habe gedacht: Du willst einmal probiren, welche Wirkungen Gift hervorbringt; du hast gehört, daß es in kleiner Quantität nicht schadet — du wirst sehen, ob das wahr ist. Ist es nicht wahr, so kannst du ja alle Hülfsmittel brauchen, daß es ihm keinen bleibenden Nachtheil verursacht, und in beiden Fällen wirst du ja sehen, welche Portion du nehmen mußt, um zu sterben. Sie habe sehen wollen, wie man sich dabei gebehrde; denn sie hätte gehört, daß ein Fräulein von Alvensleben sich an die Erde geworfen hätte.

Sie gestand ein, daß ihr Betragen mit der Natur eines vernünftigen Menschen nicht vereinbar sei, behauptete aber, in ihrer damaligen Stimmung und in ihrem damaligen Kopfe sei es sehr vereinbar gewesen, und nie habe sie die Absicht gehabt, den Klein zu tödten. Sie wollte also ihre Entschuldigung auf eine Imputationsunfähigkeit bei ihren damaligen geistigen Vermögenszuständen gründen. Dieser Beweis ist aber nicht allein nicht geführt, sondern durch das Gutachten aller Zeugen und Sachverständigen zum Gegentheil ausgeschlagen.

Bevor wir aber dies näher betrachten, begegnen uns Umstände, welche theils die Unwahrscheinlichkeit ihrer

Angabe aus andern Gründen darthun, theils auf wahrscheinliche andere Motive wenigstens hinleiten.

Hätte sie nur die Absicht gehabt, den Klein zum Erbrechen zu reizen und so zu heilen, so konnte sie nie erfahren, wie viel Gift sie nehmen müsse, um zu sterben, und ebenso wenig sich unterrichten, wie man sich dabei gebehrde. Sie wußte ferner durch den Laube, daß ihrem Bedienten das Erbrechen schädlich war, der es ihm deshalb verweigert hatte. Und doch gab sie ihm Arsenik: um zu brechen. Sie sah, daß Klein nach dem Genuß kränker ward, und doch reichte sie ihm, in fortgesetzten Versuchen, immer mehr davon, obgleich sie wußte, daß Arsenik tödte. Der Apotheker Thiemann hatte ihr gesagt, daß schon ¼ Loth hinreiche, eine halbe Compagnie zu vergiften, und durch den General-Chirurgus Laube wußte sie, daß so viel Arsenik, als ein Gerstenkorn beträgt, tödtlich sei. Dennoch gab sie dem Klein mehre Male eine Messerspitze voll Arsenik. Auch beobachtete sie durchaus nicht genau die Wirkungen des Giftes, sondern ging an jedem Tage, wo sie ihm eine Portion gegeben, aus dem Hause und erst nach der Rückkehr sah sie ihn einige Augenblicke, um ihm ihre Theilnahme zu versichern. Wäre es ihr nur darum zu thun gewesen, die Wirkungen zu studiren, so hätte sie ihn, nach der Eingebung, keinen Augenblick aus dem Auge verlieren dürfen. Wollte sie ihn aber tödten, so wird ihr anscheinend gütiges Betragen gegen ihn erklärbar. Sie heuchelte Güte, um ihn sicher zu machen, und empfahl dem Arzte die größte Sorgfalt, um allen Verdacht abzulenken und ungestörter ihren Planen nachzugehen.

Als möglichen Beweggrund dieser letztern Absicht erscheint aber folgender:

Klein hatte ihr Vertrauen. Sie wünschte sich wieder

zu verheirathen. Er wußte dies. Sie hatte sich sogar soweit vergessen, gegen ihren Bedienten zu äußern: „Es gibt doch so Viele in Berlin, die heirathen wollen, und ich habe Vermögen, und bin nicht häßlich.“ Sie hatte ihn als Kundschafter über die Verhältnisse ihrer Liebhaber gebraucht. Er hatte sich aber mit ihr gezankt, und wollte jetzt ihren Dienst verlassen.

Die Ursinus war eine eitle, ehrgeizige Frau. Die Besorgniß, daß Klein das ihm geschenkte Vertrauen mißbrauchen, daß er ihre Schwächen ausplaudern, sie lächerlich vor der Gesellschaft machen könne, mochte sich paaren mit dem Zorn wider einen Diener, der, um dieses Vertrauens willen, sich lästige Vertraulichkeiten gegen seine Herrin erlaubte. Die Absicht, den gefährlichen und undankbaren Menschen zum ewigen Schweigen zu bringen, ist zwar nicht erwiesen, aber sie widerstreitet nicht den Vernunftschlüssen, die man aus dem Charakter einer geständigen Giftmischerin und allen vorliegenden Umständen ziehen mag. Was man im Publicum sich erzählt, daß die Ursinus mit ihrem Bedienten in einem Liebesverhältniß gestanden und ihn aus Rache oder Vorsicht umbringen wollen, ist ein Gerücht, wovon die Acten keine Spuren liefern.

Mit besonderer Sorgfalt ist die Untersuchung über die vorgeschützte Geistesverwirrung und demnächst angebliche Imputationsunfähigkeit der Verbrecherin geführt worden. Die richterlichen Personen haben darauf beim Proceß eine specielle Rücksicht genommen und mehre Aerzte ihr motivirtes Gutachten abgegeben,

woraus sich mit letzter Bestimmtheit ein Resultat ergibt, welches freilich dem Leser der bisherigen Verhandlungen kaum noch zweifelhaft sein konnte.

Die Inquirenten wollen zwar bei ihr einen hohen Grad von Schwärmerei bemerkt haben, überzeugten sich aber davon, daß ihre Verstandeskräfte, so wie ihre Geistesbildung und ihr Gedächtnißvermögen, wegen ihrer Vorzüglichkeit, zu den Seltenheiten zu rechnen wären.

Der Obermedicinalrath Welper, der sie schon früher behandelt, sagte: daß der körperliche Zustand der Ursinus, vermöge des reizbaren Nervensystems, zwar wol manchen krampfhaften Zufällen ausgesetzt und für solche empfänglich, doch aber im Ganzen mehr stark als schwach und kränklich sei, und daß ihr geistiger Zustand keine Zerrüttungen erleide, auch keine solche Verwirrungen bei ihr eintreten, wobei sie des Gebrauchs ihres Verstandes beraubt, oder unfähig wäre, die Folgen ihrer Handlungen gehörig zu überlegen und zu beurtheilen.

Der General-Chirurgus Laube, der sie auch während der Krankheit des Klein, also zu der Zeit, wo sie an Geisteszerrüttung behauptet gelitten zu haben, sah, versichert: er habe sie immer lustigen Humors gefunden, und niemals Ausgelassenheit oder überspannte Nervenzufälle zu bemerken Gelegenheit gehabt. Die Ursinus sei ihm als eine Frau von starken Geisteskräften, von denen sie immer den richtigen Gebrauch zu machen gewußt, bekannt gewesen.

Aber das Zeugniß, welches uns über den Charakter der wunderbaren Frau das deutlichste Licht und neue psychologische Aufschlüsse gibt, ist das Gutachten Heim's, welches merkwürdige Actenstück wir seines doppelten Interesses wegen ganz hier mittheilen; denn es schildert nicht

allein die Ursinus, sondern auch den merkwürdigen Arzt in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, und ward zugleich Anlaß zu einem der seltsamsten Zwischenspiele, die je in einem so ernsten Criminalproceß vorgefallen sind.

„Meine erste Bekanntschaft mit der Frau Geheimräthin Ursinus war im Jahre 1797. Ein holländischer Hauptmann Namens Ragay logirte damals bei selbiger, der an der Schwindsucht krank lag, und den ich mit dem Herrn Professor Zenker gemeinschaftlich zu behandeln hatte. Bei diesen Besuchen konnte es mir nicht an Gelegenheit fehlen, diese Frau kennen zu lernen. So oft ich diesen Kranken sah, war Frau Geheimräthin Ursinus fast immer gegenwärtig, und nahm an Allem, was den Kranken betraf, fast eben so viel, wenn nicht noch mehren Antheil, als nur immer eine Frau für ihren Gatten oder ihren Geliebten nehmen kann. Ich kann nicht leugnen, daß diese große Menschenliebe von einer verheiratheten Frau mir damals mehr als einmal sehr aufgefallen ist. Nach der Zeit, da dieser Ragay verstorben war, habe ich selbige nur selten zu sehen bekommen. Vor einigen Jahren aber, da ihr eigentlicher Hausarzt, der Herr General-Chirurgus Laube, krank war, habe ich selbige als Arzt zu behandeln gehabt, und so auch noch letztvergangenes Jahr. Im Ganzen habe ich selbige dreimal von 8 Tagen bis 4 Wochen tagtäglich besucht. Einmal hatte selbige ein ordentliches Flußfieber und die andern beiden Male Nervenzufälle. Voriges Jahr, da selbige ein Flußfieber hatte, war sie wirklich krank, die andern beiden Male aber, wo sie Nervenzufälle zu haben vorgab, glaube ich kaum, daß sie wirklich krank gewesen sei. So viel muß ich wenigstens, meiner innigsten Ueberzeugung nach, sagen, daß selbige niemals so krank war, als sie vorgab, und

daß sie in diesem Punkte die größte Verstellungskunst verstand. So wollte selbige mir oft glauben machen, sie liege in einer Ohnmacht, oder sie sei doch so schwach, daß sie die Augen nicht öffnen und den Mund zum Reden nicht bewegen könne, wo ich doch an ihrem Puls und an andern Umständen bald merkte, daß dies Alles gar nicht so sein könne. So lange ich bei ihrem Bette saß, spielte sie so ihre Rolle fort, sobald ich aber, und wenn es auch noch so leise geschehen wäre, aufstand, um mich von ihr zu entfernen, so fing sie an sich zu bewegen, winkte mir mit scheinbar schwacher Hand zu bleiben, und wenn ich mich stellte, keine Notiz davon zu nehmen, so fing sie zu reden an, und konnte nachher, besonders wenn wir allein waren, recht gut, ja oft laut und verständlich genug, sprechen, hielt mich fest bei der Hand, und wollte mich, wenn ich keine Zeit hatte, länger zu bleiben, meines Sträubens ohnerachtet, oft nicht los- noch weggehen lassen. Ein andermal, wie ich mich noch recht gut besinne, gab selbige vor, sich oft erbrechen zu müssen. Mir wurde auch das angeblich Ausgebrochene gezeigt, was aber gar nicht so aussah, als wenn es aus dem Magen gekommen sei. Ich äußerte ihr deshalb den Wunsch, sie selbst brechen zu sehen. Bald darauf, wo ich selbige einmal ganz stille, als wenn sie eine Ohnmacht oder Krämpfe hätte, im Bette liegen sah, that sie, als wenn sie sich erbrechen müßte, spuckte auch wirklich Speise und Getränke aus, es kam aber nicht aus dem Magen, sondern sie hatte Beides vor meiner Ankunft in den Mund genommen, und spuckte es nur mit einem ähnlichen Manoeuvre, als beim Erbrechen geschieht, weg. So wollte selbige gleichfalls auch einmal Blut ausgebrochen oder doch ausgehustet haben:

man zeigte es mir, es sah zwar roth aus, es war aber sicher kein Blut.

„Was selbige zu dergleichen Verstellungen, die im eigentlichen Verstande doch nur Betrügereien waren, bewogen haben mag, weiß ich nicht. Frau Geheimräthin Ursinus wurde hier in einigen angesehenen Häusern, wo ich Arzt bin, geschätzt, und wegen ihrer Krankheit sehr bedauert, und da der Arzt sich so Manches von seinen Kranken gefallen lassen und das schöne Geschlecht besonders schonen muß, so mußte ich auch diese Verstellungen der Frau Geheimräthin Ursinus mir gefallen lassen und sie vor dem Publikum verschweigen. Blos der Frau Geheimen Justizräthin Suarez, die so vielen Antheil an der Ursinus nahm und sich ihretwegen so sehr ängstigte, dieser habe ich es frei heraus gesagt, daß das Betragen der Frau Geheimräthin Ursinus fast nichts als Verstellung sei.

„Jetzt aber, da ich von ihren Richtern aufgefodert werde, mein pflichtmäßiges Gutachten über ihre physische und geistige Beschaffenheit zu geben, so glaube ich, daß es meine Schuldigkeit sei, dies Alles der Wahrheit gemäß sagen zu dürfen. Frau Geheimräthin Ursinus hat übrigens allerdings einen zarten Körperbau, ist sanguinisch-cholerischen Temperaments und ihre Nerven sind äußerst reizbar. Es gibt indessen mehre Menschen von gleicher physischer Constitution, die doch dabei recht gute moralische Menschen sind. Schwachheit des Verstandes oder überhaupt Geistesverirrungen habe ich niemals bei der Frau Geheimräthin Ursinus bemerkt, im Gegentheil ist selbige eine Frau, der es gar nicht an einem ausgebildeten Verstande und noch weniger an ausgebreiteten Kenntnissen fehlt. Stolz, Eitelkeit und ob eine wirkliche oder nur affectirte Wollust, sind, so weit ich selbige beurtheilen kann, die Hauptschwächen in ihrem moralischen

Charakter. Ob auch noch ein guter Theil von Falschheit und Bosheit diesem zum Grunde liegen mögen, dies getraue ich mir nicht zu behaupten, sondern muß die Untersuchung davon ihren scharfsichtigen Richtern überlassen. Heim."

Die Ursinus war über dies Gutachten sehr erzürnt, und erklärte es für unbegreiflich, wie Heim solche Thatsachen niederschreiben könne, da ja er gerade sie beständig mit der theuersten Medicin geplagt und ihr sogar einmal gesagt habe, daß die Species zu einer Arznei, die er ihr verschrieben, in ihrer gewöhnlichen Apotheke nicht gut genug für ihren Zustand zu finden wären und sie veranlaßt habe, dieselbe in einer andern Apotheke machen zu lassen. Er, der sie tagtäglich zwei Mal besucht, oft zu ganz ungewöhnlicher Zeit, und ihren Domestiken mehre Male gesagt habe, daß sie gefährlich krank sei, kurz, der sie als einen seiner gefährlichsten Patienten behandelt habe, könne entweder Das, was er jetzt sage, oder was er damals zu ihr gesagt, vor Gott und Menschen nicht verantworten, und sie verlangte, daß man sie tête à tête mit ihm stelle, vielleicht gebe er doch dann der Wahrheit die Ehre.

Ihr Wunsch ward erfüllt, sie wurde mit Heim confrontirt. Dieser erklärte in ihrer Gegenwart: Alles, was die Ursinus gesagt, hat seine Richtigkeit. Ich handelte absichtlich so, weil ich wußte, daß es ihr Trost brachte, wie ich noch heute mit mehren Personen thue, die ich als Arzt behandle, welche ebensowenig krank sind als die Ursinus. Im Uebrigen sind meine Angaben bis auf den kleinsten Umstand wahr.

Die Ursinus schalt ihn: es sei nicht recht, daß er gegen seine Ueberzeugung gehandelt habe. Möglich, daß sie sich damals für kränker gehalten, aber verstellt habe sie sich nie. Heuchelei liege nicht in ihrem Charakter.

Noch fuhr sie bei Verlesung des Protokolls auf und erbat sich über Eins Auskunft: „Wie haben Sie das verstanden, daß ich Wollust affectire? Ich kann mir sehr gut denken, daß Weiber so tief sinken, um wollüstig zu sein, aber wie es möglich sei, daß Jemand Wollust affectire, das kann ich mir nicht denken."

Heim antwortete: „Wie kann Sie das in Verwunderung setzen, Frau Geheimräthin? Sie haben mir zwar nie gesagt, daß Sie wollüstig wären, und daß die Befriedigung des Geschlechtstriebes Bedürfniß bei Ihnen sei; aber ich habe bei vielen Gesprächen, die ich mit Ihnen gepflogen habe, namentlich über die Ehe, gemerkt, daß Sie gern über Ehe und Geschlechtstrieb sprechen hörten, und Sie haben mich sehr oft glauben machen wollen, daß Sie Empfindungen für diesen Trieb hätten, auch nicht abgeneigt wären, diesen Trieb in einer zweiten Ehe zu befriedigen. Ich gestehe Ihnen aber offenherzig, ich habe im Grunde immer geglaubt, daß Sie auch diese Empfindungen affectirten, das heißt, nicht hätten; denn Ihre Miene, Ihre Augen, Ihr ganzes Wesen, in welchen besonders der Arzt sprechen hört, haben mir jene Ueberzeugung verschafft."

Nach unserm Dafürhalten, die wir nicht mehr die Personen und Verhältnisse jener Zeit kennen, gibt dieses Heim'sche Gutachten erst den psychologischen Schlüssel, wenn nicht zu der That, doch zum Charakter der Verbrecherin.

Verstandeskräftig, geistig gebildet, war sie trotz aller Erregbarkeit ihres Nervensystems, immer die freie Herrin ihrer Handlungen. Sie war weder im Allgemeinen

imputationsunfähig, noch weniger in den Momenten, wo sie mit gutem Vorbedacht vergiftete, in einem zerrissenen Seelenzustande, der ihre Hand oder ihren Willen irren ließ. Auch hat sie den Arsenik nicht in der Absicht, wenigstens nicht in der ursprünglichen oder Hauptabsicht, sich selbst zu vergiften, sich verschafft. Möglich daß bei ihrem nervösen Kitzel, interessant zu erscheinen vor sich und Andern, ihr auch einmal der Gedanke vorschwebte: Du könntest dich wol einmal vergiften, und so die Gesellschaft, in der du glänzest, in Erstaunen setzen, daß die Leute sich frügen: Was brachte doch die Ursinus, diese reiche, schöne, geistreiche, gefeierte, glückliche Frau zu einem Entschlusse, den nur die verzweifelnde Armuth, Krankheit und Unglück fassen? Diesen, vielleicht vorüberfliegenden, Gedanken griff sie später auf und benutzte ihn zur Vertheidigung; aber nach allen Anzeichen ist er weit von der äußersten Grenze eines ernsten Entschlusses geblieben. Sie wollte leben bleiben und das Leben genießen. Sie dachte nicht allein an eine Heirath, sondern pflog auch Miethsunterhandlungen, da sie ihre Wohnung am 1. April 1803 verlassen mußte.

Die Inquirenten wollen einen hohen Grad von Schwärmerei an ihr bemerkt haben. Das mag den Inquirenten nach der damaligen Vorstellung von Schwärmerei so erschienen sein. Wir, nach unsern heutigen Vorstellungen, vermögen in ihrem Benehmen und ihren Aeußerungen nichts weniger als eine solche zu entdecken. Es war nichts als die Lust interessant zu erscheinen, höher, gebildeter, verklärter dazustehen, als die große Masse, die sie umgab. So schildern uns ältere Damen, die in ihrer Jugend die Ursinus gekannt, dieselbe: als ein Wesen höherer Art, wohlverstanden in der Gesellschaft. Sie schwärmte nicht in der Einsamkeit, sondern beim

Kerzenglanz, in den Ballsälen, am Spieltisch, wo die Leute sie sahen. Da war sie so überaus nervenschwach, daß angesehene Familien sie als eine seltene Kranke, als eine Dulderin bewunderten und bemitleideten. Die ersten Aerzte der Residenz mußten sie behandeln, und auch Heim, der damals auf dem Blütepunkt seines Ruhms stand, suchte sie durch allerhand Künste an sich zu fesseln, ohne zu argwöhnen, daß dieser feine Diagnostiker sie durchschaue, um dereinst ihr die Maske vom Gesicht zu reißen.

Eine kräftige, blühende Jungfrau war sie an einen kränklichen, tauben Geschäftsmann fürs Leben, gebunden. Sie war durch lange Jahre seine treue Pflegerin. Vielleicht, daß erst bei ihrer Versetzung nach Berlin der jungen Frau des Misverhältniß ins Auge fiel, daß es zum Bewußtsein wurde. Sein Rang, sein Vermögen ersetzte ihr nicht den Mangel geistiger und körperlicher Befriedigung. Sie schwärmte, was man schwärmen nannte, das heißt, sie wollte irgendwo Befriedigung, Ersatz. Es sollte in der Liebe sein, die sie vielleicht noch nicht gekannt, die sie auch vielleicht im Augenblicke, wo sie den Holländer zu lieben vorgab, noch nicht kannte. Aber die Reminiscenzen der Wertherschen Empfindsamkeitsperiode waren in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch lebendig. Es dünkte sie interessant, so wie sie Lotte hieß, auch eine Lotte zu spielen, von einem fremden interessanten Jünglinge geliebt zu werden und durch die Ehe gefesselt zu sein an einen kranken Geschäftsmann. Darum verbarg sie ihre Leidenschaft nicht, sie trug sie so zu Tage, daß es dem Arzte auffiel. Daß die Ursinus den Ragay wirklich geliebt und den ihr unterthänigen Ehemann als Kuppler und Liebesboten benutzt, wäre an und für sich wol glaublich; doch aber

bringt sich uns die Vermuthung auf, daß das Ganze nur ein Spiel ihrer Sinne war. Dafür spricht ihr Zurschautragen dieser Leidenschaft, Ragay's Krankheitszustand, seine kühle Antwort, sein Zurückziehen und seine Abreise; dafür der sentimentale Brief, den sie ihm durch ihren Ehemann schreiben ließ, und endlich Heim's Beobachtung, der statt einer wirklichen, nur eine affectirte Wollust in ihr bemerkt haben will.

So viel ist gewiß, das Verhältniß zu Ragay gewährte ihr keine Befriedigung. Das Verlangen interessant zu sein und zu erscheinen suchte nach andern Gegenständen, nach einer andern Art der Befriedigung. Wie sie in diesem irren Verlangen zur Giftmischerin geworden, darüber sind uns keine Anzeigen gegeben, nur Vermuthungen erlaubt. Liebe für ihren Gatten war nie da, nur Achtung. Mußte diese aber nicht bis auf die letzte Spur verschwunden sein, wo der Gatte sich zu solchen Briefen gebrauchen ließ? Dachte sie vielleicht schon an eine andere Verbindung, als sie dies werthlose Werkzeug, das erfüllt hatte, was sie von ihm brauchte, aus der Welt zu schaffen beschloß? Aus Liebe gewiß nicht; sie suchte umher nach einer neuen Heirath. Aber gewiß mit einem Manne, der ihr mehr wäre, als Ursinus. Nein, von einer zärtlichen Seelenstimmung war gewiß keine Spur mehr vorhanden; Ansehen, Glanz, Bewunderung in der Welt, die sie gekostet, wollte sie ganz genießen. Er war todt, ihr Werk war geglückt, vollständig geglückt, denn Niemand hatte die leiseste Ahnung und die trauernde, tugendhafte Witwe empfing die Beileidsbezeigungen der achtbaren Gesellschaft. Wir wissen es aus hunderten von Fällen, die Gesammtgeschichte der Criminalistik verbürgt es, daß ein glücklich unentdeckt vollbrachtes Verbrechen zur Fortsetzung lockt. Eine alte,

einsame Tante stand ihr nicht im Wege; aber sie war ein geeigneter Gegenstand, ihrem Kitzel eine Befriedigung, ihrer neu erworbenen Kunst neue Beschäftigung zu verschaffen. Sie konnte an ihrem Krankenbette neue Lorbern für ihre liebevolle Pflege einernten und zugleich war diese Tante vermögend, und ihre Erbschaft vermehrte ihre unabhängige, glänzende Stellung in der Welt. Daß sie bei diesen glücklichen Vergiftungen nicht bisweilen auch an die Möglichkeit gedacht haben solle, sie gegen sich selbst anzuwenden, haben wir nicht bestritten. Wie Mancher eine Kasse bestiehlt, mit der Absicht, wenn er im Spiel gewonnen, Alles wieder zu ersetzen, mag auch die Ursinus sich mit dem Gedanken eingelullt haben: Wie ich dir aus dieser traurigen Welt verhelfe, wo dir keine Freuden mehr blühen, werde ich auch mir daraus verhelfen und dich an mir selbst rächen. Es war ein interessanter, aber kein seltener Gedanke. Daß endlich eine glückliche Giftmischerin auch auf den Gedanken kommen mag, gleichgültigere Personen, wie einen unverschämten Bedienten, durch Gift aus dem Wege zu räumen, erscheint, wie grauenvoll und unnatürlich an sich, doch durch die Erfahrung als möglich, und oft vorgekommen. Die Zwanziger, von der wir zunächst reden werden, gab Dienstleuten und Kindern zum Spaß und aus Rache Gift zu kosten, wenn sie sich unfreundlich gegen sie betragen hatten.

Ihre Rolle des Interessantseins war ausgespielt. Sie war interessant über ihren Wunsch geworden, und das Schicksal hatte ihr nun eine andere Rolle zugetheilt: ihr Leben und ihren Ruf zu vertheidigen. Hier konnte sie ihre ganze Geisteskraft entwickeln, und sie that es, nicht allein in ihrer Vertheidigung vor Gericht, sondern durch ihr Benehmen in einem dreißigjährigen Leben,

welches ihrer Verurtheilung folgte. Die Brinvillier, die Zwanziger, die Gottfried erklärten sich durch ihre Missethaten überwunden, die Ursinus, gebrandmarkt in der öffentlichen Meinung, zog es vor, ihr zu trotzen und bis auf ihr Todtenbette die Heroine zu spielen. Ja noch mehr, und wol das Entsetzlichste, auch sie, ohne Bekenntniß, Reue und Buße, strebte, in ihrer Art, nach dem Ruf einer Heiligen.

Welche seltene Verstandeskräfte ihr gegeben waren, bewies sie durch ihre Vertheidigungsschrift. Könnte noch irgend ein Zweifel über ihre Zurechnungsfähigkeit sein, so würde er aufs schlagendste durch dieselbe beseitigt. Die Ursinus war in den Gesetzen so bewandert, daß sie ihre Richter in Erstaunen setzte. Das preußische Landrecht schien ihre Lieblingslectüre. Unzufrieden mit der Defensionsschrift ihres Vertheidigers in zweiter Instanz, verfaßte sie selbst einen Aufsatz, welchen sie als für ihre Verwandten niedergeschrieben bezeichnete. Es dürfte für unsere Leser von Interesse sein, eine Giftmörderin auch als Schriftstellerin und Rechtsgelehrte kennen zu lernen, weshalb wir keinen Anstand nehmen, diese Schrift in ihrem ganzen Umfange hier mitzutheilen.

„Kaum vermag ich mich jetzt ohne Zerrüttung meines Verstandes, und ohne völlige Zerstörung meines ganzen Wesens, an die Beschuldigung des Gatten- und Mutterschwester-Mordes zu erinnern. Mit Empörung meines Innersten denke ich an die schrecklichen Augenblicke zurück, in denen mich alle Schauder des Todes an den offenen Gräbern meiner geliebten Verwandten ergriffen, alle Qualen der kalten Grausamkeit umschwebten und alle Furien des tausendstimmigen Vorwurfs verfolgten, die so sanft in meinen Armen Entschlummerten meuchlings gemordet zu haben! Wäre damals der Wunsch meines

Herzens erfüllt, und von der Vorsicht die Stimme meines übermenschlichen Jammers erhört worden, so hätte sie durch ihre Allmacht in diesen Momenten mit der Vernichtung meines Lebens auch meine Leiden geendigt und dennoch alle die Beweise meiner Unschuld ans Licht gebracht, durch die jetzt die Unwahrheit jener grausigen Mordbeschuldigungen dargethan ist.

„Aber nicht so war es beschlossen. Die Vorsicht hat mich härtern Prüfungen unterworfen, und mir den Trost, nunmehr die Schreckensvorwürfe vernichtet zu sehen, erst jetzt, nach zehnmonatlichen Leiden, gewährt, die eben so unaussprechlich empfunden, als unbeschreiblich schmerzhaft gewesen sind. Ich danke aber der Allmacht diese Befreiung von der öffentlichen Schmach mit gerührter Seele. Durch weise, einsichtsvolle Männer ist mit Kraft und überwiegender Gelehrsamkeit dargethan, daß meine Mutterschwester durch kein Gift ihr mir so theueres Leben verloren hat. —

„Wer mich zuerst als Mörderin meiner Verwandten auf Tod und Leben angeklagt hat, und welche Anzeigen dieser unerhörten Anklage der Art zu den Acten gekommen sind, die einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit haben konnten, mich so ungeheuerer Unthaten fähig und juristisch-verdächtig zu halten — das ist mir noch jetzt eben so unbekannt, als es mir unbegreiflich bleibt, wie die Meinung der gerichtlichen Aerzte, welche in ihrem über den Befund der Leichenöffnung erstatteten Gutachten aus zum Theil den bisherigen Principien der gerichtlichen Arzneikunde geradezu widersprechenden Gründen behauptet haben:

„daß meine Mutterschwester wahrscheinlich an
„Gift gestorben sein könne,"

als rechtlicher Entscheidungsgrund in der ersten Sentenz

angenommen, und auf diese Wahrscheinlichkeit eine Gewißheit gegründet worden, daß dennoch

„die Verstorbene vergiftet, und ich, wegen des Verdachts, ihr Gift gegeben zu haben, strafbar sei —?"

Gern bescheide ich mich, daß diese Entscheidung, deren innern Zusammenhang ich nicht einsehe, dennoch der pflichtmäßigen Ueberzeugung meiner Richter gemäß war; eben so gewiß wird aber auch das Gefühl meiner Unschuld und mein Bewußtsein, daß nie der Gedanke eines Mordes meine Seele befleckt hat, gegen das Urtheil jedes Sterblichen ewig, fest und unerschütterlich bleiben.

„Jene Wahrscheinlichkeit ist aber nach dem Zeugniß und der Entscheidung der höchsten Behörde gar nicht vorhanden, und sie kann daher selbst nach den Formen des positiven Rechts nicht die geringste weitere Rücksicht verdienen. Auf mein wiederholtes Bitten und den Anträgen meines Herrn Defensors gemäß, sind sämmtliche Untersuchungsacten Einem hochpreislichen Ober-Collegio medico et sanitatis vorgelegt, sorgfältig geprüft und nach einstimmiger Beurtheilung vom 4. December c. als unabänderliches Resultat festgesetzt worden:

„daß aus den (bei der Leicheneröffnung meiner am 24. Januar 1801 verstorbenen Mutterschwester) vorgefundenen physischen Erscheinungen, bei der gänzlichen Abwesenheit des Gifts, und folglich bei dem absoluten Mangel eines corporis delicti eine Vergiftung zwar möglich, aber nicht als wahrscheinlich angenommen werden könne, und daß also durch die Untersuchungen, welche die Obducenten und einige der geschicktesten Chemiker mit dem Leichname derselben angestellt haben, die Wahrscheinlichkeit einer bei ihr stattgefundenen Ver-

giftung auf keinerlei Weise begründet werden könne." —

„Vergeblich bin ich daher mit dem Vorwurf jenes schändlich schrecklichen Verbrechens zehn Monate lang in allen peinlichen Formen der strengsten Criminal-Procedur verfolgt, gequält, erschüttert, an Seele und Körper zerrüttet und der Schmach des Publicums preisgegeben worden — dessen Wahrscheinlichkeit, die jetzt mit der höchsten moralisch-rechtlichen Gewißheit erwiesen ist, nie vorhanden war. Vergeblich sind die Gräber meiner Lieben geöffnet, die Reste der Todten zerstört und Auftritte veranlaßt worden, die in der ersten Residenzstadt Europas im Jahrhunderte der Bildung und Humanität, unter den Augen des liebreichsten, menschenfreundlichsten Monarchen beispiellos bleiben und bei der nächsten Nachwelt keinen Glauben mehr finden werden. Vergeblich bin ich Unglückliche von unmenschlichen Schriftstellern als ein Ungeheuer Andern zum schrecklichsten Beispiel aufgestellt, tausendfach gemordet und noch in Gemälden mit den schwärzesten, giftigsten Farben zur Warnung der Zeitgenossen und Nachkommen zum ewigen Gedächtniß überliefert worden. Ich beweine mein Schicksal, wie die Beschränkung und Verworrenheit des menschlichen Wissens, das in dieser traurigen Geschichte meiner Leiden und Vergehen bei unstreitig sehr verschiedenen, gerechten und unrechtlichen, Absichten bisher überall die Wahrheit nicht erforschte, und sich durch Meinungen einer Wahrscheinlichkeit täuschen ließ, von denen jetzt gewiß ist, daß sie auf keinerlei Weise begründet werden konnte, und die nach physischen Erscheinungen und Untersuchungen der geschicktesten gerichtlichen Aerzte und Chemiker nicht stattfand.

„Wenn mich bisher das traurige Gefühl der Kränkungen, die ich durch die Beschuldigung der nicht einmal wahrscheinlichen Vergiftung meiner Mutterschwester erlitten habe, und der Gedanke, daß mir dadurch alles entrissen ist, was mir im Leben lieb, werth, geachtet und heilig war, zu einer kühnen und in meiner Lage zu heftigen Sprache verleitet haben sollte, so möchte ich nun auch Worte finden — für das Bekenntniß meiner Schuld und Ausdrücke für die Reue und Zerknirschung meines Innersten, mit der ich es freiwillig, vor der Ueberführung, ablegte. „Nie ist der Gedanke eines Mordes in meiner Seele entstanden; nie habe ich die Idee eines Todtschlags ohne Schauder denken können, und doch beruht es in der Wahrheit, daß ich meinem Bedienten Gift geben wollte, ohne die Absicht ihm zu schaden, und ohne den Willen, sein Leben und Gesundheit zu zerstören, wirklich Gift gegeben habe.

„Vergeblich werden sich Richter, Psychologen und Philosophen bemühen, bei dieser unseligen Begebenheit überlegte Vorsätze, durchdachte Pläne, berechnete Motive und consequente Absichten darzuthun. Alle Voraussetzungen, Hypothesen, Conjecturen und Probabilitäten werden und müssen in ihre eigene innere unhaltbare Nichtigkeit zusammenstürzen, weil auch hier die Wahrheit ihr Recht behauptet, und ihr zum Trotz der menschliche Witz und Scharfsinn in einer Begebenheit keinen Zusammenhang erschaffen kann, der nicht vorhanden war, und den Zweck einer Handlung nicht festzustellen vermag, wo kein Zweck gedacht wurde. Wo keine Besonnenheit stattfand, wo Beschränkung des Willens, Befangenheit der Urtheilskraft und Krankheit des See-

lenorgans die einzigen Bedingungen der Möglichkeit sind, eine Handlung zu begehen, da können auch sie allein nur hinreichende Gründe sein, die Wirklichkeit der Handlung zu begreifen, und die wahre Entschuldigung solcher Vergehen ist die wahre Geschichte ihrer Entstehung. — Dies ist mein unglücklicher Fall. Meine zerstörte Gesundheit, meine exaltirte Gemüthsstimmung, meine beständigen körperlichen Leiden, die durch das reizbarste empfindlichste Nervensystem verursacht und schmerzlich vergrößert wurden, hatten das auf Idiosynkrasie gegründete, durch überspannte Phantasie erhöhte Gefühl des Lebensüberdrusses in mir erweckt und befestigt. So war ich aus der Bahn des vernünftigen Handelns gewaltsam herausgeworfen, und so verlor ich die Sicherheit meiner moralischen Existenz. Mein Verstand flatterte, meine Vernunft konnte dem Druck der Leiden widerstehen; ich fühlte Widersprüche in mir, die ich nicht lösen konnte — deren Auflösung ich jenseits erwartete — und doch zu erwarten zu kraftlos, zu unmuthig und zu ungeduldig geworden war. Gefühle des Schmerzes, des Mismuthes und der Traurigkeit in der Gegenwart, Ahnungen, Wünsche und Hoffnungen in der Zukunft wogten und wechselten in meiner schwachen Seele und beherrschten willkührlich mein Gemüth und meinen Geist. Die Last des Daseins wurde mir unerträglich, die Sehnsucht, sie abzuwerfen, siegte, ich beschloß, im Stillen ein Leben zu endigen, das ich geräuschlos geführt hatte. Gift sollte mir das Mittel sein, diesen Entschluß auszuführen, — und der Besitz dieses Mittels (von dessen wahrer Beschaffenheit und Wirkungen nach verschiedenen Modificationen ich eigentlich nur einen dunkeln Begriff

hatte) ist der Grund meines Verderbens geworden. In einem Augenblick, wo ich keiner Besinnung fähig war, habe ich die That begangen, deren Strafbarkeit ich fühle und deren Folgen zu meiner einzigen Beruhigung von der waltenden Allmacht nicht so gefährlich geworden sind, als es anfänglich schien. Nach dem Gutachten des Physicus und Ober-Medicinal-Rath Herrn Welper

„hat der Genuß des Giftes (die schon durch Blutsturz und Anlage zu Kolikschmerzen zerstörte) Gesundheit des Bedienten Klein auf eine schmerzliche Art angegriffen, und ihm bei seiner offenbar individuell-schwächlichen Körperconstitution, dennoch weder einen bleibenden Nachtheil, noch sonst eine schädliche und gefährliche Verletzung seiner Organe zugezogen."

„Es ist vielmehr nach eben diesem, durch die Entscheidung des hochpreislichen Ober-Collegii medici et Sanitatis in der Hauptsache bestätigten Gutachten

„Den vorhandenen Merkmalen zufolge, und da sich die Zeichen seiner Gesundheit nach und nach wieder eingestellt, seine Kräfte auch beträchtlich zugenommen und seine Krankheitsanfälle nachgelassen haben; — seine gänzliche Genesung und die völlige Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit dergestalt zu erwarten, daß er in der Mitte oder zu Ende des künftigen Sommers, spätestens aber in Jahresfrist als ganz geheilt wird betrachtet werden können."

„Meines Ideenganges bin ich mir in den Momenten des Vergehens nicht bewußt gewesen. Meine Angaben in den Acten sind einzelne, abgerissene, isolirte, vielleicht ganz, vielleicht zum Theil unrichtige Reminiscenzen vieler schnell vorübergegangenen flüch-

tigen Gedanken, deren Entstehung und Zusammenhang ich eben so wenig angeben, als meine actenmäßigen Angaben speciell zurücknehmen, abändern und berichtigen kann. Ich kann nur so viel in mein Bewußtsein zurückrufen, daß mich die schaudervollen Beschuldigungen des Mordes meiner geliebtesten Verwandten völlig betäubt, zerstört, vernichtet und jeder Erinnerung und Ueberlegung unfähig gemacht hatten, so wie auch, daß ich nicht im Stande war, einen Zusammenhang in meinem Gedächtnisse zu finden und mir bei den Antworten die Vergangenheit zu vergegenwärtigen, was doch nothwendig gewesen wäre, wenn ich die Gewißheit der Geschichte des Ideenganges bei meinem Vergehen, mit eigener zuverlässiger Ueberzeugung von der Richtigkeit meiner Erzählung bekunden sollte. Den Willen, die Wahrheit hierüber zu sagen, habe ich jederzeit gehabt; ob mir aber meine Ideen, so, wie ich sie auf Befragen, nach meinen damaligen dunkeln und verworrenen Erinnerungen angab, in jenen unglücklichen Augenblicken wirklich vorgeschwebt haben? — das vermag ich jetzt nicht zu betheuern und deshalb weiß ich nicht, ob die Wahrheit meines Ideenganges in meinen Angaben enthalten ist, oder ob mich selbst meine Geisteszerrüttung dabei getäuscht habe. Den Vorsatz, meine Richter und meine Mitmenschen über meine wahre Schuld zu täuschen, habe ich nie gehabt. Wie aber meine Angaben erklärt, welche Folgerungen aus ihnen gezogen und welche sich geradehin widersprechenden und gegenseitig vernichtenden Beschuldigungen der widernatürlichsten Absichten wiederum auf diese Erklärun-

gen und Folgerungen gegründet sind, ergeben die Gründe des ersten Urtheils. „Weder die Absicht, Versuche über die Wirkungen des Arseniks zu machen, noch Beobachtungen über die Todesart und das Sterben der Arsenik-Vergifteten in der Todesstunde anzustellen," sind in irgend einem psychologischen Zusammenhange mit der Geistesstimmung einer entschlossenen Selbstmörderin gedenkbar, und daß äußere Motive mich nicht zur That bestimmt haben, ist durch den erwiesenen Mangel dieser Motive zugleich dargethan. Weder Haß, noch Rache, noch Furcht, noch irgend eine andere Leidenschaft konnte mich zu dieser That veranlassen und da dies actenmäßig ausgemittelt ist, so steht die Voraussetzung der Absicht,

den Bedienten aus dem Wege zu schaffen,

im Urtheile erster Instanz mit der wahren Geschichte der That und allen sie begleitenden Umständen im Widerspruch. Sie kann daher ihre Entstehung nicht erklären, und eben deshalb sich selbst nicht rechtfertigen. Hätte ich diese Absicht (bei deren bloßem Gedanken ich zittere) je gehabt, so läßt sich nicht denken, daß ich sie so, wie die Geschichte des Vergehens ausgemittelt ist, ausführen konnte und wollte. —

„Ein großer Theil meines Vermögens war in solchen an jeden Inhaber zahlbaren Papieren, die ich überall selbst mitnehmen, oder durch Andere einziehen konnte. Nichts hielt mich ab, zu fliehen. Mein Entschluß, zu sterben, war fest und unerschütterlich — und wer von Denen, die an Unsterblichkeit und Wiedervergeltung glauben, kann denken, daß ich mich in den letzten Augenblicken habe mit einem

Morde beflecken wollen und auch nur diesen Gedanken zu fassen im Stande gewesen sei? — Juristisch steht nunmehr fest,

daß ich von dem Verdachte, die nicht einmal wahrscheinliche Vergiftung meiner Mutterschwester verübt zu haben, bei dem absoluten Mangel eines corporis delicti, völlig freigesprochen werden muß.

„Ueber mein wahres Vergehen erwarte ich mit stiller reuevoller Ergebung von der Gerechtigkeit, Einsicht und Milde meiner künftigen Richter, und von der Gnade des Königs Majestät mein Endurtheil."

Die Ursinus ward durch das Erkenntniß des Criminalsenats des Kammergerichts vom 12. September 1803 von der angeschuldigten Vergiftung des holländischen Officiers Ragay, so wie von der ihres Ehemannes völlig freigesprochen; dagegen wegen Vergiftung ihrer Tante, Christiane Sophie Regine Witte (außerordentlich), so wie wegen wiederholentlich versuchter Vergiftung des Bedienten Benjamin Klein zu einem lebenswierigen Festungsarrest verurtheilt.

Diesen büßte sie auf der Festung Glatz ab. Im Donjon derselben war ihr vergönnt worden ein Zimmer nach Möglichkeit bequem einzurichten. An dem einen Fenster, das schießschartenartig durch die dicke Casemattenmauer auf eine kleine Oeffnung hinausging, stand ihr Schreibetisch, und jede Art geistiger Beschäftigung, die der Ort ihr zuließ, war ihr verstattet. Auch fehlte es ihr nicht an Umgang; denn außer einer Gesellschafterin, die anzunehmen man ihr erlaubt, erhielt sie wenigstens in späterer Zeit von den durchreisenden Fremden Besuch. Sie weigerte nicht, sich ihnen zu zeigen; im Gegentheil suchte sie wol die Gelegenheit, besonders wenn es einflußreiche

Personen waren, denen sie ihr Unglück mit lebendigen Farben schilderte, ihre Unschuld betheuerte und um ihre Verwendung bat. Aber Viele derselben meinten, daß das Loos dieser Giftmischerin, die im Schleppkleide von Atlas über die Festungswälle rauschte, im Vergleich zu den Sträflingen, welche vielleicht um eine rohe That des Jähzorns, in schwere Ketten, an Karren geschmiedet, mit über die Stirn ragenden Eisenhörnern in den tiefen Gräben arbeiteten, keines sei, welches, um seiner Grausamkeit willen, eine Fürsprache bei der höchsten Gnade zur Menschlichkeitspflicht mache.

Gegen dreißig Jahre hatte die Verbrecherin in der Festung schon verbracht. Da, als sie so das siebenzigste Jahr überschritten, traf sie ein Strahl der Gnade. Es ward ihr vergönnt, bis an ihr Lebensende innerhalb der Stadt und Festung Glatz zu leben. Hier spielte die Greisin ihre Rolle fort, nicht als Giftmischerin (die Sünde hatte sie verlassen), sondern als unschuldige Frau, als vornehme Dame. Sie machte bei den bedeutenden Einkünften ihres vom Pupillencollegium zu Berlin verwalteten Vermögens, eine Art Haus und gab Gesellschaften, die — besucht wurden. Ja so mächtig war noch die Eitelkeit in ihr, daß sie es zur Ehrensache machte, angesehene Fremde in ihre Zirkel zu ziehen. Ein Charakterzug wird als gewiß versichert. Bei einer Abendgesellschaft soll eine Dame, als auf dem Salat einige Zuckerkörner ihr entgegenflimmerten, unwillkührlich gezuckt haben. Die Ursinus bemerkte es mit ihrem scharfen Blick, und sagte spöttisch lächelnd: „Sein Sie unbesorgt; es ist kein Arsenik.“ *)

*) Eine andere Anekdote wird von glaubwürdigen Männern auch als Wahrheit erzählt. Ihrem Wesen nach weder zu dem

In ihr Inneres hat Niemand geblickt. Dem Geistlichen, der an ihrem Todtenbette stand, hat sie, nach einem dreijährigen schmerzenvollen Krankenlager, diese Blicke nicht verstattet. Von hohem Interesse wäre es, ihre Aeußerungen über die Bremerin Gottfried zu wissen, da die weltverbreitete Kunde von dieser Giftmischerin auch zu ihren Ohren gedrungen sein muß. Auch Privatbriefe der Ursinus an ihre Angehörigen, die wir uns zu verschaffen wußten, geben kein mehres Licht, als das consequente Bestreben: als eine unschuldig Verfolgte, als eine Märtyrin zu erscheinen. Wie sie mit ihrer Schwester (der erwähnten Hofräthin Haacke) und deren Familie gestanden, ist uns aus Obigem ersichtlich. Von ihrer Seite scheint eine Annäherung versucht zu sein, der die Schwester vielleicht auswich; wenigstens hinderte letztere die Correspondenz ihrer Kinder mit der Gefangenen. Erst nach deren Tode gelang die Annäherung zwischen den Schwesterkindern und der Tante. Wir finden vom Jahre 1825 ein von der Ursinus Hand geschriebenes Gedicht

---

criminalistischen noch zu dem psychologischen Inhalt gehörend, fügen wir sie nur als Beigabe dem Lebensbilde zu. Als die Ursinus, kaum aus der Festung entlassen, in die Stadt Glatz gezogen war, lud sie eine große Kaffeegesellschaft zusammen. Ein Kaffee bei „der Giftmischerin," — wie sie in Glatz bei Alt und Jung, in den Häusern und auf den Gassen genannt wurde — war der Gegenstand der Neugier, die Losung des Tages. Ein ungenannt Gebliebener erlaubte sich einen grausamen Spaß. Er hatte Mittel und Wege gefunden, in den Zuckerguß der Kuchen, welche beim Bäcker bestellt waren, verschiedenartig wirkende Essenzen heimlich zu praktiziren. Man mag sich das Entsetzen denken, als die Eingeladenen, mit Uebelkeiten nach Hause kommend, an den Wirkungen der Laxanzen und Vomitive zugleich zu leiden anfingen, und die Nachricht sich durch die Stadt verbreitete: Alle leiden auf gleiche Weise, Alle, die bei ihr waren, sind vergiftet.

als „Antwort auf eine sie innig rührende Aufmerksamkeit". Ob sie die Verfasserin ist, oder es nur auf ihre Zustände umgebildet hat, vermögen wir im Augenblick nicht zu entscheiden:

Ja, der ist noch vom Schicksal nicht verlassen,
Dem unterm Druck ein Freund erscheint.
Er kann zuweilen noch der Freude Schwingen fassen,
Obgleich der Schmerz aus seinem Auge weint.
Und wenn sich gar zwei Freunde ihm verbinden,
Die, helles Geists, und, edlichen Gemüths, mit ihm empfinden,
So darf er niemals muthlos klagen,
Und muß das Lastende gefaßt ertragen.
Denn 's ist ja nicht der Ort und nicht der Raum,
Der uns verschönt des Lebens wechselnden Traum!
In eigener Brust und der, die uns versteht,
Ist's, wo der Mensch sich fühlt, sich gern ergeht.
Sind auch von meinem Lebensbaum die Blüten all verblichen,
Die Edlen, die ihn schmückten, höhern Zonen zu entwichen,
So sehn sie doch jetzt freundlich auf uns nieder,
Und bald seh' ich sie unter Himmelslichtern wieder.
Du! genieß noch lang des Lebens reichen Freudenbaum,
Und unsre Freundschaft trenne weder Zeit noch Raum.

In einem Briefe (1834) nach dem Tode jener Schwester, erkundigte sich die Vierundsiebzigerin, wie ein sorgsamer Vormund, nach Alter, Namen, Stand, Fähigkeiten und Aussichten ihrer Schwesterkinder und Enkel, um für ihre Zukunft zu sorgen, und macht sie, gleich dem erfahrensten Advocaten, auf die androhenden Verwickelungen und Chicanen der Gesetze aufmerksam. Mit kritischem Blicke bemerkt sie dabei, daß ein letztes Geschenk der verstorbenen Schwester, welches sie angeblich als eigener Hände Werk, geschickt, nicht wol von ihr herrühren könne, da die Arbeit jüngere Hände und schärfere Augen verrathe. Aber plötzlich überkommen sie

sentimentale Jugendreminiscenzen, sie spricht von den vielen schlaflosen Nächten, wo ihre Gedanken wieder bei der theuern Schwester sind: „Wir sind wieder Jettchen und Lottchen; die selige Kinderzeit steht vor mir!" Sie ergeht sich in moralischen Betrachtungen, daß die Verstorbene an Mangel an Vertrauen gelitten: „Ach, das Leben und seine Erfahrungen mag wol auf einige (dadurch nicht aber glücklicher werdende) Menschen so einwirken! Gott belohne uns Allen das Gute, was er uns thun zu lassen würdigte, und verzeihe uns die Fehler, die wir oft und vielfach begehen!"

Ihre Gesellschafterin, welche sie vom Jahre 1810 bis zu ihrem am 4. April 1836 erfolgten Tode keinen Augenblick verließ, kann nicht genug versichern, wie die Geheimräthin bei ihren Leiden (Brustbeklemmung, dann die Brustwassersucht) nur durch Hülfe der Religion das Unvermeidliche gefaßt zu ertragen gelernt. Die wiedererwachende Natur in jedem Frühling war für sie der höchste Genuß. Nachdem sie Monate lang an Besinnungslosigkeit gelitten, kehrte in der Nacht vor ihrem Tode ihre niedergedrückte Geisteskraft wieder zurück. Sie tröstete ihre Gesellschafterin und wischte selbst ihr die Thränen ab, dann breitete sich etwas, wie ein dünner, weißer Schleier, über ihr Gesicht und sie verschied sanft.

So berichtet ihre Gesellschafterin, die sie durch 26jährigen Umgang zu kennen glaubte, über den Tod der Giftmischerin und ruft aus: „Ihren Geist und Charakter verstanden wenige Menschen. Sie entbehrte um wohlzuthun!"

Am 7. April ward sie beerdigt, die erste beigesetzte Leiche auf dem neuen evangelischen Kirchhof, der, vor dem frankensteiner Thore, König Friedrich Wilhelm III. der evangelischen Gemeinde in Glatz geschenkt hatte.

Sie selbst hatte sich schon ein Jahr vor ihrem Tode einen schönen eichenen Sarg beim Tischler bestellt. „Ihre Hülle in einem weißen Ueberrock, ein tiefes Häubchen mit blaßblauem Bande auf dem Kopfe, die Hände in weißen Handschuhen, am Finger ein Ring mit dem Haare ihres verstorbenen Gemahls, sein Gemälde auf ihrer Brust, so lag sie, als ob sie schliefe, Ruhe und Friede über ihre Züge ausgegossen, die sich bis zum Verschließen des Sarges ganz ähnlich geblieben waren. Es waren die buchstäblichen Anordnungen der Verstorbenen.

Fünf Wagen mit Freunden und Bekannten waren der Leiche gefolgt, das Grab war durch freundliche Hände mit grünem Moos, Aurikeln, Tulpen und Immortellen ausgeschmückt, als wäre es eine Blumenkammer. Als der Geistliche seine Rede gehalten, traten 6 arme Knaben und 6 arme Mädchen, für die die Ursinus im Leben gesorgt, an das offene Grab und sangen:

So ruhe wohl, Gott hat an Dich gedacht und es sehr wohl gemacht.
Schlaf, müder Leib! Schlaf wohl, zu guter Nacht, weil Jesus Dich bewacht.

Verschlaf die hier erlitt'nen Schmerzen,
Du stehest fest in unsern Herzen.
So ruhe wohl.

Die Todtengräber hatten keine Arbeit. Die Hände der Freundinnen und der vielen Armen, denen sie wohlgethan, füllten die Gruhe mit Erde und wölbten den Hügel darüber. Es war ein bitter kalter Morgen und doch faßte der Kirchhof kaum die Menschenmenge.

Also auch die Ursinus soll als eine Heilige gestorben sein. Der Umwandlungs-Proceß, der bei der katholischen Brinvillier in 24 Stunden vollbracht war, dauerte freilich bei der Protestantin 33 Jahre. Und wer glaubt an

jene leicht, durch eine Beichte vor dem Schaffot, wer an diese schwer errungene Heiligkeit ohne Reue und Bekenntniß?

Zweifel beschleichen uns wenigstens auch, wenn wir die frommen Stiftungen ihres Testaments durchlesen; selbst die treue Gesellschafterin, die über die herrliche Seele der Verewigten nicht entzückte Ausrufungen genug weiß, sagt: „Die Verstorbene hatte in der Art, einen Menschen so recht vor Allen öffentlich zu ehren, sonderbare Begriffe.“ Von ihrem Vermögen, welches gegen 40,000 Thaler betrug, erhielten ihre weitverzweigten Seitenverwandten, die es wol bedurften, nur die Hälfte. Mit juristischer Genauigkeit entwarf und detaillirte sie die Erbfolge nach Stämmen und nicht nach Köpfen. Die andere zersplitterte in vielen Vermächtnissen und frommen Stiftungen, bei denen man nicht umhin kann, an eine Ostentation zu denken, die den Zweck hatte, ihren fluchbedeckten Namen durch Wohlthätigkeit zu reinigen, ja durch die Erinnerung seltener Dankbarkeit die Welt in Erstaunen zu setzen. So erhielt der Hauswart der Hausvoigtei, der sie als Gefangene schonend behandelte, 500 Thaler, dessen Tochter ein Fortepiano, der Dr. Friedheim, der die königliche Gnade für sie erwirkt, das berliner Bürger-Rettungs-Institut, ein Institut zur Belohnung treuer Dienstboten in Breslau und andere Anstalten*), die ihrem Gesichtskreise ganz entfernt lagen, bedeutende Legate.

*) Auch der Verein für die Besserung der Strafgefangenen in den östlichen Provinzen der preußischen Monarchie wurde mit 500 Thalern bedacht, indem die Erblasserin dem Legate als Motiv hinzufügte: „Da ich 25 Jahre hindurch Gelegenheit hatte, zu bemerken, wie nützlich, ja nöthig ein solcher Verein sei, um wenigstens die einzelnen, mehr verirrten, als verderbten Individuen zu retten.“

Anna Margaretha Zwanziger.

1811.

Im baireuther Oberlande hielt sich im Jahre 1807 eine Witwe von mittlern Jahren auf, die sich vom Stricken ernährte. Sie war nicht ohne Bildung und man sah es ihrem stillen Wesen an, daß sie viel in der Welt gesehen und erfahren. Sie war gefällig und freundlich gegen Jedermann, voll Demuth und Gottesfurcht, und galt für eine rechtschaffene Frau, die es sich sauer werden ließ, um ehrlich durchzukommen.

Man nannte sie die Schönleben, ihr Vorname war Nannette, ihr Vatersname Steinacker; sie war aus Nürnberg gebürtig, aber weit durch die Welt verschlagen, und sah sich wieder nach einem dauernden Unterkommen um. Dies konnte ihr, bei ihrem guten Rufe, nicht fehlen und binnen kurzer Zeit hatte sie Bekanntschaften und Empfehlungen in mehren achtbaren Häusern, wo sie, fleißig und rechtschaffen, zur Zufriedenheit Aller sich betrug und nur durch besonders unglückliche Veranlassungen gezwungen wurde, ihren Wanderstab weiter fortzusetzen.

Der Justizamtmann Glaser zu Kasendorf, der von seiner Gattin getrennt lebte, nahm sie zuerst im Mai

1808 als Haushälterin in Dienst. Wenige Monate nachher versöhnte er sich indessen wieder mit seiner Frau; sie kam in sein Haus zurück und die Dienste der Schönleben wurden überflüssig. Aber die gesunde, kräftige Frau erkrankte bald nach ihrer Rückkehr an heftigem Erbrechen und Durchfall und starb am 26. August schon 4 Wochen nach der Wiedervereinigung mit ihrem Gatten.

Die Schönleben trat nun mit guten Empfehlungen gleichfalls als Haushälterin im September in die Dienste des Justizamtmanns Grohmann zu Gansparteil. Grohmann war ein Junggesell von 38 Jahren, von starkem, vollsäftigen Körperbau, aber doch ein kränkelnder Mann; er litt an der Gicht und mußte oft das Bett hüten. Die Schönleben zeigte sich als die sorgsamste Krankenpflegerin. Sie kam nicht von seinem Lager. Aber der Justizamtmann erkrankte im Frühjahre 1809 immer heftiger, und mit Symptomen, die bis da sich nicht gezeigt hatten. Heftiges Erbrechen, Schmerzen in den Gedärmen, wiederholter Stuhlgang, eine äußerst trockene Haut. Vom Schlunde bis zum After schien eine Entzündung sich zu erstrecken und er litt an unauslöschlichem Durst. Er starb am 8. Mai.

Der Ruf der Schönleben war durch die treue Pflege des armen Kranken nicht wenig gestiegen. Sie hatte ihm stets selbst das Bett gemacht, ihm selbst die Arzneien gereicht, und schien untröstlich über seinen Verlust. Dieser Ruf ihrer Menschenfreundlichkeit, Dienstgefälligkeit und Aufmerksamkeit als Krankenpflegerin verschaffte ihr bald ein neues drittes Unterkommen. Im Hause des Kammeramtmann Gebhard erwartete die Frau ihre Niederkunft. Man war sehr froh, die Schönleben als Haushälterin und Wärterin am Wochenbette gewinnen zu können. Die Niederkunft war glücklich von statten gegangen, Mut-

ter und Kind befanden sich wohl, aber am dritten Tage erkrankte die erstere. Heftiges Erbrechen, große Unruhe, qualvolle innere Hitze, Entzündung des Schlundes. In der Nacht vorher rief sie in der Angst ihrer Schmerzen: „Um Gottes willen! Ihr habt mir Gift gegeben!“ und starb Tages darauf, an den Folgen des Wochenbettes hieß es. Sie war aber immer von schwächlicher Leibesbeschaffenheit gewesen.

Der Witwer war froh, in der verwaisten Wirthschaft und für das arme Neugeborne in der Schönleben eine Person zu haben, welche die treue Hausfrauen- und Mutterstelle nun fortsetzte. Zwar suchten mehre Personen ihn bedenklich zu machen: Die Schönleben sei doch ein Unglücksvogel, wohin sie komme, da bringe sie den Tod, wie erst jüngst an den drei Personen sich gezeigt. Aber damit war kein Verdacht gegen sie als etwaige Urheberin ausgesprochen, es war nur eine dunkle Ahnung, eine abergläubische Besorgniß, daß ihre Persönlichkeit kein Glück bringe. Der Witwer, ein vernünftiger Mann, ging nicht darauf ein; er bedurfte eine Haushälterin, glaubte sie erprüft zu haben und nahm sie förmlich als solche in seine Dienste.

So blieb sie mehre Monate und stand dem ganzen Hauswesen vor. Auch während dieser Monate ereignete sich Vieles, was, wenn irgend Verdacht vorhanden gewesen wäre, ihn steigern müssen. Verschiedene Dienstleute und Angehörige des Hauses waren nach dem Genuß von Getränken krank geworden. Aber als am 1. September 1809 eine ganze Kegelbahngesellschaft von 5 Personen, welche sich bei Gebhard versammelt, nach dem Genusse einiger Krüge baier'schen Biers, die Gebhard aus seinem Keller holen lassen, plötzlich übel wurden, Leibschmerzen bekamen und sich erbrechen mußten, entstand ein allge-

meiner Verdacht gegen die Wirthschafterin; doch bei keinem von Allen ein solcher, der sie zu einer Denunciation oder Untersuchung angetrieben hätte. Sie drängten nur in den Hausherrn, daß er augenblicklich eine Person entlasse, unter deren Hausverwaltung so viel Unheil vorgefallen sei. Gebhard that es, er wollte das Unheil bringende Wesen los sein. Er kündigte ihr auf der Stelle den Dienst, und nahm ihr die Aufsicht über das Hauswesen und sämmtliche Schlüssel ab. Dennoch stellte er ihr noch am selben Tage ein schriftliches Zeugniß aus, worin er „die Treue und Bravheit ihres Betragens" rühmte.

Die Schönleben zeigte sich wol etwas gekränkt über ihre plötzliche Entlassung, fiel aber nicht aus ihrer artigen, demüthigen Weise. Sie war noch am folgenden Tage die geschäftigste Dienerin im Hause. Sie griff selbst an, was sie nicht nöthig hatte. So trug sie am Vorabend ihrer Abreise selbst das Salzfaß auf den Tisch, nachdem sie es aus der Salztonne neu gefüllt hatte. Die Mägde wunderten sich darüber; aber sie sagte ihnen scherzend: so müsse es sein. Die Leute, die abzögen, müßten das Salzfaß füllen, damit, die zurück bleiben, desto länger den Dienst behielten.

Der Wagen, der sie nach Baireuth fahren sollte, stand am nächstfolgenden Tage schon vor der Thür. Gebhard hatte aus Güte ihr denselben gemiethet, auch noch einen Kronenthaler ihr auf den Weg gegeben, und zum Ueberfluß sollte sie vor ihrer Abreise noch Chocolate bei ihm trinken. Sie aber war an diesem Morgen die Freundlichkeit und Weichmüthigkeit selbst. Den beiden Dienstmägden Hazin und Waldmann, mit denen sie sich sonst nicht zum Besten vertrug, hatte sie eigenhändig Kaffee gemacht und reichte jeder eine Tasse, indem sie den Zucker

aus einer Düte nahm. Besonders rührend aber war der Abschied von dem verwaisten Kinde, dessen Geburt der Mutter den Tod gekostet hatte, und das sie ihr liebes Fritzchen nannte. Sie mußte es noch ein Mal auf den Arm nehmen, es herzen und küssen und gab ihm dann ein Biscuit, das sie in Milch tauchte, und von der Milch selbst etwas zu trinken.

Endlich mußte geschieden sein. Der Wagen war ungefähr eine halbe Stunde fort, als das arme Kind von 20 Wochen plötzlich ein starkes Erbrechen befiel. Es wurde sehr krank. Die beiden Mägde mußten nach einigen Stunden sich gleichfalls heftig übergeben. Jetzt stieg mit einem Male der furchtbarste Verdacht auf. Man erinnerte sich der vorangegangenen Vorfälle im Hause: Zwei Gäste, die im August bei Gebhard zu Mittag gespeist, der Handlungsdiener Beck und die Secretairswitwe Alberti, hatten nach Tisch gleichfalls an heftigem Erbrechen, Leibschmerzen, Zuckungen gelitten. Am Ende August hatte die Schönleben dem Amtsboten Rosenhauer ein Glas weißen Wein zu trinken gegeben und dieser hatte dieselben Wirkungen gehabt. Den Laufburschen des Rosenhauer, Krausch, hatte sie am nämlichen Tage mit sich in den Keller genommen und ihm ein Glas Branntwein gereicht. Als er ein wenig getrunken, bemerkte er darin einen weißen Satz und wollte nicht mehr, ward aber doch übel; die erwähnte Magd Waldmann erinnerte sich, schon früher ein Mal eine Tasse Kaffee von der Schönleben erhalten zu haben, und zwar, nachdem sie sich mit ihr gezankt, und daß sie danach ebenso übel geworden als jetzt und sich vom Morgen bis Abend jede halbe Stunde davon erbrechen müssen.

Der Amtmann erfuhr die Geschichte mit dem Salzfaß; denn jetzt tauchte jeder seltsame Vorfall, der un-

verständen geblieben, in der Erinnerung auf. Das Salzfaß ward untersucht und man fand es stark mit Arsenik vermischt. Auch in der großen Salztonne fanden sich später auf 3 Pfund Salz 30 Gran Arsenik. Man entsann sich, daß, als die Schönleben bei Glasers und Grohmanns gedient, auch dort mehre Personen nach genossenen Getränken und Speisen erkrankt seien. Endlich entdeckte man, daß es auch mit ihrem Namen nicht volle Richtigkeit habe, daß sie von Vatershwegen wol Schönleben heiße, aber die Witwe des Notars Zwanziger sei und Gründe habe, diesen wahren Namen zu verschweigen. Trotz dieser dringenden Anzeigen, ließ der Kammeramtmann Gebhard noch einen Monat verstreichen, ehe er deshalb gerichtliche Anzeige machte; so schwer scheint er sich überwunden zu haben, an die nach allen gewöhnlichen Erfahrungen allerdings kaum glaubhafte Schuldbarkeit der gerühmten Frau zu glauben.

Diese inzwischen reiste mit der Sorglosigkeit weiter, welche nur ein sehr glücklicher Erfolg in gefährlichen Dingen hervorbringen kann. Sogar hatte sie Gebhard einen Brief zurückgelassen, in welchem sie ihm mit affectirter Empfindsamkeit den Vorwurf des Undanks macht. Es heißt unter Anderm darin: „Wenn Ihr Kind nicht ruhig sein will, dann wird Ihnen mein Schutzgeist zurufen: warum nahmst Du ihr ihr Liebstes (das Kind) hinweg?“ Sie versprach ihm, alle vierzehn Tage ihm Nachricht von sich zu geben, logirte sich in Baireuth unverschämt genug, als Freundin der verstorbenen Gebhard, bei deren Mutter ein und schrieb von jedem Orte, wo sie zugebracht, an ihren verehrungswürdigen Herrn, „dessen fortdauernder Gnade“ sie sich empfahl, und ihrem lieben, kleinen Fritzchen zärtliche Küsse zusendete, mit der unverhohlenen Erwartung, daß Gebhard binnen kurz oder

lang eilen werde, eine so vortreffliche Hausvorsteherin zurückzurufen. Aber trotz ihrer Versicherungen in den Briefen von der guten Aufnahme, die sie überall finde, und den guten Aussichten, die sich ihr eröffneten, und trotz aller Briefe, womit sie den ganzen Kreis der ihr bekannten Häuser überschüttete, mußte sie von Ort zu Ort weiter und Niemand rief sie, Niemand wollte sie behalten. Am bittersten fand sie sich in einen Oertchen in Franken getäuscht, wo ihre Tochter an einen Buchbinder Sauer verheirathet war. Als sie vor dem Hause ankam, war freilich großer Jubel, aber an dem sie keinen Theil hatte. Sauer heirathete wieder. Ihre Tochter, war sie verstorben? — Nein, Sauer hatte sich von ihr scheiden lassen. Aber wo war die Tochter? Im Zuchthause; wegen Diebstahl und Betrügereien! Niemand verlangte nach ihr. Als sie nach Nürnberg zurückkehrte, waren daselbst allerdings mehre Briefe eingegangen, die dringend nach ihr fragten — Requisitionsschreiben um ihre Verhaftung. Als sie festgesetzt wurde, fand man bei ihr drei Päckchen, welche über ihr Wesen und Gewerbe keinen Zweifel ließen: zwei Päckchen mit Mäckenstein und eines mit Arsenik.

Um Mitte October 1809 war die Zwanziger auf dringende Verdachtsgründe wider sie verhaftet worden. Sie war natürlich die unschuldigste Person von der Welt und es werde sich schon finden, wie man sie verkenne. Gegen Ende October wurde (ohne ihr Vorwissen) mit der Leichen-Ausgrabung der Verstorbenen verfahren, bei denen der Verdacht schwebte, daß sie durch sie vergiftet worden.

Seit dem Proceß der Ursinus war die gerichtliche Arzneiwissenschaft um viele Erfahrungssätze hinsichts der Arsenikvergiftung reicher geworden. Alle die Wahrnehmun-

gen, welche man bei den Leichen des Ursinus und der unverehelichten Witte gemacht, fand man hier wieder. Der Leichnam der Justizamtmann Glaser, der 14 Monate im Grabe gelegen, trug verhältnißmäßig nur geringe Spuren der Verwesung an sich. Die ganze Oberfläche des Körpers schien zur Mumie erhärtet, und hatte, nach Wegnahme des Schimmels, eine braune, mahagoniartige Farbe. Diese mumienartige, elastische Härte zeichnete sich besonders bei den vollen Brüsten aus. Der Unterleib war etwas ausgedehnt und gab, wenn man mit einem Stocke darauf schlug, einen hohlen, dumpfen Laut von sich. Die Bauchmuskeln waren in eine speck- oder käseartige Masse verwandelt und gaben auch einen Käsegeruch. Ganz dieselben Wahrnehmungen fanden sich beim Leichnam der Amtmannin Gebhard. Ueberdem fand man bei der chemischen Untersuchung in den Eingeweiden beider Frauen noch den Arsenik vor, sodaß das ärztliche Gutachten dahin ging: man könne mit Gewißheit annehmen, daß Beide an einer Arsenikvergiftung gestorben seien. Beim Leichnam des Grohmann fanden sich jene Zeichen nicht so bestimmt ausgedrückt, auch entdeckte man den Arsenik nicht, wornach nur eine Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit der Vergiftung begutachtet werden konnte. Da aber die fernere Untersuchung auch den wirklich erfolgten Giftmord des Grohmann außer Zweifel gestellt hat, so dringt sich uns die Frage auf, ob der Arsenik vielleicht bei weiblichen Körpern prononcirter in seinen Wirkungen ist als bei männlichen, auch dort vielleicht länger die Giftstoffe zurückläßt? Auch im Proceß der Ursinus erklärten die Sachverständigen, daß aus den gefundenen Kennzeichen auf die Vergiftung der Tante mit der höchsten Wahrscheinlichkeit zu schließen sei, die des Mannes erschien ihnen nur wahrscheinlich.

Die mit der größten Sorgfalt geführte Untersuchung erschien auch Feuerbach so verwickelt und ausgedehnt, daß er selbst in seinem für Juristen geschriebenen Werke die Geschichte derselben zu liefern für unzweckmäßig hielt, und sich mit dem Resultate begnügte. Beinahe ein Jahr lang verblieb die Zwanziger bei einem starren Leugnen in Bezug auf Alles, was den Giftmord betraf, wiewol ihr verdächtiger und schlechter Lebenswandel, ja der ganze Charakter dieser gefährlichen Person schon ins vollste Licht gestellt war. Zu den Episoden dieses Processes gehörte das plötzliche Erscheinen ihrer Tochter, derselben geschiedenen Sauer, welche wegen Diebstahls im Zuchthause saß, als die Zwanziger sie aufsuchen wollte. Diese Tochter, deren Existenz die Mutter bis da verheimlicht hatte, kam, nach abgesessener Zuchthausstrafe, nach Eulmbach, um die Mutter aufzusuchen, von der das Gerücht bis in ihre Kerkermauern gedrungen war, daß sie als Giftmischerin das Schaffot besteigen werde. Dies überraschende Auftreten einer nächsten Zeugin wider die Zwanziger brachte vieles Licht in die Untersuchung und die Ueberzeugung, daß diese stille, rechtschaffene Witwe eine der gefährlichsten Landstreicherinnen sei, welche bis da dem Auge der Policei entschlüpft war.

Aber so Vieles auch über ihren früheren Lebenswandel schon entdeckt war, noch am 16. April 1810 glaubte die Zwanziger, Alles, was gegen sie sprechen könne, sei erschöpft, und sie stellte sich mit völliger Unbefangenheit vor den Richter. Da erst entdeckte dieser ihr, der Leichnam der Glaser sei ausgegraben, man habe die unverkennbaren Spuren der Vergiftung gefunden und der dringendste Verdacht treffe sie. Nach zwei Stunden brach ihr Muth. Nachdem sie schluchzend, händeringend ihre Unschuld betheuert und in allen Krümmungen einer angst-

gepeitschten Sünderin, die noch nach Auswegen sucht, sich gewunden, gestand sie, doch noch mit vielen Lügen und Ausflüchten durchwebt, daß sie der Glaser zwei Mal Gift gegeben. Dies Bekenntniß war aber kaum von ihren Lippen, als sie, wie vom Blitz getroffen, zu Boden stürzte und in solchen heftigen Zuckungen sich wälzte, daß man sie aus dem Gerichtszimmer forttragen mußte.

Der Lebenslauf der Verbrecherin ist als vollständig ermittelt nach den Acten zu betrachten. Zum Ueberfluß, und allerdings eine Curiosität bei Verbrecherinnen aus ihrem Munde, schrieb sie noch eine Autobiographie, in der Zwischenzeit vom Schluß der Untersuchung bis zur Publication des Urtheils. Sie ist 18 enggeschriebene Bogen stark, keine Beichte wie die der Brinvillier, sondern ein Versuch, die Greuel ihres lüderlichen und lasterhaften Wandels zu beschönigen und sich, nicht zu rechtfertigen, aber interessant zu machen. Die Stellen, welche wörtlich aus dieser eigenen Lebensbeschreibung in unserm Auszuge entnommen sind, sollen durch Häkchen bezeichnet werden.

Anna Margaretha Zwanziger war in demselben Jahre geboren, 1760, wo auch die Ursinus zur Welt kam. In der eigenen Biographie macht sie sich um 4 Jahre jünger. Zur Zeit ihrer Verhaftung war sie also im 50sten Jahre. Sie war klein von Wuchs, hager, schief und verwachsen. Ihr bleiches, mageres Gesicht, mit den Spuren von Alter und Leidenschaft, verrieth auch keine Spur mehr von ehemaliger Schönheit. Aus ihren widrigen Augen blickte Gehässigkeit und Neid, während der Mund sich doch immer zu freundlichem Lächeln verzog und ihr Be-

tragen über und über Höflichkeit, kriechende Unterthänigkeit und schmeichelndes Schönthun war. Eitel, gefallsüchtig und wollüstig von Jugend auf, entfernten Alter und Häßlichkeit noch nicht die Sünde und das Begehren von ihr. Noch im Gefängnisse, sagt Feuerbach, als sie bereits ihrem Todesurtheil entgegensah, spielte ihre Einbildungskraft mit der Erinnerung an die Blütenzeit ihrer Jahre. Sie bat oft ihren Richter, er möge doch ja nicht nach der Zwanziger von heut sich eine Vorstellung der Zwanziger von ehemals machen, denn sie sei schön, sehr schön gewesen.

Ihr Vater Schönleben in Nürnberg war, wie sie selbst bemerkt, zu böser Vorbedeutung für sie, der Eigenthümer des Gasthauses zum schwarzen Kreuz, unter dessen Zeichen auch sie geboren wurde. Schon im fünften Lebensjahre vater- und mutterlose Waise, ging sie aus Hand in Hand, bis sie im zehnten Jahre im Hause eines wohlhabenden Kaufmanns eine nicht gemeine Erziehung erhielt. Auf Zureden desselben verlobte sie sich im funfzehnten und heirathete im neunzehnten einen ältern Mann, den sie nicht eben liebte, den damaligen Fourier, spätern Notar Zwanziger.

Sie „fürchtete den Mann, wie das Kind die Ruthe.“ Zudem war es still im Hause. Der Mann war entweder in seinem Beruf oder trank außer dem Hause. Bei ihrem Vormunde war es immer heiter und geräuschvoll gewesen; um die Einsamkeit zu bewältigen, griff sie zu den Büchern. „Mein erstes Buch, welches ich las, waren Werther's Leiden. Dies Buch machte gleich so großen Eindruck auf mich, daß ich immer weinen mußte. Hätte ich da eine Pistole gehabt, so hätte ich mich auch erschossen. Hierauf las ich Pamela und Emilie Galotti.“

Die Früchte dieser Halbbildung, einer Anempfindelei, welche das natürliche Gefühl zurückdrängte, zeigten sich erst später in dem Streben, immer interessant zu sein und zu scheinen, und sich hinaus zu sehnen aus den engen und unbefriedigenden Kreisen in glänzendere und vornehmere, zu denen weder ihre Geburt, Lage, noch ihre wahre Bildung sie berechtigten. Vorerst machte die Empfindsamkeit der Vergnügungslust Platz. Sie war volljährig geworden, ihr Mann erhielt ihr Vermögen vom Vormundschaftsamte ausgeliefert und wußte nichts Besseres damit zu thun, als in Lust und Jubel rauschende Zerstreuungen zu suchen. Tag und Abend verging in Saus und Braus und die junge Frau nahm mit Vergnügen daran Theil. Es wurden Gäste geladen, musikalische Gesellschaften veranstaltet, übers Land in froher Kumpanei gefahren, und keine zugänglichen Bälle und Redouten blieben unbesucht.

Aber in wenigen Jahren war das Geld verpraßt und Sang und Klang schwiegen still. Hunger und Noth klopften ans Thor und drinnen verlangten zwei Kinder nach Nahrung. Der Mann entwich dem Kindergeschrei in seine alten Zufluchtsörter, die Weinhäuser, wo er an einem Tage seine zehn Flaschen vertrug. Sie sollte Geld schaffen, wie es sei. Erhielt er es, war er freundlich, erhielt er keines, tobte er im Hause.

Die empfindsame junge Frau, die für die Tugend der Pamela und der Emilie Galotti geschwärmt, machte ihre Person zur Waare. „Doch besaß ich immer so viel Delicatesse, mich nur zu Standespersonen zu halten, die stillschwiegen. Denn das Princip ist mir von Jugend auf eingeprägt, mich nur zu Personen zu halten, die mein Glück machen können. So

hatte ich denn auch der Liebe das Glück zu danken, daß ich von edlen Männern viel unterstützt wurde."

Nach zwei Jahren lächelte das Glück wieder dem saubern Ehepaar. Zwanziger gewann durch eine Uhrenlotterie, die er unternommen, Geld. Das frühere Wohlleben kehrte zurück, aber nicht die Tugend, wenn diese überhaupt da gewesen war. Die Gattin setzte, was sie aus Noth angefangen, aus Liebe und Gewohnheit fort.

Eines dieser Liebesverhältnisse scheint ernsthafter von ihr und dem Geliebten genommen worden zu sein. Sie entfloh mit diesem, einem adligen Officier, nach Wien, zur Schwester desselben, kehrte zwar wieder, auf Vorstellung ihres Mannes, nach Nürnberg zurück, ließ sich aber nun von demselben gerichtlich scheiden. Kaum aber war das Urtheil publicirt, als sie sich abermals mit ihm in der Lorenzkirche trauen ließ. Sie will von nun an in glücklicher Ehe mit ihm gelebt und ihn sogar geliebt haben, weil sie bei mehren Gelegenheiten bemerkt, „daß er sehr edel denke, und ein empfindsames Herz besitze."

Im Jahre 1796 starb der Notar Zwanziger, im achtzehnten Jahre ihrer Ehe. Sein schneller Tod erregte den Verdacht, daß auch er einem Gift könne erlegen sein, das sie gemischt; es bestätigte sich indessen nicht. Von nun an begann ein Gewirr von Unglücksfällen, Thorheiten, Lastern und Verbrechen, welche das Leben der Zwanziger bildeten.

Mit 400 Gulden, die sie von Allem, was sie und ihr Mann besessen, gerettet, begab sie sich nach Wien, angeblich, um von der Zuckerbäckerei zu leben. Der Plan schlug fehl. Sie diente als Haushälterin in verschiedenen angesehenen Häusern, machte dann Bekanntschaft, zwar nur mit einem Schreiber von der ungarischen Kanz-

lei, „welcher aber von sehr gutem Gemüth war," und gebar ihm ein Kind, welches, in ein Findelhaus gethan, dort starb.

Nach anderthalb Jahren kehrte sie nach Nürnberg zurück, wo ein Freiherr v. W*** ihr seine „Freundschaft und Liebe" antrug, die sie auch annahm, da sie an Allem merkte, „daß sie in diesem Freiherrn einen sehr edlen Mann vor sich habe." Sie will aber nur, wer das glauben mag, von diesem Beschützer „wie eine Freundin vom Freunde" besucht, und mit allen, ihrer Tugend gefährlichen Zumuthungen von ihm nicht allein verschont, sondern auch „zu allem Guten geleitet" worden sein.

Darauf ging sie nach Frankfurt am Main, wo ihr ein vortheilhafter Dienst als Haushälterin beim Minister-Residenten v. K.... angetragen war. Ihr edler Beschützer in Nürnberg wollte sie nicht hindern und schenkte ihr 100 Gulden auf den Weg. Aber sie mußte den vortheilhaften Dienst, weil sie nicht die Küche zu verwalten verstand und wegen Unreinlichkeit (so in Verfall war also die gefeierte Schöne) wieder verlassen.

Dieser Verfall ging nun schnellen Schrittes. Sie miethete sich bei einem Friseur ein, verdingte sich bei englischen Reitern als Kinderwärterin, entlief diesen und ward endlich von einem Kaufmann auf kurze Zeit als Kindermagd angenommen. Alles Das fiel in wenigen Monaten vor.

Mit ihrem wachsenden Nothstand gerieth auch ihr Gemüthsstand in Verwirrung. Das Herabsinken von einer Herrin zur Magd, von einer Gebieterin nach Laune über ihre Liebhaber zu einem Dienstboten, den man wegen Unreinlichkeit fortjagt, war zu rasch. Sie weinte, lachte und — betete in einem Athem. Sie lachte, wenn die

Herrschaft befahl, ging gehorsam ab und that doch nichts von Dem, was man verlangte.

Sie wandte sich in ihrer Noth noch einmal an ihren edlen Beschützer in Nürnberg, der sich auch wirklich ihrer annahm. Aber: „zu ihrem Erstaunen, nahm sie eine große Veränderung in seinen Sitten wahr. Er, der verheirathete Mann, wurde auf einmal freier, immer zudringlicher, äußerte sehr leichtsinnige Grundsätze, und vergaß endlich seine Würde so ganz und gar," daß sie von ihm in die Hoffnung versetzt wurde, von neuem Mutter zu werden. Darauf wurde er plötzlich kalt, machte seltenere, kürzere Besuche, und sie erhielt die entsetzliche Gewißheit, daß er eine damals berühmte Schauspielerin, die sich in Nürnberg aufhielt, lieber besuche als sie selbst. Der Schreck veranlaßte eine Fehlgeburt. Die Fehlgeburt veranlaßte sie zum Selbstmorde. Der Versuch mit dem Aderlaßeisen lief aber unglücklich ab, und sie konnte nicht mehr als eine Kaffeeschaale mit Blut herausbringen. Der Freiherr erschien, aber nicht voll Schmerz und Reue; er lächte, obgleich ihm die Kaffeeschaale mit Blut unter die Augen geführt wurde, die Närrin aus, und drehte ihr, trotz aller ihrer Beschwörungen und Vorwürfe, den Rücken.

Sie, um sich zu rächen, packte seine Briefe zusammen, sandte sie an des Freiherrn Gemahlin, und ging dann, den „Siegwart in der Tasche und ihr Dienstmädchen neben sich, an die Pegnitz, um ihrem Liebesgram und Leben zugleich ein Ende zu machen. Sie las im Siegwart, bis sie an die Stelle gekommen, wo das Lied steht:

„Mein Leben ist so traurig u. s. w."

und stürzte sich dann in den Fluß. Aber zwei Fischer, die in der Nähe waren, brachten sie auf der Stelle, ohne allen Schaden, an's Ufer. Nur ihre Kleider waren durch-

näßt. Sie wurden sofort, nachdem sie trockene angezogen, durch das Mädchen an den Freiherrn geschickt als Belege für den neuen Mordversuch. Dieser schlug zwar nicht die Thür ihr vor der Nase zu, sondern gab der Botin eine für alle Mal 25 Gulden, zugleich aber die Weisung, auf der Stelle Nürnberg zu verlassen und je weiter desto besser zu reisen.

Bei den erwiesenen, furchtbaren Verbrechen der Zwanziger kommt es auf eine Lüge mehr oder weniger nicht an. Doch erhellt, daß wir hier einen vielfach von ihr ausgeschmückten Roman vor uns haben, zumal wenn wir bedenken, daß sie, als sie die empfindsame Rolle darin spielte, schon das 40ste Lebensjahr zählen mußte. Nur so viel leuchtet daraus hervor, daß sie einen ehemaligen Liebhaber noch auf alle mögliche Weise zu fesseln oder vielmehr Geld von ihm zu erpressen versuchte, und die angebliche Schwangerschaft und Fehlgeburt sowol als die beiden Mordversuche Theatercoups waren, die abblitzten. Aber dem hartherzigen Benehmen dieses treulosen Beschützers legt sie einen großen Theil ihrer Erbitterung gegen das Menschengeschlecht zur Last. „Als ich mir die Adern aufgeschnitten, da lachte er nur; als ich ihm vorhielt, daß er schon ein Mal ein Mädchen unglücklich gemacht, die mit seinem Kinde ins Wasser sprang, da lachte er wieder. — So oft ich nachher etwas Böses that, dachte ich bei mir: Mit dir hat kein Mensch Mitleid gehabt; so habe denn auch kein Mitleid, wenn Andere unglücklich sind."

Sie folgte der Weisung des Freiherrn und kehrte nicht einmal nach Nürnberg zurück, sondern reiste sogleich nach Regensburg. Nachdem sie sich in Wien, Nürnberg und andern Orten in Kummer und Noth umgetrieben, mußte sie als Dienstmagd bei einem Kammerherrn von S***.

ein Unterkommen annehmen. Weil aber hier der Dienst sehr beschwerlich und wenig lohnend war, beschloß sie „ihn heimlich und ohne Aufkündigung" zu verlassen, sich jedoch eine Entschädigung mitzunehmen. Nach ihrem Romane wies ihr ihr Schutzgeist selbst diese Entschädigung, indem das Kind mit den Juwelen der Herrschaft spielte, während diese bei Tafel saß, und in seinem kleinen Händchen den Ring ihr gab: „Da war mir, als stände Jemand neben mir und spräche: Behalte ihn! Ich folgte der Eingebung." Sie schläferte das Kind ein, und lief mit dem Ringe davon. Die Dienstherrschaft erzählt den Vorfall etwas anders, und wenn ihr Schutzgeist die Zwanziger angetrieben, den Ring zu nehmen, so muß er ihr danach auch die Weisung gegeben haben, einen verschlossenen Schreibeschrank zu erbrechen und ihn herauszunehmen. Sie ward durch Steckbriefe verfolgt. Als sie bei ihrem schon erwähnten Schwiegersohn, dem Buchbinder Sauer, in Mainbernheim war, las dieser mit Entsetzen den Steckbrief in der eben angekommenen Zeitung, und wies eine solche Schwiegermutter sogleich aus dem Hause.

Noch hatte sie die Unverschämtheit an den Kammerherrn einen Brief zu schreiben, worin sie ihm Vorwürfe machte, daß er sie durch solche öffentliche Behandlung einer Privatsache ins Unglück stürze; aber ihr Name war einmal ehrlos, sie selbst geächtet, ihre Person bürgerlich vernichtet. Sie mußte aufhören zu sein, Die, welche sie war, und, um nur fort zu existiren, einen andern Namen annehmen. Sie wählte den väterlichen und hieß von nun an Schönleben.

Als ginge ihr mit dem neuen Namen ein neuer Glücksstern auf, fand sie, 1805, nachdem sie sich an verschiedenen Orten umhergetrieben und meistens bei den hö-

hern Ständen eines kurzen Unterkommens erfreut hatte, in der Oberpfalz im Flecken Neumarkt eine Art Versorgung. Als Lehrerin junger Mädchen in weiblichen Arbeiten erhielt sie viele Lehrstunden und hätte durch ihren Fleiß und ihr anständiges Benehmen (die beide von der Ortsobrigkeit ihr bezeugt werden) hier eine dauernde Stätte finden können, wäre nicht der alte Sündengeist durch ein unglückliches Zusammentreffen aufs Neue in ihr erweckt worden. Die Lüste eines bejahrten Generals aus München, der sich in Neumarkt aufhielt, wurden durch die bejahrte Witwe angeregt. In den Stunden der Vertraulichkeit entfiel dem General das Versprechen, er wolle für sie sorgen. In der alten Buhlerin erwachten die Erinnerungen an die schöne Vergangenheit, wo „die vornehmen, edlen Männer ihre Beschützer waren," und sie träumte davon, die unbescholtene Freundin einer Excellenz in München zu sein. Sie glaubte das um so sicherer hoffen zu dürfen, als sie immer gehört: „daß die Katholiken sehr Wort zu halten pflegten." Aber der General ließ nichts von sich hören und antwortete auch nicht auf ihre Briefe, nachdem er Neumarkt verlassen. Sie meldete ihm, sie sei schwanger (!): auch da erhielt sie keine Antwort, sondern durch einen Pfarrer eine kleine Summe Geldes, mit dem Bedeuten, nun ein für allemal sich zur Ruhe zu geben. Die Thörin reiste in ihrer Unverschämtheit dem General nach München nach, ward aber bei ihm, wie man denken mag, nicht vorgelassen, sondern erhielt nur von einem Bedienten einige Gulden, um auf der Stelle aus München fortzureisen.

So hatte sie, um einer unverzeihlichen Thorheit willen, ihren letzten Hafen verlassen und war aufs Neue hinaus geschleudert aufs stürmische Meer. Bekannt, verachtet, gescheut, verfolgt, mußte sich die Fünfzigerin neue

Länder, Orte, Menschen suchen, um nur Aufnahme zu finden. So kam sie in das baireuther Oberland, und, ihren Grimm gegen die ganze Menschheit im Herzen, mußte sie aufs Neue heucheln, sich bücken und freundlich sein, um nur in der demüthigsten Stellung ein Unterkommen zu finden; aber in ihr kochte der Groll und es bedurfte nur weniger Antriebe und einer günstigen Gelegenheit, um ihn in schwarzen Rachethaten gegen Alle zu entladen, welche vornehmer, reicher, glücklicher, sorgenfreier waren als sie, und nicht mit ihr theilen wollten.

Feuerbach sagt hier in der unübertroffenen Charakteristik dieses Weibes: „Fast zwanzig Jahre von Ort zu Ort umher gejagt, beinahe schon funfzig Jahre alt, und noch immer ein Fremdling auf dieser Erde; ohne Vaterland und Heimath, von der Welt entehrt, blos durch einen Namenstrug unter den Menschen geduldet; suchte sie endlich angstvoll nach Ruhe, nach einer bleibenden Stätte, nach einer sichern Versorgung. Und als Herrin, wie ehemals, nicht mehr als verachtete Magd wie jetzt! — Immer nur Andern, wie sich selbst angehören; nie befehlen, immer nur von Andern Befehle empfangen oder befürchten; immer kriechen und schmeicheln, blos um als Magd zu gefallen; fortwährend dazu verdammt, mit freundlich erzwungener Miene, den Menschen schön zu thun, welche sie gleichwol nur hassen konnte; abhängig, unterthänig, bei dem erzürnten Gefühle lebhafter Erinnerung an die vergangenen Zeiten eigner Herrschaft; voll alter Ansprüche auf das gefällige Zuvorkommen und die äußere Achtung Anderer, und doch so oft geneckt, verspottet, verachtet, über die Achseln angesehen: — Dieses war mehr als eine solche Seele länger zu ertragen vermochte. Rettung mußte ihr werden aus einer solchen Lage;

oder, wenn nicht Rettung, wenigstens Ersatz dafür! — Aber aus dem Labyrinth ihres verworrenen Lebens führte kein gewöhnlicher Weg zur Freiheit. Ueberall Abgründe, welche den Ausgang wehrten! Innerhalb der Schrecken bürgerlicher Ordnung nirgendwo ein ausreichendes, sicheres Mittel der Hülfe. — Da entdeckt sich ihr endlich das Geheimniß einer still verborgenen Macht, welche sie nur sich dienstbar zu machen braucht, um über alle Berge und Abgründe leichten Fußes hinüberzuschreiten und, jenseits der lästigen Schranken beengender Verhältnisse, den Gesetzen des bürgerlichen Lebens entrückt, sogar über die Menschheit selbst hinausgehoben, mit unsichtbarer Gewalt, nach eigener Willkür, frei zu herrschen. Diese geheimnißvolle Macht war — Gift."

In das Haus des Justizamtmann Glaser zu Kasendorf war die Zwanziger auf Empfehlung des eigenen Sohnes desselben gekommen. Mit dem ersten Tritt ins Haus faßte sie auch festen Fuß darin. Sie wußte sich durch anschmiegende Zudringlichkeit in das Vertrauen des neuen Herrn einzuschleichen und durch ihre Künste und Unverschämtheit mit ihm auf einen gewissen Fuß von Gleichheit zu stellen.

Sie unternahm, für eine Person in ihrer Lage, etwas kaum Glaubliches. Glaser, ein Mann in den Funfzigen, lebte seit Jahren von seiner Gattin getrennt; wie es heißt ohne seine Schuld. Sie, die fremde, kaum ins Haus gekommene Person, die Dienerin des Herrn, unternahm es, unaufgefodert von irgend Jemand, die Versöhnung zwischen den Eheleuten zu stiften. Sie, deren neue Stellung durch die wirklich erfolgte Aussöhnung

mindestens bedroht werden mußte. Denn wenn eine Hausfrau da war, was bedurfte es einer bezahlten Haushälterin? Unermüdlich geschäftig und mit Weiberschlauheit ging sie zu Werke. Da wurde jede schwache Stunde des Herrn benutzt, da wurden hinter seinem Rücken Briefe an die geschiedene Gattin geschrieben, auch an Freunde der Familie, daß sie zum Versöhnungswerke hülfen. Sie, die Protestantin, schrieb sogar an einen katholischen Pfarrer unter Uebersendung eines Zwanzigkreuzerstückes, mit dem Ersuchen, für das Gelingen des frommen Werkes eine Messe lesen zu wollen!

Das Werk gelang. Die geschiedene Frau ließ sich überreden, zurückzukehren. Der Mann war durch die Ueberredungskünste der Zwanziger vollkommen ausgesöhnt. Aber mit schwerem Herzen reiste die Frau nach Kasendorf, ob allein durch böse Ahnungen oder auch durch Gewissensschläge beunruhigt, bleibt ungesagt. Denn unterwegs schrieb sie an ihre Verwandten: „Wie mir ist, kann ich Euch nicht sagen; fürchterlich tobt es in mir. Ob mir vielleicht etwas ahnet? Ich bin wie verwirrt.“ —

Glaser war seiner Frau entgegengefahren. Als er zurückkehrte, hatte die Zwanziger den durch sie verführten Ehegatten einen lauten, fast theatralischen Empfang bereitet; einen, wie er sich für jedes feinere Gefühl bei der Wiederanknüpfung eines so gebrochenen Verhältnisses zum wenigsten schickte. Der ganze Ort war auf den Beinen, Blumen und Gewinde überall, an Thüren, Pfosten, Fenstern, Wänden. An dem mit Kränzen umhangenen Ehebette hing ein zierlich ausgeschnitztes Papier, worauf die Versöhnerin den selbst gedichteten Spruch mit großen Buchstaben geschrieben hatte:

Der Witwe Hand
Knüpft dieses Band.

Der unzarte Actus, angestiftet von der Frau, welche nicht genug ihre Delicateſſe zu rühmen weiß, ſcheint von den betheiligten Perſonen ohne Arg aufgenommen worden zu ſein.

Die diaboliſche Abſicht der Zwanziger iſt kein Geheimniß. Die häßliche, alte, wie uns noch zum Ueberfluß geſagt wird, mit einem ekelhaften Schaden behaftete Witwe hatte nichts Geringeres zur Abſicht, als Juſtizamtmännin in Kaſendorf zu werden. Sie hoffte: „ſich endlich noch in ihrem Alter ein ruhiges Leben zu bereiten.“ Die Schwelle, über die ſie nothwendig mußte, war der Tod der Glaſer. Für das Weitere glaubte ſie dann leichter ſorgen zu können. Die fromme Rolle der Friedensſtifterin wurde ohne Zweifel nur in der Abſicht übernommen, das Opfer in ihre Gewalt zu bekommen. Wahrſcheinlich lagen die Gifte ſchon bereitet da, als ſie das arme Opferthier mit Blumen und Kränzen empfing und es ſtreichelte und liebkoſte.

Glaſer behandelte ſeine Frau mit aller Liebe und Aufmerkſamkeit. Aber ſchon nach einigen Wochen fühlte ſie ſich unwohl und mußte ſich erbrechen. Die Zwanziger hatte ihr, angeblich nur ein halbes Theelöffelchen, Mückenſtein in den Thee geſchüttet. Sie dachte dabei: „Du willſt dir doch ein ruhiges Alter machen; und wenn ihr das Gift diesmal nicht hilft, ſo gibſt du es ihr öfter.“ Einige Tage darauf goß ſie einen guten Eßlöffel aufgelöſten Mückenſteins in eine Taſſe Kaffee, rief die Glaſer ins Zimmer, und lud ſie zum Trinken ein. Nachts erkrankte die Hausfrau unter den gewöhnlichen Symptomen und war am zehnten Tage eine Leiche: „Als ich

das Gift in die Tasse goß und das dicke Zeug sah, dachte ich gleich: Herr Jesus, die muß gewiß sterben!"

Mit diesem Giftmorde der Glaser ist ein vorangehender Vorfall zugleich zur Untersuchung gekommen, der aber hier kein genügendes Resultat geliefert hat; denn die Geständnisse der Zwanziger blieben bis zu ihrem Tode Stückwerk und wurden ihr gleichsam nur abgepreßt. Der Amtmann Wagenholz mit Frau und Sohn besuchte, bald nach der Versöhnung der Ehegatten, die Glaser'sche Familie. Nach dem Abendessen wurden Alle, die davon genossen, von Uebelkeit und Erbrechen befallen. Als die Zwanziger am Tage darauf den Rest einer Schüssel dem Sohn des Nachtwächters gab, mußte auch dieser heftig sich erbrechen und ins Bett kriechen. Es ist möglich, daß die Zwanziger hier nur ein Probestück versuchte, gleichwie die Brinvillier, ehe sie zu den beabsichtigten Vergiftungen schritt, eine Probe an Thieren, armen Leuten und ihrer Kammerjungfer versucht haben soll. Möglich auch, daß ihr die Gäste lästig waren, sie fürchtete, durch ihre wiederholten Besuche in ihren Planen gestört zu werden, und gebrauchte die Vergiftung als ein Abschreckungsmittel.

Die Zwanziger wollte den Verdacht auf den Justizamtmann Glaser wälzen. „Er sei wie der Satan au, die Wagenholz'schen Eheleute erbost gewesen, und möchte wol etwas in die Speisen gethan haben; denn sie habe sich selbst nachher davon erbrechen müssen." Aber das weibliche Ungeheuer wollte auch die Vergiftung der Glaser selbst zur größern Hälfte von sich auf den unschuldigen Ehemann abwälzen. Indem sie gestand, ihr Gift gegeben zu haben, behauptete sie, es sei auf Anstiften des Mannes geschehen, der seine Frau für immer los sein wollen. Bei der Kaffeevergiftung habe er ihr den Rücken-

stein mit den Worten gereicht: „Da geben Sie es ihr hin. Für das Luder ist es nicht schade.“ Glaser erschien dem Richter in Folge dieser Angabe und des früheren ehelichen Verhältnisses auch wirklich so verdächtigt, daß er gefangen gesetzt und die Untersuchung gegen ihn eröffnet wurde. Erst bei den fernern Entwickelungen gegen die Zwanziger kam seine Unschuld vollkommen zu Tage.

Ihr Zweck im Glaser'schen Hause war nicht erfüllt. Ein Mord war umsonst begangen. Sie kam ins Grohmann'sche Haus. Auch hier war ihr Gedanke, daß Grohmann sie heirathen solle. Dieser selbst hatte sich gegen eine Bekannte dahin geäußert, bei einem jeden Briefe, den er erhalte, vermuthe die Schönleben einen Heirathsantrag. So alt sie sei, bilde sie sich wol gar ein, er werde sie selbst noch heirathen! — Grohmann, so kränklich er war, ging in der That damit um, zu einer ehelichen Verbindung zu schreiten, aber nicht mit seiner alten Haushälterin, sondern mit der Tochter eines benachbarten Justizamtmanns. Die Zwanziger kümmerte sich um diese Angelegenheit mit der lästigsten, ängstlichsten Zudringlichkeit, und gab auf verschiedene Weise zu erkennen, wie das ganz gegen ihre Absichten und Wünsche sei. Sie belauerte alle Briefe, die an ihn gelangten und wußte den Inhalt auszuspähen. Gegen Dritte äußerte sie: „Der Mann ist immer krank und will doch heirathen.“ Zu Grohmann's Schwester äußerte sie: die Braut ihres Bruders sei an ein lustiges Leben gewöhnt; sie werde sich in das einsame, stille Sanspareil nimmermehr finden, auch wenig Lust haben, immer mit der Klystirspritze umherzugehen.

Als es endlich hieß, Grohmann sei schon aufgeboten und in acht Tagen werde die Braut erwartet, erschien die Zwanziger in ganz besonderer Bewegung, und um

diese Zeit erkrankte Grohmann unter ungewöhnlichen Erscheinungen. Das Betragen der Zwanziger bei seinem Krankenlager, wo sie ihn nicht aus dem Auge und aus den Händen ließ; ihr ungeberdiges Benehmen nach seinem Tode, wo sie durch Uebertreibung eines affectirten Heulens und Schreiens einen Schmerz heuchelte, besonders wenn ein Fremder ins Haus trat, der bei ihrem entfernten Verhältniß kein natürlicher sein konnte; die nahe liegenden Motive der That, der Zustand, in welchem Grohmann's Leiche gefunden wurde, endlich ihr Charakter und ihre andern Thaten begründen den dringendsten Verdacht, daß auch dieser Mann an Gift gestorben, welches sie ihm gereicht. Sie selbst hat es zwar beharrlich in Abrede gestellt, denn Grohmann wäre ihr viel zu schätzbar gewesen, ihr Alles und ihr bester Freund, so daß sie nichts an ihm zu rächen Ursach gehabt; aber doch räumte sie es ein, es sei möglich, daß Grohmann von den vergifteten Bierkrügen getrunken, welche sie für Andere hingestellt!

Jeder dieser drei großen Giftmorde, deren sie verdächtig und überwiesen ist, ist von andern kleineren Giftversuchen, wie von einem nothwendigen Gefolge begleitet, und wenn vor dem Richter über den Giftmord des Grohmann selbst noch Zweifel obwalten könnten, so sind sie doch hinsichts dieser gelegentlichen Nebenvergiftungsversuche völlig bestätigt.

Zwei Gerichtsdienerburschen Namens **Dorsch**, der eine Lorenz, der andere Johann mit Vornamen, hatten sich das Misfallen der Zwanziger zugezogen. Sie meinte von den dreisten Jungen fortwährend geärgert und gefoppt zu werden, und hielt es für nöthig, sie deswegen zu züchtigen. Um ihnen den Appetit zu verderben, wie sie sagte, nahm sie vier Krüge Bier, vermischte zwei der-

selben mit Mückenstein, die beiden andern aber mit einer etwas größern Portion Mäusegift. Von diesen Krügen wollte sie den Jungen nach und nach vorsetzen. Sie wollte sie aber nicht tödten, sondern nur krank machen und zwingen, daß sie sich erbrächen. Die Bursche tranken einst aus einem dieser Krüge, das Bier schmeckte ihnen aber nicht, und der Instinct leitete sie zu einem unvermischten Kruge. Die kräftigen Züge, die sie aus demselben nahmen, verursachten, daß sie gar keine Wirkung von dem vergifteten spürten. Daß gutes baiersches Bier ein wirksames Gegengift ist, möchten wir um deshalb nicht für erwiesen nehmen.

Auch der Amtmann Hoffmann, der den kranken Grohmann besuchte, trank bei ihm Bier, welches ihn übel machte. Die Zwanziger läßt es dahin gestellt, ob sie vielleicht die Krüge, welche sie für die beiden Dorsche gemischt, mit den reinen Krügen verwechselt, denn da sie lange im Gewölbe gestanden, habe sie die vergifteten von den unvergifteten nicht mehr unterscheiden können! „Daher kann es denn sehr wohl sein, daß er zufällig von dem vergifteten Biere getrunken hat. Meine Absicht war es jedoch nie, ihn auch nur zum Erbrechen zu reizen; denn er war mir als ein sehr solider und rechtschaffener Mann, der nebst seiner Frau mir immer Achtung erwies, viel zu lieb."

Am 13. Mai 1809 wurde die Zwanziger vorläufig als Wärterin und zur Aushülfe in das Haus des Kammeramtmann Gebhard aufgenommen. Schon am vierten Tage nach ihrem Einzuge beschloß sie geständlich der Frau des Gebhard Gift beizubringen, weil diese sich sehr ärgerlich bezeigte, sie sehr schnöde behandelte und ihr, wegen angeblich verwahrloften Hauswesens, Vorwürfe machte. Am 17. Mai ging sie in das Gewölbe und

vergiftete zwei Krüge Bier. Auch hier mischte sie dem einen eine schwächere, dem andern eine stärkere Dosis bei, indem sie in jenen Mückenstein that, so viel sie mit zwei Fingern fassen konnte, in diesen eine starke Portion Mäusegift. Aus jenem wurde schon am nämlichen Tage eine gläserne Kanne der Wöchnerin vorgesetzt und ihr Mann selbst reichte ihr mehre Mal unwissend den Gifttrank zur Labung. Zwei Tage darauf wurde der stärker vergiftete Krug zu Hülfe genommen und die schon Kranke mußte aufs Neue trinken. Die Zwanziger behauptet, nicht zum Sterben habe sie die Gebhard bringen wollen, „sondern nur sie zu plagen, weil sie mich auch geplagt hat." Und zugleich versichert sie mit einer unglaublichen Consequenz der Frechheit und Tücke, sie hätte ja gewußt, schaden könne ihr das Bier nicht. Könnte sie überzeugt sein, daß die Gebhard durch ihre Schuld gestorben wäre, so würde sie sich zu ihr ins Grab gelegt haben. „Früherhin war sie mir jederzeit gut; sie war meine beste Freundin, und stand mir bei mit Rath und That. Stets betrug sie sich freundlich gegen mich, und lobte mich, wo sie hinkam. Wir waren wie ein Paar Schwestern, kamen oft zusammen und besprachen uns über ökonomische Dinge."

Kaum kann man diese Aeußerung als eine beschönigende Lüge betrachten, da sie geständlich der schon vom schwächern Gift Erkrankten noch vom stärkern reicht, kaum sich der Meinung erwehren, daß nur ein fürchterlicher frecher Hohn aus dem ingrimmischen Weibe spricht, wie es denn nur dieselben heuchlerischen Liebesversicherungen über den Leichnam der sogenannten Freundin sind, welche sie vorhin über den Leichnam des sogenannten Freundes, des todten Grohmann, ausstieß. Damit zu täuschen konnte sie selbst nicht mehr glauben; es war

nur eine fortgespielte Rolle, zu welcher ihre zweite Natur sie zwang, die Rolle der Empfindsamen, die einzige höhere, zu welcher sie über ihrem Leben voll Laster, Greueln und Verbrechen sich aufgeschwungen hatte. Ihr Motiv war nicht, Rache zu nehmen wegen erlittener Kränkungen; es war, wie aus der Schlußfolge der vorigen Giftmorde, aus mehren Zeugenaussagen und aus verschiedenen Stellen ihrer Briefe hervorgeht, auch diesmal die thörichte Hoffnung, wenn man es so nennen kann, — die vague Möglichkeit, daß, wenn die Frau aus dem Wege geschafft sei, der Witwer sie heirathen könne!

Auch dieser dritte Giftmord hatte seine Trabanten, und die zahlreichsten unter allen. Die Secretairswitwe Alberti und der Handlungsdiener Beck sind geständlich bei einem Mittagsessen um Ende August des Jahres an der Gebhard'schen Tafel von ihr vergiftet worden. Beck absichtlich, die Alberti nur aus Fahrlässigkeit. Beck hatte sie zuweilen geneckt und gefoppt, und sie hatte nun einmal ihren Spaß dabei, wenn die Leute, die sie so quälten, sich erbrechen mußten. „Sie stellte ihm darum denselben Krug Bier mit Mäusegift hin, aus dem die Gebhard sich den Tod getrunken und doch die Hälfte darin gelassen hatte. Aber sie hatte ihn wieder frisch aufgefüllt. Natürlich war es ihr nur um das Krankwerden und Erbrechen zu thun. Den Tod beabsichtigte sie nicht, und er erfolgte auch nicht. Daß die Alberti auch davon getrunken, geschah wider ihren Willen, und sie suchte es nachher wieder gut zu machen durch Kaffee und Hoffmanns Tropfen.

Der Amtsbote Rosenhauer war der Zwanziger von Anfang an zuwider. Er klatschte so viel und machte ihr vielen Verdruß; darum sollte er auch gezüchtigt werden und brechen. Aber Wein wollte sie ihm nicht ge-

geben haben. Sie rührte nur den Bodensatz in dem Kruge um, der schon so gute Dienste geleistet und goß frisches Bier darauf. Es wirkte ganz, wie sie es wünschte.

Auch dem Laufburschen des Rosenhauer, dem Johann Kraus, Gift gegeben zu haben, leugnete sie keineswegs, nur nicht in Branntwein. Fast gereizt durch diese Beschuldigung, sagte sie: „Es gebe ja der gesunde Menschenverstand, daß man in einem so hellen Getränke wie Branntwein, worin jedes Fäserchen zu sehen sei, Niemand vergiften könne." Aber weil Kraus immer so grob gegen sie gewesen sei, hätte sie ihm ein kleines Glas vergiftetes Bier gegeben, damit er sich erbreche. Kraus aber wollte gerade durch den Branntwein erkrankt sein, und auch in dem Glase einen fremden Körper bemerkt haben.

Am 1. September war eine Kegelgesellschaft im Gebhard'schen Hause, oder in der Nähe desselben versammelt: außer dem Wirth der Justizamtsverweser Beck, dessen Bruder, der schon einmal vergiftete Handlungsdiener Beck, der Bürgermeister Petz und der Scribent Scherber. Auf Verlangen des Gebhard mußte die Zwanziger den Kegelspielern Bier aus dessen Keller schicken. Nach dem Genusse davon erkrankte plötzlich die ganze Gesellschaft mehr oder minder und es ward dies die Veranlassung, die Haushälterin fortzuschicken. Diese Vergiftung wollte die Zwanziger jedoch ganz in Abrede stellen. Das Höchste, was sie zugab, war, daß in den beiden für die Gebhard gemischten Krügen noch ein Bodensatz befindlich gewesen, der, abermals aufgerührt, diese Wirkung hervorgebracht habe. Demnach, bemerkt Feuerbach, müßten diese beiden Krüge von den Eigenschaften des Oelkrügleins der Witwe an sich getragen haben; denn zuerst vergifteten sich daraus die Gebhard zu tod;

dann tranken daraus der Beck und die Alberti mehre Gläser und erkrankten heftig; hierauf Rosenhauer und Kraus, und ein durstiger Amtsbote pflegt stark zu trinken. Endlich aber war in diesen unerschöpflichen Krügen noch so viel Bodensatz, daß der bloße Aufguß frischen Bieres genügt hätte, um fünf rüstige Kegelspieler mit einem Male umzuwerfen! Wenn es auch nicht bestimmt erwiesen, (was kam darauf an, wo so viel erwiesen ist!) so wird es doch wahrscheinlich, daß die Zwanziger auch hier eine neue Vergiftung beabsichtigte. Gesetzt, das Gift selbst sei nach den vielen Vergiftungen noch so stark gewesen, um diese Wirkung hervorzubringen; läßt es sich aber denken, daß eine Verbrecherin wie sie nur aus Nachlässigkeit eine so gefährliche Rache, wie die Vergiftung von fünf, zum Theil angesehenen Personen, und zu gleicher Zeit würde zugelassen haben? Sie hatte im Keller ein eignes Töpfchen, welches sie bei ihrem Abzug mit fortnahm, und bei dessen Auswaschung sich ein weißlicher Bodensatz fand. Wahrscheinlich stand dasselbe, als Giftvorrath, immer bereit, um die leergewordenen Krüge aufs Neue damit zu füllen. Unter der Gesellschaft, die sich so heiter vergnügte, waren gewiß Einige, denen sie es gönnte; aber sie, der es schon einen Spaß machte, wenn die Leute sich quälten, wie sie sich ja auch im Leben so oft und lange gequält hatte, mochte es auch diesmal spaßhaft finden, einer ganzen Kegelgesellschaft ihre Lust zu verderben, und sie mochte sich in Gedanken an ihrem Krümmen, Würgen und Gesichterschneiden ergötzen.

Die Mägde im Hause, die Hagin und Waldmann, befanden sich nach dem Genusse von Kuchen, welche die Zwanziger ihnen vorgesetzt, sehr übel. Diese Vergiftung leugnete sie bestimmter, und sie ist auch durch nichts erwiesen.

geben haben. Sie rührte nur den Bodensatz in dem Kruge um, der schon so gute Dienste geleistet und goß frisches Bier darauf. Es wirkte ganz, wie sie es wünschte.

Auch dem Laufburschen des Rosenhauer, dem Johann Kraus, Gift gegeben zu haben, leugnete sie keineswegs, nur nicht in Branntwein. Fast gereizt durch diese Beschuldigung, sagte sie: „Es gebe ja der gesunde Menschenverstand, daß man in einem so hellen Getränke wie Branntwein, worin jedes Fäserchen zu sehen sei, Niemand vergiften könne.“ Aber weil Kraus immer so grob gegen sie gewesen sei, hätte sie ihm ein kleines Glas vergiftetes Bier gegeben, damit er sich erbreche. Kraus aber wollte gerade durch den Branntwein erkrankt sein, und auch in dem Glase einen fremden Körper bemerkt haben.

Am 1. September war eine Kegelgesellschaft im Gebhard'schen Hause, oder in der Nähe desselben versammelt: außer dem Wirth der Justizamtsverweser Beck, dessen Bruder, der schon einmal vergiftete Handlungsdiener Beck, der Bürgermeister Petz und der Scribent Scherber. Auf Verlangen des Gebhard mußte die Zwanziger den Kegelspielern Bier aus dessen Keller schicken. Nach dem Genusse davon erkrankte plötzlich die ganze Gesellschaft mehr oder minder und es ward dies die Veranlassung, die Haushälterin fortzuschicken. Diese Vergiftung wollte die Zwanziger jedoch ganz in Abrede stellen. Das Höchste, was sie zugab, war, daß in den beiden für die Gebhard gemischten Krügen noch ein Bodensatz befindlich gewesen, der, abermals aufgerührt, diese Wirkung hervorgebracht habe. Demnach, bemerkt Feuerbach, müßten diese beiden Krüge von den Eigenschaften des Oelkrügleins der Witwe an sich getragen haben; denn zuerst vergifteten sich daraus die Gebhard zu tod;

dann tranken daraus der Beck und die Alberti mehre Gläser und erkrankten heftig; hierauf Rosenhauer und Kraus, und ein durstiger Amtsbote pflegt stark zu trinken. Endlich aber war in diesen unerschöpflichen Krügen noch so viel Bodensatz, daß der bloße Aufguß frischen Bieres genügt hätte, um fünf rüstige Kegelspieler mit einem Male umzuwerfen! Wenn es auch nicht bestimmt erwiesen, (was kam darauf an, wo so viel erwiesen ist!) so wird es doch wahrscheinlich, daß die Zwanziger auch hier eine neue Vergiftung beabsichtigte. Gesetzt, das Gift selbst sei nach den vielen Vergiftungen noch so stark gewesen, um diese Wirkung hervorzubringen; läßt es sich aber denken, daß eine Verbrecherin wie sie nur aus Nachlässigkeit eine so gefährliche Rache, wie die Vergiftung von fünf, zum Theil angesehenen Personen, und zu gleicher Zeit würde zugelassen haben? Sie hatte im Keller ein eignes Töpfchen, welches sie bei ihrem Abzug mit fortnahm, und bei dessen Auswaschung sich ein weißlicher Bodensatz fand. Wahrscheinlich stand dasselbe, als Giftvorrath, immer bereit, um die leergewordenen Krüge aufs Neue damit zu füllen. Unter der Gesellschaft, die sich so heiter vergnügte, waren gewiß Einige, denen sie es gönnte; aber sie, der es schon einen Spaß machte, wenn die Leute sich quälten, wie sie sich ja auch im Leben so oft und lange gequält hatte, mochte es auch diesmal spaßhaft finden, einer ganzen Kegelgesellschaft ihre Lust zu verderben, und sie mochte sich in Gedanken an ihrem Krümmen, Würgen und Gesichterschneiden ergötzen.

Die Mägde im Hause, die Hagin und Waldmann, befanden sich nach dem Genusse von Kuchen, welche die Zwanziger ihnen vorgesetzt, sehr übel. Diese Vergiftung leugnete sie bestimmter, und sie ist auch durch nichts erwiesen.

Geständlich hat sie aber beim Wegzuge das Salzfaß, welches in der Küche stand, durch eine Prise Mäusegift, das sie in der Tasche mit sich führte, vergiftet, „damit Alle, die im Hause blieben, etwas kriegten, und ich der Magd einen Verdruß zuziehe.“ Aber der Geist der Lüge, der immer wieder in ihr aufschoß, wenn sie kaum, durch einen momentanen Eindruck erregt, etwas Wahrheit von sich gegeben, bewog sie augenblicklich wieder, und ohne Zweck und Grund, abzustreiten, daß sie auch in die Salzkanne den Arsenik gemischt. Und doch blitzt ein Nebenzweck heraus. Sie meinte, sie könne nicht anders denken, als daß andere Leute das gethan, die auf ihr Unglück losarbeiteten!

Als der Wagen vor der Thür stand, um die Verabschiedete nach Baireuth zu schaffen, herzte sie ihr liebes Fritzchen, das kaum 6 Monat alte Wochenkind, das zuerst lallte, als seine Mutter unter den Qualen des Giftmordes schrie und verschied. Sie konnte es kaum übers Herz bringen, sich von ihm zu trennen. Sie gab ihm eine Kaffeetasse voll Milch, und hatte nur „ein klein wenig Mückenstein hineingethan.“ Einige Kaffeelöffelchen gab sie dem armen Wurm zu trinken; durchaus nicht in der Absicht, dem Leben des Kindes zu schaden, nur ihm Uebelkeit zu erregen: „es unruhig zu machen, damit Gebhard bewogen werde, sie, zur Beruhigung seines Kindes, von Baireuth wieder zurückzurufen und wieder ins Haus zu nehmen.“

Dies sind ihre Geständnisse, die, was das Motiv anbetrifft, als vollkommen wahr anzunehmen sind. Sie bot alle Mittel auf, wieder ins Gebhard'sche Haus zurückzukommen. Darum hatte sie an den Amtmann einen Brief zurückgelassen, darum blieb sie, in unglaublicher Verblendung, 4 Wochen in Baireuth; darum schrieb sie

Briefe über Briefe mit der directen und indirecten Aufforderung, sie zurückzurufen. Was sollte die Giftmischerin gescheut haben, um zu ihrem Zweck zu kommen, auch dem lieben Kinde etwas unschädliches Gift einzugeben! Nur hinsichts der Ausführung wollte sie nicht Alles, was durch die Zeugen bekundet wurde, und auch nicht gerade so, wie sie es aussagten, einräumen. So wollte sie dem lieben Fritzchen nichts im Bisquit eingegeben haben, und doch ist erwiesen, daß sie das Bisquit in die Milch tauchte und es ihm gab. Nur ein Paar Kaffeelöffelchen wollte sie ihm gegeben haben, und doch weiß man, daß sie ihm die ganze Schaale vor den Mund hielt und sie ausschlürfen ließ. Die Lüge war in ihr innerstes Wesen untilgbar eingedrungen, auch wo der mindeste Aufwand von Urtheilskraft ihr sagte, daß die Lüge und Ausschmückung ihr nichts half, mußte sie zur Befriedigung ihrer zweiten Natur die Wahrheit verringern oder entstellen.

Das war ihr Leben, ihre Thaten! Bedarf es nach den Ermittelungen und Geständnissen noch einer Charakteristik dieses weiblichen Ungeheuers? Unseres Erachtens steht es mit einer solchen plastischen Klarheit und Durchsichtigkeit vor unsern Augen, daß wir das widerwärtige Weib mit seiner grinsenden Freundlichkeit, seiner niederträchtigen Demuth und doch dazwischen aufleuchtenden Tücke, nicht allein als ein vollkommenes Bild, wie es nur Dichter und Maler zeichnen könnten, lebendig vor uns sehen, sondern auch die Triebfedern ihres Thun und Treibens verfolgen mögen. Die Brinvillier und die Ursinus waren diabolische Naturen, gleichsam die Aristokratinnen unter den Giftmischerinnen, diese ist die Demokratin. Die Brinvillier, deren Thaten zum Theil nur aus dem Nebellicht der Fabel uns entgegenglänzen, zerstörte und vernichtete das Leben der Andern von ihrer

Höhe herab, mit dem Hohn des Stolzes; ähnlich, aber mit mehr Vorsicht und Selbstbeherrschung, die Ursinus. Sie vertilgte, was ihren Zwecken im Wege stand, ohne Rücksicht der theuersten Blutsbande, der innigsten Verhältnisse. Ihre gräßlichen Thaten haben aber eben deshalb eine großartige Beimischung. Sie setzte sich über Alles hinweg, was dem Menschen am heiligsten und theuersten ist. Die Zwanziger übte das Werk der Rache, aber die Rache einer gemeinen, tief gekränkten Natur, einer durchaus erbitterten Seele. Das Diabolische war nicht in ihrer Natur, es war nur das Product eines verfehlten Lebens, der getretene Wurm, der, unter den Qualen des Zertretenwerdens, Gifte in sich sammelt und ausspritzt, um Andern wieder Qualen zu bereiten. Zum Hohngelächter der Hölle hat sie nicht Muth, nicht Elasticität der Seele genug; eine Schleicherin, die nur heiser, innerlich, bei sich lachte. Wenn sie darin gegen ihre Vorgängerinnen zurück ist, daß sie nur Fremde vergiftet, nicht Verwandte, so ist sie darin ihnen wieder voraus geeilt, daß sie nicht allein vergiftet, um zu ihren Zwecken zu vertilgen, sondern auch — man erlaube den Ausdruck — angiftet, um den erwählten Opfern Beschwerden, Unbehagen zu erregen, und darin einen Spaß zu finden, als wäre es ein unschuldiges Vergnügen, wenn das Opfer nur nicht daran stirbt. So hat sie ihre Vorgängerinnen auch in der Zahl der Vergiftungen bei weitem übertroffen, und ihre Präparation verschiedener Gifttränke, tödtlich und nicht tödtlich wirkender, die Anlegung einer förmlichen Vorrathskammer solcher Tränke bringt sie der Charakteristik einer Giftmischerin im juridischen Sinne näher; obwol wir, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, auch eine Ursinus und Gottfried darunter begreifen.

Aber in einem Punkte begegnen sich alle drei Frauen. Sie arbeiteten aus bestimmten Motiven zu einem bestimmten Zwecke. Vergebens dürfte man in der Zwanziger, wie die Ursinus es von sich versucht, eine Geisteszerrüttung suchen wollen. Sie wußte, was sie wollte so gut als die Ursinus und die Brinvillier. Und diese Zwecke sind nicht in eine nebelhafte Ferne verrückt, daß man sie nur mit besonderer Anstrengung entdecken könnte. Wenn Jene Erbschaften, Befreiung von Zwang suchten, so wollte Diese ein Unterkommen, Männer heirathen und endlich für erlittene specielle und allgemeine Kränkungen sich rächen. Die Manie, der Vergiftungstrieb waren nicht ursprünglich da. Bei ihren kleinsten, scheinbar unnöthigen nutzlosen Vergiftungen hatte sie geständlich bestimmte Absichten. Daß eine Lust am Vergiften, ein Vergiftungsfieber nicht zuletzt hinzutrat, soll nicht bestritten sein. Das Glück, was sie bei diesen Versuchen begleitete, die Gefahrlosigkeit, wie sie dieselben so lange ausführte, gab der Lust immer neue Nahrung, neuen Reiz. Es war so bequem und erzeugte so viel Vergnügen; und wo Andere in Schimpf- und Scheltworten ihre Lunge ausgeschrieen oder auf die Ungezogenen losgeschlagen hätten, da half sie sich sicherer, empfindlicher und bequemer durch ein Giftpülverchen.

Wer aber doch noch ein unerklärliches Ungeheuer in ihr erblicken sollte, den verweisen wir auf Feuerbach's Charakteristik der Zwanziger (Actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen I. Band), in welcher er diese Verbrecherin mit seinem philosophischen Zauberstabe geistvoll und klar entfaltet und ihr einen so bestimmten Platz unter den moralischen Erscheinungen der Art anweist, daß ihr Zusammenhang mit ihnen deutlich wird, wenn nicht das Naturwidrige durch das scheinbar Un-

erklärliche verschwindet. Wir mögen uns jedoch nicht verhalten, auch hier eine Stelle daraus herzusetzen: „Was die Zwanziger mit dem Gift befreundete, war überhaupt nur das Gefühl unwiderstehlicher Macht, die mit tückischen Stolz kitzelnde Freude, eine Kraft zu besitzen, womit sie jede Beschränkung nach Gefallen umwerfen, jeden Zweck erreichen, jede Neigung befriedigen und — — gleichsam in die Plane des Schicksals zerstörend eingreifen und dieses nach ihrem Gefallen lenken konnte. Gift war ihr der magische Scepter, womit sie unsichtbar Diejenigen beherrschte, welchen sie sichtbar dienen mußte; Gift vertrat ihr die Stelle des Zauberstabes, womit sie das goldene Thor ihrer letzten Hoffnungen sich öffnete. Ihr, welche die Schmach ihrer Dienstbarkeit an den verhaßten Menschen zu rächen hatte, gewährte es das Bewußtsein furchtbarer Erhabenheit, gleichsam als eine friedliche Gottheit, wie ein Engel des Todes in den Qualen, unter dem widerlichen Geschlecht umher zu wandeln und mit geheimer Kraft hier Tod, dort Schmerz und Krankheit auszutheilen. Dieses Gift, wozu diente es nicht? Gift strafte jede vermeintliche oder wirkliche Kränkung; Gift züchtigte für jede kleine Neckerei; Gift wehrte unangenehmen Gästen das Wiederkommen; mit Gift störte man die beneideten Freuden gastlicher Vereine; Gift gewährte mitunter in den lächerlichen Geberden der Vergifteten eine lustige Unterhaltung; Gift gab Gelegenheit, sich den daran Erkrankten nachher in Wort und That, durch geheuchelte Theilnahme zu empfehlen; Gift war das Mittel, um Unschuldige in Verdacht zu bringen und verhaßtem Mitgesinde bei seiner Herrschaft Verdruß zu bereiten; Gift machte Kinder schreien und ließ die Väter glauben, jene schreien aus Sehnsucht nach der geliebten Wärterin.

Schmeichelte ihr die Hoffnung mit der Aussicht auf die Heirath eines noch verheiratheten Mannes, so durfte sie nur wollen, und die Weiber stiegen in das Grab, um ihre Männer ihr als Witwer zu hinterlassen. — — Giftmischen und Giftgeben wurde sonach für sie ein gewöhnliches Geschäft, ausgeübt zum Scherz wie zum Ernste, zuletzt mit Leidenschaft betrieben, nicht blos um seiner Folgen willen, sondern um seiner selbst willen, aus Liebe zum Gift, aus bloßer Freude an dem reinen Thun an und für sich. Wie man Alles liebgewinnt, womit man lange umgeht, und am liebsten hat, was uns am treusten dient, so hatte zuletzt zwischen ihr und dem Gift gleichsam die Liebe ein unzertrennliches Band geknüpft. Gift erschien ihr als ihr letzter treuester Freund, zu dem sie sich überall unwiderstehlich hingezogen fühlte und von welchem sie nicht mehr lassen konnte."

Noch wird uns ein charakteristischer Zug hierüber mitgetheilt: Als ihr im Gefängniß der bei ihr vorgefundene Arsenik zur Anerkennung vorgelegt wurde, war es, als wenn sie vor Freude zitterte. Mit Augen, welche vor Entzücken überstrahlten, starrte sie auf das weiße Pulver hin, und schien es als ein Wesen zu betrachten, das sie mit ihren Armen umfangen und an ihre Brust drücken möchte.

Die Zwanziger ist in dem Viergespann der Giftmischerinnen der Uebergang zu ihrer Nachfolgerin, der Gottfried. Ihre Vorgängerinnen handelten und heuchelten nur vor der Welt. Wie sie zu sich selbst standen, ob und wie sie ihre Thaten vor ihrem Gewissen rechtfertigten, wissen wir nicht; aber sie kokettirten wenigstens nicht mit ihren Gefühlen. Der Selbstbetrug, das sentimentale Schönthun, das Hineinspielen religiöser Gefühle,

dieſe furchtbarſte Seelenverirrung, welche bei der Gottfried eine noch nie dageweſene Höhe erreichte, ſpukt ſchon bei der Zwanziger. Sie wußte ſich vor ſich ſelbſt, wenn nicht zu rechtfertigen, doch ſehr zu entſchuldigen; ſie ſpricht in ihren Selbſtbekenntniſſen immer nur von ihren geringen Vergehungen, um deren willen die Menſchen ſie ins Verderben gebracht, ja ſogar von ihrer allzugroßen Religioſität, welche von jeher die größte Quelle ihres traurigen Schickſals geweſen ſei. Im Lügen vor dem Richter log ſie auch vor ſich ſelbſt, und fiel ſelbſt mit dem Tode nicht aus der Rolle, die ſie ſich aufgegeben: immer, wenigſtens in ihren eigenen Augen, intereſſant zu ſein.

Sie ward verurtheilt — mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gerichtet zu werden. Selbſt die Verſchärfung des Urtheils, daß ihr Körper auf das Rad gelegt werden ſollte, ward noch durch die königliche Gnade beſeitigt.

Die Zwanziger zeigte keine Spur von Reue oder Gemüthsbewegung als ihr das Urtheil publicirt wurde. Mit feſter Hand unterzeichnete ſie das Protokoll, und verlebte in vollkommenſter Ruhe die 3 Tage bis zur Vollſtreckung des Urtheils; ja ſie geſtand: ihr Tod ſei für die Menſchen ein Glück, denn es würde ihr nicht möglich geweſen ſein, ihre Giftmiſchereien zu unterlaſſen.

Ihr Inquirent hatte durch ſein mildes und ernſtes Weſen ihre ganze Zuneigung gewonnen, wie es bekanntlich nicht ſelten der Fall iſt. Sie wollte ſich ihm erkenntlich beweiſen und that dies in einer eigenen Art.

Sie bat ihn, ihr zu erlauben, daß sie ihm, wenn dieses möglich sei, als Geist erscheinen dürfe, um ihm einen handgreiflichen Beweis von der Unsterblichkeit der Seele zu liefern. — Aber zugleich beharrte sie standhaft bei einer entsetzlichen Lüge. Wie ihr auch der Untersuchungsrichter auf ihr Gewissen zugeredet, wenigstens darin die volle Wahrheit zu sagen, daß der Justizamtmann Glaser an der Vergiftung seiner Frau unschuldig sei, blieb sie bei ihrer früheren (erweislich) verleumderischen Beschuldigung, und beugte mit dieser letzten Lüge ihr Haupt unter das Scharfrichterschwert.

Auch auf dem Schaffot hörte sie mit größter Gelassenheit, ohne Thränen das Urtheil an. Nur aus Schamgefühl vor der großen Volksmenge hielt sie das Tuch vors Gesicht. Als der Stab über sie gebrochen, nahm sie von Richter und Schöppen wie von einer gewöhnlichen Gesellschaft, mit zierlicher Verbeugung höflich Abschied.

Am 17. September 1811 wurde sie hingerichtet.

Gesche Margaretha Gottfried.

1831.

Ein junger Rademachermeister zu Bremen, mit Namen Rumpff, hatte ein daselbst in der Pelzerstraße belegenes Wohnhaus im Jahre 1825 an sich gekauft. An Warnungen von Seiten seiner Freunde, daß er den Kauf unterlassen möge, hatte es nicht gefehlt. Man sagte: das Haus wäre ein Unglückshaus, worin die Männer stürben. Vor Allem aber solle er sich vor der bisherigen Besitzerin in Acht nehmen und sie nicht im Hause wohnen lassen. Denn wenn auch Keiner der Madame Gottfried etwas Böses nachzusagen wußte, so herrschte doch bei Vielen, die sie näher kannten, eine gewisse Furcht vor ihr, die allerdings einigen Grund hatte.

In dem Hause, welches die verwitwete Madame Gottfried bis jetzt besessen, waren in den letzten Jahren nicht wenige Todesfälle vorgekommen. Sie hatte ihren ersten Mann, dann ihre Mutter, ihren Vater, ihre Kinder, ihren Bruder, den zweiten Mann, nach einem kurzen Krankenlager, plötzlich verloren. Ja, wenn man es zusammenzählte, so hatte die unglückliche Witwe im Verlauf von vierzehn Jahren nicht weniger als dreizehn Särge bei dem Tischler Bolte, der ihr gegenüber wohnte, bestellen müssen, alle für liebe, theure Angehörige;

und so auffällig war das ungewöhnliche Unglück dieser Frau geworden, daß ein hochberühmter Kanzelredner in Bremen, dessen Namen zu nennen jetzt wol keine Rücksichten mehr verbieten, daß Dräsecke selbst auf der Kanzel für die „christlich starke Dulderin" öffentliche Fürbitten hielt.

Gegen die anständige, allgemein geliebte und wohlthätige Frau selbst konnte kein Verdacht obwalten. Ihr Ruf war, wenn nicht ganz unbescholten, doch durch einen exemplarischen Wandel gegen alle Verdächtigung wirklicher Verbrechen gekräftigt. Wenn Einige meinten, daß sie, schon bei Lebzeiten des ersten Mannes mit dem zweiten in vertrauterm Umgange gelebt, als erlaubt ist, so wußten diese zugleich, daß jener durch sein wüstes Leben ihr dazu Anlaß gegeben; ja daß er in Erkenntniß seiner eigenen Schuld dem reinen Weibe gegenüber, diesen Umgang gewissermaßen als Ersatz für seine Untugenden zugelassen und nicht ungern gesehen; vielleicht daß er sogar auf dem Todtenbette gewünscht, daß der Hausfreund seine Witwe heirathe, und gut mache, was er schlimm gemacht. Und wenn sie da gefehlt, so hatte sie durch ihre unerhörten Leiden gebüßt. Durch ihre religiöse Gesinnung, durch ihre christliche Wohlthätigkeit, wie sie die Lager der Kranken besuchte, sie liebevoll pflegte und Spenden über ihre Kräfte austheilte, so wie durch ihr bescheidenes Benehmen gegen Höhere, und durch ihre Leutseligkeit gegen Untergebene, war sie überall beliebt und gern gesehen. Viele wußten überdem von der Schönheit und Lieblichkeit der ehemaligen Jungfrau, die das Ziel der Wünsche achtbarer Jünglinge gewesen; und auch jetzt, im angehenden Matronenalter, hatte sie eine Anmuth sich zu bewahren gewußt, welche sie überall gern gesehen machte.

Madame Gottfried, von Geburt mehr dem mittlern Bürgerstande angehörend, zählte durch ihre Heirathen, ihre anscheinende Bildung und ihren Umgang schon zu den höhern. Im hannöverschen Nachbarlande verkehrte sie freundschaftlich mit angesehenen Familien, und wurde, ihres Charakters wegen, nicht allein gern gesehen, sondern man fand sich durch den Besuch der liebenswürdigen Frau geschmeichelt, und sie konnte nicht genug den wiederholten Einladungen nachkommen. Ihre Wohnung in dem ansehnlichen Hause, welches sie bis da eigenthümlich besessen, war elegant und mit Geschmack möblirt. Fußteppiche, Blumen, Kupferstiche und alle die Kleinigkeiten, welche den Aufenthalt behaglich machen und feine weibliche Sorgfalt verrathen, schmückten ihr Zimmer. Auch fand sich daselbst eine kleine Bibliothek neuerer Schriftsteller, mit Geschmack gewählt, schönwissenschaftlichen und religiösen Inhalts; alle im elegantesten Einband, nur oft den Goldschnitt mit Staub geschwärzt. Ihre Toilette war die einer Dame der höhern Stände, und man bemerkte nicht die Sorgfalt, womit sie, was das Modernste war, zugleich am passendsten und mindesten auffällig sich anzueignen wußte.

Höhere suchten ihren Umgang, Gleichstehende fühlten sich darin behaglich, Niedere geschmeichelt. Ihre Dienstboten hingen ihr mit rührender Liebe und Treue an; Bewerber um ihre Hand näherten sich, wie dem jungen Mädchen und der Jungfrau, so noch der Matrone und Witwe, die jetzt um vierzig Jahre zählte, weniger leidenschaftlich, die meisten schüchtern, durch anständige Freiwerber. Familienväter achteten es für ein Glück, wenn eine so herzliche, theilnehmende, gefühlvolle Frau, von feinen Sitten und einem hübschen Vermögen, in ihre Kreise käme. Sie pflegte diese Anträge in freund-

licher Art abzulehnen; sie habe es ihrem seligen Gottfried auf dem Todtenbette versprochen, sich nicht wieder zu verheirathen. Dennoch stand ihr furchtbares Schicksal als nicht wegzuleugnende Thatsache da: die in ihrer Nähe sich immer wiederholenden Todesfälle. Einige hielten sie für schwere, unergründliche göttliche Prüfungen; Andere flüsterten sich zu von einem pestartig giftigen Athem, welcher der eigenthümlichen Frau als ein krankhaftes Uebel anhafte.

Rumpf aber war ein entschlossener Mann, ein entschiedener Feind alles Aberglaubens, wofür er jene Meinungen und die Warnungen hielt. Er kaufte nicht allein das Haus, sondern behielt auch Madame Gottfried als Miethern in ihren bisher bewohnten Zimmern. Außerdem ließ er ihr den contractlich ausbedungenen Miethsertrag zweier Nebenhäuser.

Zu Anfang schien er allen Grund zu haben, mit seinem Entschluß zufrieden zu sein. Man konnte sich kein angenehmeres Verhältniß denken, als welches zwischen der jungen Familie des Käufers und der frühern Besitzerin eintrat. Die freundliche Witwe, welche für nichts in der Welt zu sorgen hatte, lebte nur für die Rumpfsche Familie. Aber kaum acht Wochen, nachdem diese eingezogen war, starb die Gattin im Wochenbette. Sie hatte die Entbindung glücklich überstanden, als ein heftiges Erbrechen und Durchfall sich einstellten, welche den Tod zur Folge hatten.

Niemand konnte sich trostloser und liebevoller zeigen, als Madame Gottfried. Sie war nicht vom Krankenlager der Leidenden gewichen. Die Sterbende sah in der Todesnähe nur darin einen Trost, daß sie eine solche Pflegerin für ihr verwaistes Kind, für ihren armen Mann zurückließ. Sie ließ ihr das theuere Vermächt-

niß: für Beide zu sorgen, und die Gottfried erfüllte redlich den Willen der Gestorbenen. Sie pflegte das Kind, sie besorgte die Wirthschaft, die Küche; sie heiterte durch Unterhaltung und religiöse Zusprüche den tiefbetrübten Mann auf. „Tante Gottfried" hieß sie in der Familie.

Aber das Unglück, was die Freunde prophezeiten, war doch im Anmarsch. Bald darauf erkrankte, ebenfalls an Durchfall und Erbrechen, die für den Säugling in Dienst genommene Amme, desgleichen die Hausmagd. Die Amme erklärte: in dem Hause könne sie nicht gesund werden, und ging in ihre Heimat zurück.

Nun erbrachen sich Gesellen und Lehrlinge. Einer der Letzteren lief auch fort. Rumpf selbst fing wenige Monat nach dem Tode seiner Frau an demselben Uebel zu leiden an. Ein strenger und thätiger Mann, that er das Seine, es nicht aufkommen zu lassen, und glaubte zuerst, die Bursche wollten sich nur über ihn lustig machen, und äfften ihm deshalb nach. Er fuhr mit strenger Züchtigung unter sie; aber ohne Erfolg.

Das eigene Unbehagen des Meisters ward immer größer. Was für Speisen er zu sich nahm, sie erregten ihm das fürchterlichste Erbrechen. Seine frühere blühende Gesundheit sank von Tage zu Tage mehr dahin. Zuerst wollte er sich selbst curiren, er hielt seine Krankheit für die Folgen einer Magenerkältung. Aber weder die eigenen, noch die Mittel des Arztes schlugen an.

Eine niederdrückende Schwäche hatte sich seines Körpers bemeistert. Der kräftige, rüstige Mann war muthlos und träge geworden. Er scheute die geringste körperliche und geistige Anstrengung. Zehen und Fingerspitzen hatten das Gefühl verloren und ihn quälte die entsetzlichste Angst: daß er wahnsinnig werden könnte. Er

glaubte weder an eine Vergiftung noch an unerklärliche Einflüsse; er wollte einen natürlichen Grund auffinden und in diesem unermüdlichen Bestreben gewann seine schon geisterhafte Erscheinnng selbst etwas Gespensterhaftes.

Gleich als suche er einen verborgenen Schatz, von dessen Dasein er dunkle Kunde hatte, durchstreifte er sein Haus, vom Keller bis zum höchsten Boden. Er wollte in der Oertlichkeit den geheimen Grund entdecken, warum er krank sei und so Viele vor ihm krank geworden? Er dachte an eine verderbliche Zugluft und schloß und öffnete alle Thüren, und stopfte alle Ritzen. Vielleicht dunstete der Fußboden, irgend ein vermodernder Stoff brütete dort Gift. Er roch, athmete und lüftete die Dielen; Alles vergebens.

Fast erlag er schon dieser doppelten Pein, und kämpfte einen neuen Kampf, ob es wirklich geheimnißvolle Mächte gäbe, welche die Sinne der Menschen verrückten und ihren Körper heimlich verwüsteten. Da erschien die „Tante Gottfried" als einziger Trost des armen Leidenden. Sie pflegte ihn mit mehr als mütterlicher Sorgfalt. Jeden Morgen war sie die Erste, sich zu erkundigen, wie er geruht, und wenn sie hörte, daß er wieder eine schmerzenvolle Nacht durchwacht, wünschte sie ihm nur etwas von dem sanften Schlafe, womit Gott sie erquicke.

Dieses Leiden dauerte Jahre lang, ohne daß in Rumpf's Seele der geringste Verdacht aufstieg. Später entsann er sich wol, daß, etwa zwischen Ostern und Pfingsten 1827, die Magd ihm Salat gebracht, auf dessen Blättern er etwas Weißes, Zuckerähnliches bemerkt. Da er süßen Salat nicht liebte, schalt er und ließ ihn wegwerfen. Später hatte er auch in einer Tasse Bouillon einen dicken weißen Bodensatz bemerkt; nach der Bouillon

hatte er an heftiger Uebelkeit gelitten. Erst im März 1828 sollte die Entdeckung erfolgen.

Er hatte sich für seine Haushaltung ein Schwein schlachten lassen. Von einem ausgesuchten Stücke, welches ihm der Schlächter brachte, genoß er einen Theil und verschloß das Uebrige in einen Schrank. Das Fleisch war ihm, wider Gewohnheit, sehr wohl bekommen; also wollte er am folgenden Tage den Rest verzehren. Bei Eröffnung des Schrankes bemerkt er, daß der Speck nicht mehr die gestrige Lage hat. Er hatte ihn, die Schwarte nach unten, gelegt; jetzt findet er die Schwarte oben. Als er den Speck umkehrt, entdeckt er zu seinem Erstaunen darauf wieder solche weißliche Körner, wie früher auf dem Salat und in der Bouillon. Tante Gottfried, die herbeigerufen wird, erklärte es für Fett. Aber jetzt steigt eine Ahnung in dem Unglücklichen auf, er schweigt und ruft in der Stille seinen Hausarzt. Die weiße Substanz wurde abgestreift, durch einen geschickten Chemiker untersucht, und es findet sich darin eine nicht unbedeutende Beimischung Arsenik.

Dies geschah am 5. März, schon am 6. wurde dem Criminalgericht Anzeige gemacht und nachdem dasselbe eine summarische Vernehmung der Zeugen veranlaßt, begab sich eine Commission in das Rumpf'sche Haus. Die Gottfried wurde, angeblich krank, im Bette gefunden. Nach einem Verhör, welches sie noch verdächtiger machte, wurde sie indessen, beim Eintritt des Abenddunkels, zur vorläufigen Verhaftnahme, ins Stadthaus abgeführt.

Noch am selben Abende verbreitete sich das Gerücht davon. Eine in allgemeiner Achtung stehende Frau hatte ihre Hand in Gift getaucht, um das Leben eines Familienvaters zu verderben, mit dem sie in den freundschaftlichsten Beziehungen stand. Staunen und Schrecken

bemächtigte sich aller Bewohner einer friedlichen, wegen ihres Religionseifers berühmten Stadt, in deren Mauern so selten ein Capitalverbrechen vorfällt. Aus dem Schrecken aber wurde Entsetzen, als man mit dem einen ausgesprochenen Falle die bisherigen, dunklen Todesfälle in dem Unglückshause in Verbindung brachte. Ahnungen stiegen auf, die man auszusprechen zauderte, und doch sollte die Wirklichkeit noch diese Ahnungen an Gräßlichkeit übertreffen, und ein Ungeheuer an's Licht gezogen werden, das an Scheinheiligkeit, Mordlust und Furchtbarkeit alle bisher bekannten Verbrecherinnen weit hinter sich ließ.

Der Name Gottfried schwebte auf allen Zungen, bei jedem Gespräch, in jeder Gesellschaft war sie das Losungswort, und weit über das Weichbild der Stadt Bremen hinaus, in aller Welt wurden ihre Thaten mit Entsetzen erzählt, ihr Name mit Abscheu genannt. Aber ehe noch das volle Maß der erstern ermittelt war, hatte sich schon die Sage derselben bemeistert, und das Gerücht vervollständigte das Gräßliche in der Art, wie es der Fassungskraft der großen Menge zugänglicher ist. So hieß es alsbald in der Stadt: die Gottfried habe ihre Kinder todt gekitzelt, um das furchtbarste aller Gifte, die Aqua Toffana, zu bereiten, das Fleisch der Kinder habe sie zur Bereitung von Speisen benutzt. In dem Schreckenhause sei ein unterirdisches Gewölbe, welches der Eigenthümer selbst noch nicht gekannt, dort habe sie ihre Gifte gemischt und andere unnatürliche Greuel getrieben. Auch Das war der Phantasie des Volkes noch nicht genug. Allen Ernstes behauptete ein irrsinniger Mensch, und fand Glauben: schon die Mutter der Gottfried sei in der Stadt als Giftmischerin berüchtigt gewesen; sie habe den bösen Blick gehabt und mit den Augen unschuldige Kinder tödten können, wie sie denn

auch seine eigenen wirklich getödtet hätte! Erst als er durch eine Wahrsagerin von der Ursache des Todes unterrichtet worden und nun der schändlichen Alten starr ins Auge geblickt, sei ihre Hexenkraft gebrochen gewesen, und das habe seinen später geborenen Kindern das Leben gerettet. Es hieß von nun an unter dem Volke allgemein: die Gottfried sei schon als Kind von ihrer Mutter in der Kunst, subtile Gifte zu bereiten, eingeweiht worden. Nach deren Tode habe sie zwei Bücher als Vermächtniß erhalten, die von diesen verbotenen Dingen handelten, und dadurch sei sie zur Meisterschaft gediehen.

Der Heißhunger nach dem Entsetzlichen liegt in der menschlichen Natur, unzertrennbar von dem Hange nach dem Wunderbaren. Hier war es aber sehr erklärbar, daß die ungeläuterte Wißbegierde des Volkes zu dem Unerhörten auch nach einem wunderbaren Schlüssel suchte; der psychologische wurde erst nach unsäglicher Mühe und nach Jahren von wissenschaftlichen Männern gefunden. Was davon erfuhr das Volk? Eines ausführlichen Werkes bedurfte es, um nur die gebildete Welt über die Motive und den innern Organismus dieser Verbrecherin ohne Beispiel aufzuklären, was aber gab man davon jenem, dem man doch nicht die schreienden Thatsachen verbergen konnte? Es lag also in der Natur der Dinge, daß das Volk sich selbst einen Schlüssel suchte und verfertigte.

Im Stadthause versuchte die Gottfried anfänglich zu leugnen; aber ihr ganzes zusammengeknicktes Wesen verrieth die Verbrecherin, deren Kraft und Muth dahin war mit dem Scheine, den sie durch so lange Jahre aufrecht erhalten. Mit Erstaunen und Entsetzen zogen die Wärterfrauen der wohlgebildeten Madame Gottfried, als sie dieselbe, dem Reglement zufolge, entkleiden

mußten, dreizehn Corsette, eins über dem andern, aus. Ihre lieblichen rothen Wangen waren Schminke, und nachdem alle Toilettenkünste entfernt, stand an der Stelle der blühenden, wohlbeleibten Dame vor den erschreckten Weibern ein blasses, angstvoll verzerrtes Gerippe. Aber mit dem äußern Scheinbild sank zu gleicher Zeit das moralische Trugbild zusammen, was sie, seit zwanzig Jahren und mehr, vor den Menschen zur Schau getragen. Die Kraft zur Lüge versagte ihr, zu jener lebendigen Lüge, welche ihr Wesen zusammenhielt. Dazu erwachten und sprachen in ihr plötzlich die allerfurchtbarsten Traumbilder. Sie bekannte, aber nicht gestachelt von Gewissensunruhe, nicht gerührt durch den Zorn Gottes, der ihr Herz zerschmettert, sie bekannte, weil sie nicht mehr Kraft hatte, die Lüge zu halten. Nicht mit einem Male, es war ein fortgesetztes zweijähriges Bekennen, und auch dies Bekennen war ein fortgesetztes neues Lügengewebe; nicht mehr jene großartige Lüge, keine, die sie vom Untergang retten können, sondern ein kleinliches Ableugnen, um, nachdem das Gräßlichste heraus war, noch hier und dort einen Anhalt, eine kleine Entschuldigung zu gewinnen; noch letzte Versuche, mit sich schön zu thun und das Mitleid und Interesse für sich anzuregen.

Das ungeheure Leichentuch, unter dem eine noch jetzt vielleicht nicht ganz bestimmt ermittelte Zahl von Opfern ruht, konnte weder sie selbst mit einem Male aufdecken, noch wagten es ihre Richter, deren Pflichteifer durch den Schauder vor der Größe des verbrecherischen Thatbestandes gern selbst dämonischen Einflüssen so Unerhörtes beigemessen hätte. Die Gottfried hatte nach den ersten Verhören schon genug bekannt, um das Leben zehnfach verwirkt zu haben; die Untersuchung wurde deshalb nicht mit der Eile geführt, die bei andern Verbrechen nöthig

ist, um Spuren, die verloren gehen könnten, zu verfolgen. Man durfte vielmehr, da der rächenden Gerechtigkeit auf jeden Fall ihr Recht ungeschmälert blieb, den wissenschaftlichen und humanioren Rücksichten nachgeben, um das furchtbare Räthsel eines so entarteten menschlichen Wesens gründlich zu studiren. Rechtsgelehrte, Theologen, Mediciner experimentirten an dieser Rarität, und eben um dieser Eigenschaft willen, hegte man das moralische Scheusal und pflegte es mit einer rücksichtsvollen Menschlichkeit, welche über die Begriffe früherer Jahrhunderte von dem Verhältniß zwischen dem Richter und dem Verbrecher gegangen wäre.

Nie war wol ein Strafurtel begründeter, als das, welches auf Grund der Verhandlungen die Gottfried zum Tode verdammte. Die Actenberge schienen das Thatsächliche erschöpft zu haben; und doch liefern sie nur einen Beleg für die Mangelhaftigkeit aller menschlichen Einrichtungen. Der äußere Mensch, die Gottfried, wie sie straffällig vor dem Gesetz erscheint, ist darin vielleicht splitternackt dargestellt. Aber durch kein articulirtes Verhör und durch keine Protokolle, die ein Richter führt, kann eine Erscheinung, wie die ihre, psychologisch ergründet werden. Um die feinern Fäden zu verfolgen, wie aus der menschlichen Natur ein solches entmenschtes Wesen werden konnte, sind die Federn der Gerichtsstube, das Actenpapier zu grob. Es ginge auch vielleicht über die richterliche Aufgabe hinaus. Die Acten, so klares Licht sie über die Thatsachen verbreiten, blieben doch im Rückstande über die Motive; ja, bei dem fortgesetzten Lügengespinnste der eitlen Frau soll sich dort Manches eingeschlichen haben und nicht wieder fortzuwischen gewesen sein (zum Zweck des Urtels auch nicht nöthig), was nicht in der Wahrheit, sondern in ihrer erfinderischen

Nachhülfe, um sich, wenn nicht besser, doch interessanter darzustellen, seinen Grund hat.

Ihrem erwählten Defensor, dem Dr. Voget, blieb es vorbehalten, diesem räthselhaften Wesen weiter nachzufolgen in seine scheinbar verborgensten Schlupfwinkel, um der Mit- und Nachwelt darzuthun, daß hier weder dämonische Einflüsse gewaltet, noch daß die Gottfried eine Ausgeburt der Hölle war, sondern ein menschliches Wesen, gleich uns, das nur in Eitelkeit gesäugt, von der Sünde genährt und gesättigt, um Stufe zu Stufe immer tiefer sank. So wenig es ihm gelang und gelingen konnte (was er auch gewiß nur mit innerm Widerstreben that), sie vor dem weltlichen Richterstuhle zu vertheidigen, um so erfolgreicher war er, durch eine unermüdliche Behandlung in ihr innerstes Sein einzudringen; eine Aufgabe, die durch bloßen Pflichteifer nicht zu lösen war. Es gehörte mehr dazu, ein ganz besonderes Interesse, bei ihm durch religiöse Motive warm und frisch erhalten, um nicht durch die beständigen Rückfälle der Heuchlerin ermüdet und gereizt zu werden. Er mußte, bei ihren proteischen Windungen, jeden Silberblick der Wahrheit, der aus ihrer erschöpften, hohlen Seele kam, erhaschen und schnell festzuhalten suchen; er mußte jede Gemüthsregung benutzen, um ihrer schnell vorübergehenden Zerknirschung ein Geständniß abzupressen, welches sie, aus Eitelkeit und Furcht vor strenger Bestrafung, jeden Augenblick bereit war, wieder zurückzunehmen, oder durch eine neue Lüge zu trüben. So gelang es ihm endlich, nach einer Arbeit, die selten ein Geistlicher, noch seltener ein gerichtlicher Vertheidiger übernimmt, ein vollständiges Bild dieses hohlen Wesens, eigentlich nur noch ein Schemen, zusammengehalten von der Eitelkeit, zu entwerfen, welches er in einem aus-

führlichen Werke: „Lebensgeschichte der Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried, geborne Timm. Nach erfolgtem Straferkenntnisse höchster Instanz, herausgegeben von dem Defensor derselben, Dr. F. L. Voget. Bremen 1831" niedergelegt hat. Diesem ließ er in demselben Jahre ein zweites Werk folgen: „Die Giftmörderin Gesche Margaretha Gottfried, in der Gefangenschaft bis zur Hinrichtung. Nach Vollzug des Todesurtheils herausgegeben von dem Defensor u. s. w.", dessen Inhalt sein Titel besagt. Zu Hülfe kam ihm hierbei eine Autobiographie, welche die Gottfried, wol vorzüglich aus dem Motiv der Eitelkeit, in ihrem Gefängnisse zu schreiben bewogen wurde. Sie selbst wünschte, daß ihre Geschichte geschrieben und dem Publicum bekannt gemacht würde, sie selbst trug dies ihrem Defensor auf. Wenn ihr nichts auf Erden blieb, als ihr gräßlicher Ruf, so wünschte sie doch dies letzte Besitzthum sich erhalten, und wenn sie in religiöser Demuth zu hoffen vorgab, daß ihr Beispiel warnend auf Andere einwirken werde, so gab sie daneben doch auch der schmeichelnden Hoffnung Raum, daß man sie etwas besser und interessanter darstellen werde, als wofür die Menge sie hielt. Während die Gottfried in ihrer ausgebildeten Verbrechensucht allein und einzig dasteht — weiterhin werden wir das zu zeigen versuchen, — hat sie wenigstens in dieser Lust, sich durch eine Autobiographie über ihre Sündhaftigkeit zu erheben, mit der Zwanziger einige Verwandtschaft.

Bei diesem Criminalfall kommt es nicht, wie bei der Mehrzahl der früheren, auf eine Geschichte des Processes an. Dieser ist einfach, im Vergleich zu dem der andern Giftmischerinnen. Die Lügenwindungen, in denen die Gottfried sich erging, um nicht mit einem Male die ganze Last aller ihrer Giftmorde auf sich gewälzt zu

sehen, und die widerwärtigen Versuche, ein freundlicheres Licht auf ihre Unthaten zu werfen, kommen nicht auf gegen die interessanten Zwischenvorfälle, die den Proceß der Brinvillier lebendig machen. Die Masse der erwiesenen Verbrechen ist hier die Hauptsache, vor der die processualischen Verhandlungen als Nebensache verschwinden. Wir glauben unserm Zwecke genug zu thun, wenn wir die Lebensgeschichte der Gottfried, das ist die Geschichte ihrer Unthaten, aus dem umfangreichen Werke in eine kürzere Erzählung zusammenfassen, und später daran reihen, was aus der Untersuchungsgeschichte zur Ergänzung ihrer Charakteristik von Wichtigkeit erscheint.

In der Pelzerstraße in Bremen lebte die Familie eines ehrbaren Frauenschneiders, Namens Johann Timm, die sich den Ruf der Arbeitsamkeit und treuen Rechtschaffenheit in der ganzen Nachbarschaft erworben hatte. Vater Timm war so fleißig in seinem Berufe, daß sie von ihm sagten, er halte beim Nähen den Athem an, um mehr Nadelstiche in einer Minute zu machen. Zu eigentlichem Wohlstande brachte er es, seiner großen Thätigkeit und Sparsamkeit ungeachtet, nie; aber er konnte es doch auf seinen guten Ruf wagen, das Haus, in welchem er später starb, anzukaufen; und so viel blieb und mußte bei seinem Verdienste übrig bleiben, daß die Armen jede Woche ihr Theil erhielten. Das war in der Bibel geboten, und Timm und sein Eheweib wollten hinter keinem positiven Gesetze zurückbleiben. Auch sang er jeden Tag sein Morgenlied, besuchte regelmäßig die Kirche und galt für fromm und gottesfürchtig, was indeß nicht hinderte, daß der Defensor seiner Tochter meint,

seine Religiosität habe mehr in einer äußern Werkgerechtigkeit bestanden, als in wahrhafter Gottesfurcht und Liebe. Aus dieser Schule entsprang die Religiosität, ja die ganze Geistesrichtung seiner Tochter, deren Thun und Streben in wohlgefälligen Handlungen von früh auf nur dahin ging, daß es den Leuten gefalle und sie es lobten.

Am 6. März 1785 gebar Timm's junge Frau Zwillinge, einen Sohn und eine Tochter. Bei diesen Kindern verblieb es. Der Sohn, Johann Christoph getauft, und, weil es der Vater war, zur reformirten Confession bestimmt, machte später den Aeltern wenig Freude. Auf der Wanderschaft gerieth er unter lüderliche Bekanntschaften, wurde verführt, krank, kostete den Aeltern, was ihnen als schwere Sünde galt, viel Geld, ließ sich endlich als Husar unter Napoleon anwerben, bis er, nach langen Jahren wieder, als ein Krüppel, in seiner Vaterstadt erscheint.

Das Mädchen, Gesche Margaretha, bestimmt, der Mutter künftig in den lutherischen Dom zu folgen, ward bald die Freude und der Augapfel beider Aeltern. Schwächlich, war sie doch nicht kränklich. Von der zartesten Gestalt und feinsten Bildung, fast nur Knochen und Haut, schwebte doch von früh an etwas Aetherisches über ihr ganzes Wesen, das sie für besser erscheinen ließ als ihre Art. Anmuthig und leicht in ihrer Bewegung, lieblich in ihrem Benehmen, mit einem freundlichen, hübschen, offenen Gesichte, war das Kind überall gern gesehen, und wurde von den Erwachsenen geliebkost und Andern als Muster gezeigt.

Schon im frühen Alter von drei Jahren mußte die kleine Gesche die Schule besuchen, damit sie an ein äußeres gesetzmäßiges Wesen gewöhnt werde. Ihre Schulgespielinnen hatten Taschengeld von den Aeltern,

und benutzten es zu Näschereien. Gesche hatte nur leere Taschen. Ohne die größte Noth gaben ihre kargen Aeltern keinen Groten (etwas mehr als ein Kreuzer rhein.) aus. Sie half sich selbst. Wenn sie von der Mutter ausgeschickt ward, um Weißbrot zu holen, brachte sie unter den größern einige kleinere und erübrigte dadurch manchen Groten zu jenem Zwecke. Das war der erste Schritt zur Sünde. Gesche war damals sieben Jahre alt.

Der Betrug wurde nicht entdeckt. Das war eine Aufmunterung zur Wiederholung. Glücklich darüber, daß es nie herauskam, ging sie zu eigentlichen Diebereien über. Sie nahm aus der unbewahrten Tasche der Mutter einen, zwei bis zwölf Groten. Der Verlust blieb zwar nicht unbemerkt; welche Mutter sollte aber einen Verdacht werfen auf ihr liebliches offenes Kind, auf den „Engel von Tochter", wie beide Aeltern ihre Gesche nannten. Das verschlossene, menschenscheue Wesen ihres Bruders lenkte ihn weit eher auf sich; und Gesche — schwieg zur Verdächtigung ihres Bruders!

Fünf Jahre setzte Gesche diese Diebereien fort, ohne daß ein Verdacht auf sie fiel, fünf Jahre heuchelte sie, bei diesen kleinen Sünden, ein unschuldiges Wesen, und ward, nach wie vor, belobt, gestreichelt und belohnt. Welche Schule, in der Sünde fortzufahren! Sie vergriff sich, eilf Jahre alt, an fremdem Eigenthum, und entwendete einer alten Mamsell, die bei Timm's zur Miethe wohnte, eine bedeutendere Summe als jemals vorher, etwa zum Betrage von einem Thaler. Der Diebstahl wurde entdeckt, die Thäterin nicht. Das Haus gerieth in Aufruhr. Alles ward vergebens durchsucht, der Vater schloß schon auf seinen Sohn, da rief die Mutter: „Warte nur, Vater, ich weiß schon ein Mittel und will gleich hinter die Wahrheit kommen." Nach einer halben Stunde

kam sie zurück und sprach mit zuversichtlicher Miene: „Ich habe den Dieb gesehen. Einer klugen Frau in der Neustadt habe ich's geklagt. Die holte einen Spiegel, und wie ich hineinsehe, steht der Dieb und guckt über meine Schulter." Die Mutter hatte ihre Tochter dabei scharf ins Auge gefaßt, und wie ein Schwert drangen ihr die Worte ins Herz. „Das ist dein Gesicht gewesen," dachte sie, und hat nie mehr im älterlichen Hause etwas zu entwenden gewagt. Mit einer kleinen Erschütterung ging die Krisis vorüber; aber es war nicht herausgekommen, sie stand, in der Verstellungskunst früh geübt, vor der Welt so rein da als vorher, und war nach wie vor der Engel ihrer Aeltern.

In ihrem zwölften Jahre hatte Gesche, nach Ansicht ihrer Aeltern, genug gelernt. Sie ward aus der Schule genommen, und mußte im Hause, statt der abgeschafften Dienstmagd, alle nöthigen Arbeiten verrichten, zugleich aber auch für den Vater nähen und an Wochentagen außer Hause arbeiten; das Erworbene ward ihr in der Sparbüchse aufgehoben. Der nächste Antrieb nach fremdem Gute war also fortgefallen. Dagegen erhob sie ihr Fleiß bei der Arbeit in den Augen des Vaters zu einem Ideal von Vortrefflichkeit, und ihre Fortschritte im Rechnen machten sie dem Vater bei seinen Kassenabschlüssen fast unentbehrlich.

Die Tochter schien vollkommen in die Begriffe ihrer Aeltern von Ordnungsliebe und Ehrbarkeit einzugehen. Sie zeigte sich genügsam und erfreut über die kleinsten Freuden, war über das Kuchenbrot, das ihr als Geburtstagsgeschenk gereicht wurde, entzückt, und betete alle Gebete, mit buchstäblicher Treue, welche die Mutter sie bei allen Verrichtungen des Lebens gelehrt. Sie trug die Almosen für Vater und Mutter aus, und schon früh

war es ihr eingeprägt, daß solche Thaten der Wohlthätigkeit hohen Werth hätten, und die Danksagung der Armen zu Verheißungen göttlicher Vergeltung würden; ein Wahn, der später von fruchtbarem Einfluß auf ihr Leben wurde. Aber sie gehörte auch zu den weichen, reizbaren Seelen, die jedem Gefühl und aufregendem Einfluß offen, leicht zu Thränen gerührt werden. Des Vaters frommes Morgenlied, die stille Ordnung des Hauswesens erfüllten oft das Herz des Mädchens mit lebhafter Rührung; auch religiösen Eindrücken blieb sie nicht verschlossen, obschon der amtliche Religionsunterricht ohne Wirkung auf sie geblieben zu sein scheint. Aber es war eine leichte Erregbarkeit, die mehr den Nerven angehörte und die Seele nicht berührte. So weinte sie auch später und konnte aufs tiefste gerührt scheinen, war es auch vielleicht für den Augenblick, wenn ihr Opfer unter entsetzlichen Qualen verschied und sie vor den Leuten die Hände rang, daß sie ihm nicht helfen könne. Aber die Summa Dessen, was sie im älterlichen Hause erlernte, war der Schein von Werth, den sie nicht besaß. Denn die Zuneigung der Aeltern zu ihr wurde bald eine blinde, grenzenlose, die dem Mädchen von hellem Kopfe nicht unbekannt blieb und ihr ein Bewußtsein einimpfte, welches sie aus der Sphäre ihres wirklichen Seins in einen leeren Zustand bessern Scheins erhob.

Geiz und eigentliche Habsucht blieben ihr, auch als sie auf der Laufbahn des Verbrechens raschen Schrittes forteilte, immer fremd; selbst die Genußsucht war kein sie überwältigendes Motiv. Sie hatte kein heißes Blut, keine starken Leidenschaften. Nur als die Sünde, auf andern Wegen, ihrer Meisterin geworden, ließ sie das Weib, das ihre Sclavin nun war, alle Laster auskosten, indem mit der einen alle Schranken der Tugend

gebrochen und gefallen waren. Aber es war der Ehrgeiz, in jener errungenen vornehmern, ausgezeichnetern Sphäre, in die sie der Zufall und die Gunst der Menschen versetzt, sich zu erhalten, es war die Eitelkeit, welche ihr besseres Selbst mehr und mehr aufzehrte, und damit einer furchtbaren Sebstsucht Nahrung gab, welche sie endlich kaltblütig zu den gräßlichsten Mordthaten schreiten ließen, sobald ein, oft nur scheinbarer, Vortheil in Aussicht stand.

Sie lernte in einem Nachbarhause — die Aeltern konnten ihrem Engel schon nichts mehr abschlagen — tanzen. Sie spielte Sonntags Komödie. Bald ward das ganze Leben des dreizehnjährigen Mädchens eine Komödie, in der sie die große Rolle durchführte, allen Leuten zu gefallen, eine Rolle mit solcher Kunst durchgeführt, daß man erst im drei und vierzigsten Jahre ihres Alters ihr die Larve vom Gesicht riß! — Gesche spielte unter ihren Gespielinnen am besten, sie bekam die besten Rollen; sie war die Schönste und man schmückte sie am schönsten mit Bändern und Steinen heraus. Sie war die Königin des Spiels, und die armselige Alltagswoche konnte nur in Erwartung des berauschenden Sonntagsvergnügens ruhig verlebt werden. Aber doch spielte sie 6 Tage zu Hause Komödie: sie ließ sich nichts von ihrer Lust merken! Am Montag freilich fiel sie aus der Rolle; sie wischte die Schminke von gestern noch nicht ab, die ihr so wohl stand, und die Mutter begnügte sich, darüber zu lächeln.

Sie war zur Jungfrau aufgeblüht. Ihr äußerlicher Leibreiz war gewachsen. Die charakteristische Weichheit ihres Herzens schien nur noch mehr ausgesprochen. Von den Müttern wurde sie ihren Töchtern als Muster vorgestellt, von diesen selbst darum nicht beneidet, sondern

innig geliebt. Die Nachbarn und Bekannten sagten, daß der alte Timm sich einen Schatz aufziehe.

Gern hätte Gesche, in ihrem Studium Dessen, was vor den Menschen gilt, weit vorgeschritten, musikalischen Unterricht gehabt und Clavier spielen gelernt, das war aber von den Aeltern zu viel gefodert, die nur für Nothwendiges und Nützliches Geld ausgaben. Auch schien es doch unpassend für ein Bürgermädchen, welches als Magd im Hause arbeitete. Ein oder zwei Mal in der Woche kehrte sie auch wol, den Besen in der Hand, vor dem Hause. Und dennoch entschlossen sich die Aeltern ihr — französischen Unterricht geben zu lassen; weil sie meinten, ein so außerordentliches Kind müsse bei seinen seltenen Geistesgaben doch wenigstens eine besondere Kenntniß vor andern Töchtern gleichen Standes voraus haben. Aber schon hier betrog sie. Der wissenschaftliche Unterricht war viel zu ernsthaft für ihr leichtfertiges Gemüth. Die aufgegebenen Exercitien langweilten sie, und sie ließ sich dieselben von einem befreundeten Tischlergesellen, der vollkommen französisch sprach, aufschreiben, corrigirte aber sorgsam einige Fehler hinein, um den Betrug nicht zu auffällig zu machen. Sie erntete für ihre vortrefflichen französischen Aufsätze das größte Lob ein, das sie in Bescheidenheit hinnahm und doch nicht französisch lernte. Aber mit dem Wenigen, was sie aufgefaßt, putzte sie später ihre oberflächliche Bildung aus und es diente ihr zu dem Lug und Trug, den sie in höhern Kreisen so geschickt wie in den geringern fortspielte.

Bei einer sogenannten Corporals-Mahlzeit — einem jährlichen Vereinigungsschmause der nach alterthümlicher Weise in eine Miliz eingetheilten Bürger — trat Gesche, damals sechszehn Jahre alt, zum ersten Male in die Welt. Jubel, Tanz und Spiel begleitete

mehre Tage lang diese Feier. Sie zog Aller Augen auf sich und nach sich. Aber die Sinnlichkeit war in der Jungfrau noch nicht erwacht. Sie war mannichfachen Nachstellungen ausgesetzt, hat aber in dieser Beziehung den unbescholtensten Ruf mit in die Ehe genommen. Schon in diesem sechszehnten Jahre kamen Heirathsanträge. Drei wurden, ohne Weiteres, vom Vater und Tochter zugleich, abgelehnt; ein vierter lockender, da der Freiwerber ein junger, wohlhabender Meister des Gewerkes war, nur auf Ueberredung des Vaters. Gegen Person und Vermögen des Werbers hatte der alte Timm nichts einzuwenden, wol aber gegen das Metier, weil es sein eigenes war. Da Gesche's Bruder dereinst in Bremen Meister werden sollte, fürchtete der fern in die Zukunft rechnende Alte einen Brotneid zwischen den Geschwistern. Gesche hatte ihn nicht gerade geliebt, aber es durchzuckte sie mit Eiseskälte, als sie den abgewiesenen Werber an der Hand einer andern jungen Braut dahinschreiten sah.

Gesche — oder vielmehr Gesina, wie sie sich jetzt nennen ließ, da ihr jener Name zu gemein klang — wuchs an Schönheit und Jahren, so an Liebe im Herzen ihrer Aeltern; sie, die ausgezeichnete Tochter, die über ihrer Art stand, und doch Vater und Mutter auch nicht den geringsten Kummer verursachte, während der Bruder, ein ausschweifendes Leben in Hamburg und Paris führend, Schulden machte, sein Erbtheil verzehrte und schon anfing als verlorner Sohn betrachtet zu werden. Auch der Ruf ihrer Sittsamkeit und Tugend wuchs unter ihren Gespielinnen, denn ihre wunderbare Erscheinung lockte Vornehmere heran, und Gesina unterdrückte die Wünsche des Herzens, sobald sie wahrnahm, daß der Bewerber keine ehrbaren Absichten haben könnte.

Eines Abends war sie im Theater in Begleitung ihrer vertrauten Freundin Marie Heckendorf, die in ihrem Leben eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Es war das erste Mal, daß sie das Theater besuchte und dieser Besuch sollte für ihr Leben von großem Einfluß werden; aber die Gottfried erinnerte sich später, trotz ihres vortrefflichen Gedächtnisses, weder des Namens noch des Inhalts des Stückes und wußte nichts davon, als daß eine sehr schöne Person, Elise Bürger, darin mitgespielt habe. In die Loge des zweiten Ranges, wo sie saß, drängte sich ein dicker vornehmer Herr an Gesina, der sie mit Artigkeiten überschüttete, und auch nachher, wiewol umsonst, dem schönen Mädchen nachstellte. In der Person eines Nachbarn, des jungen Miltenberg, erschien aber zugleich ein Beschützer, welcher sich während der Aufführung zwischen den galanten Herrn und das hübsche Mädchen drängte, und dann aus nachbarlicher Pflicht Gesinen aus dem Theater bis in ihr Haus begleitete.

Vom Augenblick dieses ritterlichen Dienstes an entspann sich zwischen Beiden, kein Liebesverhältniß, aber eine stumme Beobachtung und Aufmerksamkeit; Miltenberg ging immer vor des alten Timm Hause vorüber, wenn Gesina mit dem Besen davor kehrte und unterließ nie zu sagen: „So fleißig?" Gesina dagegen fand, daß das Wasser im Miltenberg'schen Brunnen das beste in der Straße sei, und holte es daher für die Wirthschaft von dort, was nicht auffällig war, da Miltenberg's Haus dem ihrer Aeltern schräg gegenüber lag. Auch kaufte sie im Gürtlerladen, wenn der junge Miltenberg verkaufte, Kleinigkeiten, und Miltenberg geleitete sie hinaus. Liebe war auf ihrer Seite nicht im Spiel, aber Eitelkeit und für ihre Lage eine glänzende Aussicht.

Der junge Miltenberg war eigentlich nichts weniger als berufen, um ein Beschirmer der Unschuld und Sittsamkeit zu sein. Der verzärtelte einzige Sohn eines wohlhabenden Vaters, hatte er schon vor seiner ersten Verheirathung ein wüstes Leben geführt. Diese Ehe aber war das echte Conterfei einer gewesen, wie sie nicht sein soll. Eine ältere Buhlerin hatte ihn in ihre Netze zu locken gewußt, und nachdem sie Madame Miltenberg war, keinen Grund abgesehen, noch länger die Larve des Anstandes vorm Gesicht zu behalten. Wollüstig, dem Trunk ergeben, jähzornig, widerwärtig in jeder Beziehung, hatte sie dem jüngern und schwächlichern Gatten das Leben unerträglich gemacht, und seine Kräfte ausgesogen. Von einem gewaltigen Körperbau, hatte sie ihn nicht selten im trunkenen Zustande untergekriegt und gemishandelt, ja diese Familienscenen nicht in der Verschwiegenheit der vier Wände abgethan, sondern diesen und andern Scandal vor Zeugen, ja auf der Straße wiederholt.

Der Tod des frechen Weibes hatte nun zwar den armen Menschen aus den schmählichen Eheketten erlöst, aber mit seiner Gesundheit schien auch seine Ehre, sein moralisches Wesen auf den Grund zerstört. Er schleppte sich hin in Faulheit und Liederlichkeit und suchte in Weinstuben und bei gemeinen Dirnen Trost oder Vergessenheit für sein zerfallenes Leben. Sein Vater, ein wohlhabender Mann, galt, obwol er nur Sattlermeister war, für einen vornehmen Herrn. Er besaß das größte Haus in der Straße, welches, mit sieben kleinen Nebengebäuden, die ihm zugehörten, einen eigenen Hof: „Miltenbergs Hof" bildeten. Seine Zimmer waren schön möblirt, und eine Sammlung Oelgemälde, die man für werthvoll hielt, brachte ihn mit angesehenen Leuten und mit Senatoren

in nahe, freundschaftliche Verbindung. Der Vater konnte das Lasterleben des Sohnes nicht länger mit ansehen. Mit dem Menschen ging auch die Wirthschaft und das Geschäft zu Grunde. Vater und Sohn geriethen oft in heftigen Streit und endlich soll der Alte dem Jungen erklärt haben, das Einzige, was ihn wieder mit ihm aussöhnen könne, sei eine anständige Heirath, und die einzige anständige Heirath, die ihm gefalle, mit Timm's wohlgerathener Tochter.

Der Sohn hatte seinerseits nichts dagegen einzuwenden; nur fürchtete er sich, bei seinem bekannten ausschweifenden Leben, vor dem Antrage. Dazu ward als Mittelsperson ein Magister ausersehen, welcher mit seiner lateinischen Gelehrsamkeit und seiner stylistischen Kunst schon oft zu Rath und Hülfe in beiden Familien zugezogen worden, und auch noch später als Vermittler in manchen schwierigen Fällen auftrat. „Fein schwarz gekleidet, damals jung und von sehr ehrbarem Ansehen," wie sich die Gottfried, bei ihrem lebhaften Gedächtniß für alles Aeußerliche, noch im Gefängniß entsann, erschien der Brautwerber beim alten Timm und brachte in zierlichsteifen Worten seinen Antrag vor. Der künftige Reichthum des einzigen Erben, das große Miltenberg'sche Haus, wofür schon einmal 20,000 Thaler geboten wären, und worauf nur 1000 hypothekarisch hafteten, das köstliche Mobiliar, die Gemäldesammlung, worunter Stücke von 300 Thaler an Werth, glänzten dergestalt als Lichtpuncte in der Rede, daß Vater und Mutter Timm vor Freude zitterten und auch nicht an die Möglichkeit einer abschläglichen Antwort dachten. Die Tochter ward hereingerufen, um ihr ihr Glück zu verkünden und die Thränen, die sie vergoß, galten als eine Einwilligung, an die überdies bei dem Verhältniß zwischen

Aeltern und Tochter die erstern auch nicht im entferntesten zweifeln konnten.

Das glücklichste Ereigniß ihres Lebens, wofür die Drei es hielten, ward nicht von Jedermann so angesehen. Timm's Freunde schüttelten bedenklich den Kopf und hielten es für große Thorheit, daß er das tugendhafte, schöne Mädchen um Geldes willen mit dem wüsten, entnervten und leichtsinnigen Menschen kuppele. Die Mutter erwiderte: wenn die jungen Leute nur Brot hätten, würde alles Uebrige schon von selbst kommen.

Der verwüstete Haushalt bei Miltenberg's verlangte eine schnelle Aenderung. Die Heirath wurde am 6. März 1806 feierlich begangen, und obgleich die Gottfried sich der kleinsten äußern Umstände entsann, z. B. der ersten seidenen Strümpfe, die ihr der Bruder aus Hamburg geschickt, und der Ermahnungen seiner Freunde, daß ihr Mann nicht weinen solle, so erinnerte sie sich doch weder der Trauungsrede, noch des Predigers, der sie copulirt. Die Trauung fand in Miltenberg's Hause, in der großen Hinterstube mit den Oelgemälden statt. Ueber dem Kopfe der Braut hing die Mutter Jesu mit dem Kinde, rechts ein Abendmahl, links ein Petruskopf. Es war dieselbe Stelle, wo sie später ihre Mutter vergiftete!

Diese Ehe konnte nur das Selbstgefühl der jungen Frau nähren. Durch Sitte, Bildung, Achtung vor der Welt, Verstand und Lieblichkeit weit über ihrem Gatten stehend, ward sie, wie von selbst, die Herrin im Hause. Sie war die Wiederherstellerin der Ordnung, des Friedens zwischen Vater und Sohn. Beide erkannten es, und, sich in Dank erschöpfend, opferten sie täglich am Altare ihrer Eitelkeit. Miltenberg, so oft durch die Schande seiner ersten Frau vor den Leuten aufs tiefste beschämt, setzte seinen Stolz darein, die junge schöne zweite

Frau zu einer vornehmen Dame zu machen. Er fühlte sich um so mehr verpflichtet, sie äußerlich hoch zu stellen, da er ihrer Jugendfrische nur einen entnervten Körper und abgestumpften Geist entgegensetzen konnte; ja, da er nicht einmal so viel Macht über sich selbst besaß, mit dem Besitz des schönen Weibes zufrieden, seiner frühern Lebensart, dem Umhertreiben in den Schenken und Clubs und seinen gewohnten Ausschweifungen zu entsagen.

Die liebebedürftige Jungfrau konnte nichts für diesen Mann empfinden, sie mußte im Stolz auf ihre äußerliche glückliche Lage, in ihrer befriedigenden Eitelkeit den Ersatz suchen. Er verreiste und kam schlaff und gleichgültig wieder. Statt der Liebe brachte er ihr Geschenke und eine Verehrung, die ihr Herz nicht wärmte. Prächtige Kleider, Damenhüte, alle mögliche rauschende Vergnügungen mußten die Leere ihres Herzens füllen und sie verdrängten die stillen und frommen Gefühle, welche im älterlichen Hause gepflegt wurden.

Auch ihre Aeltern erkannten, zu spät, was ihrer Tochter in dem neuen Glücke fehle. Auch sie bemühten sich, es sie vergessen zu machen, indem sie ihre Miltenbergin (wie sie von der Mutter genannt wurde, um den gemein klingenden Namen Gesche zu beseitigen) selbst zu lärmenden Lustbarkeiten geleiteten. So besuchten sie namentlich zu diesem Zwecke wieder die schon erwähnten Corporals-Mahlzeiten.

Der junge Miltenberg hatte von ungefähr beim Glase Wein mit einem lebensfrohen, jungen Weinreisenden, Namens Gottfried, Freundschaft geschlossen. Gottfried war bei der Corporalsmahlzeit der gefällige, liebenswürdige Nachbar der Madame Miltenberg; nachher beim Tanze wurde er ihr Tänzer, ihr alleiniger Tänzer während des ganzen Balls. Die Mutter flüsterte ihr war-

nend zu: „Ich glaube, Dein Mann ist unzufrieden über Dich.“ Der Vater kam am andern Morgen zur Tochter und machte ihr die heftigsten Vorwürfe über ihr Betragen auf dem Tanzboden: „Du hast Deinen Mann ganz vernachlässigt. So lange ich lebe, gehst Du nicht wieder in eine solche Gesellschaft. Eine Frau muß nicht ihren Mann zurücksetzen, wie Du gestern thatest.“ Aber der Mann selbst war gestern Abend ganz zufrieden gewesen; in brüderlicher Herzlichkeit, Arm in Arm mit dem Freunde und der Frau, war er nach Hause gegangen. Was konnte nun der Vater dagegen einwenden? Deshalb gingen sie schon an diesem Tage wieder auf denselben Tanzboden, dieselbe Gesellschaft fand sich zusammen, Miltenberg, der selbst nicht tanzte, führte seiner Frau den Freund als Partner zu, und das Spiel von gestern ward fortgesetzt, nur daß Madame Miltenberg, nach ihrem Bekenntniß: „sich vor den Leuten genirt,“ und ihrem Tänzer zu verstehen gab, daß „auch er sich geniren möge.“

Von diesem Tage an richtete sich ihr Sehnen und Wünschen auf Gottfried. Ihre Sucht, vornehmer, gebildeter, besser zu erscheinen, ihr Hang zu Putz und prächtigen Kleidern bekam neue, mächtige Triebfedern. Stunden lang lebte sie vor dem Spiegel, um zu wissen, wie Gottfried sie am schönsten finden möchte. Sie erschrak über ihre Blässe, erinnerte sich der Schauspielerkünste ihrer Jugend, und von jetzt ab waren ihre Wangen nicht mehr blaß. Ein wesentlicher Moment für die Folge ihrer Verbrecherlaufbahn. Die Schminke wurde „die rettende Maske vor dem verrätherischen Erröthen und Erblassen des Gewissens.“

Miltenberg sah die nähere Bekanntschaft Gottfried's mit seiner Frau offenbar gern und beförderte sie. Eifer-

sucht war ihm von Natur fremd, er fühlte vielleicht, daß er ihr einen Ersatz schuldig war, mehr noch freute er sich, ungestört seinen Vergnügungen nachgehen zu können, während Gottfried seiner Frau die Zeit vertrieb. Endlich — war Miltenberg ein Freund des Weins und liebte frei zu trinken. Gottfried aber setzte so manche Flasche auf den Tisch, oder brachte sie sogar unter dem Mantel mit ins Haus.

Das geschah jedoch erst später. Anfangs schien Gottfried selbst sein Glück nicht verfolgen zu wollen; sei es, daß er zu gewissenhaft war, oder, was wahrscheinlicher, es überhaupt nicht in seiner Art lag, trotz seines mannichfaltigen Liebesspiels, nach der letzten Gunst bei Frauen zu ringen. Gerade diese Zurückhaltung entzündete aber immer mehr die Glut im Herzen der jungen Frau. Das heftige Verlangen ging in stillen Schmerz über, in einen Unmuth, der ihr ganzes Wesen durchdrang. Ihren Angehörigen, die es merkten, log sie vor, es sei die Furcht kinderlos zu bleiben. Auch diese Lüge, wie alle ihre bisherigen, fand nicht allein Glauben, sondern wurde auch belobt. Sie war und blieb das Schoßkind der Aeltern, mit denen das frühere kindliche Verhältniß merkwürdigerweise fortdauerte, und auch der Schwiegervater, der sie um ihre treffliche Pflege der Küche überaus liebte, sah ihr ihre Wünsche ab. Um ihren angeblichen Kummer nicht zu mehren, ließ er ein Bild über ihrem Bette fortnehmen, welches er früher schalkhaft dahin gehängt hatte. Es war das Bild eines jungen englischen Mädchens, was oft anzusehen er ihr empfohlen hatte.

Im Winter 1807 zeigte sich die junge Frau, zur unsäglichen Freude der ganzen Familie, guter Hoffnung. Man trug sie auf den Händen. Mutter Timm, abergläubischer Natur durch und durch, ließ eine Kartenlegerin ho-

len, um das künftige Schicksal der Tochter zu erfahren. Das dunkelgelbe Weib machte auf die Schwangere einen grauenhaften Eindruck. Sie wußte aber später nur, daß ihre Mutter von der Kartenlegerin viel Betrübendes erfahren habe. Vor ihrer Niederkunft nahm sie, seit sieben Jahren zum ersten Male, auch wol nur aus abergläubischer Furcht, mit ihrer Familie das Abendmahl. Aller ihrer religiösen Floskeln ungeachtet, war es zugleich das letzte Mal in ihrem Leben!

Die Mutter hatte in den Rock der Schwangern eine wunderthätige Wurzel genäht, auch ins Kopfkissen ihres Bettes Knoten geschlungen, eine Vorsicht, die sie später bei jedem Wochenbette in Anwendung brachte. So genas die Miltenberg denn im September 1807 leicht und in Gesundheit von einer ersten Tochter, die den Namen Adelheid erhielt. Das arme Kind trug an seinem Leibe, als Erbtheil der ausschweifenden Lebensweise des Vaters, die Spuren einer Krankheit, deren Ursach man zu verbergen suchte, indem man die Amme entfernte.

Die reine, natürliche Mutterliebe hat die Verbrecherin nie empfunden; sie freute es, Mutter zu sein, um der Zeichen von Theilnahme willen, welche sie in ihrem Wochenbett empfing. Jene Entdeckung vermehrte nicht ihr eheliches Glück, und die Aussicht, vor Ablauf von Jahresfrist aufs Neue Mutter zu werden, stimmte sie sogar zum heftigsten Mismuth.

Doch hatte sich inzwischen, statt des noch immer zaudernden Gottfried, ein anderer Tröster eingefunden, abermals ein Weinhändler, abermals ein Freund von Miltenberg und Jemand, den das böse Geschick in der Nähe des Miltenberg'schen Hauses verkehren ließ. In der Biographie der Gottfried wird er in Berücksichtigung seiner noch lebenden Familie, mit dem Pseudonymen Kas-

sow aufgeführt. Kassow war verheirathet, Vater, nicht schön und mit einem starken Bauche ausgestattet. Aber er besaß Verführungskünste. Kaum daß es deren bedurft hätte, wenn ihm ein Blick in die Seele des erstrebten Gegenstandes gestattet gewesen wäre. Das Begehren war bei ihr da, eine heftige Neigung für Gottfried; und Gottfried zauderte. Aufgeregt, erzürnt, ohne allen moralischen und religiösen Halt, hätte sich die getäuschte und verlangende Frau vielleicht einem Jeden in die Arme geworfen, der sie in stiller Heimlichkeit ihr entgegenbreitete; wohlverstanden aber einem Jeden, dessen Neigung ihrer Eitelkeit schmeichelte, dessen Stand und Wohlstand sie über ihre Sphäre erhob. Die Miltenbergs wenn auch wohlhabend, gehörten dem Handwerksstande an, Kassow war wie Gottfried ein Kaufmann; er liebte Lust und Aufwand und war ein jovialer Lebemann. Aber noch schützte wider ihren Willen das geistig schutzlose Weib die selbstgefertigte Maske von Tugend und Anstand. Alles kam Kassow zu Hülfe und doch scheute er in seinen Angriffen. Miltenberg war auch sein Busenfreund geworden, denn auch Kassow spendete aus dem Weinlager gegenüber, dessen Aufseher er war, an den durstenden Ehemann Flasche um Flasche. Miltenberg lud ihn täglich ins Haus; er mußte Beefsteaks und Hasenbraten bei ihm verzehren, und brachte dafür Wein in der Tasche mit. Er konnte es wagen, der seinen Madame Miltenberg Geschenke mit Weinflaschen zu machen, die in der Regel ihr Mann leerte, und die Frau dann bat: sie möge Kassow nicht anders wissen lassen, als daß sie selbst den Wein ausgetrunken! Kassow arrangirte Partien über Land, wobei die ländlichen Freiheiten benutzt wurden. Sie kam solcher Aufmerksamkeit mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln entgegen. Geschenke und

Briefe wurden später ein täglich angewandtes Mittel ihrerseits, sich die Freundschaft und Liebe ihrer alten und neuen Bekannten zu sichern. Sie schenkte Kassow eine Tuchnadel mit einer Haarlocke, wollte aber gern das Geschenk mit einigen bedeutungsvollen Zeilen begleiten. Noch war sie in der Kunst des Briefschreibens nicht geübt — auch später bediente sie sich der Hülfe von Dem und Jenem; denn sie hatte immer unsichtbare Vertraute hinter jeder Coulisse stehen — Miltenberg war aber sehr geschickt darin; und sie übte den ersten ehebrecherischen Betrug, indem sie ihn ersuchte, für eine Freundin einen sinnvollen Brief aufzusetzen, die ihrem Freunde eine Tuchnadel schenken wolle. Der „sinnvolle" Brief lautete: „„Nicht die Locke sei Ursach, daß Sie sich meiner erinnern; nein das Gefühl für Freundschaft und Tugend mehre sich täglich in Ihnen, wie ich nie aufhören werde, mich zu nennen u. s. w.""

Und doch, wunderbarer Weise, gelangte Kassow noch immer nicht zu dem erstrebten Genuß. Eine zweite, zwar glückliche, Niederkunft, aber mit einem todten Kinde, kam störend dazwischen. Sie blickte mit Schaudern ihre Magerkeit an und fürchtete, daß der Mangel ihrer Gestalt ihrer Schönheit in dem Wohlgefallen vor den Leuten Eintrag thun könnte. Die Auspolsterung eines einfachen Kleidungsstückes könne, fürchtete sie, sich leicht verschieben und entdeckt werden. Um deswillen fiel sie auf den Gedanken, sich Corsetts über Corsetts anzuziehen, was sicherer war, und zugleich den Vortheil bot, daß, indem sie nach gerade eins über das andere that, der Schein einer natürlich anwachsenden Fülle ihres Körpers gewonnen wurde. Sie kam bis zur Zahl dreizehn! So glücklich fiel diese, wie alle ihre betrügerischen Handlungen aus, daß es erst in zwanzig Jahren

bei ihrer Gefangensetzung entdeckt wurde. Das Volk in Bremen schrieb damals diesen Corsetts eine magische Kraft bei. Die Gottfried habe sich dabei unsichtbar machen, ja fliegen können. Dennoch wurden bei der öffentlichen Versteigerung ihrer Effecten die 17 wohlerhaltenen Corsette für ein Paar Groschen verkauft; gewiß eine Merkwürdigkeit, da Englands reiche Curiositätensammler der Stadt Bremen so nahe sind. Durch die naturwidrige, ununterbrochene Einschnürung des obern Körpers schadete sie nicht wenig ihrer Gesundheit.

Im Herbste desselben Jahres, nach ihrer zweiten Niederkunft blühte das zarte Verhältniß zwischen ihr und Kassow wie vorher. Kassow hatte eine vortheilhafte Geschäftsreise nach Berlin vor; in der Stunde der Trennung, bei Punsch und Küssen reifte die von beiden Seiten genährte Sünde zur That. Madame Miltenberg mußte sich, des Anstands willen, untröstlich stellen; aber Kassow beschwichtigte ihre Thränen durch das Versprechen eines schönen und großen Geschenks, das er ihr aus Berlin mitbringen wolle, und Niemand wußte um das Vorgefallene; also war Alles gut.

Um diese Zeit erschien Gottfried wieder. Eine jährliche Geschäftsreise hatte ihn aus Bremen entfernt. Dieser Michael Christian Gottfried wird uns so geschildert: eine kerngesunde, kräftige Natur, leichten Blutes bei vollen Säften; zwar nicht schön, aber von keiner unangenehmen Gesichtsbildung, gewandt in seinem Benehmen, ein guter Tänzer, Reiter, Guitarrenspieler und Sänger, mit männlich kräftiger, klangreicher Stimme. Dagegen bezeichnen ihn seine nächsten Bekannten als einen gutmüthigen, aber charakterlosen Menschen von verliebter Natur und ohne religiöse oder tiefere sittliche Haltung; obwol als Eigenheit an ihm bemerkt

wird, daß er seine Eroberungen beim weiblichen Geschlecht selten bis zum letzten Angriff ausdehnte, vielmehr vor dem Siege sich abwandte. Ihm war es mehr um ein eitles Spiel, um eine sentimentale Unterhaltung zu thun, was, wie man meinte, in einer phlegmatischen Organisation seines Körpers den Grund hatte; wie denn auch seine Witwe selbst von ihm sagte: „seliger Gottfried war nicht wollüstig." Den Mangel wahrer geistiger Vorzüge verdeckte seine Jovialität, ein gewisser Grad äußerer, doch nur im geselligen Verkehr glänzender Bildung, welche er seinen Reisen und seiner Belesenheit verdankte. Er besaß eine elegante Bibliothek der damaligen Klassiker von Kotzebue und Lafontaine bis zu Klopstock hinauf, auch geistliche Morgen- und Abendopfer darunter; nur vermissen wir in dem uns mitgetheilten Verzeichnisse merkwürdig genug Göthe's Werke, wogegen eine Menge Gedichte und Liedersammlungen vorkommen, durch seine große Liebhaberei für Gesang und gesellige Freuden erklärt. Gottfried war in dieser Beziehung selbst Schriftsteller, indem er zwei Sammlungen Lieder mit Gesängen herausgegeben hat. Seine Blumenkränze geselliger Freude (Bremen 1808) haben sogar 4 Auflagen erlebt. Seine Blumenlese (Bremen 1816) ist vergriffen!

Der alte Miltenberg hatte sein Haus dem Sohne übertragen. Es wurden die Zimmer darin an einzelne Herren vermiethet; ein Umstand, der nicht wenig zum verbrecherischen Entwickelungsgange der gefallenen Frau beitrug. Der Zufall wollte, daß Gottfried, bald nach seiner Rückkehr, ausziehen mußte, und Miltenberg nahm ihn in sein Haus auf, ja er gab ihm die Vorderstube, welche bis da seine Frau bewohnt hatte, natürlich mit der vollen Einwilligung derselben. Gottfried ging ein, aber —

in keiner verbrecherischen Absicht. Er hatte von Kassow's Verkehr mit der Miltenberg gehört und strebte jetzt noch weniger nach dem verbotenen Gute. Ihn schmeichelte nur die Aufmerksamkeit der schönen jungen Frau; zudem liebte auch er auf fremde Kosten zu zehren und zugleich ein gemüthliches, häusliches Leben, ohne dafür viel auszugeben. Beides fand er bei Miltenberg; er war in den Schooß der Familie aufgenommen, verbrachte dort die Abende, aß an ihrem Tische und gab die Clubs und Wirthshäuser auf. Durch feine Aufmerksamkeiten gegen die schöne Frau, indem er ihr Serenaden brachte, ihr Blumenbret schmückte, den kleinen Garten bestellte, suchte er es zu vergelten. Er verführte nicht, er ward verführt.

Die junge Frau hielt es für dienlich, in Schwermuth zu verfallen, sie klagte über den rohen Mann, der sie stets verlasse, und daß er, wie ihr Gemüth, auch ihre Kasse leer lasse. Gottfried war leicht zu rühren; er schenkte ihr nicht allein Mitleid, sondern gab ihr auch dann und wann ein Darlehn zur Bestreitung ihrer anerlaubt nöthigsten Bedürfnisse für die Haushaltung. Es bestand also schon ein Geheimniß zwischen Frau und Freund. Die Musik wurde die Zwischenträgerin ihrer Gedanken. Er sang Abends vor ihrem Fenster: „Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet"; „Wen ich liebe, weiß nur ich", „Süßer Traum, wie bald bist du entschwunden", „Weine nicht, es ist vergebens", und: „Das Grab ist tief und stille", und Madame Miltenberg netzte, wenn sie sich niederlegte, ihr Lager mit Thränen. Einsame Spaziergänge folgten, ein erster Kuß an einem alten steinernen Kreuze, und das gemeinschaftliche Besitzthum schien schon vollkommen angedeutet, wenn Miltenberg, beim Nachhausekommen mit seinem Busen-

freunde Gottfried, ihn fragte: „Was mag nun wol unsere kleine Frau machen?“

Da kam Kassow aus Berlin zurück, brachte der Geliebten ein Geschenk von 10 Louisd'or und forderte seine alten Rechte, welche sie ihm aus fortgeschrittener Lasterhaftigkeit oder aus Furcht nicht versagte. Diese letztere wuchs in ihr mit der Zahl und Größe ihrer Verbrechen. Ihr kam es also vor Allem drauf an, daß weder Gottfried von ihrer Vertraulichkeit mit Kassow, noch Kassow etwas von der mit Gottfried erfahre. Beides gelang ihrer Verschmitztheit und Verstellungskunst bis zum Tode beider Männer! Nur einmal, als Kassow's Eifersucht rege geworden, kam es bei einem Tanzfest zu einem ärgerlichen Auftritt, indem Jener, betrunken, der Miltenberg den ihr geschenkten Halsschmuck entreißen wollte. Gesina übte seitdem die Vorsicht, nie einen öffentlichen Tanz zu besuchen.

Kassow hatte sich bei den alten Timms einzunisten gewußt, er ward ein Hausfreund, brachte dann und wann auch dorthin eine Flasche Wein, lieh ihnen Geld, um die Schulden ihres ausschweifenden Sohnes zu bezahlen. Wol hob die alte Timm drohend den Finger: „Hör mal, Miltenbergin, das geht nicht mit der Freundschaft von Kassow!“ Aber es war nur in freundlicher Art, in Erwartung, daß die Tochter sie beruhige, und ohne den geringsten Argwohn, daß es bereits zum Aergsten gekommen sei. Die Aeltern hielten nach wie vor ihre Tochter für ein Musterbild der Tugend und fingen nun auch an, sie zu beklagen und ihr volles Mitleid zu schenken, als jene es jetzt für dienlich zu ihren Planen hielt, ihren Mann aufs äußerste zu verleumden.

Daß er arbeitsscheu war und seine Vermögenszustände verfielen, war ihnen bekannt. Auch seine Sauf-

reien, seine Spiele und seine Lüderlichkeit waren nur zu stadtkundig; aber sie log auch: daß er sie aufs grausamste mishandle, wenn sie nicht stets für die feinste Tafel sorge, und er lasse es ihr doch stets am nöthigen Gelde dazu fehlen. Um seiner Brutalität zu entfliehen, habe sie einmal eine ganze Nacht in einem Kutschkasten zubringen müssen. Kurz sie müsse namenlos leiden, aber sie sei fest entschlossen, still und gelassen Alles zu dulden und beschwor ihre Aeltern, ebenfalls zu schweigen.

So erschien die Ehebrecherin und Betrügerin als eine Märtyrin und Heilige. Das angeregte Mitleid trug reiche Früchte. Aeltern und Liebhaber beschenkten sie, und während sie selbst Wirthschaftsstücke heimlich verkaufte, klagte sie noch ihren Mann deshalb an! Und dieser selbe Mann, so lasterhaft sonst sein Leben sein mochte, war gegen sie gerade um jene Zeit der liebevollste, gefälligste Gatte.

Gesina brauchte allerdings Geld, da die Vermögensumstände ihres Mannes immer verworrener wurden; sie brauchte das Geld zu Putz und Befriedigung ihrer eitlen Wünsche, aber schon jetzt fing ihre große Freigebigkeit im Geschenkemachen und Wohlthun an. Ihre Dienstboten kannten keine leutseligere, freigebigere Herrin. Es geschah, um sich Freunde zu machen und guten Ruf; vielleicht aber auch zur Beschwichtigung ihres Gewissens. Später wurde dies ein bewußtes Princip.

Im Jahre 1810 genas sie, nach einer dritten Niederkunft, so leicht als früher, von einem wohlgebildeten Knaben, der den Namen Heinrich erhielt. Man flüsterte wol, daß Kassow sein Vater sei.

Gesina blühte wieder und — brauchte Geld. Von der Verleumdung zur Beraubung ihres Mannes war nur ein Schritt. Sie ließ unter einem Vorwande durch den

Schlosser das Pult desselben öffnen, entwandte 10 Thaler, und die nicht entdeckte That lockte zur Wiederholung. Miltenberg's Kasse war nur klein. Ihr Miether Th**** mußte viel Geld haben. Auf den Versuch mit einem kleinen Schlüssel öffnete sich sein Pult und sie hielt zu ihrem Schrecke einen Beutel mit 90 Thalern in Händen. Das schien der Anfängerin im Diebstahl zu viel; sie hätte wol die Hälfte zurückgethan, fürchtete aber, der Schlüssel möchte brechen. Bei der Entdeckung, dem allgemeinen Schrecken in der Untersuchung bewährte sie ihre Meisterschaft in der Verstellungskunst.

Sie bedurfte immer neues Geld. Jetzt lieh sie 1812 von einem Bekannten eine Summe, vorgeblich um ihren armen Bruder in der Fremde zu unterstützen. Es war vergeudet, und als wieder gezahlt werden sollte, mußte der Mann dafür aufkommen, der ihr verzieh. Sie bog sich einen Dietrich zurecht, erbrach das Pult ihres eigenen Geliebten, Gottfried, und nahm daraus etliche 20 Thaler. Gottfried gerieth in Feuer und Flammen; die Miltenberg war aber am aufgebrachtesten, sie wollte nicht ruhen, bis der schändliche Dieb entdeckt wäre, und ließ gegen einen Lehrling und eine Wärterin Verdacht fallen. Die Untersuchung, bei der sich beide Angeschuldigte heftige Vorwürfe machten, gab zu öffentlichen Auftritten Anlaß, welche für die Verbrecherin nicht schmeichelhaft waren, und wobei ihr Verhältniß zu Kassow zur Sprache kam. Es gereichte ihr zur neuen Warnung, auch in ihren Liebeshändeln noch vorsichtiger zu sein.

Im October 1812 hatte sie ein Kind geboren, welches bald darauf starb; im Januar 1814 kam wieder eine Tochter zur Welt, deren immer mehr entwickelte Züge Gottfried als Vater zu bezeichnen schienen.

Inzwischen war, nachdem Kassow sich mehr und

mehr zurückzog, die Leidenschaft für Gottfried zu wilder Gier gesteigert. Miltenberg, mit einem neuen Schaden, in Folge seiner Ausschweifungen, behaftet, wankte als ein siecher Schatten umher. Um seinen hinkenden Gang zu beschönigen, hatte man ausgesprengt, es sei ihm ein schwerer Kutschenkasten auf den Leib gefallen. Dieser elende Mann war das einzige Hinderniß zu dem heißersehnten Glück, das ihre Phantasie im Besitze Gottfried's erblickte. Die Miltenberg fing an, ihren Ehemann zu hassen. Er ward bei den Aeltern aufs Neue verklagt, verleumdet. Unter verschämten Thränen vertraute sie ihnen die Schande, was auch wahrscheinlich die Todesursach ihrer kleinen Johanna gewesen, und gab zu erkennen, daß es auf Erden kein zweites so unglückliches Geschöpf wie sie gäbe. Die tief gerührten Aeltern sahen ihre Tochter im Geiste bereits mit zerrütteter Gesundheit am Bettelstabe; sie klagten sich als die Stifter dieser Ehe, also als Urheber des namenlosen Unglücks an. Ihn verwünschend, verhehlten sie nicht, daß sein Tod für ihn selbst, wie für die Seinigen das wünschenswertheste Ereigniß sei! Aber der alte Timm fühlte sich auch gedrungen, alles Mögliche zu thun, dem Uebel abzuhelfen. Er drang darauf, daß seine Tochter eine vom Manne abgesonderte Schlafstelle einnehme, er sann, wie es zu verhindern wäre, daß Miltenberg neue Schulden mache und auf sein Haus eintragen lasse. Miltenberg, in seiner physischen und moralischen Schwäche, ließ sich Alles gefallen, und schon sollte deshalb mit dem alten Miltenberg eine Vereinbarung getroffen werden, als dieser am 2. Januar 1813 plötzlich starb.

Es war ein natürlicher Tod, was auch später das Gerücht darüber aussagte. Aber Gesina lernte am Sterbebette des Alten zuerst den Tod kennen. Sie ging im

Dunkeln zur Leiche hinauf, drückte ihr die Hand, daß Alle sich verwunderten und hatte nicht die mindeste Furcht vor derselben. Dagegen sah sie in ihrem Manne eine wandelnde Leiche, der sich, den Stachel seines unseligen Lebens im Herzen, die Bürgschaft des Todes in Mark und Beinen, in düsterer Melancholie mit seinem Dasein quälte. Nur zuweilen erleichterte ein Strom heißgeweinter Thränen seine Brust. Der Wahn, daß sein Leben zu nichts nütz sei als zu seiner eigenen Qual, und daß es eine Wohlthat werde, ihn davon zu befreien, ward durch eine eigene Aeußerung Miltenberg's bestärkt. Als man von einem unheilbaren Anverwandten sprach, sagte er: „Was sind das für Aerzte, daß sie ihm nicht ein wenig nachhelfen. Ihm ist ja doch mit seinem Leben nichts gedient."

Eine Wahrsagerin hatte um diese Zeit die Verheißung gegeben: ihre ganze Familie werde aussterben und sie allein übrig bleiben um dann sehr gut leben zu können. Nun wurzelte immer fester der Glaube an die Nothwendigkeit, daß ihr Mann sterben müsse. Sie wünschte den Tod, sie war entschlossen, nachzuhelfen. Da fiel ihr ein, daß ihre Mutter früher wol zur Vertilgung der Ratten und Mäuse Gift gelegt, und daß auch wol Menschen daran sterben möchten.

Der Gedanke durchzuckte sie angenehm, wie wenn man ein Räthsel löst, es war dieselbe angenehme Empfindung, die sie bei der Eröffnung der mehren Kassen gehabt. Gift sollte ihr zu ihrem Glücke helfen, und der erste Gedanke wurde Entschluß. Nichts Naturwidriges, da sie längst nach und nach zum tiefsten Falle in jeder Versuchung vorbereitet war. Die Stimme des Gewissens war ihr geständlich fremd geblieben und sie war längst gewohnt, ihre gesammte Umgebung nur „als

Mittel zur Befriedigung ihrer Lüste, als Werkzeug zum Bau ihres Wohllebens" zu betrachten. War doch ihre ganze Tugend nur das ins Leben gesetzte Streben, ihre Selbstsucht zu verbergen.

Doch beging sie noch eine letzte kleine Selbsttäuschung. Das Wort Gift oder Mord kam selten über ihre Lippe; sie bediente sich stets des Ausdrucks: etwas geben. Keines ihrer zahllosen Opfer hat sie zu vergiften beabsichtigt, sie hat ihnen nur was gegeben. Daß Kotzebue's Benjowsky, welches Stück sie einige Monate früher gesehen, und der edle Giftmörder Kasarinoff den ersten Gedanken zur That in ihr erweckt habe, lassen wir, ohne es bestreiten zu wollen, auf sich beruhen.

Sie klagte ihrer Mutter Ende Juli, daß sie in ihrer Bettkammer oben Mäuse hätte: ob sie wol Rath dafür wüßte? Die Mutter brachte kleine Stücke Schwarzbrot, worauf Arsenik gestreut war, und legte es oben in die Kammer. „Sei vorsichtig um Gottes willen, daß keins von den Kindern 'nauf geht, 's ist Gift." Einige Tage nachher ging Gesina hinauf, kratzte das Gift mit einem Messer von den Butterbroten, doch so, als hätten es die Mäuse abgefressen, und nahm es mit hinunter, um es Miltenberg zu geben. Aber „sie kann nicht dazu kommen, wird ängstlich" und legt es, in Papier gewickelt, in ihre Commode. Die Mutter will einige Tage später hinauf sehen, ob die Mäuse dagewesen sind. Schnell erwiedert die Tochter: „sie haben es alle aufgegessen" und sie bittet sie, noch etwas zu bringen, was auch geschieht.

Mehre Wochen noch kämpfte sie mit sich selbst. „Endlich, an einem Morgen, fasse ich den schrecklichen Entschluß und gebe meinem Mann auf seinem Frühstück etwas davon..." Miltenberg ging drauf aus. Sie geht

hinauf und tritt ans Fenster und denkt: „wenn er nun mal unterwegs stirbt und sie bringen dir ihn todt zurück."

Miltenberg kam blaß zu Hause, ging zu Bette, bekam peinlichen Durchfall, fürchterliches Erbrechen, stand zwar nächsten Tages wieder auf, mußte sich jedoch wieder zu Bette legen. Nachdem er 8 Tage bettlägerig gewesen, wankt er an einem Stocke die Treppe herunter, zeigt seiner Frau einen Wagen, den er selbst verfertigt und spricht: „Wenn ich sterbe, verkaufe den, und laß mich davon beerdigen."

Vier Tage vor seinem Tode „gab sie es ihm" noch einmal in einer Krankensuppe!

Die letzten vier Tage konnte sie sich nicht mehr seinem Bette nahen. Nicht aus Rührung oder Gewissensbissen; es war ihr nur immer, als ahne sie, daß er es wisse. Sie blieb an der Thüre stehen. Einmal glaubte sie, er werde aus dem Bette springen und sie schlagen.

Als Gottfried mehre Tage vor Miltenberg's Tode nach Oldenburg reisen mußte, sagte der Kranke zu ihm: „Gottfried, lebendig findest Du mich nicht wieder, wenn Du zurückkommst. Ich weiß, Du hast mit meiner Frau zu thun gehabt; ich vergebe Dir gern. Versprich mir, sie nicht zu verlassen, und nimm Dich der Kinder an."

Am 1. October 1813 stiegen die Leiden des Unglücklichen unerhört. In seinem Schmerze krümmte und wälzte er sich, flog oft hoch in die Höhe und schrie wie rasend. Gesina ließ sich am Sterbebette nicht sehen. Etwa eine Stunde vorm Tode rief man sie, sie kam nicht. Er verschied — unter lautem Brüllen. Da erst trat Madame Miltenberg in der vorm Spiegel vollkommen fertig gewordenen Rolle einer untröstlichen Witwe an das Lager des Verblichenen.

Es war ihr gelungen. Kein Mitleid, keine Reue, keine Gewissensbisse, die Frucht der ersten That war für ihre Seele keine andere, als daß sie gelernt, wie man an Gift stirbt, und daß man die Portionen größer machen müsse, wenn man schneller damit zum Ziele wolle, als sie bei Miltenberg gethan.

Nur ein Schrecken bemeisterte sich ihrer. Sein Leib war hoch aufgeschwollen, der ganze Körper voller Flecken. Da bekam sie einen schrecklichen Frost. Sie hatte Angst, daß ihre Mutter sagen würde: „Hast Du ihm etwa was gegeben?“ Aber die Mutter sagte nur zum Tischler: er möchte den Sarg gut mit Pech anmachen; sie befürchtete, der Körper möchte bersten. Die Witwe seufzte bei sich: „Ach wenn er doch nur heute beerdigt würde! Wenn der Körper berstet, und sie sehen das Gift darin liegen, dann weiß Mutter gleich, wer es gethan hat.“ Daß der Sarg ordentlich verpicht wurde, gereichte ihr zum wahren Herzenstrost, denn „beim Platzen der Leiche hätte doch Feuchtigkeit herauslaufen können.“ Aber beim Zunageln beschlich sie noch ein Gefühl der Angst: „Nun müßte er von dem Klopfen wieder erwachen!“

In Bremen war es Sitte, daß ein Kirchhof nach dem Namen des zuerst darauf Beerdigten genannt wurde. Der Kirchhof außer dem Heerdenthore war eben erst angelegt, und die Witwe schwebte in großer Angst, daß Miltenberg's Leiche ihm für alle Zukunft den Namen geben und das Gedächtniß des Todes ihr zurück rufen werde. Zu ihrer Beruhigung ward indeß ein anderer Mann vor Miltenberg begraben. Keine Blume ward auf sein Grab gepflanzt. Auch erinnerte sie sich noch im Gefängniß mit Wehmuth: „daß der Selige den ersten Todtenwagen bekommen können, und er erhielt den niedrigsten!“ — Gottfried kam von der Reise zurück, als die Leiche noch

über der Erde stand; in schonender Achtung lenkte er sein Pferd um und schlich zu Fuß in das Haus. Anders benahm sich eine schwangere Weibsperson, die an Miltenberg Rechte zu fodern hatte. Vier Wochen lang kam sie in den Hof und schrie unter den Fenstern: Wenn das Kind zur Welt komme, wolle sie es in's Haus schmeißen!

„Jetzt will ich mich Deiner annehmen! Du hast nach Deiner Aeltern Willen geheirathet," so sprach der alte Timm zur Tochter und hielt redlich Wort. Im schlechtesten Rocke, und den ältesten Hut auf, ging er mit einer Schrift bei allen Gläubigern Miltenberg's umher und accordirte mit ihnen. Das baare Geld in der Tasche und seine Versicherung, wie schlecht es mit dem Nachlaß bestellt sei, wirkten; er konnte eines Tages erschöpft sich auf einen Stuhl niederwerfen und sprechen: „Miltenbergin, nun bist Du schuldenrein!" Er ordnete ihre Wirthschaft, verschaffte ihr tüchtige Gesellen, kaufte Vorräthe zum Geschäft, und sie betrieb es zuerst mit Eifer. Gottfried recommandirte sie überall, sie konnte auf Borg holen, und sie war ganz zufrieden: „das macht mich so glücklich, der Gedanke: Du hast Credit!" — Den hatte sie, aber der Vater Timm hatte eine unredliche Handlung begangen. Die Witwe Miltenberg's war nicht insolvent, im Gegentheil sie war eine reiche Witwe.

Von jetzt ab theilte sie ungestörter ihre Liebe zwischen Gottfried und dem wieder erscheinenden Kassow. Mit Letzterm führte sie ein buhlerisches Leben außer dem Hause. Gottfried hielt sich mehr als gemüthlicher Freund, der durch Galanterie, Aufmerksamkeiten aller Art und eine herzliche Unterhaltung die junge Witwe zu trösten suchte. Die Kinder liebten ihn als ihren Vater, krochen

in sein Bett und wenn er kam, brachte er Geschenke; aber er hielt sich in einer scheuen Entfernung, welche die Leidenschaft der Liebenden unbefriedigt hielt.

Als ein Beweis der ungeheuren Selbstsucht der Verbrecherin und daß sie für nichts sich interessirte, was nicht zu ihrem Wohlleben beitragen konnte, wird angeführt, daß sie von den ungeheuren Weltereignissen jenes Jahres (1813) sich später auch durchaus nichts entsann, als der großen Freude, die ihr ein Erlaß von 35 Thaler gewährte, welche sie von Seiten der Einquartierungscommission zurückerhielt. Ja, noch im Gefängniß, das Schaffot erwartend, bat sie, dem Senator, der ihr das verschafft, doch noch ihren innigsten Dank dafür auszudrücken! Mit gleicher inniger Freude erinnerte sich die Gefangene der Artigkeit, mit welcher der Accoucheur bei der Entbindung mit ihrer nachgeborenen Tochter Johanna (1814) sie behandelt. Er wäre gar zu niedlich und spaßhaft bei allen ihren Entbindungen gewesen.

Ihr ältester Geselle, ein geschickter junger Mann, hielt um die Hand der jungen Witwe an. Alles sprach für ihn, die Kinder liebten ihn. Sie lehnte höflich den Antrag ab, und der Geselle verließ bald nachher die Werkstatt; doch — um wieder zu kommen. Es schmeichelte der Eitelkeit der Miltenberg, — weiter wollte sie hier nichts — und der Antrag ward im Vertrauen Bekannten und Freunden mitgetheilt. Auch Gottfried, der darauf geantwortet haben soll (denn wir wissen es nur aus den Geständnissen der eiteln Verbrecherin): „Wenn ich das doch erlebte, daß Du Dich verheiratetest, die erste Kugel ginge durch meinen Kopf." — Die Mutter aber sagte ihr: „Nicht wahr, Du liebst Gottfried? Mit unserm Willen geschieht das nie." — Also ein Motiv zum spätern Aeltermorde.

Wir wissen von ihrem Gemüthszustande um diese Zeit mit Bestimmtheit, daß auch keine Regung von Gewissensbissen sich zeigte. Alle ihre Gedanken waren, wie die Furcht vor einer Entdeckung beseitigt, nur auf ihr Ich gerichtet. Dagegen stellten sich jetzt zum ersten Male geisterartige Visionen ein, welche in ihrem spätern Leben, und namentlich im Gefängniß, eine bedeutende Rolle spielen. Als müsse eine äußere Geisterwelt, eine Naturkraft es übernehmen, die verhärtete Stimme der eigenen Brust zu ersetzen, stiegen sie nicht wie Traumgebilde auf, die von der innern Seelenangst geboren werden, denn die Miltenberg erfreute sich, nach allen ihren Verbrechen des ruhigsten und süßesten Schlafes; sondern wenn sie wachte, von außen traten sie ihr entgegen. So stand sie einige Wochen nach Miltenberg's Tode vor ihrer Stube: „Es war Abend und auf der Diele finster. Auf einmal sah ich ein hell brennendes Licht, ganz niedrig an der Erde, die Hausdiele herauf schweben, bis vor meine Hinterstube. Da verschwand es." Drei Abende wiederholte sich dies. Ein anderes Mal kann sie sich gar nicht die Diele herunter finden. „Und wie ich in die Höhe sehe, kommt mir eine große Wolke entgegen. Ach, denke ich, daß ist Miltenberg seine Erscheinung."

Wenn man fragt, wie es der Verbrecherin möglich wurde, so vielfachen Betrug, solche Verbrechen zu begehen und dabei das Scheinleben, unter Beobachtung so vieler Augen, fortzuführen, ohne andere Unterstützung als ihre Schlauheit, so wird uns geantwortet, es sei um deswillen leicht geworden, da dieses Leben sich immer nur in dem engen, sich gleich bleibenden Kreise bewegte, wo sie die Personen, die ihre Welt ausmachten, und die Art, sich zu ihnen zu stellen, einmal sicher studirt hatte. Ge-

sellschaften wurden nicht gehalten; sie verkehrte nur mit Verwandten und Freundinnen, die sie weit übersah, und mit untergebenen Personen, deren Urtheil, wenn eins hätte da sein können, durch den höhern Stand der Madame oder durch die feste Ueberzeugung von deren Herzensgüte geblendet war. Um Ostern 1814 aber bekam sie eine erste Vertraute in ihrem neuen Dienstmädchen: Beta Cornelius. Nicht daß Beta die Mitwisserin ihrer Greuelthaten wurde und ihr dabei half, denn sie war ein braves, gottesfürchtiges Mädchen von arglos er Gutmüthigkeit, Anhänglichkeit, Fleiß und einer anspruchslosen Bescheidenheit; aber sie war das treueste und verschwiegenste Geschöpf, welches, ohne zu fragen, im guten Glauben für ihre Herrschaft Alles that und dabei eine seltene, unverbrüchliche Verschwiegenheit beobachtete. Beta that aber nicht allein Alles, was ihre Herrin sie hieß, sie betete dieselbe auch an, indem sie die Ueberzeugung hatte, daß es keine gutherzigere, liebevollere und bessere Herrschaft in der Welt gebe. Eines solchen Wesens bedurfte das auf den feinsten Selbstbetrug raffinirende Gewissen der heuchlerischen Verbrecherin.

Gottfried, wie liebevoll er auch war, wie nahe sie es ihm auch legte, zeigte durchaus noch keine Absicht, um ihre Hand zu bitten. Miltenberg stand ihm doch nicht mehr im Wege. Also mußte er einen andern Grund haben: ihre Kinder und ihre Aeltern! Ihre Phantasie spiegelte ihr die Schlüsse vor: Wären Deine Aeltern nur nicht dagegen, brauchtest Du nur das Vermögen nicht mit Deinen Kindern zu theilen, besäßest Du sogar deren vom Großvater erwartetes Vermögen — dann würdest Du Gottfried's Frau!

Sie, die Niemand liebte, betrachtete schon längst ihre Aeltern, trotz des Uebermaßes von Güte, womit sie die

Tochter überschütteten, als lästige Zwischenpersonen. Aber auch auf die Kinder hatte sie schon verdrießliche Blicke geworfen. Tage lang schickte sie dieselben aus dem Hause, damit Gottfried nicht an ihr Dasein erinnert werde. Selbst die nachtheiligen Reden der Nachbarn und Bekannten vermochten nichts dagegen. Die Kleinen überbrachten ihr an ihrem Geburtstage 1815 in rührender Feierlichkeit und mit den herzlichsten Wünschen ihre und die Geschenke der Großältern (Gottfried schenkte ihr ein Gesangbuch), aber unter den Thränen ihrer anscheinenden Rührung lauerten schon die kindermörderischen Blicke.

Um zur Gräfin von Orlamünde zu werden, fühlte sie, daß es noch eines Impulses bedürfe. Sie wünschte schon damals vom Schicksale einen Wink zu erhalten, selbstbetrügerisch durch irgend etwas von außen her sich bestimmen zu lassen. Sie wandte sich wieder an die Kartenlegerinnen, und befragte wenigstens vier derselben nach einander. Indem sie denselben die geheimen Wünsche ihres Herzens verrieth und ihnen so das Wort in den Mund zu legen wußte, erhielt sie von allen, dem Sinne nach, denselben Ausspruch: „daß ihre ganze Familie aussterben und sie allein übrig bleiben werde, um dann sehr gut leben zu können." Zugleich arbeitete sie aber mit scharfblickender Voraussicht auf die Zukunft hin, indem sie sich angelegen sein ließ, daß diese Prophezeiungen unter den Leuten bekannt würden. Wenn es dann so kam, so geschah nichts Anderes, als was die klugen Frauen längst vorausgesagt, und die Möglichkeit, daß sie ein Verdacht treffen könne, wurde mindestens weiter entfernt. Dies schlaue Verfahren ist durch vielfache Zeugenaussagen außer Zweifel gesetzt.

So mit dem festen Entschluß zur That gerüstet, erwartete sie nur die Gelegenheit zur Ausführung. Es

war ihr sehr willkommen, daß ihre Aeltern öfters von selbst ihres Todes gedachten, und die Mutter den Wunsch aussprach: „Das wünsche ich mir, Alter, vom lieben Gott, daß ich, wenn Du einmal stirbst, Dich nicht über acht Tage überlebe." Sie sagt: „Mutter saß dann oft Abends und hatte ihren Kopf auf Vaters Schultern gelegt, wenn sie (Beide) Das wünschten. Oft konnte sich Vater auch so froh fühlen, wenn er früher stürbe, daß Mutter nicht nöthig habe zu arbeiten." — Von jetzt an präparirte sie auch in ihren eigenen Reden das androhende Ereigniß. Ihre immer heitere Miene war oft umwölkt, sie antwortete mit Bibelsprüchen und frommen Redensarten: „Gott schaut in das Verborgene." — „Wir müssen die dunklen Wege der Vorsehung in Demuth verehren." (Später ihre Lieblingsfloskel bei allen Vergiftungen) und: „Was Gott thut, das ist wohlgethan." Zu ihren Freundinnen beklagte sie das unglückliche Schicksal, das ihr bevorstehe; denn es sei ihr prophezeiht: sie werde alle ihre Kinder verlieren.

Die alte Timm erkrankte. Eine Hoffnung für die Miltenberg, daß sie diesmal das Gift sparen könne. Aber trotz ihrer 14tägigen Pflege starb die Mutter nicht! Der alte Timm hatte inzwischen sein Haus an den Tischler Bolte verkauft. Während der Unruhe des Einziehens läßt sich die schwache Alte in das Haus der Tochter tragen, um dort ihre Gesundheit wieder zu gewinnen. Liebevoll mit kindlichster Herzlichkeit wird sie in dem schönen neutapezirten Zimmer aufgenommen, was der alten Bürgerfrau viel zu prächtig dünkt. Mutter und Tochter scherzen darüber. „Mutter, Du mußt denken, Du seist im Kindbett," und die Mutter lächelte herzlich.

Drei Tage nachher will, angeblich, die Miltenberg

etwas Kleidung für die Mutter aus deren Hause holen, da sieht sie ein Papier, mit Zwirn zugebunden, und drauf geschrieben: „Rattenkraut"; es war ihr: „als sei es ihr absichtlich in den Weg gelegt worden", und die Nacht konnte sie nicht schlafen vorm Gedanken: „Wenn Du nun doch keine Aeltern hättest, so könnte Dich doch Niemand hindern!"

Nach drei Tagen besserte sich der Zustand der Mutter. Die Unruhe der Tochter wuchs. Sie ging wieder hinüber zum Schrank und holt sich in Papier — ein weniges aus dem Packete. Aber wiederum verstreichen acht Tage. Die Mutter fällt so oft zurück, und es ist doch vielleicht nicht nöthig, von dem Gift Gebrauch zu machen. Sie wurde jetzt sichtlich wohler. Da trat einmal ihr Enkel Heinrich mit der Frage an ihr Lager: „Großmutter, ist es wahr, daß dem Kinde, welches nicht gut an seinen Aeltern thut, die Hand aus der Erde wächst?" Der Miltenberg schnitt das Wort durch die Seele; aber statt sie vom Vorsatz abzumahnen, bestärkte es denselben. Noch an demselben Tage — es war ein Sonntag — rührte sie den Arsenik in ein Glas Limonade, das Lieblingsgetränk der Alten. Oft hatte die Kranke gesagt: „Wenn ich nun besser werde, soll Gottfried mich mal auf Limonade tractiren."

Die Verbrecherin bekannte: „Denken Sie, während ich das Gift einmache, gibt mir der liebe Gott ein herzliches, lautes Lachen, daß ich erst noch selbst davor erschrak. Aber gleich besann ich mich, dies gäbe mir der liebe Gott ein zum Beweise, daß so Mutter nun bald im Himmel lachen werde."

Als sie das Gift schon getrunken, flogen auf ein Mal drei Schwalben zur Stubenthür herein und setzten sich auf die Krone des Himmelbettes. Die Miltenberg er-

chrak, ihre Kniee zitterten. Sie dachte, das bedeute den nkommenden Tod. Aber die Mutter sagte ganz ruhig: Süh mal! dre lütge Vogels!" (Sieh mal, drei kleine Vögel!) Schwalben kamen nie sonst, nach der Miltenerg Versicherung, in ihr Haus, noch nisteten sie auf em Hofe.

Das Gift wirkte. Schon Tages darauf verlangte die Mutter nach dem Abendmahl, und erhielt es. Sie ordete ihre kleinen Dinge an. Dem Ehemanne drückte sie ie Hand: „Wenn ich noch etwas erflehen darf: daß Du mir bald folgest." Der alte Timm antwortete: „In wei Monaten bin ich bei Dir," und er verließ das Zimer. Zur Miltenberg sprach sie darauf: „Wenn Dein Bruder als ein Krüppel kommt, pflege seiner" und hob eide Arme gen Himmel: „Ach könnte ich doch alle meine Kinder mitnehmen!" Erschöpft davon ruht sie, schien am ächsten Morgen ganz wohl, verschied aber in der Frühe, och ehe der alte Timm von drüben kam.

Bei der Leiche ihrer Mutter war die Miltenberg beonders ruhig. Eine Zeugin sagt sogar, sie sei lustig ewesen. Den Erfahrungssatz: daß Blut mit Blut verraut macht, drückte sie so aus: „Nachher, wie ich dies mehr versuchte, so bin ich abgehärtet worden."

Den Tag nach der Beerdigung ihrer Mutter (10. Mai) befand sie sich in dem Hinterzimmer mit der fünfierteljährigen Johanna, ihrer jüngsten Tochter, allein. Das schien ihr die gelegenste Zeit, und Johanna war uch das hinderlichste Kind in ihrem Verhältniß zu Gottried. Ohne Zaudern reichte sie der Kleinen ein Stück Kuchen von der Begräbnißfeier, und darauf Arsenik mit Butter fest geschmiert. Das Kind ward alsbald unwohl, Gottfried erquickte es mit Wein und Wasser und s ward ruhiger. Er ging um 10 Uhr zu Bett. „Als

es 11 schlägt, sehe ich in die Wiege — ach Gott! da war sie todt!" Bei Johanna's Ermordung, sagt die Miltenberg, habe sie einen großen Schreck gehabt. Dieser, wie alle ihre Gefühle liefen aber nur auf den Gedanken hinaus: „Sollte Dein Vater auch wol etwas merken, daß Du den Arsenik genommen hast!"

Ihr Schreck galt wol nur der Ueberraschung, daß das gefährliche Stück so leicht von der Hand gegangen war. Es lachte in ihr auf zum Fortfahren.

Adelheid, ihr ältestes Kind, gewöhnlich Adeline genannt, war seit acht Tagen krank gewesen; aber es täuschte die Hoffnung der Mutter, daß es von selbst sterben werde. Als sie Adelinen so unerwartet genesen sah, gab sie ihr auch von dem Butterkuchen mit Gift und das Kind starb nach einigen Tagen am 18. Mai. Im Todeskampfe umklammerte es die Mutter, aber diese blieb dabei ruhig.

Das oben erwähnte Oelgemälde, das englische Mädchen, welches der alte Miltenberg seiner Schwiegertochter schalkhaft übers Bett gehängt, hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit Adelinens Gesichtszügen gehabt. Jetzt holte die Mutter dieses Bild unter Thränen hervor, ließ einen schönen Rahmen darum machen, hing es auf und nannte es ihre Adelheid.

Der alte Timm, der fast täglich das Grab seiner Frau besuchte, hatte den Schmerz gehabt, auch dem Leichenbegängniß zweier Enkel folgen zu müssen. „Bei Deinem dritten Kinde ist Dein Vater nicht mehr da," sagte er zur Tochter, und sie nahm es als Auffoderung des Schicksals, nun ihn an die Reihe zu bringen. Er pflegte immer gestärkt vom Besuche des Grabes seiner Frau zurückzukehren; um deshalb ward es nöthig, ihn ernsthaft anzugreifen. Am Sonntag Abend, zwei Wo-

chen nach Adelinens Tode, gab sie ihm gehörig zubereitete Suppe. „Wenn Du mich so pflegst, wirst Du Deinen Vater noch lange behalten," sagte er, indem er die Suppe verzehrte. Sie erschrak, und brachte den Vater nach Hause. In der Nacht entkleidete sie sich nicht, in der Erwartung, jeden Augenblick gerufen zu werden. Um 4 Uhr Morgens wird auch wirklich ans Hausthor geklopft, ein Bote vom Tischler Volke meldet: der alte Timm sei niedergefallen und verlange nach der Tochter; der Vater wünschte, daß seine Miltenbergin nicht mehr von ihm gehe. Er litt, nach den Zeugenaussagen, entsetzlich. Zwei Frauen bekunden, daß die Tochter dabei froh, ja lustig gewesen. Möglich, daß die spätere moralische Entrüstung die Erinnerung der Zeugen färbte, möglich, daß es geschah, um den Vater zu beruhigen; fast wäre die Heuchlerin zu sehr aus ihrer Rolle gefallen. Sie entsann sich, daß Wasser und Wein ihre Johanna ruhig gemacht. Sie holt es; als sie wiederkommt, sitzt der Vater an der Erde. Nachdem er eine Tasse Wein getrunken, redet er irre, phantasirt von der seligen Frau, die er auf seinem Bette sitzen sieht, ordnet noch Mehres an, und stirbt darauf am 28. Juni.

Diese vier Vergiftungen gingen ohne allen Verdacht ab. Kinder sterben leicht hin. Die alten Leute hatten längst ihr Ende erwartet. Auch des Letztern Tod hatte nicht die geringste Gemüthsbewegung bei der Mörderin veranlaßt und sie entsann sich später kaum der Umstände, wie der Vater beerdigt wurde.

Ein einziges Kind, der fünfjährige Knabe Heinrich, war noch übrig. „Mutter, warum nimmt Dir der liebe Gott alle Deine Kinder?" fragte sie das Kind. Ein Dolchstoß in ihr Herz, aber zugleich

eine Mahnung, auch an die Wegräumung dieses letzten Hindernisses zu schreiten.

Sie gibt ihm Gift. Er richtet sich am zweiten Tage ängstlich in die Höhe. Da ergreift sie — zum ersten Male — eine Angst. Sie ruft ihre Beta, geschwind Milch zu bringen. „Ach wenn in dem Augenblicke eine fremde Person bei mir gewesen wäre, so hätte ich mich ja verrathen! Denn Milch soll ja Gegengift sein!" Das waren ihre Reflexionen über den Mord ihres letzten Kindes! Ob sie ihm wirklich Milch gegeben oder nicht, war ihr nicht erinnerlich. Der kleine Heinrich phantasirte auf seinem Krankenlager: „O Mutter, wie lacht Adelheid! Da steht sie auf dem Ofen... Da steht mein Vater... Bald bin ich im Himmel!"

Unter unsäglichen Schmerzen starb der Knabe am 22. September. In 5 Monaten, vom Mai bis September 1815 hatte die Miltenberg ihre beiden Aeltern und ihre drei Kinder ermordet.

So viele Todesfälle, in so kurzer Zeit hinter einander, waren doch auffällig. Ihre Thränen, ihre frommen Sprüche vom Anbeten der dunkeln Wege der Vorsehung konnten nicht allen Verdacht abwenden. Es verbreitete sich das Gerücht, es könne mit den Todesfällen im Miltenberg'schen Hause nicht mit rechten Dingen zugehen. Die Freundinnen hinterbrachten mit theilnehmendem Kummer das Gerücht der Witwe und verlangten, daß sie, um die schändliche Nachrede niederzuschlagen, die letzte Leiche seciren lasse. Mit vollkommener Ruhe kam sie dem Wunsche entgegen. Die Leiche ward, in Gegenwart vieler Zeugen, von einem Arzte secirt, und derselbe gab die Versicherung: Der Knabe sei an einer Verschlingung der Eingeweide gestorben. Jeder Schatten von Verdacht mußte darauf weichen.

Eine schmerzliche, langwierige Krankheit befiel n
iesem letzten Morde die Verbrecherin. Sie erkan
arin keine vergeltende Gerechtigkeit, keine Warnu
Von jetzt an begann aber ihre werkthätige Wohlthä
eit. Sie ließ nicht die Armen zu sich kommen, sie su
ie auf. Kranken und Wöchnerinnen bereitete sie Sp
en, erbot sich zur Pflege. Wo der Ruf einer Bedü
igen ihr Ohr erreichte, sie eilte und bot das Ihre d
hr beizuspringen. Der Ruf eines hülfreichen Eng
onnte ihr kaum entgehen. So schenkte sie den bedü
igen Schwestern ihres Vaters ein Stück Landes, n
es zu dem Erbtheil gehörte, das ihr zufiel.

Das Geld an sich war nie das Ziel ihrer Wünsc
Sie war nichts weniger als habsüchtig. Sie brau
s nur zur eitlen Vergeudung, zu ihren noch eitlern G
henken und Wohlthaten. Aber sie brauchte fortw
end Geld. Sie nahm Anleihen auf, deren Wiedererst
ung im weiten Felde war. Sie ließ sich von Kauf
Geschenke über Geschenke geben und wußte ihn di
nen neuen Kunstgriff zu immer fortgesetzter Freigeb
eit zu stimmen. Sie habe nämlich die Ahnung ih
aldigen Todes, als eine Folge ihrer unglaublichen L
en. Kinder habe sie nicht, und was er ihr schenke o
ihe, gebe er seinen eigenen Kindern, denn sie set B
ns, dieselben zu Erben einzusetzen.

Da erschien im Mai 1816 unerwartet ihr Bru
s Bremen; eine Erscheinung, welche auch in and
häusern keine freudige Ueberraschung hervorgebracht hä
Man hatte den verlorenen Sohn, der in Münster
812 als Stellvertreter anwerben lassen, zur katholisc
Religion übergegangen war, und von dem die letz
Nachrichten aus Paris waren, längst für todt gehal
Die Schwester hatte seine Habseligkeiten verkauft u

ein Erbtheil hatte er kaum, bei den vielen Verwendungen zu seinem Besten, noch zu fodern. Da klopft er, zerlumpt, krüppelhaft, den Tod anscheinend in den Gliedern, an das Haus seiner Schwester. Die Heuchlerin verleugnete sich zum ersten Male, das heißt, sie fiel, aus der Rolle. Eine elegante Dame konnte einen solchen Bruder unmöglich mit Vergnügen aufnehmen. Sie erschrak, und wäre es nicht vor den Leuten gewesen, sie hätte ihm den Eintritt ganz verwehrt. Sie logirte ihn in eine schlechte Kammer. Die Geschichte des Bruders gehört nicht in diese, an Ereignissen und Schrecknissen schon überreiche der Verbrecherin. Außerdem, daß sie sich dieser Verwandtschaft schämte, daß sie ein neues Hinderniß der Heirath mit Gottfried werden könnte, hegte sie noch die Furcht, daß ihr Bruder doch noch eine Erbschaft verlangen möchte. Rasch war ihr Entschluß gefaßt.

Am Freitag oder Sonnabend war der Bruder angekommen, am Sonntag Mittag wurde er mit einem Gerichte Schellfisch vergiftet. Nachmittags ward er in einem Wirthshause furchtbar krank und konnte sich kaum nach Hause schleppen. Die Schwester mußte ihn, der Jugendbekannten wegen, die sich bei seinem Krankenbette einfanden, anscheinend sorgsam pflegen. Aber nach seiner schweren Krankheit muß der arme Bruder sich aus seiner schlechten Hinterkammer in die höchste Bodenkammer schleppen lassen. Die Verbrecherin gibt als Grund für diese Grausamkeit an: daß auch der Bruder sich geäußert, mit seinem Willen solle sie den Gottfried nicht heirathen, und sie habe Letzteren täglich zurückerwartet. Der Kranke gerieth in die Hirnwuth, phantasirte von seinem Pferde und seinem Liebchen, redete seinen Lieu-

tenant an, wenn die Schwester bei ihm stand, rief vive 'empereur! und war Abends am 1. Juni todt.

Wer sollte sich wundern, daß ein invalider Krüppel, dem die Füße in Rußland erfroren waren, und der, voll kranker Säfte, vielleicht ein Lazarethfieber mitbrachte, in französischer Husar, dem, trotz seines Passes, kein Dorfschulz ein Nachtlager geben wollte, den der patriotische Haß genöthigt, auf offenem Felde zu schlafen, seit r die deutschen Grenzen betreten; wem fiel es auf, daß in solcher verlorner Mensch bei der Heimkehr krank vurde und starb? Die Witwe übte außerdem die Vorsicht, bei den vielen Krankheitsfällen in ihrem Hause mit lerzten und Krankenwärterinnen zu wechseln.

Die Aeltern waren todt, die Kinder weggeschafft, er Bruder ins Grab geschickt, was hielt Gottfried noch b, sie zu heirathen? — Vielleicht den Kaufmann das Handwerk, welches sie betrieb? Es war ein gutes Brot, ber es foderte eine Thätigkeit, welche sie, an andere Beschäftigungen gewöhnt, allmälig anwiderte. Sie gab as Geschäft auf, und damit den letzten äußern Halt egen die Stürme in ihrem Innern. Es fiel die letzte norsche Stütze; sie selbst äußert darüber: „Ich kam durch außer Thätigkeit — wie glücklich macht die Arbeitsamkeit! — jetzt war ich mir allein überlassen."

Gottfried kam von einer Reise zurück. Leidenschaftich empfing ihn die Witwe, mit deutlichen Worten foerte sie ihn zur Eingehung der Ehe auf. Er wich aus. Vielleicht im Vorgefühl einer bevorstehenden, schweren Krankheit, vielleicht in dunkler Empfindung „des gewissen von Vielen schon verspürten Grauens vor der

Frau." Wie die Erhitzte, Gekränkte darüber dachte, ergibt sich aus einer ihrer vertraulichen Aeußerungen, indem sie es als etwas ihr selbst Unbegreifliches vorstellte, daß sie Gottfried, der damals krank wurde, nicht vergiftet habe: „Denken Sie, damals hatte ich Gift in der Commode, und doch fiel es mir nicht ein, Gottfried etwas zu geben."

Sie gab ihre Hoffnung nicht auf. Der kranke Gottfried ward mit aller Aufopferung gepflegt; bei augenblicklichen Geldbedürfnissen zahlte sie für ihn, indem sie ihre eigenen Effecten versetzte. Er genas unter ihrer Pflege, und schien endlich den Netzen, die sie um ihn spannte, zu erliegen. Beim Punsch am Sylvesterabend 1816 auf ihrem Sopha kosend, „verließ uns, wie die Verbrecherin sich ausdrückt, die Tugend." (!?) — Die Folgen stellten sich ein! Nun mußte doch Gottfried, der gutmüthige, redliche Gottfried, auf ihre Wünsche eingehen. Aber er glaubte, daß Kassow der Vater sei, oder eine dunkle Ahnung, welche Schlangen aus dem Busen des liebreizenden Weibes hervorzückten, durchschauerte ihn. Ihrem Jammer über den Verlust ihrer Ehre begegnete er nur mit dem Rathe, „unten im Lande," wo er Bekannte habe, heimlich Wochen zu halten.

In Thränen schwimmend, flammte jetzt ihr Haß gegen Den auf, um den sie solche Opfer umsonst gebracht haben sollte. Nicht mehr um seine Person war es ihr zu thun — ihre Sinnlichkeit war befriedigt, oder erwartete keine mehre Befriedigung — es galt seinen Rang, sein vermeintliches Vermögen. Dazu die Furcht, durch ihre Niederkunft, die sie umsonst durch Abtreibungsversuche zu vermeiden gesucht, um die sorgsam gehütete bürgerliche Ehre zu kommen.

Sie wandte sich an seine genauesten Freunde. Die

leberredungskünste derselben wirkten; Gottfried und die Miltenberg machten ihre Verlobung bekannt. Sie hat-en schon die ersten Besuche mit einander abgestattet, als as innere Grauen ihn überwältigte. Er trat zurück: ‚Ich kann und will sie nicht zur Frau haben," agte er zu seinen Freunden, und ließ sich doch wieder berreden.

Schon waren sie zwei Mal an einem Sonntage auf-eboten, als die Angst sie folterte, er könne etwas von hren Thaten wissen und sie deshalb nicht heirathen wol-en. Auch kam ihr die sehr natürliche Ueberzeugung: ‚Er liebt Dich nicht, er nimmt Dich nur gezwungen; Du irst unglücklich mit ihm." Der längst gereifte Vorsatz: uch ihn zu vergiften, wurde zum Entschluß. Aber wäh-end sie sich dadurch von dem jetzt Lästigen befreite und an hm rächte, sollte das Gift vorher sie schneller zu ihrem er-ten Zwecke bringen. Der gezwungene Bräutigam schwankte a noch immer. Irgend ein dazwischentretendes Hin-erniß konnte sie um ihren neuerrungenen Gewinn brin-en; sie wollte durch einen moralischen Impuls ihn zu inem Entschluß nöthigen und sich sicherstellen.

Montag nach der Proclamation gab sie ihm vergif-ete Mandelmilch. Erbrechen und Diarrhöe erfolgten. Das Uebel griff mit Riesenschritten um sich. Schnell ward ein Prediger geholt, um die Trauung mit dem Sterbenden zu vollziehen. Nach der Copulation mußte ie Gottfried versprechen, sich nicht wieder zu verheira-hen. Er sagte: dann sterbe er ruhig. In der Nacht arauf, als unerhörte Schmerzen des Unglücklichen sich ur Raserei steigerten, soll er den Trauring mit wüthen-em Ingrimm zu Boden geschleudert haben. Nach der lussage der Verbrecherin fiel ihm der Ring vom Finger,

da er von der Krankheit so mager geworden. Er starb am 5. Juli, drei Tage nach der Trauung.

Wer hätte dem Argwohn Raum geben mögen, daß Gottfried's hochschwangere Braut ihren Bräutigam, das Ziel ihrer Wünsche, im Augenblicke, ehe sie es nach solchen Kämpfen erreicht, vergiften sollen! Ihr ungeheurer Schmerz erregte Aller Mitleid. „Was Sie an Gottfried verloren, werden Sie an Ihrem Kinde wiederfinden," suchte der Arzt sie zu trösten.

Alle diese bisherigen Thaten hatten ihre bestimmten Motive. Die Höllenmacht in ihrem Busen war dadurch so genährt, die Begierde zum Vernichten so gesteigert, daß jedes neue Verbrechen ihr in der Folge immer gleichgültiger, und der kleinste Beweggrund hinreichend wurde, es mit Verleugnung aller Gefühle und Rücksichten mit einer wunderbaren Ruhe und Selbstbeherrschung zu begehen.

Sechs Jahre lang, vom Jahre 1817 bis 1823, beging die Gottfried keine Mordthaten. Die Acten berichten auch nicht einmal von Vergiftungsversuchen.

Dagegen stellte sich unwillkürlich etwas von Reue ein, beim Gedanken: Was hat mir das nun Alles geholfen? In ihren Bekenntnissen heißt es: „Reue über den Verlust meiner Kinder habe ich, seit mein Heinrich nicht mehr war, oft genug empfunden. Ich schloß mich oft auf meiner Bodenkammer ein und weinte unbeschreiblich. — Ich konnte es nicht sehen, wenn den Kindern von ihren Aeltern Geschenke eingekauft wurden und wich dem Schmerze aus. — Wenn die Kinder aus der Schule kamen, mußte ich immer wegsehen. — Oft im

Mondschein saß ich im Garten; und wenn dann das große, schöne Erbe vor mir lag und ich mich darüber freute, dann durchfuhr mich oft der Gedanke, was für eine Person ich sei, der das gehörte! Dann schämte ich mich."

Sie tröstete sich aber mit dem Phantasiespiel, wie glücklich sie wäre, wenn sie reich genug wäre, allen Unglücklichen wohlzuthun, oder, wie sie ausdrücklich benannte, ihre Sünden wieder damit gut zu machen, und — selbst ohne Sorgen zu leben!

Nachdem die Motive, aus dem Geschlechtstriebe entspringend, ausgegangen waren, reichten für die Folge zwei schwächere Beweggründe: Sucht nach Genuß und eitlen Freuden und Sorge wegen ihres Auskommens, zu den neuen Verbrechen aus.

Eine neue Täuschung für die Mörderin. Sie hatte Gottfried für reich gehalten, statt dessen hatte er Schulden. Statt von seinem Principale 600 Thaler zu fordern zu haben, hatte dieser Principal an ihn 600 Thaler zu fodern, und die Witwe mußte mit der goldenen Uhr, der eleganten Bibliothek, einigen Kupferstichen und der Guitarre, den einzigen wirklichen Erbstücken, die sie übernahm, auch diese Schulden mit übernehmen. Diese Erbschaftslast scheint drückend; erscheint es für die Familie Gottfried aber nicht noch drückender, daß ihr unschuldiger Name um einer Ehe willen, die keine war, auf die Verbrecherin überging, und daß unter demselben ihre Schandthaten nun auf alle Zukunft übergehen werden? — Ein kleines Erbtheil hatte Gottfried noch in Regensburg stehen. Als aber seine Brüder der Witwe die drückende Lage einer reichgewesenen, jetzt verarmten Schwester vorstellten, wurde sie durch die ein-

mal übernommene Rolle der Mildherzigen genöthigt, so unangenehm es ihr war, von diesem Anspruch abzustehen.

Aber Geld mußte sie haben, baares; und Lügen, weshalb sie dessen bedürfe, waren stets zur Hand. Sie maß, zu Jedem in Vertrauen, ihrem seligen Gottfried eine Schuldenlast von 3200 Thalern bei, die sie tilgen müsse; außerdem dichtete sie ihm, wie schon früher ihrem Vater, eine uneheliche Tochter an, für deren Schicksal zu sorgen die Ehrenrettung des theuern Verstorbenen ihr gebiete. Sie erntete für dies ehrenhafte Benehmen die größten Lobsprüche ein.

Gottfried's nachgeborenes Kind war (2. October 1817) todt zur Welt gekommen. Die Stelle des Vaters schien bald, bei den noch immer großen und durch den Schmerz erhöhten Reizen der Witwe, durch mehre Bewunderer ersetzt zu werden. Auch der Ruf ihres Wohlstandes lockte noch immer Bewerber. Wie weit die Vertraulichkeit der Witwe mit den neuen Freunden gegangen ist, darüber geben die Acten kein gewisses Licht und die Gottfried leugnet alles Unerlaubte. Allerdings spricht der Umstand, daß sie diese Freunde nur benutzte, um Geschenke und Darlehne von ihnen zu erpressen, für diese Behauptung.

In vielfacher Berührung erscheint die Gottfried namentlich mit einem ungenannten angesehenen Manne, der als Herr X*** in der Biographie figurirt und bald als Liebhaber, Bewunderer, Beschützer, bald als Gläubiger auftritt. Er hat sie schon als Kind bewundert, den Vater auf die Pflanze aufmerksam gemacht, die er ihm verwahren solle, bis er von einer Reise zurückkehre. Er erscheint darauf immer als Freund in der Noth, Rathgeber, Tröster. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der selige Gottfried schon auf ihn eifersüchtig war. Er schoß alle nöthigen Gelder, deren die Witwe zu den Begräb-

nißkosten bedurfte, vor; auch später zu diesen und jenen edlen oder dringenden Ausgaben. Aber als ein wohlhabender Mann und sehr gewiegter Financier übte er seine großmüthigen Handlungen mit einem scharfen Umblick auf die pecuniären Verhältnisse seiner Freundin, und während er zu Anfang kaum eine Verschreibung annahm, sie mit Geschenken überhäufte, sein Kind der Gottfried zur Pflege übergab, drängte er sie später mit ernsten Mahnungen und Vorstellungen zur Sparsamkeit, mit sehr genauen Berechnungen, daß sie ihr Vermögen über ihre Kräfte verschulde, und gab um seiner Neigung willen keineswegs seine Foderungen an die schöne Schuldnerin auf. Er war der Erste, der ihre Aufrichtigkeit in Zweifel zog. Wenn sie wirklich in innigen Verhältnissen zu X*** gelebt, so war diese Liebschaft gewiß für sie eine der peinigendsten, wo der Liebhaber so klug, schlau und überdem ein Gläubiger war, der sie von Haus und Hof treiben konnte. Aber er blieb der Einzige ihrer Freunde, der vor ihrer Mäusebutter gesichert war. Sie konnte ihn wol vergiften, aber nicht die Papiere, welche in den Händen seiner Erben blieben. Der Gottfried Verhältniß zu X*** gehört zu den unklarern Partien ihrer Lebensgeschichte. Die Familie des Betreffenden scheint sowol von dem Herausgeber als von der Gottfried selbst geschont und von Letzterer gefürchtet worden zu sein. Obwol der Tod auf dem Schaffot ihr gewiß war, ist dies doch das Merkwürdige, in welcher Art sie ihre Geständnisse umhüllte und beschönigte, was dritte Personen anlangte, immer in der entsetzlichsten Angst, daß der Einfluß der Familie derselben ihr Schicksal noch erschweren, ihre Strafe verstärken könne.

Von den Geschenken und Komödienbillets (jeden Monat 4 Stück) und den Einladungen zum Essen u. s. w. fing

die Gottfried wieder an, wie sie sich ausdrückt: „von neuem zu leben!“ Ueber den Umgang und die Aufmerksamkeit von Seiten X***'s vergaß sie alle ihre Vergehungen (!) fing an ihn zu lieben, und glaubte die Glücklichste auf der Welt zu sein!!

Im Glück dieser Verbindung schlug sie drei ehrenwerthe Heirathsanträge aus, stets unter dem Vorwand, daß sie dem seligen Gottfried versprochen, sich nicht wieder zu verheirathen. Im Uebrigen war diese Verbindung auch um deswillen angenehm für die Sünderin, weil Herr X*** ihr in ihrem Umgange vollkommen freie Hand ließ. Sie hatte viele Miether, und einer derselben, der Commissionair Johann Mosees, trat, wie sie sich ausdrückt, „in des seligen Gottfried Fußtapfen.“ Er pflegte den Garten, sang, ging mit ihr spazieren. Und dabei war er sehr religiös! „Da wurde sein jüngster Bruder confirmirt. Ach das war eine schöne Zeit! Acht Tage zuvor betete er jeden Nachmittag mit seinem Bruder. — Wäre ich damals zu einem Prediger geeilt, und hätte ihm meinen Herzenskummer mitgetheilt! Denn durch diesen jungen Mann konnte ich wieder gut werden!“

Sie lebte „sehr glücklich, einig und zufrieden!“ Um diese Zeit knüpfte sie ihre alten Freundschaften wieder an, indem sie von ihren Freundinnen als eine unerhörte Dulderin betrachtet wurde: „Der liebe Gott legt mir ein schweres Joch auf, aber er macht mich auch stark!“ sagte sie. Einer Freundin wollte sie kaum Dräseke's Predigten leihen, aus Furcht, diese könnte das kostbare Buch verlieren; „denn das ist es, was mich einzig erhält“. Sie hatte aber nie ein Blatt darin gelesen. Es scheint während dieser Zeit des Stillstandes im Vergiften gewesen zu sein, wo sie allen Ernstes glaubte, durch ihre Wohlthätigkeitshandlungen alle auf ihrer Seele lastenden

Mordthaten wieder gut zu machen. Im Jahre 1819 war der Ruf, der sie zu einem Engel des Lichtes, zum Vorbild frommer Duldung und thätiger Liebe erhob, schon allgemein verbreitet.

Neue Heirathsanträge erfolgten, ein ehrenwerther Wittwer hielt in fast romanhafter Weise um sie an. Als ein solches Glück für die Familie wurde die Heirath betrachtet, daß selbst die Tochter des Mannes die liebe Wittwe bat: sie möge doch die Hand ihres Vaters nicht ausschlagen. Sie schlug sie doch aus mit den rührenden Worten: „Sie sind für mich viel zu gut.“ Dies demüthige Selbstbekenntniß war indessen nichts weniger als der Grund. Herr X*** war entschieden gegen diese Heirath, und die Gottfried klagte noch oft, daß sie den ehrenwerthen, wohlhabenden Mann nicht genommen, sie „hätte dann ohne Sorgen leben können, und wol nie wieder an Vergiftungen gedacht!“

Ihre Vermögensverhältnisse wurden immer verwickelter. Herr X*** sah ihr zu sehr in die Karten, er wagte zu eigenmächtige Eingriffe in ihren Wirkungskreis; dazu gab es nun auch ein ihrem sittlichen Rufe unvortheilhaftes Gerede. Sie suchte sich von ihm loszumachen; aber die drückenden Geldverbindungen ließen es nicht zu. Sie blieb abhängig von ihm bis zu ihrer Entdeckung.

Mosees war jetzt ihr Herzensfreund, ihre Beta nicht mehr Magd, sondern Freundin geworden, und wenn die alte Furcht sie beschlich, so bediente sie sich als Trost des Umgangs und der Liebe junger Mädchen. Um nicht im Alter allein zu stehen, schloß sie, speculativ in Allem, Bündnisse mit der Jugend. Zugleich gab das Zerstreuung und Aufheiterung von außen. Der erfrischende Umgang wirkte heilsam den Gespenstern des Wahnsinns entgegen. Die Mädchen herzten und küßten sie als ihre

liebste mütterliche Freundin, verehrten ihr Geschenke, versprachen unter theuren Gelöbnissen sie nie zu verlassen. Zwar klopfte dann zuweilen das Gewissen an; sie dachte, wenn sie mit den Kleinen am Kirchhof vorüberfuhr: „Deine Kinder ruhen im Grabe, und es wurde so still in ihr." Es blieb aber beim Klopfen; sie that die Thür nicht auf.

Es trieb sie aus dem Hause, an dem so viele Verbrechen hafteten. Auch war ihre Beta an den Küfer Schmidt inzwischen verheirathet. Ihr fehlte deren zerstreuender Umgang, und sie wollte X*** Besuchen entgehen. Sie bezog eine elegante, freundliche Wohnung in der fashionablern Oberstraße bei Herrn Eckerlien. Die Zerstreuungen, welche die Aussicht auf die belebte Passage darbot, konnten ihre innere Unruhe indessen nicht beschwichtigen. Willkommen kam ihr deshalb eine Einladung zu einer in Stade verheiratheten Freundin, die in größern Verhältnissen sich bewegte, als die Gottfried in Bremen konnte, und wo die schöne, liebenswürdige Witwe mit besonderer Zuvorkommenheit aufgenommen wurde. Der vornehmen Rolle, die man sie spielen ließ, mußte sie auch in allen Dingen gemäß auftreten. Sie mußte ihre vermuthete Wohlhabenheit durch Freigebigkeit äußern. Plötzlich fand sie, zu ihrem Schrecken, ihre Kasse erschöpft.

Schnell weiß sie Rath. Ihr Geld ist ihr gestohlen worden. In einem günstigen Augenblick ergreift sie das Schlüsselbund ihrer Freundin, dreht den Bart eines Schlüssels in ihrem Commodenschlosse ab, wirft den Schlüssel weg, macht Lärm. Die Commode wird geöffnet. Es ist richtig, ihr Geld fehlt. — Alles lief glücklich ab. Wer konnte an ihrer Angabe zweifeln? Nur eine Magd, mit der die Herrschaft schon unzufrieden war, kam in Verdacht, und entlief, ward später ergriffen und

während einer langwierigen Untersuchung in Haft behalten. Die Richter kamen ins Haus zur Feststellung des Thatbestandes des Diebstahls. Sie sollte ihn beschwören. Aber etwas hatte die Gottfried nicht voraus bedacht: die gerichtliche Untersuchung. Zurücktreten konnte die feine, vornehme Dame nicht ohne ihr ganzes schwer errungenes Ansehen bloß zu geben. Sie schwor und beging den ersten Meineid. — Dieser unangenehme Vorfall wurde indessen bald durch die Zerstreuungen des vornehmen Lebens ganz in den Hintergrund gedrängt. Madame Gottfried, allenthalben geehrt, geschmeichelt, konnte nicht wieder fort. An Gelde gebrach es ihr nun nicht mehr, und als sie endlich zurückkehrte, begleiteten sie die dringendsten Einladungen, wiederzukehren.

In Bremen dagegen erwarteten sie die alten Erinnerungen und neue Sorgen um die Zukunft. Herr X*** drängte, und sie schuldete ihm bereits mehre tausend Thaler. Ihre Immobilien, 1817 nur mit 2500 Thalern belastet, waren jetzt schon mit über 5000 Thaler verhaftet; sie schienen dem Liebhaber und Gläubiger zu keiner weitern Sicherheit genügend. Da, in ihren Nöthen, meldete sich ein neuer Freiwerber, der Stiefsohn ihres Bruders Eckelien, den dieser Ehrennamen selber ihr aufs dringendste anempfahl. Zimmermann war ein Modewaarenhändler, von rechtlichem Charakter, der einem einträglichen Geschäfte vorstand, und jedenfalls mußte diese Verbindung bei ihren jetzt so zerrütteten Vermögensumständen als ein Glück betrachtet werden.

Auch war ihr der Heirathsantrag sehr willkommen. Aber heirathen konnte sie den Mann nicht; sie konnte überhaupt nicht mehr daran denken, eine eheliche Verbindung einzugehen. „Ihr ganzes Wesen war geistig und körperlich nur eine große Lüge, ein Schein ohne We-

fen, unfähig, den durchschauenden Blick täglicher, eng vertrauter Beobachtungen eines Ehegatten zu ertragen. Ihr Körper mit übertünchten Wangen, elfenbeinernem Gebiß, falschem Busen und einer durch zehnfache Kleidung erkünstelten Wohlbeleibtheit, worunter sich ein sündenabgezehrtes Gerippe verbarg, stand mit ihrer Seele im Wetteifer der Heuchelei, zur Verbergung des Wahren steter Aufmerksamkeit bedürftig. Aber noch schwerer, ja unmöglich, war der Verbrecherin die bei täglichem ehelichem Zusammenleben erforderliche Spannung zur heuchlerischen Verbergung ihres wahren Innern."

Heirathen konnte, heirathen wollte sie Zimmermann nicht; aber sie hatte ja auch ihren Gottfried nicht eigentlich geheirathet, sondern nur die kurze Ehe mit ihm zur Erringung der möglichsten Vortheile benutzt. So wollte sie auch den neuen Bewerber benutzen; wie? das würde schon die Gelegenheit eingeben. Vorerst lehnte sie den Antrag so bescheiden ab, daß er wiederholt werben mußte. Sie theilte ihn X*** mit, der ihr wider Erwarten dazu rieth; sogleich nutzte sie es, ihn um ein Darlehn von 300 Thaler zu bitten, um ihr Leinenzeug zur Hochzeit in Stand zu setzen. Sie erhielt das Geld und das war der erste Vortheil vom Antrage. Zugleich aber versprach ihr X***, seine Capitalien nicht, wie er gedroht, zu kündigen, damit der Credit ihres Bräutigams nicht leide; der zweite Vortheil.

Das errungene Geld ward sofort angewandt, um sich in den Augen der alten und wackern Aeltern Zimmermann's einen Schein von Wohlhabenheit und Reichthum zu geben, was sie auch als eine gute Partie erscheinen ließ. Nun wurde das Versprechen, welches sie Gottfried gethan haben wollte, nicht wieder zu heirathen, als letzte Schanze gegen den Stürmenden aufgestellt, wobei a

einiges Blut lassen sollte. Sie hatte gerade 200 Thaler Schulden zu bezahlen. Mit Freuden streckte Zimmermann, der es als einen Prüfstein seiner Liebe ansah, das Geld der reichen Frau vor. Auch als des seligen Gottfried Principal um die Rückzahlung der 600 Thaler sie anging, war Zimmermann aus denselben Gründen gern bereit, das Geld vorzuschießen. Sie fiel ihm darauf um den Hals und der Bund war geschlossen.

Dies der dritte baare Vortheil. Sie benutzte das Verlöbniß aber auch, um sich mit ihrer Freundin Maria Heckendorf auszusöhnen, welche ihr den Umgang mit X*** nicht vergeben wollte. Was konnte sie aber nun dagegen sagen, als ihre Freundin die Braut eines Mannes wurde, der, wie Jene versicherte, obgleich ein Modewaarenhändler, nichts lieber las, als „die Stunden der Andacht," der fromme Aeltern hatte, mit denen wieder zum heiligen Abendmahl zu gehen, die Gottfried sich freute.

So schien, wenn nicht Alles, doch viel, was sie wünschte, erreicht, als Freundeseinflüsterungen den Bräutigam dringend vor der einzugehenden Ehe warnten. Man machte auf ihre gefahrbringende Nähe, auf das Verhältniß mit X*** aufmerksam, und die Gottfried befürchtete mit Grunde, daß er wanke. Mit schnellem und wohlberechneter Entschlossenheit spielte sie jetzt die durch Mittheilung der Nachreden zu Ungunsten ihres Rufes tief Verletzte, erklärte sich weinend für ein Opfer der dunkeln, unerforschlichen Wege der Vorsehung und entschlossen, keinen Glücklichern mehr an ihr unglückliches Loos zu knüpfen. Sie wollte zurücktreten. Natürlich wollte der wackere Zimmermann nun nichts davon wissen. Es kam wieder zur Vereinigung; aber die Gottfried zog den richtigen Schluß: wer sich einmal überreden lasse, könne es auch ein zwei-

s Mal. Zimmermann konnte von ihren großen Schul-
en an X*** hören, er konnte, erschreckt, zurücktreten
nd seine eigenen Darlehne zurückfodern. Dies mußte
erhütet, ihre bisher errungenen Vortheile mußten ge-
chert werden; darum: „dachte sie, sie wollte diesen Ver-
uch mal machen," d. h. ihn mit Mäusebutter ver-
iften. Sie hatte nämlich einige Tage zuvor solches in
en Zeitungen zum Verkauf ausgeboten gelesen, und hatte
ogleich die Neugier empfunden, ob dies wol auch wie
rsenik auf Menschen wirke, und sich deshalb durch ihre
Zeta eine Kruke davon holen lassen.

Sich noch mit diesem Verlobten auf dessen Todten-
ette copuliren zu lassen, kam ihr nicht in den Sinn.
r hatte zu wenig wirkliches Vermögen, und die Täu-
hung bei der Verheirathung mit Gottfried war ihr noch
u erinnerlich; auch hätte eine Wiederholung der Ge-
chichte bedenkliche Gerüchte erzeugen können. Sie wollte
hn nur einfach vergiften und bei der Gelegenheit sehen,
oas diese Vergiftungsprocedur etwa noch für sie abwürfe.

Zimmermann sollte indessen keines schnellen Todes
terben. Theils hätte das neuen Verdacht erregen können,
heils hatte sie sich auf die Rolle präparirt, während
iner langen schmerzlichen Krankheit ihn mit aufopfern-
er Liebe und Treue zu pflegen. Dabei konnten Ver-
nächtnisse für sie abfallen, welche der durch Erfah-
ung Gewitzigten lieber waren als ganze Erbschaften. Er
rhielt daher gegen Ende April 1823 nur eine mäßige
Portion Mäusebutter auf Zwieback.

Um dieselbe Zeit erhielt aber auch ihre Freundin
Maria Heckendorf eine ziemliche Portion, weil diese
ich zu vorlaut und eindringlich über das Verhältniß zu
E*** geäußert, vielleicht auch, um sie von Besuchen bei
er Gottfried abzuhalten, während diese ihre ganze Sei-

steskraft an Zimmermann's Krankenbette aufbieten mußte. Endlich gab es auch erwünschte Gelegenheit, an deren Krankenlager zu beweisen, wie sie sich einer Freundin annehme, die gegen sie vor der Welt gesprochen hatte.

Das Mäusegift wirkte sehr schnell bei beiden Personen. Die unglückliche Maria erkrankte sehr heftig. Aber das Gift, das hier nicht wiederholt beigebracht wurde, bewirkte nur bei der in bedrängten Verhältnissen und von ihrer Hände Arbeit Lebenden eine Lähmung der Hände und Füße. Im Uebrigen siegte ihre starke Leibesbeschaffenheit über das Gift und sie blieb am Leben.

Auch Zimmermann's starke Gesundheit widerstand länger den Angriffen. Nach acht Tagen konnte er sich schon wieder aufrichten und die Verlobte durch einen Besuch überraschen. Sie mußte ihn ernsthafter anfassen. Er erhielt ein gebraten Hühnlein mit Pflaumen, die ihn niederwarfen und nicht wieder aufkommen ließen. „Willst Du Erbin meines Vermögens sein?" fragte der Todkranke, nach Angabe der Verbrecherin, dieselbe. Sie erinnerte ihn an seinen Bruder. Er antwortete nun: „So sollst Du, was ich Dir gegeben, als Geschenk annehmen; aber versprich mir, daß Du gleich nach Hannover reisen willst zu Deinem Cousin. Denn wenn ich todt bin, was wollen die Leute mit Dir machen?" Diese Warnung scheint wirklich aus liebender Besorgniß erfolgt zu sein. Zimmermann kannte die ungünstigen Gerüchte, die unter Einigen über seine Braut umgingen, und war doch zu zauberartig von ihren Blicken und Worten gefesselt.

Am 1. Juni 1828 gab Zimmermann unter entsetzlichen Aengstigungen und der treuesten Pflege seiner Braut den Geist auf. Deren Schmerz erschien natürlich grenzenlos, und jetzt war es, wo sie, um ihn ertragen zu können, „denjenigen Prediger ihres Kirchspiels,

tes Mal. Zimmermann konnte von ihren großen Schulden an X*** hören, er konnte, erschreckt, zurücktreten und seine eigenen Darlehne zurückfodern. Dies mußte verhütet, ihre bisher errungenen Vortheile mußten gesichert werden; darum, „dachte sie, sie wollte diesen Versuch mal machen," d. h. ihn mit Mäusebutter vergiften. Sie hatte nämlich einige Tage zuvor solches in den Zeitungen zum Verkauf ausgeboten gelesen, und hatte sogleich die Neugier empfunden, ob dies wol auch wie Arsenik auf Menschen wirke, und sich deshalb durch ihre Beta eine Kruke davon holen lassen.

Sich noch mit diesem Verlobten auf dessen Todtenbette copuliren zu lassen, kam ihr nicht in den Sinn. Er hatte zu wenig wirkliches Vermögen, und die Täuschung bei der Verheirathung mit Gottfried war ihr noch zu erinnerlich; auch hätte eine Wiederholung der Geschichte bedenkliche Gerüchte erzeugen können. Sie wollte ihn nur einfach vergiften und bei der Gelegenheit sehen, was diese Vergiftungsprocedur etwa noch für sie abwürfe.

Zimmermann sollte indessen keines schnellen Todes sterben. Theils hätte das neuen Verdacht erregen können, theils hatte sie sich auf die Rolle präparirt, während einer langen schmerzlichen Krankheit ihn mit aufopfernder Liebe und Treue zu pflegen. Dabei konnten Vermächtnisse für sie abfallen, welche der durch Erfahrung Gewitzigten lieber waren als ganze Erbschaften. Er erhielt daher gegen Ende April 1823 nur eine mäßige Portion Mäusebutter auf Zwieback.

Um dieselbe Zeit erhielt aber auch ihre Freundin Maria Heckendorf eine ziemliche Portion, weil diese sich zu vorlaut und eindringlich über das Verhältniß zu X*** geäußert, vielleicht auch, um sie von Besuchen bei der Gottfried abzuhalten, während diese ihre ganze Sei-

steskraft an Zimmermann's Krankenbette aufbieten mußte. Endlich gab es auch erwünschte Gelegenheit, an deren Krankenlager zu beweisen, wie sie sich einer Freundin annehme, die gegen sie vor der Welt gesprochen hatte.

Das Mäusegift wirkte sehr schnell bei beiden Personen. Die unglückliche Maria erkrankte sehr heftig. Aber das Gift, das hier nicht wiederholt beigebracht wurde, bewirkte nur bei der in bedrängten Verhältnissen und von ihrer Hände Arbeit Lebenden eine Lähmung der Hände und Füße. Im Uebrigen siegte ihre starke Leibesbeschaffenheit über das Gift und sie blieb am Leben.

Auch Zimmermann's starke Gesundheit widerstand länger den Angriffen. Nach acht Tagen konnte er sich schon wieder aufrichten und die Verlobte durch einen Besuch überraschen. Sie mußte ihn ernsthafter anfassen. Er erhielt ein gebraten Küchlein mit Pflaumen, die ihn niederwarfen und nicht wieder aufkommen ließen. „Willst Du Erbin meines Vermögens sein?" fragte der Todkranke, nach Angabe der Verbrecherin, dieselbe. Sie erinnerte ihn an seinen Bruder. Er antwortete nun: „So sollst Du, was ich Dir gegeben, als Geschenk annehmen; aber versprich mir, daß Du gleich nach Hannover reisen willst zu Deinem Cousin. Denn wenn ich todt bin, was wollen die Leute mit Dir machen?" Diese Warnung scheint wirklich aus liebender Besorgniß erfolgt zu sein. Zimmermann kannte die ungünstigen Gerüchte, die unter Einigen über seine Braut umgingen, und war doch zu zauberartig von ihren Blicken und Worten gefesselt.

Am 1. Juni 1823 gab Zimmermann unter entsetzlichen Beängstigungen und der treuesten Pflege seiner Braut den Geist auf. Deren Schmerz erschien natürlich grenzenlos, und jetzt war es, wo sie, um ihn ertragen zu können, „denjenigen Prediger ihres Kirchspiels,

welcher die meisten Zuhörer hatte," um eine öffentliche Fürbitte um Trost für sie ersuchte. Man erfuhr erst später, daß diese Fürbitte von ihr angeregt worden, und die Sache erregte nur Mitleid, aber nicht den geringsten Argwohn.

Zweihundert und dann sechshundert Thaler und das allgemeine Mitleid waren der baare Ertrag dieser Vergiftung. Zudem besorgte sie den Ausverkauf des Zimmermann'schen Modewaarenlagers, angeblich zur Zerstreuung und auf Wunsch der Erben und Verwandten. Außer daß die treuherzigen Erben ihr willig noch mehr gezahlt hatten, als das mündliche Vermächtniß des Bräutigams war, machte sie noch bei diesem Ausverkauf für sich Geschäfte. Die schöne, reizende, von so wunderbarem Unglück verfolgte Witwe am Ladentisch als Ausverkäuferin stehend, muß aller Wahrscheinlichkeit nach noch einen bedeutenden Zulauf von Käufern und Käuferinnen veranlaßt haben, und sie schlug dabei nicht unbedeutende Summen für sich unter.

Mit der gewonnenen Beute ging sie auf eine Zerstreuungsreise nach Hannover, wo die liebenswürdige Witwe, von einem väterlichen Verwandten empfangen, abermals in Kreise gerieth, die, weit über ihre Sphäre in Bremen, ihrer Eitelkeit aufs äußerste schmeichelten. Verwandte und Freunde suchten Alles hervor, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen, und das sanfte, geschmeidige, gemüthliche Wesen der Verbrecherin, verbunden mit ihrer glänzenden Toilette aus Zimmermann's Lager, verschafften ihr überall Zuneigung und das An-

sehen einer Dame von Stande. Sie war unerschöpflich in solchen Erfindungen, Erzählungen und Liebesbeweisen, welche die Zuneigung zu ihrer Person vermehren mußten; aber in ihren Briefen nach Hause erfand sie über das wirklich Erfahrene noch Manches hinzu, um auch in Bremen dadurch ihren Credit zu erhöhen.

Ihr Cousin Temme, im Hause des Herzogs von Cambridge, mußte bei dessen Rückkehr aus dem Palais von Monplaisir, welches er interimistisch bewohnte, in seine Stadtwohnung ziehen. Da diese zu klein war, schätzte ein Freund desselben, Herr Kleine, ein wohlhabender Beamter, es für eine Ehre, die kindlich-naive, heitere, lustige, lebenswohre, sanfte, gefühlvolle Frau in seiner größern Wohnung aufzunehmen; eine Frau, die ihre nach solchen Schicksalen so natürliche Schwermuth, der Gesellschaft wegen, auf so liebenswürdige Weise zu bewältigten wußte, die vornehm, freigebig und immer die Liebe und Güte selbst war. Man freute sich, wie die Musik die Leidende erwecken konnte. Als ein junger Mann die Arie sang:

Eingehüllt in Dunkel sind die Wege,
Gott, wie du uns führst!

war sie von der tiefsten Wehmuth ergriffen und wollte kein tröstlicheres Lied gehört haben, keines, das so auf ihr Schicksal paßte; sie bat um eine Abschrift, die man ihr später nach Bremen schickte.

An ihre Freundin Marie, die von ihr Vergiftete, schrieb sie die rührendsten Trostbriefe. Nichts konnte ihr so die Freude ihres Aufenthalts in Hannover verkümmern als die Nachricht, daß sie ihre Marie noch immer leidend wisse. Sie bat sie dringend, wenn das ihren Zustand lindern könne, noch mehr Bäder zu nehmen, gern wolle sie dieselben bezahlen. — „Verzage doch nicht. — —

Dein religiöser Sinn ahnet gewiß die dunkeln Wege der Vorsehung, die doch immer unser Bestes will; und wir Kurzsichtigen, sehen wir nicht auch oft ein, daß Alles zu unserm Besten geschieht? Laß uns ihm glaubend vertrauen. Er ist unser bester Vater." Zum Schluß, nachdem sie die liebste Freundin aufgefodert, ihr bei der Rückreise entgegen zu kommen, heißt es noch: „Du bist überzeugt, ich meine es gut und was ich sage, ist aufrichtig gemeint." So konnte sie auch ihren Freundinnen nicht genug Stammbuchblätter mit frommen Versen zuschicken.

Einst als sie Kaffee tranken, kam ein Hausirer, der allerhand ausbot, auch Mäusebutter. Die Gottfried schien kaum zu wissen, was das sei, und bat dann, ihr eine Kruke zu kaufen; aber sie affectirte eine solche Angst vor dem Gift, daß sie es nicht in die Hände nahm, sondern den jungen Herrn Klein bat, es für sie einzupacken.

Im November (1823) kehrte sie nach Bremen zurück. Diesmal hatte sie in Hannover Niemand vergiftet, auch kein Verbrechen begangen. In Bremen dagegen erwarteten sie Aerger über Aerger und Bedrängnisse ihrer Gläubiger. Da wurden Schulden eingefodert, die sie durch den Accord ihres Vaters für getilgt hielt. X*** drohte, und Kassow, der schon bei der Verlobung mit Zimmermann erkannt, daß es ein leeres Versprechen der Gottfried gewesen, seine Kinder zu Erben einzusetzen, fodert ungestüm seine Vorschüsse und hätte gern auch seine Geschenke zurückgenommen. Jener Magister, welcher die Ehe mit Miltenberg zu Stande gebracht, mußte die undankbare Mühe übernehmen, für Kassow als Vermittler bei der Gottfried aufzutreten. Ihre Antwortsbriefe sind merkwürdige Belege dafür, mit welcher Gewandtheit und

Hartnäckigkeit dieses Weib ihre Ansprüche zu vertheidigen wußte, und wie sie die Federn ihrer Freunde (denn die meisten Briefe ließ sie sich concipiren) zu gebrauchen wußte, um ihre Maske fortzuführen. Nur einzelne Stellen aus diesen Schreiben können wir uns nicht entheben zu ihrer Charakteristik hier auszuziehen: „Gott wird mich jetzt stärken; auf Alles bin ich gefaßt. Mit gutem Gewissen erscheine ich, wo Sie es wünschen; die Wahrheit soll und darf der Mensch reden." — „Ich bin nicht reich — aber ehrlich und redlich durchs Leben gehen, ist mein Vorsatz." — „O wie leicht irrt man in der Beurtheilung des menschlichen Herzens!! — Wie empfindlich der Schmerz ist, von Andern verkannt zu sein, und sich bei dem besten Willen höhnisch beurtheilt zu sehen, davon hat wol Keiner mehr Ursache als ich bei Ihren mir zugesendeten Briefen." — „O könnten Sie in mein Herz sehen! Sie haben eine Wunde geschlagen, die nie zu heilen ist." — „So unedel, wie Sie mich schildern, bin ich nicht; blos unglücklich. Wer hat mehr Thränen der Verzweiflung geweint als ich — und lebe dennoch! Glück gibt es nicht auf dieser Welt voll Mängel und Trübsal. Wer aber wahrhaft glaubt, wird und soll nicht untergehen." — „Mit Beschämung wird gewiß mancher Verleumder bereuen, mir wehe gethan zu haben. Reue bleibt nicht aus." — „Eine unglückliche Ehe war mein Loos, aber Vertrauen zu dem lieben Gott ließ mich Alles ertragen." — „Was nutzt die Schale, wenn der Kern nicht taugt? — Dem Reinen ist Alles rein. Gott ist Zeuge meiner unglücklichen Lage. Ach Herr (Magister) welch ein schönes Gefühl nach Aeltern und Mannes Tode so zu handeln, wie ich that! — Da ich am Sonntag zum heiligen Abendmahl gehe, werden Sie die Kürze meines Briefes verzeihen, indem mein Geist mit der hei-

ligen Handlung zu sehr beschäftigt ist. So gewiß ich dieses Mahl empfange, rede ich die Wahrheit."

So vertheidigte sich die Giftmischerin, um der Abbezahlung von 500 Thaler zu entgehen! Welche Kräfte sie anwandte, um dem Verdachte des Mordes auszuweichen, mag man danach berechnen. Zum Belege ihrer Kraft in der Heuchelei, mögen jene Auszüge genügen.

Aber das Drehen und Wenden half ihr nichts. Gerichtlich hätte Kassow schwerlich die 500 Thaler einfodern können; das böse Gewissen der Schuldnerin half dem Gläubiger, und sie sah sich zur Unterzeichnung eines Schulddocuments von 500 Thalern genöthigt. Von jetzt ab war ihr Leben eine fortgesetzte Angst vor ihren Gläubigern und eine ununterbrochene Kette von Versuchen, um anderwärts Geld aufzunehmen, um die dringendsten Gläubiger zu beschwichtigen und Zeit zu gewinnen. Die Special-Geschichte dieser Geldverlegenheiten können wir füglich übergehen.

Zur Einschränkung genöthigt, verließ sie ihre elegante Wohnung in der Oberstraße und bezog wieder ihr Erbhaus. Der Lehrer Sp—t und der fromme Commissionair Moses zogen gleichfalls zu ihr. Da wurde jeden Tag gesungen und gebetet. Aber, sagt sie: — „statt daß ich nun sollte anfangen still und fromm zu leben (!!!), that ich grade das Gegentheil. Ich fing an zu reisen, liebte geistige Getränke, lebte ungesittet, unordentlich, entwandte meinen Nebenmenschen das Ihrige, las gern Romane, tractirte, und wurde aufs Neue Mörderin!"

Im Frühjahre 1824 reiste sie abermals nach Hannover, ward freundlich im Klein'schen Hause aufgenommen, kehrte aber mit neuen Schulden, welche das vornehme Leben verursachte, nach Bremen zurück. So hatte ihr

der alte Herr Kleine 800 Thaler, angeblich zur schleunigen Abtragung dringender Schulden, vorgestreckt; aber auch das half ihr wenig.

Die einst wohlhabende Frau brauchte dringend 3 Louisd'or. Sie selbst wollte sich nicht mehr an X*** wenden. Eine langjährige Freundin der Verbrecherin, die Musiklehrerin Anna Meyerholtz, ward von ihr ersucht, bei dem gemeinsamen Freunde um die 3 Louisd'or für die Gottfried zu bitten. Umsonst, X*** wollte nichts mehr geben. Die Meierholtz lebte in dürftigen Umständen, von ihrem geringen Einkommen mußte sie noch einen blinden, achtzigjährigen Vater ernähren. Sie selbst konnte nichts geben, aber sie hatte mehre Wohlthaten früherhin von der Gottfried erfahren; sie erbot sich in ihrer Herzensgüte von den seit Jahren zusammengesparten Begräbnißkosten für den zu erwartenden Tod des alten Vaters ihr auf kurze Zeit die nöthige Summe zu leihen.

Ein schneller Gedanke durchzuckte die Mörderin, und in 24 Stunden wurde er zur That. Statt von dieser aufopfernden Liebe gerührt zu werden, beschloß sie, die hülfsbereite Freundin zu vergiften und ihres sauer ersparten Geldes sich durch Diebstahl zu bemächtigen.

Vergebens hat man sich bemüht, die Motive dieser That zu positiver Gewißheit an's Licht zu stellen. Befragt: warum sie das gethan, konnte sie unter Seufzen und Thränen nur antworten: „Ach, das mag Gott wissen!" Und doch war ein Grund vorhanden, auch außer dem Wunsch, das Geld eigenthümlich zu besitzen, was sie von der armen Freundin nur leihweise zu erhalten hatte; es war der instinctartige Reiz, der hier zum ersten Male wirkt und fürchterlich heraustritt. — Sie war im Besitz von vielem Gift und hatte so lange nicht vergiftet,

wenigstens nicht ordentlich, wirkungsreich vergiftet. Ganz hatte sie es freilich nicht lassen können, und darum versuchsweise Diesem und Jenem etwas eingegeben. Schon vor Pfingsten 1824 hatte sie einer entfernten Verwandtin, Antoinette L***g, aus irgend einer gehässigen Gesinnung, Mäusebutter auf Weißbrot gereicht. Im September desselben Jahres erhielt die sechsjährige Tochter des Lehrer Sp—t Gift; weil — die Gottfried ihre Mutter haßte! Ihr Freund, der fromme Moses, hatte ebenfalls vor Kurzem Mäusebutter erhalten, damit — die Gottfried während seines Unwohlseins seine Speisekammer bestehlen könnte.

Sie war jetzt auf die Höhe des Verbrechens gekommen, auf der wir die Zwanziger erblickt, da, wo die Sünde zur Lust, zum Bedürfniß wird. Das Vergiften hatte längst alles Schreckliche für sie verloren. Es war ihr ein Nahrungszweig geworden, und die Beschäftigung, die Arbeit und Spannung dabei ihre liebste Unterhaltung. Ihr fehlte ja schon seit lange alle und jede Thätigkeit. Wie ein Säufer, der einige Zeit sich des Trinkens enthalten hat, wenn er den Branntwein sieht, vor Verlangen zittert und ihm unterliegt, so trieb es sie schon zum Vergiften. Sie selbst sagt darüber: „Mir war gar nicht schlimm bei dem Vergiften zu Muthe. Ich konnte das Gift ohne die mindesten Gewissensbisse und mit völliger Seelenruhe geben. Es war mir, als wenn eine Stimme zu mir sagte, ich müsse es thun. Ich hatte gewissermaßen Wohlgefallen daran. Ich schlief ruhig, und alle diese ungerechten Handlungen drückten mich nicht. Man schaudert doch sonst vor dem Bösen; allein das war nicht bei mir der Fall. Ich konnte mit Lust Böses thun."

Der Grund war da: sie wollte und mußte vergiften, rdentlich vergiften, d. h. mit Erfolg, und es bedurfte nun ur noch eines äußern Anlasses. Den gab die Aussicht auf en Erwerb einiger Thaler; vielleicht auch die Furcht, aß X***'s schlimme Reden über die Gottfried auf die Reyerholtz einen üblen Eindruck gemacht haben könnten.

Nach so vielen Vergiftungsgeschichten, aus denen wir ie Verfahrungsart der Gottfried und die Wirkungen ires Giftes kennen, mögen wir über die folgenden, was ie sich überall ähnlichen Details betrifft, kürzer fortehen und nur die Motive näher betrachten. Die Musikehrerin erhielt die Mäusebutter bei einem Besuche bei er Gottfried, auf Zwieback geschmiert. Schon auf der Straße befiel sie ein starker Stuhlzwang und heftiges Erbrechen. Sie schrie auf dem Bette, „als wenn sie mit inem Schwert durchschnitten würde," griff die Umstehenen an, schleuderte sie von sich und starb am 21. März 825 furchtbar entstellt. — Natürlich war die Gottfried ie treueste Krankenpflegerin gewesen. Als eine gemeinhaftliche Bekannte ausrief: „Herr Jesus, die hat gewiß Etwas eingekriegt," schüttelte sie ruhig den Kopf, und adelte die Andere, daß sie sich von ihrem lebhaften Gefühl hinreißen lasse: „Möchten Sie dem alten Vater en Schmerz anthun?" Als der Arzt die Leiche öffnen ollte, kam er zu spät. Die Gottfried hatte, weil die eiche platzen wolle, die schleunige Einsargung durchesetzt. Niemand hegte Verdacht. Dagegen plünderte, ngestört durch die Gegenwart des blinden Greises, des chtzigjährigen Vaters der Ermordeten, die Gottfried deren Schränke, während sie vorgab, für den armen nun seier letzten Stütze Beraubten den Haushalt zu führen.

Es war um diese Zeit, wo sie Shakespeare's Hamlet

auf dem Theater sah. Als eine Freundin sehr gerührt war und weinte, sagte die Gottfried, sie solle doch denken, es wäre nur Komödie.

Nachdem sie noch eine dritte Erholungsreise im Frühjahre nach Hannover gemacht, fuhr sie in ihren Vergiftungsarbeiten fort.

Im Juli 1825 vergiftete sie, doch ohne tödtliche Folge, den schon erwähnten Lehrer Sp—t (wie schon früher dessen Kind), weil seine Frau ihr zuwider war.

Ihr lieber Miethsmann, der fromme Mosees, kränkelte schon seit Jahren an ihrem, demselben gelegentlich und, wenn sie grade daran dachte, beigebrachten Gifte. Als er im Begriffe schien, sie heirathen zu wollen, hielt sie es für an der Zeit, ihn ernstlich zu vergiften. Unter Kuß und Thränen gab sie ihm die stärkste Dosis, und er starb, vor Schmerz rasend, am 5. December 1825, nachdem sie sich versichert, daß er ihr ein bedeutendes Legat ausgesetzt hatte. Zum ersten Male schien sie beim Leichenbegängnisse dieses Opfers ihre Maske abzunehmen. Nach den Aussagen gegenwärtiger Zeugen verbarg sie nicht die kälteste Gleichgültigkeit, und zu einer neben ihr stehenden Frau sagte sie, während der Leichenrede: das sei nun die 21ste oder 22ste Leiche, die sie begraben lasse; es komme ihr grade vor, wie eine Hochzeit.

In ihrem Selbstbekenntnisse aus jener Zeit räumt sie ein, daß ihr damaliger Seelenzustand ein unbehaglicher und sie am liebsten allein gewesen sei, auch Unlust am Anziehen, an jeder Ordnung, ja auch an vielen Vergnügungen empfunden habe. Vorzüglich bedauerte sie,

daß, wenn sie sterbe, sie den Armen nichts hinterlassen könne, wie Andere thun, um ihre Sünden abzukaufen. Aber nie sei sie auf den Gedanken gekommen, sich etwas Leides anzuthun, „im Gegentheil, ich mochte gern leben. Ueberhaupt habe ich immer ein sehr zufriedenes Herz gehabt! Die kleinste Aufmerksamkeit machte mich so sehr froh."

Mosee's Vergiftung, zwar ein Capitalstück, genügte indessen nicht zum täglichen Brot. Sie übte und versuchte sich fortwährend in kleinern Vergiftungen, die schwerlich alle zur Kenntnißnahme der Richter gekommen sind. Um der unbedeutendsten Ursachen willen griff sie zu ihrer Mäusebutter. So wurde angegiftet ihre Magd, Lucie Block, auch das Kindermädchen des Lehrers Sp—t, Blandine Witzel (also schon die dritte Person in einer Familie, die Gift essen mußte, um des Hasses der Gottfried gegen die Frau willen, welche sie nicht vergiftete!), die Magd Sophie Luise Fette, in Diensten einer ihrer Mietherinnen. Schon wählte sie nicht mehr, noch verfolgte sie Einzelne, vielmehr gab sie, wenn der Zufall ihr die Personen zuführte. In ihren Geständnissen heißt es: „Zuweilen war ich Monate lang von dem Triebe frei; dann kam aber wieder eine Periode, wo ich mit dem Gedanken aufwachte: wenn Der oder Die kommen sollte, da solltest Du Etwas geben. Am häufigsten gab ich die Mäusebutter Personen, die mich allein besuchten, wo ich dann am häufigsten den Trieb fühlte."

Sie konnte oft, wenn sie einmal zum Nachdenken oder zur Beschäftigung mit sich selbst kam, sich darüber wundern, daß Alles so unentdeckt blieb. Zugleich hatte sie es aber in der teuflischen Heuchelei so weit gebracht, daß sie ihre Opfer in ihren Qualen noch necken mochte. Seit Jahren vergiftete sie fort und fort, jedoch in ge-

ringen Dosen, an ihrer Freundin Marie Heckendorf. Einst konnte sie, als von den Flecken die Rede war, welche in Folge des häufigen Giftgenusses im Gesichte entstanden, den Finger heben und im Tone warnender Liebe fragen: sie genösse doch wol nicht heimlich starke Getränke?

Mancherlei immer dringendere Geldverwickelungen zwangen sie, ihr Haus zu verkaufen. Von Anfang an schwebte ihr aber dabei vor, daß dasselbe über kurz oder lang wieder ihr als Eigenthum zufallen müsse. Deshalb hatte sie sich auch die lebenslängliche Nutznießung zweier Nebenhäuser, die zu ihrem Besten vermiethet wurden, vorbehalten, und fing ihr Lebensverhältniß mit dem Käufer, dem Radmacher Rumpf, so an, daß sie, in gewohnter Weise, durch verschiedene Vergiftungen, zu ihrem Zwecke zu kommen hoffte. Es gab hier eine Arbeit mit großem Ziel, und mit voller frischer Kraft ging sie an's Werk. Im Allgemeinen gaben ihr die Vorgänge mit Gottfried, Zimmermann und Mosee's die Grundzüge ihres Verfahrens an; die vorliegende Aufgabe foderte aber Vorarbeiten. Um einen Bräutigam zu gewinnen, der ihr auf dem Todtenbette sein Alles, oder den Theil davon verschreibe, den sie wünschte, mußte sie zuvor seine Frau und so viele Mitglieder der Familie, als nöthig waren, bei Seite schaffen. Wie dies zu bewerkstelligen, dazu fand sie in ihrer eigenen Geschichte genügende Anleitung.

Wie die Gottfried sich in das Vertrauen der Rumpfschen Familie einzuschleichen verstanden, wissen wir aus der Einleitung zu diesem Criminalfall. Sie betrachtete sich als Mitglied der Familie; wie in ihrem Verhältniß mit Kassow, spiegelte sie den neuen braven Freunden vor, daß sie, die alle Theuren auf dieser Welt verloren, doch Jemanden haben müsse, dem sie ihr Hab und Gut hinter-

lasse, und die Rumpfschen Kinder sollten ihre Erben werden. Schon aus dem Zusammenleben mit ihnen zog sie bedeutende Vortheile, indem sie bei ihrer Absicht, den Rumpf's ihr Alles zuzuwenden, eine strenge Scheidung des Mein und Dein für überflüssig hielt.

Die Ehefrau des Rumpf starb am funfzehnten Tage ihrer Entbindung, am 22. December 1826, wie Niemand zweifelte, in Folge der Niederkunft, in der That aber vom Genuß einer Haferſuppe. Als diese zu langsam wirkte, frischte die Gottfried drei Tage vor dem Tode das Gift noch einmal auf. Es schien, als werde sie selbst an theilnehmendem Schmerze sterben. Wer hätte gegen sie Verdacht schöpfen sollen, obwol bald darauf auch, wie angegeben, Magd und Amme, von ihr, aus Muthwillen oder kleinen Nebengründen, vergiftet, alle Qualen, die Folgen des Giftes, erlitten.

Nach einigen Wochen spielte sie gegen den Witwer auf eine Wiederverheirathung an. „Er wies, „von entschiedener Abneigung beseelt," den Antrag, wenn auch scherzend, doch bestimmt zurück, indem er erklärte, er werde nicht wieder heirathen, am wenigsten eine Witwe. Nun mußte auch er erkranken, und verdankte nur dem Umstande, daß er sich nicht wie die frühern Opfer, durch ihr einschmeichelndes Wesen zu Versprechungen und Vermächtnissen hinreißen ließ, die längere Fristung seines Lebens; freilich auch die langsamern Qualen.

Auch der Gottfried mochte dieser Vergiftungsproceß zu lange dauern; wenigstens gewährte er ihrer rastlosen Seele nicht Beschäftigung genug. Sie vergiftete inzwischen ihre treue Beta Cornelius, die jetzt verehelichte Schmidt, während der Abwesenheit ihres Mannes. Das Motiv waren 50 Thaler, welche Schmidt seiner Frau behufs der Kosten ihrer bevorstehenden Entbindung zurück-

gelassen hatte. Die Gottfried brauchte das Geld. Freilich sie brauchte auch ihre Beta, welche ihr, auch nach ihrer Verheirathung, noch immer die treuesten Dienste leistete. War es aber doch vielleicht ein krampfhaftes Verlangen der Verlornen, sich auch dieses letzten Trostes zu berauben, ein Kitzel der Verzweiflung, der nicht ohne Analogie dasteht. Ihre letzte Mäusebutter mußte die Wöchnerin verzehren, aber ihre gesunde Natur widerstand lange. Noch gebar sie einen Knaben; noch mußte die Todtkranke auch ihre dreijährige Tochter vor sich hinsterben sehen, indem das Kind von der vergifteten Kirschsuppe zu essen bekommen. Ein neuer Vorrath Mäusebutter, den sich die Gottfried schnell zu verschaffen gewußt, vollendete endlich die Zerstörung des kräftigen Körpers ihrer Beta. Kein Todesfall scheint sie auf gleiche Weise, wenn nicht erschüttert, doch später in der Erinnerung bewegt zu haben, als dieser und der ihres Sohnes Heinrich: „Ach ich bekenne, schrieb sie, zwei Menschen (Beta und ihren Mann) getrennt zu haben, die sehr glücklich waren, und die Beide ihr Leben für mich würden hergegeben haben."

Dieser Raubmord, durch den sie nur etwa 25 Thaler gewonnen haben will, genügte nicht, sie aus den Verlegenheiten zu reißen. Der alte Herr Kleine in Hannover drängte um die geliehenen 800 Thaler. Sie konnte nur mit Mühe einige hundert Thaler aufnehmen, um ihn einstweilen zu befriedigen. Dafür machte sie den Plan, nach Hannover zu reisen und dort den Vater Klein und „wo möglich auch seine Kinder zu vergiften", nicht um damit die Schuld zu tilgen, sondern um fürs erste von seinen Mahnungen befreit zu werden. Weiter gingen ihre Absichten selten; sie ging nicht habsüchtig auf Gewinn aus, sie wollte in der Regel nur aus einer

augenblicklich drückenden Verlegenheit gerettet sein und freien Athem schöpfen. Die Zukunft kümmerte sie wenig.

Voraus schickte sie Briefe über Briefe voller Zärtlichkeit an den lieben Vater Kleine, der ihr einziger Freund wäre, der ihr in den kleinsten Angelegenheiten seinen Rath schenken müßte, denn sie könne nichts thun, was er nicht billige. Dann trat sie mit einer vollen Kruke Mäusebutter ihre vierte und letzte Reise nach Hannover an.

Der Alte und seine Familie nahmen die Gottfried wie eine Tochter auf. Ihr ganzes Sinnen und Trachten war, ihr den Aufenthalt angenehm zu machen. Am 17. Juli präparirte sie ihm seinen Schinken zum Frühstück und am 24. gab er unter Erduldung namenloser Schmerzen seinen Geist auf. Nach der Secirung gab das ärztliche Gutachten als Ursach seines Todes die Gallenruhr an.

Am Tage darauf, am 25. erkrankte die ganze Kleinesche Familie, in Folge des Genusses einer Haferſuppe, an der der älteste Sohn, welcher gerade zum Tode seines Vaters aus Paris zurückgekehrt war, bereits einen metallischen Geschmack bemerkt hatte. Glücklicherweise mußten sich Alle so stark erbrechen, daß die Nachwirkungen des Giftes nicht erheblich waren.

Ueber den Todesfall schrieb die Gottfried nach Hause: „Wenn Sie es doch gesehen hätten, wie der Selige mich mit seinen Kindern vor sein Sterbebette kommen ließ, mich bat, bei seinen Kindern zu bleiben und Luise, die Tochter, nie zu vergessen! Wir haben uns in seiner Gegenwart ewige Freundschaft gelobt. Ich kann sagen, an ihm wol einen zweiten Vater verloren zu haben. Wen habe ich jetzt? Es ist schrecklich, mein Loos auf der Welt! Alles, was ich liebe, wird mir

genommen!" Doch von nun an genug davon; wir kennen sie aus dem schon Mitgetheilten als die vollendete Heuchlerin.

Durch Kleine's Tod gewann sie allerdings den gewünschten Aufschub. Niemand dachte daran, den Rest von 500 Thalern, den sie ihm noch schuldete, jetzt zurückzufodern. Außerdem log sie, dem Verstorbenen 5 Louisd'or zur Aufbewahrung gegeben zu haben. Obwol dies auffiel, da man die Goldstücke nicht fand, auch nichts darüber verzeichnet, und Kleine der allersorgsamste Mann in seinen Geldangelegenheiten war, erhielt sie dieselben und es erregte nicht den geringsten Verdacht. Ferner stahl sie einem Fräulein Stockhausen einen Doppellouisd'or und der Kleine'schen Tochter Wäsche und andere Kleinigkeiten.

Dabei war sie so sicher. Jede Furcht vor Entdeckung war verschwunden; ja sie gestand, sie hätte sie, nach so vielem Erfolge, für unmöglich gehalten. Zwar besuchten sie wieder ihre Visionen; sie sah den alten Kleine an einem Nebeltage vor ihrem Kammerfenster im dichtesten Nebel stehen, und, versicherte sie im Gefängniß, „dies ist so gewiß wahr, als ob ich es eben sähe." Aber sie beschwichtigte die bösen Geister durch gute Worte. Ihre Briefe nach Hause, besonders die an Rumpf, waren voll frommer Ermahnungen, als habe sie in der Fremde keine andern Gedanken als an ihre daheimgebliebenen Bekannten und deren Leiden. „Fassen Sie nur Muth," schreibt sie wiederholt an Rumpf, „und ehren die dunkeln Wege des Schicksals, das doch immer unser Bestes will. Und thun wir nicht auch am besten, unser Schicksal in die Hand des besten Führers glaubend und trauend zu geben?"

Aus Hannover, wo man sie unter Thränen und Ein-

besversicherungen entlassen, brachte sie viele Geschenke an ihre Lieben und Hausgenossen zurück, bestahl aber sogleich Alle dafür, und trieb des Unfugs die Fülle im eignen Hause. Ja es waren so tolle Streiche darunter, die man eher einem neckischen Kobold, als einer vernünftigen Person zuschreiben sollte, daß von andern Richtern möglicherweise daraus auf eine Geistesverwirrung geschlossen werden konnte. Frisch gebacken Brot lag im Schmuz auf dem Hofe; eine neue, sorgfältig verschlossene Blechtrommel war mit Menschenkoth angefüllt und dergleichen. Aber Alles geschah nur, um sich dem Witwer Rumpf unentbehrlich zu machen.

Aber Gift wirkte doch besser, Gift und schöne Redensarten, wechselsweise gebraucht. Wenn der arme Mann sich im Erbrechen würgte, hielt Tante Gottfried ihm theilnehmend den heißen Kopf, sie wischte mit ihrem Tuche seinen Angstschweiß ab und vergoß Thränen, daß sie nicht an seiner Statt leiden könne. Und wenn er erschöpft auf seinem Lager ruhte, steckte sie ihm Brieflein und Stammbuchblätter zu, mit Gedenksprüchen erbaulichen Inhalts, wie folgender: „Schuldlos sein ist des Leidenden höchste Würde, und der Edle, welcher mit heiterm Antlitz unter das Geschick sich beugt, ist ein Anblick, über den der Himmel sich freut."

Es half ihr Alles nichts. Rumpf wollte sie weder heirathen, noch fühlte er sich gedrungen, ihr Vermächtnisse zu machen. Im Gegentheil vermehrte sich von Tag zu Tag sein geheimer Widerwille gegen die Witwe; da sie fürchtete, er ahne mehr, als er solle. Ihr Widerwille stieg zum Ingrimm an; zugleich aber auch ihre Angst vor dem unsichtbaren Rächer, den sie jetzt in allen ungewöhnlichen Ereignissen seinen Arm nach ihr ausstrecken sah. Als Bremen am 6ten März 1827 durch

Deichbrüche und Wassernoth heimgesucht wurde, meinte sie, es geschehe ihretwegen; als ein Feuer entstand und aus dem Hause eines Malers dessen Gemälde auf die Straße geschleudert wurden, sah sie das Gemälde fliegen, um das sie denselben Maler bei der Auction ihres Vaters betrogen hatte. Bei anhaltender Dürre, bei Schlackenwetter und Stürmen sah sie sich als die Zielscheibe, und die Sonne brannte, die Orkane tobten, um sie der Welt zu verrathen. Sie erblindete ein Mal auf eine Viertelstunde; wenn sie etwas anfangen oder anrühren wollte, trat plötzliches Nasenbluten ein. Es war das Walten der unsichtbaren Dämonen. Sie floh vor ihnen, um homöopathisch sich vor ihnen zu retten, nach den Gräbern der von ihr Gemordeten. Aber so wie sie sich den Kirchhöfen näherte, schauerten Regengüsse nieder und sie mußte umkehren.

Die Dämonen hielten sie nicht von neuen Unthaten ab. Sie befand sich nur wohl; wenn sie in ihrer Thätigkeit war. Ihre Freundin Marie, die noch fortwährend an dem Gifte zehrte, hatte einen Pflegesohn, Wilhelm Suhling, einen eilfjährigen Knaben. Am 31sten Januar 1828, als Marie die Gottfried besucht, freut sich diese über den wahren Johannistopf des Knaben, aber im selben Augenblick reicht sie ihm das vergiftete Butterbrot, und frägt bedeutungsvoll ihre Freundin: „Was meinst du, Marie, wenn du den einmal verlieren müßtest?" Der Knabe erkrankte, aber verwand die Schmerzen, und nach drei Wochen war sein erster Ausgang zur Tante Gottfried, um geliebkost und beklagt zu werden. Zugleich aber empfing er gekochte Pflaumen mit Mäusebutter, zur Auffrischung der Vergiftung. Er entkam noch glücklich mit dem Leben. — Ein junges Mädchen, welches ihr zum Geburtstag gratulirte, erhielt zum Dank Mäuse-

butter. Sie vergeudete und verspritzte das Gift wie eine Rasende, die mit ihrem Vorrath von Kraft zu Ende kommen will.

Die einzelnen Umstände ihrer letzten Giftgebung sind theils in den einleitenden Sätzen erzählt, theils, nach der Masse der Giftmischungen, die wir in ihren Details mitgetheilt, von keiner andern Bedeutung mehr, als daß sie die Entdeckung herbeiführten. Am 5ten März 1828 vergiftete sie den Speck, um Rumpf aus der Welt zu schaffen, wie sie im Verhör angab: „in der Absicht, ihr Haus wieder zu bekommen." — „Ich dachte, wenn Alles ausstürbe, würde ich die Nächste zum Hause sein." Ihre letzten Vergiftungen in diesem Schreckenshause waren doppelter Art gewesen. Einmal gab sie Rumpf besondere Portionen, dann aß er auch mit bei den allgemeinen Vergiftungen, welche sie den Hausgenossen in den gewöhnlichen Mahlzeiten bereitete.

Am 6ten März 1828, an ihrem Geburtstage, wurde die Gottfried mit Antritt ihres vier und vierzigsten Lebensjahres verhaftet, und die Laufbahn ihrer Verbrechen war mit dem 15ten wirklich erfolgten Giftmorde und mit ungefähr, denn genau ist die Zahl nicht ermittelt worden, auch 15 Vergiftungen, die keine schädliche Folge hatten, geschlossen. Außerdem belasteten sie als erwiesene Verbrechen: wiederholter Ehebruch, Meineid, Einbruch, Diebstahl, Unterschlagungen und der Versuch, ihre Leibesfrucht abzutreiben.

Wie die Verbrecherin zum Geständniß gebracht wurde, ist schon oben angeführt: wie sie mitten im Bekennen zurückhielt, widerrief und gleich darauf wieder bekennen

mußte; wie die entsetzlichste Angst sie durchschütterte, weniger vor dem Bewußtsein ihrer Sündenlast und vor der göttlichen Strafe, als vor der weltlichen Gerechtigkeit. Die Furcht war ihr angeboren Erbtheil. So kühn, so verwegen in ihren Thaten war sie nicht durch die Gewalt der Leidenschaft geworden; sie war es, weil sie sich in den Glauben eingelullt, daß ihr Treiben unentdeckt bleiben müsse. Sie fürchtete Alles, was ihr sinnlich entgegentrat, das Rauschen eines Blattes, ein wildes Pferd vor dem Wagen, die scharfe Ansprache des Richters. Sie fürchtete den äußern Schmerz der Todesstrafe mehr, als Alles, und ihr ganzes heuchlerisches Drehen und Wenden ging dahin, sich die Möglichkeit vorzuspiegeln, daß es nicht zu dem Aergsten kommen werde. Daher ihr Bemühen, mit sich selbst und den Richtern schön zu thun und sich in dem Lichte einer unfreiwillig Handelnden, einer von bösen Dämonen Verführten, unbewußt und unwiderstehlich Geleiteten darzustellen. Daher bei den gräßlichsten Bekenntnissen die große Scheu, die gebundene Zunge, wo es einen Nebenumstand bekennen galt, der die Ungeneigtheit oder Rache einer angesehenen Person oder Familie auf sie herbeiziehen könne, als möchte, wenn sie Den und Jenen nenne, oder einräume, auch ihm ein Leid zugefügt zu haben, ihre Strafe verschärft werden. Daher bekannte sie früher die Kindermorde, als die ihrer Eltern, Ehemänner — Fremden. Sie vermeinte, auf ihre Kinder ein Recht zu haben, und daß daher, wegen ihrer Ermordung, weniger als bei andern Ermordeten, dritte Personen als Rächer auftreten würden. Die Sündenlast, auch als sie schon ausgesprochen war, drückte sie nicht nieder; aber die Hoffnung hielt sie aufrecht, daß die vornehmen Herren und die Richter, gegen welche sie so demüthig war,

sie mit dem Tode verschonen möchten. Sie bat und stellte anheim, ob man sie nicht zur Abbüßung ihrer so großen Vergehen, da der liebe Gott nicht mit Wohlgefallen auf sie herabsehen könne, im Gefängniß belassen und als Strafe Magddienste in demselben ihr auftragen wolle. Die Verzögerung der Untersuchung, die lange schwebende Pein war ihr ein Trost; sie konnte vergnügt sein und zufrieden, daß es so wurde, wie einige der Herren ihr vorausgesagt, nämlich daß der Proceß sich Jahre lang hinziehen werde. Ihre einzige und fürchterliche Angst war, daß doch plötzlich die Thüre rasseln und die Henker eintreten möchten, um sie zum Richtplatz abzuholen. Ja die kluge, gebildet sein wollende Frau gab sich in dieser Angst vor der Strafe dem Pöbelwahne hin. Sie zitterte nicht, wenn in ihrer Gegenwart die Leichen der von ihr Gemordeten ausgegraben wurden, der Modergeruch war nicht zu angreifend für ihre Nerven; aber sie gab sich allen Ernstes dem Gedanken hin, daß man sie mit diesen Leichen zusammenbinden, in eines der Gräber werfen, mit kochendem Wasser überschütten und dann lebendig begraben werde! Ja, als wilde Thiere in Bremen gezeigt wurden, zitterte sie vor der Vorstellung, die zuweilen zum Glauben überging, man werde sie diesen Thieren lebendig zum Fraß und dem Publicum zur Genugthuung vorwerfen.

Ihre Schlauheit bewährte sich in dem von ihr angenommenen Vertheidigungssystem. Mochte von dem dichterisch-philosophischen Fatalitätsspuk, der in jenen Jahren im Schwunge war, etwas in die Pelzerstraße nach Bremen gedrungen sein, daß auch die Gesche, ihrer abergläubischen Mutter Kind, davon erfahren hatte? Ihr Glaube war gewiß nicht stark, es war nur ein Mittel, die härteste Anklage von sich abzuwenden, viel-

leicht auch sich selbst zu stärken. Sie wollte sich darstellen als eine Unglückliche, der finstere Mächte den Trieb von ihrer Wiege an eingeimpft. Mit Schlauheit wußte sie ein unbedeutendes Factum als Motiv zu benutzen. Sie hätte nämlich eine schlechte Amme gehabt, und ihre Mutter habe immer gesagt: „daß des verruchten Menschen Milch ihr geschadet habe." Bei der Untersuchung ergab sich indessen nicht mehr, und die Verbrecherin bekannte es selbst, als daß die Amme etwas heftiger Gemüthsart gewesen und einmal im Zuchthause gesessen habe. Es lag in diesem Vertheidigungssystem, daß sie die näher liegenden Motive ihrer einzelnen Thaten möglichst entfernte, um immer wieder auf den unwiderstehlichen Trieb zurückzukommen. So redete sie mit der äußersten Liebe, ja Zärtlichkeit von allen ihren Opfern; sie zerfloß in Thränen, wenn sie ihrer gedachte, und dichtete den theuren, werthen Personen gute Eigenschaften an, damit es immer unwahrscheinlicher werde, daß sie dieselben bei gesunden Sinnen vergiften können. Selbst ihren ersten Mann, der erweislich ein Taugenichts und ein wüster Mensch gewesen, konnte sie nicht genug wegen seiner Schonung und Liebenswürdigkeit gegen sie rühmen. Es gehörte die langwierige und strenge Untersuchung dazu, um die selbstischen Beweggründe der einzelnen Verbrechen ans Licht zu stellen, um die Heuchlerin aus der vornehmseinsollenden Schanze herauszuschlagen und wieder in die gemeine Verbrechersphäre zu treiben, in die sie gehörte. Ohne diese genauen Ermittelungen über die Motive ihrer Giftmorde und die sie begleitenden Verbrechen wäre es denkbar geworden, daß Aerzte und Richter auch ein moralisches Scheusal wie die Gottfried, eines, zu dem wir in der bekannten Ge-

schichte vergebens nach einem zweiten Exemplar uns umsehen, dem Gesetze hätten entschlüpfen lassen.

Alle ihre Reue war nur Scheinwerk, Lug und Trug vor den Menschen, vor sich selbst. Vergebens suchten ihre Richter, ihr Defensor, vergebens die Geistlichen die Saat der Erkenntniß, der Buße in ihr Herz zu streuen; es schlug nichts Wurzel, da kein Feld dafür war. Sünde und Eitelkeit hatten den fruchttragenden Boden gänzlich fortgespült. Was im Thränenwasser aufkeimte, waren Scheinblüten, um sofort zu verwelken, neue Heuchelei, um mit sich und den Machthabenden schön zu thun. Sie bat um die frommen, schönen Bücher, und hielt sie auch aufgeschlagen vor sich, wenn Jemand eintrat; es war aber sehr wahrscheinlich, daß sie nicht darin gelesen hatte. Die Eitelkeit hielt sie auch in den Kerkermauern in ihren Ketten. Es war ein schrecklicher Moment für sie, als ein Maler ihr Portrait zeichnete, sie, das eingefallene, hagere Gerippe im Friesrock. Jemand lobte beim Malen ihre Nase. „Da ist doch etwas Gutes an mir", rief sie. Als später ein zweiter Maler ein gelungeneres Bild entwarf, war sie sehr zufrieden, und äußerte, nun würde sie doch nicht wieder, wie das erste Mal, um den Spottpreis von 18 Groten in den Gassen ausgeboten werden. Sie schätzte es als die größte Humanität, daß man ihr vergönnt, statt der gewöhnlichen Gefängnißkleidung ihren seidenen Schlumper zu tragen, den sie auch, trotz Lumpen und Flicken, durch die Jahre ihrer Gefangenschaft anbehielt. Des Nachts schlief sie ohne Laken, um dieses rein des Morgens über ihr Bett zu breiten, wenn Besuche kämen.

Daß ein solches hohles Wesen die Strafe als eine nothwendige Vergeltung und Sühnung ihrer Schuld betrachten solle, war nicht zu erwarten. Das Unsicht-

bare rächte sich für die Verleugnung durch furchtbare Visionen, die die Verbrecherin gespensterhaft bei Nacht und Tage ängstigten. Sie gibt selbst darüber in ihren schriftlichen Mittheilungen die genauesten Nachrichten. So sieht sie, während der Policeicommissar bei ihr ist, als sie aus dem Fenster blickt, einen großen schönen Saal, mit einem schönen Schreibepult, einem Tisch mit Kaffeeservice; die beiden Söhne des ermordeten Kleine gehen im Saale auf und nieder, und die Schwester derselben will mit einer langen Nase auf die Verbrecherin zu. Sie ruft den Commissar herbei, der aber natürlich nichts sieht. Ein andermal sitzt der alte Kleine in einer Wolke auf dem Kirchthurm und droht ihr. Am häufigsten erblickte sie den blinden achtzigjährigen Herrn Meyerholtz, dem sie seine einzige Stütze und Ernährerin, seine Tochter geraubt (ohne die Barmherzigkeit zu üben, auch ihn zu vergiften), und den armen Küper Schmidt und sein Kind, die traurig auf einer Wiese sitzen, denn sie hat ihnen ihr Liebstes und das Einzige gemordet, was für sie Werth auf Erden hatte. Das Todtenantlitz des alten Herrn Kleine in Hannover verließ sie fast nirgend; die Söhne rannten ihr nach und der eine schleuderte sie bei den Haaren auf den Schinderkarren. Zuweilen werden diese Visionen poetisch; so ist sie einmal in der Kirche, aber als sie sich niedersetzen will, stehen alle Leute auf und gehen weg. Einmal sieht sie Zimmermann, ihren verlobten Bräutigam, in einem schönen Laden todtenblaß stehen. Als sie eintritt, reicht er ihr ein ganz schmuziges Gesangbuch mit den Worten: „Suche hierin deinen Trost, mein Gesangbuch ist verloren." In der Regel offenbart sich aber nichts Geistiges und Sinniges, es sind nur Larven, um sie zu erschrecken.

Diese Visionen wurden oft so arg, daß sie Nachts auf-

sprang und himmelhoch bat, daß man Wächter in ihrer Zelle lasse. Auch mußte die Frau des Gefangenwärters ihr Gardinen vor das Fenster machen, weil die Gespenster immer von außen zu ihr kämen! Die Angst nach solchen Erscheinungen bewog sie auch zu Geständnissen, gegen welche sie sich früher gesträubt. Sie hatte die scheußliche Frechheit gehabt, ihren seligen Vater zu verleumden, daß er es gewesen, der sie zum Vergiften angeleitet, er, der ihr den Auftrag gegeben, Miltenberg zu erwerben; ja er habe seinem eigenen kleinen Kinde mit den Fingern die Hirnschale eingedrückt, und der Greuel mehre. Die Geister, die ihr erschienen, zwangen sie hier, wie in andern Fällen, die Wahrheit zu bekennen. Aber auch in diesen Visionen spielte ihre Eitelkeit und Verkehrtheit mit. So erscheint ihr ihr vergifteter erster Mann, der Wüstling Miltenberg, als ein anderer Heiland, an der Hand des Dr. Dräseke, reicht ihr die Hand und spricht: „Ich will dich erretten und selig machen, und du sollst mich preisen!"

Dies die Geschichte ihrer Verbrechen, so weit sie ermittelt sind, und der wider sie geführten Untersuchung. Auch hier, wie bei der Zwanziger, mögen wir fragen: Bedarf es noch einer Charakteristik dieses Weibes? Ihr Vertheidiger hat sich durch die Lebensgeschichte der Gottfried ein großes Verdienst erworben, vielleicht auch bei Denen, um deren Dank es ihm nicht zu thun ist; er hat aus der Erscheinung der Verbrecherin alles Spukhafte entfernt und den Menschen und das Menschliche der Verbrecherin an's Licht gestellt. Aber welchen Menschen und in welcher Verzerrung das Menschliche! Gegen

ihre Vorgängerinnen gehalten, ist die Gottfried allerdings ein Spuk. Jene sind warmblütige Wesen, von großen, furchtbaren Leidenschaften getrieben; der Teufel fand Grund und Boden, um seine Saaten auszustreuen. In dieser fand er nur eine Negation. Selbstsucht und Eitelkeit haben alles Göttliche und Menschliche aufgezehrt, und in der Erscheinung steht nichts vor uns als ein hohles Scheinbild, dem man alle Lumpen umhängen kann, weiße und schwarze. Das Diabolische ist ihr nicht angeboren; kaum mögen wir in ihrem spätern Thun ihre Thatkraft eine diabolische nennen. Nichts von Affect, nichts von Leidenschaft; kein Hohn, kein Haß, keine Rache. Nicht die kalte, selbstische Berechnung, welche grade die Nächsten und Liebsten hinopfert, um zu einem Zwecke zu kommen. Ein Einziger hat sie vielleicht gekränkt, beleidigt, ihr erster Mann; sie hat keinen Groll gegen ihn. Gift befreite ihn von einem kläglichen Dasein; eine Mörderin konnte sich der Selbsttäuschung hingeben, daß sie ihm eine Wohlthat erzeigt. Auch daran hat sie nie im Ernste gedacht. Nur und allein, um durch seinen Tod zu gewinnen, vergiftet sie ihn, wie die Andern. Sie kennt keine Bande der Liebe und des Hasses, und dieselbe Gleißnerei, die von keinem Unglück hören kann, ohne Thränen zu vergießen, die die Leidenden aufsucht, die Kranken pflegt, kann ohne die geringste Regung die fürchterlichsten Qualen ihrer Opfer ansehen, ohne Mitgefühl zu äußern, zu empfinden. Sie, die vor dem geringsten körperlichen Schmerze zittert, kann kaltblütig diese Qualen noch durch neue Giftdosen erhöhen. Und sehen wir, wie sie durch funfzehn Opfer dieses Wesen treibt, wie alle ihre Gifttränke den beabsichtigten Erfolg haben, und sie doch vor der Welt dasteht als eine tugendhafte Frau, als ein liebliches, gefeiertes We-

sen, als eine christliche Dulderin, so möchte allerdings ein früheres Zeitalter an einen seelenlosen Kobold, an ein Dunstbild denken, das ein boshafter Zauberer in's Leben setzte, mit der Kraft, Alles zu scheinen und ohne alles Sein. Aber sie ist kein Werkzeug einer dämonischen Macht; sie ist eine kalte Speculantin im Dienste ihres Egoismus. Alles an ihr ist Berechnung. Das Dämonische liegt nur darin, wie alle ihre mit dem äußersten Leichtsinn unternommene Handlungen glücken, ohne entdeckt zu werden; wie sie Leichenberge um sich häufen kann, und kein Auge sieht durch die Nacht; mit den allergewöhnlichsten Verstellungskünsten täuschte sie den Argwohn der Kläger und der Menge. Und nun, als die erste Entdeckung erfolgt, ist damit Alles entdeckt. Sie hat nicht mehr die Kraft, die Lügen zu fassen, und die ganze Lügenerscheinung sinkt wie ein Dunstbild zusammen, das eben nur durch die Einbildungskraft und Täuschung den Andern groß war und furchtbar.

Aber eben wie bei der Zwanziger läßt sich der Trieb zum Vergiften nicht wegleugnen. Nur war er so wenig, als bei jener, ein ursprünglicher, angeborener. Erst im Verlauf ihrer Sündenbahn erwuchs er, und wurde stark, bis er sie überwältigte. Sie ist Schuld daran; nicht finstere Mächte, böse Dämonen, sie selbst impfte sich ihn ein. Sie kommt dafür und für seine Wirkungen auf; auch wenn er sie später in einer Art fortriß und zu Thaten bewog, daß wir bei uns sprechen müssen, es ist unmöglich, daß sie das bei gesunder Vernunft that. Der Durst, der Kitzel, Befriedigung suchend, schweiften in's Gebiet des Unbegreiflichen; aber es ist uns sehr begreiflich gemacht, wie dieser Durst und Kitzel entstanden sind. Wie die Zwanziger im Gefängniß vor Freude zitterte, als man ihr nach Monaten wieder Arsenik

zeigte, so fühlte sich die Gottfried unruhig und ängstlich, wenn sie eine Weile keinen Arsenikvorrath besaß. Ihr ward erst wieder wohl, wenn die Kruke Mäusebutter in ihrem Schranke stand. Sie nahm ihre letzte Kruke mit in den Kerker! Aber diese Egoistin verschwendete nicht die köstliche Gabe, wie es die Zwanziger that, zu spielerischen Zwecken; es war fast bei allen ihren Gaben eine bestimmte Absicht da. Selten geschah es aus zornigen oder rachesüchtigen Gefühlen. Nur zuletzt, als nach so vielem Glück und Greuel doch kein sichtliches zu ergreifendes Resultat für sie da war, als Sorge und Noth ihr drohten, als sie einsam dastand, von furchtbaren Gespenstern geneckt und umgeben, da schweifte auch ihr Sinn in der Irre umher, und wie eine Trunkene oder am Leben Verzweifelnde vergiftete sie darauf los, wen und wie es traf, nur um Beschäftigung zu haben und in der Beschäftigung Vergessenheit ihrer selbst zu finden.

Am 17ten September 1830, im dritten Jahre ihrer Verhaftung und der Berge von Acten aufthürmenden Untersuchung, erfolgte die Verurtheilung der Gottfried durch das bremer Obergericht zum Tode mittelst des Schwertes.

Ihre Gesundheit, geschwächt durch die stete Furcht vor einem plötzlichen, gewaltsamen Tode, hatte sich in der letzten Zeit wieder erholt. Völlig unvorbereitet ward sie früh am 18ten September zur Publication abgeholt. Aber bei'm Eintreten fiel ihr falkenartig umherspähendes Auge auf ein Gefäß, dessen Inhalt sie sogleich richtig errieth. Es war Essig zum augenblicklichen Schutze gegen eine

Ohnmacht. Sie wußte nun, ehe ein Wort gesprochen wurde, was ihr bevorstand. Sie bekam, nach ihrem Bekenntniß, keinen wirklichen Schreck, aber ein heftiges Beben und innerlichen Frost. Sie erklärte: daß sie dieses Urtheil und noch weit mehr verdient habe, weshalb sie es mit Dank annehme.

Dennoch appellirte sie, und bemühte sich in Briefen und Gesprächen, ihren Defensor von ihrer guten Gesinnung zu überzeugen; das heißt, sie wünschte alle ihre Missethaten in's schönste Licht gesetzt zu sehen und den Beweis ihrer Unzurechnungsfähigkeit weiter geführt. Aber dieser bemerkt, daß ihr Schmerz nach wie vor selbstischer Natur geblieben. Es zeigte sich keine Spur von einem Gefühle geistiger Hülfsbedürftigkeit. Im Gegentheil bemerkte er eine gewisse Sattheit und Selbstzufriedenheit, die in frömmelnden Redensarten ihre Blößen verbarg.

Das Gericht besorgte einen Selbstmord, und deshalb ward sie von nun an unter steter Bewachung von 5 Frauen, die sich abwechselten, gehalten. Gegen diese Frauen sprach sie sich ungezwungener, charakteristischer aus, als gegen Geistliche, Richter und Defensor. Vergebens hatte sie um Befreiung von dieser Bewachung gebeten; sie schloß daraus auf ihr nahe bevorstehendes Loos. Dem Tode auf dem Schaffot zuvor zu kommen, versuchte sie sich durch Hunger selbst um's Leben zu bringen. Alle dagegen angewandten Mittel schlugen fehl; auch stellte ihr Doctor Dräseke vergebens vor, daß sich dieser Vorsatz nicht mit ihrer vorgegebenen Religiosität vereinen lasse. Die Natur half selbst. Wenn der Hunger auf's Höchste gestiegen war, verlangte sie doch noch etwas Bouillon und Apfelmus. Nur die letzten acht Tage genoß sie gar nichts.

Die fünf Frauen sagen einstimmig: in der letzten Zeit sei die Gottfried sichtlich immer schlechter geworden, immer „gallichter", „häßlicher", „unartiger". Sie las auch nicht mehr zum Scheine in den Erbauungsbüchern. Sie betete nie und klagte nie über ihre Sünden. Die heuchlerisch-demüthige Creatur ward jetzt, da sie sah, daß alle ihre Verstellung ihr nichts half, frech und bitter gegen die Beamten und Richter. Die Bewachung habe ihr ein Gallenfieber zugezogen; es fehle nur, daß man sie auch noch fessele! Es sei unausstehlich, wie viele Besuche man zu ihr lasse u. s. w. Nur noch gegen die fünf Frauen heuchelte sie. Denn sie gab jeder einzelnen den Vorzug vor den andern, und schmähte auf die Abwesenden.

Sie hoffte auf's Bestimmteste, noch vor ihrer Hinrichtung aus Schwäche zu sterben, und verordnete für diesen Fall, daß man ihr den Mund zubinde, damit er nicht so häßlich offen stehe. Dann möchte man ihr den Todesschweiß abwischen und sie mit einem Bettlaken „bedrehen", daß sie nicht zum Schauspiel würde, wenn man sie die Treppe heruntertrage. Trotz dieser Todesgedanken und Vorbereitungen hatte sie das feinste Ohr für Alles, was im Gefängniß vorfiel; sie horchte durch die Mauern, kannte die Gefangensprache und interessirte sich auf's Lebhafteste für die männlichen Gefangenen, und hätte gern die Kupplerin gespielt für ihre Liebschaften; denn auch diese werden in den Kerkermauern gepflogen.

Sie, die so oft das heilige Abendmahl früher verlangt hatte, wich jetzt, indem sie Krankheit vorschützte, der Ertheilung desselben aus, und Doctor Dräseke mußte mehre Male unverrichteter Sache fortgehen. Uebrigens betrachtete sie es in dem Gespräche mit ihren Wächterinnen als

eine äußere Ehrenbezeigung. Sie habe dem Geistlichen gesagt: sie sei das verlorene Schaf, das sich verirrt habe, worüber sich derselbe sehr gefreut habe. Er habe ihr den Tod so leicht gemacht, daß sie sich jetzt ordentlich danach sehne. Der Heiland, habe er ihr gesagt, ginge mit einem Lichte hinter ihr her, und suche und bewache sie. Hinter ihrem Bette stünde er, daß sie nicht wieder zu Schaden käme. Ihre Thaten drückten sie nicht, denn durch die Werke würde Niemand gerecht, wenn es Gottes Gnade nicht thäte. Wer ihr Etwas zu Gefallen thäte, das würde Gott lohnen u. s. w. In diesem Stolze, mit solchen einstudirten Phrasen prunkte sie gegen Alle, die sie besuchten.

Ein besonderes letztes Interesse erregte für sie die Gefangensetzung einer andern Frau, die des Giftmordes an ihrem Gatten beschuldigt war. Sie versuchte durch die Wände den Antworten bei deren erstem Verhöre zuzuhören, und äußerte dann: „Die teufelt sich davon los. Wenn ich so hätte sprechen können, so wäre ich auch freigekommen."

Am 14. April 1831 wurde ihr das unterm 6. April ergangene Urtheil des Oberappellationsgerichts der vier freien Städte Deutschlands zu Lübeck, welches das bremer Urtheil lediglich bestätigte, publicirt. Keine sonderliche Bewegung ward an ihr sichtbar; doch ließ sie es sich wiederholen, worauf sie viele Thränen vergoß, und erklärte: ihr Leben sei das Wenigste, was sie für so viele Verbrechen geben könne.

Fest und entschieden erklärte sie, als ihr Defensor sie darauf aufmerksam machte, daß sie um Begnadigung beim Senate einkommen dürfe und er gern erbötig sei, ihr Gesuch aufzusetzen, daß sie nicht um Begnadigung bitten wolle; sie gebe gern ihr Leben hin.

Noch war ihr Vertrauen darauf gerichtet, aus Schwäche vor der Hinrichtung zu sterben. Zusammengekauert lag sie im Bette, stumpfsinnig das Unvermeidliche erwartend. Vom Lesen und Beten mochte sie nichts hören; sie sei zu schwach dazu, und kurz erklärte sie Allen, die sie befragten: Gottes Barmherzigkeit sei größer als alle Sünden, und Niemand könne mehr thun, als sein Leben hingeben, noch dazu, wenn er es gern thue.

Als die Hoffnung, an Schwäche zu sterben, fehlschlug, beschäftigte sie sich nur mit den Aeußerlichkeiten der Hinrichtung. Zwar nahm sie nun endlich nach vielem Aufschub das Abendmahl, doch ohne inneres Verlangen, nur durch äußere Rücksichten genöthigt. Ihr Toilette war ihr viel wichtiger. Als man ihr im Gefängniß einige Tage vorher zum ersten Male einen Spiegel gebracht, erschrak sie heftig, wie sie jetzt aussehe und wie sie gealtert. Sie wollte nicht wieder hineinsehen. Sie lieh sich eine Haube von der Gefangenwärterin, und da sie ihr nicht weiß genug war, bat sie dieselbe, sie vorher in ihrem Garten noch etwas zu bleichen.

Am 19. April erfuhr sie, daß sie am nächsten Morgen hingerichtet werde. Sie erkundigte sich genau nach dem Ort und der Stunde, und versicherte, sie habe Alles gestanden, und keinen mehr vergiftet, als die auf der Liste ständen; ihr Herz sei ganz rein! Ueberhaupt kamen nur selbstgefällige Aeußerungen über ihre Lippen. Ein flüchtiger Scherz mit dem Gefangenknecht, ein Gelüst nach Johannisbeeren und Apfelsinen.

Das gleißende Gewand äußerer Leutseligkeit entfiel ihr mehr und mehr, je näher die Todesstunde kam. Sie ward einsylbig, antwortete kaum. Die Frauen versichern, sie sei bis zur Hinrichtung noch immer „muckischer," „giftiger," „gallichter" geworden. Noch bis zur letzten

Stunde gab sie die Hoffnung nicht auf, daß sie an dem Gallenerbrechen, welches ihre Schwäche erhöhte, sterben möchte. Morgens um 5 Uhr erschien der Geistliche und fand sie noch schlafend. Als man sie endlich weckte, war sie nichts weniger als erfreut über den Besuch, foderte Wein zum Trinken und Einreiben, Kaffee und andere Kleinigkeiten, ohne daß ihr Sinn sich besonders mit dem Prediger beschäftigte.

Eine neue Angst stieg in ihr auf vor dem offenen Wagen, in dem sie transportirt werden sollte. Sie fürchtete den Excessen des Pöbels ausgesetzt zu sein. Man beruhigte sie, indem ein Polieidiener neben ihr sitzen werde. Ihr Anzug beschäftigte sie fast allein in der letzten Stunde. Aus ähnlichem Grunde ließ sie den Geistlichen, der einen zweiten Besuch machen wollte, nicht vor. Sie zog sich selbst an, und ließ sorgsam den Kragen der Jacke abschneiden, damit Platz zum Schwertstreich werde. Die neuen Schuhe von grober Arbeit, die man ihr hinstellte, wehrte sie mit Abscheu von sich und gab sich erst zufrieden, als eine Frau ihr ein Paar leichte Zeugschuhe brachte; aber die schwarzen Strümpfe, die ihr geliefert wurden, zog sie über ihre alten grauen, um ihre Waden dadurch mehr hervorzuheben.

Noch kam ein furchtbarer Moment für das eitle Weib. Man wußte, wie sie sich gegen das übliche Todtenkleid sträuben würde, ein weites, weißes Gewand mit schwarzer Einfassung und gleichen Bändern und Schleifen. Um deshalb ward es erst herbeigebracht, als die Gottfried schon aufrecht stand, unterfaßt von zwei Dienern der Gerechtigkeit. Ihre Augen verdrehten sich auf furchtbare Weise, als sie das Kleid zu Gesicht bekam, und sie seufzte ein tiefes Ach, als man es ihr über den Kopf warf, faßte sich aber doch und zupfte es zurecht.

Schnell und ohne Rührung nahm sie Abschied von den Frauen, als aber Dräseke den Augenblick wahrnahm und plötzlich an sie trat, wandte sie sich mit den Worten um: „Ihnen will ich nicht Adieu sagen.“ — „Und mir willst Du nicht Adieu sagen?“ sprach der Geistliche. Sie antwortete rasch: „Na, dann will ich Ihnen auf ewig Adieu sagen.“ — „Nein, nicht auf ewig,“ erwiederte Dräseke tief bewegt, sprach noch einige Worte der Ermahnung und weinte bitterlich. Jetzt stürzten auch ihr Thränen hervor, um das Nichts in ihr zu verbergen; sie hielt ihr weißes Tuch vors Gesicht und wankte die Treppe hinunter.

In äußerer, vollkommener Haltung saß sie während des ganzen Weges zur Richtstatt auf dem Leiterwagen, den sie ohne große Unterstützung bestiegen. Ihre Hände hatte sie schon beim Anfang von dem Stricke, der scheinbar darum geschlungen worden, befreit, und hielt während der ganzen Fahrt krampfhaft die Hand des neben ihr sitzenden Policeidieners.

Im Angesicht des Marktplatzes war das Schaffot aufgeschlagen, 11 Fuß hoch, schwarz behangen. Ihm gegenüber, 8 Fuß hoch, stand die ebenfalls schwarze Tribune zur Hegung des hochnothpeinlichen Halsgerichts. Auf jene hinaufgehoben, hörte sie, dem Gerichte gegenüber, mit sichtbarer Angst, doch ohne Thränen, die Vorlesung des Todesurtheils. Nachdem von dem Senator der Stab über ihrem Haupte gebrochen war, und sie dem Scharfrichter übergeben worden, reichte sie dem Gerichte zum Abschied ihre Hand, nahm einen guten Trunk Weins, und wankte dem Schaffotte zu. Zierlich faßte sie beim Aufsteigen auf die Treppe das Gewand. Als sie oben den für sie bestimmten Lehnstuhl sah, stierte, so wird uns von ihrem Defensor berichtet: „ihr Blick wild um-

her, ein satanisches Leben, ein Feuer der Hölle blitzte wie stachelnd aus dem sonst erloschenen Augapfel hervor." Da der zur Aufrechthaltung des Kopfes bestimmte Riemen nicht passen wollte, vergingen noch einige Minuten. Die Knechte stießen den kraftlos übersinkenden Kopf wiederholt durch Stöße unter das Kinn empor, bis ein kräftiger Hieb das Haupt vom Körper trennte.

Die vorige Stille verwandelte sich in ein lautes Rufen der zahllos Versammelten. Der Scharfrichter nahm das weiße Tuch, welches die Gerichtete auf ihrem Schooße liegen hatte, und wischte damit das Blut vom Schwerte.

Bei der Section des Leichnams — er ward auf dem Schinderkarren fortgefahren — ergab sich eine vollkommen regelmäßige Structur aller edlen Körpertheile und zugleich die völlige Gesundheit der Verbrecherin. Ihre Schwäche war nur Folge des versuchten Hungertodes. Nur durch das unerhört gewaltsame Schnüren waren die Brustknochen emporgetrieben.

Auf dem Museum in Bremen wird der Kopf der Gottfried in Spiritus, ihr Skelett in einem Schranke aufbewahrt.

Der Wirthschaftsschreiber Tarnow.

1795.

Auf dem von Brünneck'schen Gute Belschwitz in Ostpreußen waren im Frühling des Jahres 1795 zwei neue Wirthschaftsbeamte und eine neue Schaffnerin angezogen. Der Schreiber Paul Tarnow, der Amtmann Truchs, und die Schaffnerin Elisabeth Dämel, Letztere die Witwe eines Unteroffiziers. Die Gutsherrschaft, der Generallieutenant von Brünneck und seine Gattin, waren nur dann und wann gegenwärtig, und in ihrer Abwesenheit scheint es in der Wirthschaft roh und wüst hergegangen zu sein. Die despotischen Launen des Amtmanns, in jener Zeit und auf dem Lande, im entfernten Preußen, wenig von den Gesetzen und der Bildung controlirt, mochten die Hauptschuld davon tragen. Truchs war ein heftiger Mann, der leicht in Wuth gerieth, und seine Untergebenen zitterten vor ihm.

Am 15. December desselben Jahres fand man Morgens den Amtmann Truchs in seiner Schlafstube erhenkt. Der Wirthschaftsschreiber Tarnow zeigte die Thatsache sofort dem Justitiarius über Belschwitz in Riesenburg an, und derselbe fand, nachdem er sich auf der Stelle nach Belschwitz begeben, unzweifelhafte Spuren, daß hier kein Selbstmord, sondern eine Ermordung stattgefunden habe.

Aus der Vernehmung sämmtlicher Hausgenossen ergab sich Folgendes: Sie hatten am Morgen die Stubenthür des Amtmanns verschlossen gefunden. Als sie dieselbe mit dem unten an der Erde liegenden Schlüssel geöffnet, fanden sie das Bette des Amtmanns leer und voll Blut; der Truchs selbst aber war in der Nebenkammer, an dem Handgriff der Stubenthür aufgehenkt, das heißt, er lag dort, halb sitzend, mit einem über die Thür geschlungenen Stricke um den Hals, dessen anderes Ende an der Thürklinke befestigt war. Pfarrer und Schulze hatten ihn losgebunden, aber kein Leben mehr in ihm gefunden.

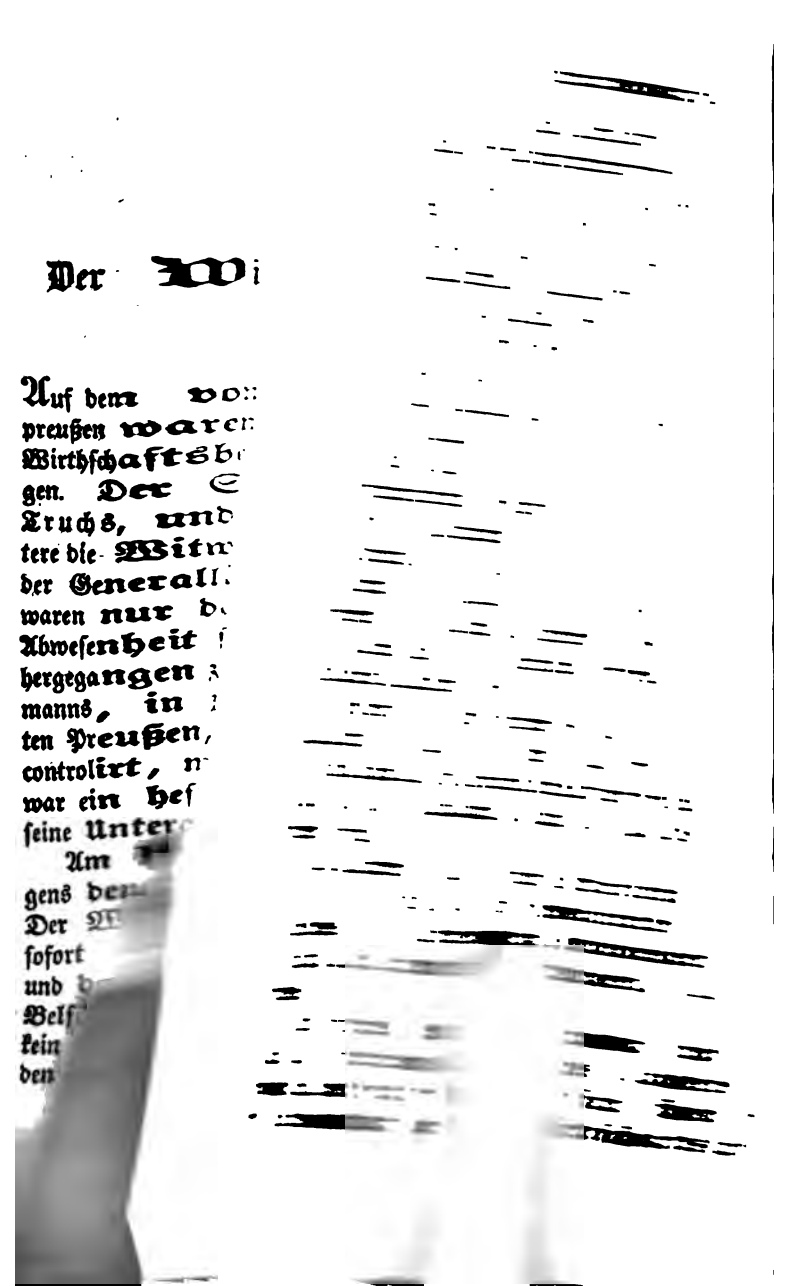
Die Vernehmung des einen Hausgenossen, des Jäger Klein, brachte es aber nicht allein auf die Spur, sondern auf die völlige Gewißheit über That und Thäter. Klein schlief in derselben Stube mit dem Schreiber Tarnow. Morgens um 3 Uhr, sagte Klein aus, habe ihn der Tarnow geweckt und ihm mitgetheilt: er, Tarnow habe den Amtmann erschlagen, und zwar mit einem Eisen, und ihn dann mit einem Strick um den Hals in die Kammer geschleppt und dort an der Thür aufgehenkt. Zugleich aber habe er ihn gebeten, es zu verschweigen und ihm zu helfen, seine Kleider vom Blute zu reinigen. Er, Klein, habe das Erstere versprochen und ihm auch beim Waschen geholfen. Aber Blutflecken würde man doch noch finden.

Als man Tarnow's Kleider durchsuchte, fanden sich wirklich diese Blutflecke. Er ward verhaftet und gestand schon beim Generalverhör die Ermordung in allen Hauptsachen ein. Nur die Motive der That, die Umstände, unter denen er sie ausführte und die Frage über seine Straffälligkeit sind von Interesse, und erheben diesen Criminalfall zu einer solchen Wichtigkeit, daß Klein denselben

Der Wi

Auf dem vo
preußen waren
Wirthſchaftsb
gen. Der E
Truchs, und
tere die Witw
der Generall
waren nur d
Abweſenheit
hergegangen
manns, in
ten Preußen,
controlirt, n
war ein hef
ſeine Unter

Am
gens den
Der M
ſofort
und b
Welf
kein
den



Administrator bei mehren Herren conditionirt. waren mit ihm zufrieden, andere unzufrieden. im Ganzen von stiller Gemüthsart und ruhigem , das viel erdulden mag, was aber nicht einzelne einer furchtbaren Rohheit ausschloß.

war schon einige Tage in Belschwitz, als die Ge- von Brünneck den neuen Amtmann Truchs dort . Schon an diesem Tage brach der Unfriede Beiden aus, indem der Amtmann dem Schrei- Unschicklichkeit verwies, die Generalin beim Ein- auf dem Arm geküßt zu haben. Von da ab aber, ptet er, habe ihm der Truchs keinen einzigen Tag gelassen, ihm beständig die bittersten Vorwürfe ge- und ihn auf alle mögliche Weise zu kränken ge- und insultirt. Truchs war, wie alle Zeugen bekun- ein so ungestümer, heftiger und hitziger Mann, vom ständigsten Charakter, daß er um Geringfügiges oft bete und schäumte, und sich handgreifliche Züchtigun- in einer Art erlaubte, die jedes reizbare Gemüth bringen konnten. In seiner Wuth kannte er keine enzen. Einst ließ er einen Maurer, von dem er sich eidigt glaubte, binden und so hart schlagen, daß er Vierteljahr das Bett hüten mußte. Solcher unmensch- ern Handlungen rühmte er sich mit Vergnügen und item Lachen. Tarnow wagte nie den erlittenen Krän- ngen sich entgegenzusetzen, und ertrug mit Gelassen- lt, vielleicht mehr noch mit Furcht die Ungebühr. Oft en es nur die Launen des jähzornigen Mannes, nicht mochte der Schreiber durch seine Saumselig- in Ungeschick die Zurechtweisungen und Thät- rschuldet haben.

am noch ein anderer Grund des Z: die Dämel als Ausgeberin mitgebrach

Noch war ihr Vertrauen darauf gerichtet, aus Schwäche vor der Hinrichtung zu sterben. Zusammengekauert lag sie im Bette, stumpfsinnig das Unvermeidliche erwartend. Vom Lesen und Beten mochte sie nichts hören; sie sei zu schwach dazu, und kurz erklärte sie Allen, die sie befragten: Gottes Barmherzigkeit sei größer als alle Sünden, und Niemand könne mehr thun, als sein Leben hingeben, noch dazu, wenn er es gern thue.

Als die Hoffnung, an Schwäche zu sterben, fehlschlug, beschäftigte sie sich nur mit den Aeußerlichkeiten der Hinrichtung. Zwar nahm sie nun endlich nach vielem Aufschub das Abendmahl, doch ohne inneres Verlangen, nur durch äußere Rücksichten genöthigt. Ihr Toilette war ihr viel wichtiger. Als man ihr im Gefängniß einige Tage vorher zum ersten Male einen Spiegel gebracht, erschrak sie heftig, wie sie jetzt aussehe und wie sie gealtert. Sie wollte nicht wieder hineinsehen. Sie lieh sich eine Haube von der Gefangenwärterin, und da sie ihr nicht weiß genug war, bat sie dieselbe, sie vorher in ihrem Garten noch etwas zu bleichen.

Am 19. April erfuhr sie, daß sie am nächsten Morgen hingerichtet werde. Sie erkundigte sich genau nach dem Ort und der Stunde, und versicherte, sie habe Alles gestanden, und keinen mehr vergiftet, als die auf der Liste ständen; ihr Herz sei ganz rein! Ueberhaupt kamen nur selbstgefällige Aeußerungen über ihre Lippen. Ein flüchtiger Scherz mit dem Gefangenknecht, ein Gelüst nach Johannisbeeren und Apfelsinen.

Das gleißende Gewand äußerer Leutseligkeit entfiel ihr mehr und mehr, je näher die Todesstunde kam. Sie ward einsylbig, antwortete kaum. Die Frauen versichern, sie sei bis zur Hinrichtung noch immer „muckischer," „giftiger," „gallichter" geworden. Noch bis zur letzten

Stunde gab sie die Hoffnung nicht auf, daß sie an dem Gallenerbrechen, welches ihre Schwäche erhöhte, sterben möchte. Morgens um 5 Uhr erschien der Geistliche und fand sie noch schlafend. Als man sie endlich weckte, war sie nichts weniger als erfreut über den Besuch, foderte Wein zum Trinken und Einreiben, Kaffee und andere Kleinigkeiten, ohne daß ihr Sinn sich besonders mit dem Prediger beschäftigte.

Eine neue Angst stieg in ihr auf vor dem offenen Wagen, in dem sie transportirt werden sollte. Sie fürchtete den Excessen des Pöbels ausgesetzt zu sein. Man beruhigte sie, indem ein Policeidiener neben ihr sitzen werde. Ihr Anzug beschäftigte sie fast allein in der letzten Stunde. Aus ähnlichem Grunde ließ sie den Geistlichen, der einen zweiten Besuch machen wollte, nicht vor. Sie zog sich selbst an, und ließ sorgsam den Kragen der Jacke abschneiden, damit Platz zum Schwertstreich werde. Die neuen Schuhe von grober Arbeit, die man ihr hinstellte, wehrte sie mit Abscheu von sich und gab sich erst zufrieden, als eine Frau ihr ein Paar leichte Zeugschuhe brachte; aber die schwarzen Strümpfe, die ihr geliefert wurden, zog sie über ihre alten grauen, um ihre Waden dadurch mehr hervorzuheben.

Noch kam ein furchtbarer Moment für das eitle Weib. Man wußte, wie sie sich gegen das übliche Todtenkleid sträuben würde, ein weites, weißes Gewand mit schwarzer Einfassung und gleichen Bändern und Schleifen. Um deshalb ward es erst herbeigebracht, als die Gottfried schon aufrecht stand, unterfaßt von zwei Dienern der Gerechtigkeit. Ihre Augen verdrehten sich auf furchtbare Weise, als sie das Kleid zu Gesicht bekam, und sie seufzte ein tiefes Ach, als man es ihr über den Kopf warf, faßte sich aber doch und zupfte es zurecht.

Schnell und ohne Rührung nahm sie Abschied von den Frauen, als aber Dräseke den Augenblick wahrnahm und plötzlich an sie trat, wandte sie sich mit den Worten um: „Ihnen will ich nicht Adieu sagen.“ — „Und mir willst Du nicht Adieu sagen?“ sprach der Geistliche. Sie antwortete rasch: „Na, dann will ich Ihnen auf ewig Adieu sagen.“ — „Nein, nicht auf ewig,“ erwiederte Dräseke tief bewegt, sprach noch einige Worte der Ermahnung und weinte bitterlich. Jetzt stürzten auch ihr Thränen hervor, um das Nichts in ihr zu verbergen; sie hielt ihr weißes Tuch vors Gesicht und wankte die Treppe hinunter.

In äußerer, vollkommener Haltung saß sie während des ganzen Weges zur Richtstatt auf dem Leiterwagen, den sie ohne große Unterstützung bestiegen. Ihre Hände hatte sie schon beim Anfang von dem Stricke, der scheinbar darum geschlungen worden, befreit, und hielt während der ganzen Fahrt krampfhaft die Hand des neben ihr sitzenden Policeidieners.

Im Angesicht des Marktplatzes war das Schaffot aufgeschlagen, 11 Fuß hoch, schwarz behangen. Ihm gegenüber, 8 Fuß hoch, stand die ebenfalls schwarze Tribune zur Hegung des hochnothpeinlichen Halsgerichts. Auf jene hinaufgehoben, hörte sie, dem Gerichte gegenüber, mit sichtbarer Angst, doch ohne Thränen, die Vorlesung des Todesurtheils. Nachdem von dem Senator der Stab über ihrem Haupte gebrochen war, und sie dem Scharfrichter übergeben worden, reichte sie dem Gerichte zum Abschied ihre Hand, nahm einen guten Trunk Weins, und wankte dem Schaffotte zu. Zierlich faßte sie beim Aufsteigen auf die Treppe das Gewand. Als sie oben den für sie bestimmten Lehnstuhl sah, stierte, so wird uns von ihrem Defensor berichtet: „ihr Blick wild um-

her, ein satanisches Leben, ein Feuer der Hölle blitzte wie stachelnd aus dem sonst erloschenen Augapfel hervor." Da der zur Aufrechthaltung des Kopfes bestimmte Riemen nicht passen wollte, vergingen noch einige Minuten. Die Knechte stießen den kraftlos übersinkenden Kopf wiederholt durch Stöße unter das Kinn empor, bis ein kräftiger Hieb das Haupt vom Körper trennte.

Die vorige Stille verwandelte sich in ein lautes Rufen der zahllos Versammelten. Der Scharfrichter nahm das weiße Tuch, welches die Gerichtete auf ihrem Schooße liegen hatte, und wischte damit das Blut vom Schwerte.

Bei der Section des Leichnams — er ward auf dem Schinderkarren fortgefahren — ergab sich eine vollkommen regelmäßige Structur aller edlen Körpertheile und zugleich die völlige Gesundheit der Verbrecherin. Ihre Schwäche war nur Folge des versuchten Hungertodes. Nur durch das unerhört gewaltsame Schnüren waren die Brustknochen emporgetrieben.

Auf dem Museum in Bremen wird der Kopf der Gottfried in Spiritus, ihr Skelett in einem Schranke aufbewahrt.

Der Wirthschaftsschreiber Tarnow.

1795.

Auf dem von Brünneck'schen Gute Belschwitz in Ostpreußen waren im Frühling des Jahres 1795 zwei neue Wirthschaftsbeamte und eine neue Schaffnerin angezogen. Der Schreiber Paul Tarnow, der Amtmann Truchs, und die Schaffnerin Elisabeth Dämel, letztere die Witwe eines Unteroffiziers. Die Gutsherrschaft, der Generallieutenant von Brünneck und seine Gattin, waren nur dann und wann gegenwärtig, und in ihrer Abwesenheit scheint es in der Wirthschaft roh und wüst hergegangen zu sein. Die despotischen Launen des Amtmanns, in jener Zeit und auf dem Lande, im entfernten Preußen, wenig von den Gesetzen und der Bildung controlirt, mochten die Hauptschuld davon tragen. Truchs war ein heftiger Mann, der leicht in Wuth gerieth, und seine Untergebenen zitterten vor ihm.

Am 15. December desselben Jahres fand man Morgens den Amtmann Truchs in seiner Schlafstube erhenkt. Der Wirthschaftsschreiber Tarnow zeigte die Thatsache sofort dem Justitiarius über Belschwitz in Riesenburg an, und derselbe fand, nachdem er sich auf der Stelle nach Belschwitz begeben, unzweifelhafte Spuren, daß hier kein Selbstmord, sondern eine Ermordung stattgefunden habe.

Aus der Vernehmung sämmtlicher Hausgenossen ergab sich Folgendes: Sie hatten am Morgen die Stubenthür des Amtmanns verschlossen gefunden. Als sie dieselbe mit dem unten an der Erde liegenden Schlüssel geöffnet, fanden sie das Bette des Amtmanns leer und voll Blut; der Truchs selbst aber war in der Nebenkammer, an dem Handgriff der Stubenthür aufgehenkt, das heißt, er lag dort, halb sitzend, mit einem über die Thür geschlungenen Stricke um den Hals, dessen anderes Ende an der Thürklinke befestigt war. Pfarrer und Schulze hatten ihn losgebunden, aber kein Leben mehr in ihm gefunden.

Die Vernehmung des einen Hausgenossen, des Jäger Klein, brachte es aber nicht allein auf die Spur, sondern auf die völlige Gewißheit über That und Thäter. Klein schlief in derselben Stube mit dem Schreiber Tarnow. Morgens um 3 Uhr, sagte Klein aus, habe ihn der Tarnow geweckt und ihm mitgetheilt: er, Tarnow habe den Amtmann erschlagen, und zwar mit einem Eisen, und ihn dann mit einem Strick um den Hals in die Kammer geschleppt und dort an der Thür aufgehenkt. Zugleich aber habe er ihn gebeten, es zu verschweigen und ihm zu helfen, seine Kleider vom Blute zu reinigen. Er, Klein, habe das Erstere versprochen und ihm auch beim Waschen geholfen. Aber Blutflecken würde man doch noch finden.

Als man Tarnow's Kleider durchsuchte, fanden sich wirklich diese Blutflecke. Er ward verhaftet und gestand schon beim Generalverhör die Ermordung in allen Hauptsachen ein. Nur die Motive der That, die Umstände, unter denen er sie ausführte und die Frage über seine Straffälligkeit sind von Interesse, und erheben diesen Criminalfall zu einer solchen Wichtigkeit, daß Klein densel-

ben in seine Annalen aufnahm, und die verschiedenen Sprüche und Gutachten mehrer Gerichte darüber mittheilt.

Die Einzelheiten des ärztlichen Befundes können hier von keinem Interesse mehr sein, da die Richter, nach Verlauf vieler Monate, nicht weiter als auf das damalige Gutachten der Obducenten zurückgehen konnten. Eine Revision der Obduction wie in den Fonk'schen und Lafarge'schen Processen war entweder nicht thunlich, oder wurde, um einer wissenschaftlichen Frage willen, nicht für erheblich erachtet. Dieses Gutachten ging dahin: Der Tod des Truchs sei auf doppelte Weise erfolgt: einmal wäre durch die Schläge am Kopf eine heftige Gehirnerschütterung bewirkt; durch die sogleich darauf erfolgende Zuschnürung des Halses sei die durch jene Erschütterung vielleicht schon bewirkte Anhäufung und Stockung des Blutes in den Gefäßen des Kopfes noch vermehrt, die dadurch gehemmten Lebenskräfte erstickt und so Apoplexie und Tod verursacht worden. Die am Kopf befindlichen Wunden seien an sich nicht absolut tödtlich gewesen; indessen komme es auf die anderweitige Tödtlichkeit derselben in diesem Falle wol nicht an, da die sogleich nach den beigebrachten Wunden verübte Strangulation als hinlängliche Ursach des Todes angesehen werden könne.

Paul Tarnow, zur Zeit seiner Verhaftung 33 Jahre alt, gab über seine That und Beweggründe Folgendes an, welches bis zu einem näher zu bestimmenden Punkte sich, nach allen anderweitigen Ermittelungen, als richtig erwies.

Sein früheres Leben ist ohne Bedeutung und Bezüge auf die vorliegende That. Sohn eines Pachters auf einem adeligen Gut in Pommern, hatte er sich schon früh der Landwirthschaft gewidmet, und als Wirthschaftsschrei-

ber und Administrator bei mehren Herren conditionirt. Einige waren mit ihm zufrieden, andere unzufrieden. Er war im Ganzen von stiller Gemüthsart und ruhigem Wesen, das viel erdulden mag, was aber nicht einzelne Züge einer furchtbaren Rohheit ausschloß.

Er war schon einige Tage in Belschwitz, als die Generalin von Brünneck den neuen Amtmann Truchs dort einführte. Schon an diesem Tage brach der Unfriede zwischen Beiden aus, indem der Amtmann dem Schreiber die Unschicklichkeit verwies, die Generalin beim Eintritt auf dem Arm geküßt zu haben. Von da ab aber, behauptet er, habe ihm der Truchs keinen einzigen Tag Ruhe gelassen, ihm beständig die bittersten Vorwürfe gemacht und ihn auf alle mögliche Weise zu kränken gesucht und insultirt. Truchs war, wie alle Zeugen bekunden, ein so ungestümer, heftiger und hitziger Mann, vom unbeständigsten Charakter, daß er um Geringfügiges oft wüthete und schäumte, und sich handgreifliche Züchtigungen in einer Art erlaubte, die jedes reizbare Gemüth aufbringen konnten. In seiner Wuth kannte er keine Grenzen. Einst ließ er einen Maurer, von dem er sich beleidigt glaubte, binden und so hart schlagen, daß er ein Vierteljahr das Bett hüten mußte. Solcher unmenschlichen Handlungen rühmte er sich mit Vergnügen und lautem Lachen. Tarnow wagte nie den erlittenen Kränkungen sich entgegenzusetzen, und ertrug mit Gelassenheit, vielleicht mehr noch mit Furcht die Ungebühr. Oft waren es nur die Launen des jähzornigen Mannes, nicht selten aber mochte der Schreiber durch seine Saumseligkeit oder sein Ungeschick die Zurechtweisungen und Thätlichkeiten verschuldet haben.

Bald kam noch ein anderer Grund des Zwistes. Truchs hatte die Dämel als Ausgeberin mitgebracht, mit

der er, wie die Folge zeigt, auf einem vertrauten Fuße lebte. Wahrscheinlich war es von ihrer Seite nur Furcht vor dem wüthenden Amtmann, was sie zur Nachgiebigkeit bewog. Im Juli klagte sie dem Tarnow, mit thränenden Augen, daß der Truchs ihr mit Schlägen drohe, wenn sie ihm nicht willig sei. Sie bat ihn dabei, des Abends nicht eher die Stube des Amtmanns zu verlassen, bis auch sie gegangen sei; sonst müsse sie noch allein bei ihm bleiben. Aus dieser Vertraulichkeit entstand bald nachher zwischen dem Schreiber und der Schaffnerin eine wirkliche Zuneigung. Dem Amtmann entging es nicht. Tarnow erklärte ihm auch geradezu, daß er Willens sei, die Dämel zu heirathen, sobald er nur eine bessere Versorgung erhalte. Truchs schien anfangs damit zufrieden und versprach sein Fürwort bei der Herrschaft abzugeben; er nannte beide Brautleute und foderte sie auf, sich zu küssen. Bald aber scheint die Eifersucht in ihm erwacht, er tobte, stieß, mishandelte bei Gelegenheit den Tarnow, und rieth ihm darauf mit freundlichem Ernste von der Heirath ab, weil die Dämel kein Vermögen und keine Erziehung habe. Dennoch machte er Beiden späterhin wieder Verheißungen, ohne doch in Wirklichkeit etwas für sie zu thun.

Von jetzt an quälte auch den Tarnow die Eifersucht. Seine Stube stieß an die der Dämel. Ende October öffnete er die Thüre leise, und sah den Amtmann durch die Stube der Dämel in deren Schlafkammer gehen. Er legte sich aufs Horchen und hörte die Pantoffeln des Amtmanns von den Füßen fallen. Nach einer Weile sah er ihn zurückkommen und bemerkte, daß er keine Beinkleider anhatte. Am Morgen drauf, als die Dämel in der Stube beim Amtmann frühstückte, schlich er in deren Schlafkammer und fand hier die für ihn untrüg-

lichen Zeichen ihrer Untreue. Tarnow bewährte seine ruhige Natur. Kaltblütig schnitt er sich ein Beweisstück aus dem Bette aus und hielt es unter Vorwürfen der Dämel vor die Augen. Diese gestand ihm auch, der Amtmann habe Böses gewollt, sie habe sich aber standhaft geweigert. Der Amtmann, dem er darauf „das Unschickliche seines Betragens vorhielt," versprach ihm auch unter einer schweren Betheuerung nie wieder in die Kammer der Schaffnerin gehen zu wollen.

Der Friede in dieser Beziehung schien völlig wieder hergestellt und der Bräutigam befriedigt, indem sie verabredet, daß von jetzt an alle Drei zu gleicher Zeit zu Bette gehen sollten. Man verriegelte die Thür, welche aus Tarnow's Stube in die der Dämel führte, entweder um auch ihn von Versuchungen oder vorm Lauschen zu bewahren, und der Jäger Klein schlief von nun an bei ihm. Die Dämel aber sollte sich immer in ihrer Kammer verschließen.

Der Friede dauerte nicht lange. Zwar hatte der Amtmann den Brautleuten eine Versicherungsschrift ausgestellt, daß sie sich heirathen und er für Brot für sie sorgen wolle, nach vierzehn Tagen foderte er sie aber wieder zurück und zerriß sie. Als der Schreiber Anfang Decembers von den Vorwerken zurückkam, fand er seine Braut wie leichenfarben. Sie wandte beim Auftragen des Essens das Gesicht ab, damit er ihre verweinten Augen nicht sähe. Er reichte ihr die Hand, sie zog die ihre zurück. Er folgte ihr in die Küche, aber Truchs kam dazwischen, und endlich erklärte ihm dieser, er müsse ihm nur sagen, daß er, Truchs, der Dämel gut sei, sie heirathen wolle, und sie seine Braut sei. — Tarnow erklärte dagegen: wenn die Dämel ihm untreu werden wolle, so habe er nichts dagegen, und gratulire ihm, als ob

er eine Baronesse zur Frau bekomme, nur sei es unrecht, daß er ihm das nicht längst gesagt habe. Der Amtmann unterhielt ihn dafür mit seinen schmutzigen Vertraulichkeiten mit der ehemaligen Braut des nun offen Dupirten.

Endlich am 13. December Abends gelang es ihm zum ersten Male, mit der Dämel allein zu sprechen. Da erklärte sie ihm: sie dürfe nicht mit ihm reden, wenn sie Ruhe haben wolle. Sie würde aber auch den Amtmann nicht heirathen. Und sollte er sie mit ihm, Tarnow, auseinander bringen, dann würde sie, wenn ihr Dienstjahr um wäre, aus dem Hause ziehen.

Am folgenden Tage, am 14. December, mußte Tarnow aufs Neue, um geringfügiger Versehen halber, die ganze Wuth des Amtmanns aushalten. Er drohte ihm, ihn binnen acht Tagen aus dem Hause zu stoßen, ihn unglücklich zu machen: „Herr, ich schwöre Ihnen zu Gott, ich halte Ihnen Wort, ich will Sie verfolgen, Sie mögen auch sein, wo Sie wollen.“ Tarnow ging auf den Hof und besorgte seine Geschäfte; als er zurückkehrte, tobte aber der Amtmann fort. Tarnow stellte sich still an den Ofen, nur den Gedanken nachgehend, wie er recht bald aus dieser drückenden Condition kommen könne. Endlich ging er in seine Stube, ohne ein Wort auf die tobende Wuth des Amtmanns erwidert zu haben. Hier will er eine ganze Weile mit der unangezündeten Pfeife im Munde umhergegangen sein, ja er habe noch Tabak nachstopfen wollen, da er die Pfeife für brennend gehalten. So sei er in Gedanken versunken gewesen, von denen er sich doch nichts entsinne. Am wenigsten sei ihm ein Vorsatz aufgestiegen, sich an dem Truchs zu rächen. Als er darauf zum zweiten Male in die Stube des Amtmanns zurückgekehrt und sich an den Ofen gestellt habe,

sei Jenes Wuth nicht allein nicht verraucht gewesen, sondern habe von Neuem aufgelodert. Truchs drohte ihm, wie er nirgend fortkommen solle, denn die Hand der Herrschaft reiche sehr weit: „Herr, so lange Sie leben und Sie einen warmen Blutstropfen haben, so sollen Sie an mich denken," rief er, und stieß ihm mit der geballten Faust in das linke Auge mit solcher Heftigkeit, daß der Hintertheil seines Kopfes gegen den Ofen fiel. Da, sagt Tarnow, sei ihm zu Muthe gewesen, „als ob sich der Brägen gleich einem Uhrrade geschwind herumdrehe." Dann sei es ihm kalt durchs Genick in die Schultern gelaufen, daß er geglaubt, der geschmolzene Schnee fiele ihm durch die Decke auf die Schultern. Dann versetzte er ihm noch einen heftigen Stoß auf die Brust, wobei der Schreiber eine schmerzhafte äußere und innere Hitze empfunden haben will. Er fühlte die Brust so stark aufgetrieben, daß er Rock und Weste aufknöpfen mußte, um sich Luft zu verschaffen.

Als nun das Abendessen aufgetragen wurde, äußerte der Amtmann: „man muß doch endlich einmal stille sein," und setzte sich mit gutem Appetit an den Tisch. Tarnow will nur wenig gegessen haben. Er freute sich, daß der Amtmann mit ihm verabredete, am morgenden Tage nach Rosenberg zum Jahrmarkt zu fahren, weil er dort vielleicht den Geheimenrath von Auerswald finden dürfte, der eine Condition auf seinem Gute Banditten offen hatte. Truchs zog sich nach dem Abendessen ruhig aus und äußerte dabei: „Wenn Euch allen so schläfert wie mich, so geht schlafen!"

Etwa um 9 Uhr lag der Schreiber in seinem Bette. Sein Schlafgenoß, der Jäger Klein, welcher nach ihm kam, mußte sich im Finstern ausziehen, da Tarnow von

ungefähr das Licht ausgeputzt hatte. Klein erzählte ihm dabei, daß der Amtmann schon zu Bett gegangen und sein Licht ausgelöscht habe.

Tarnow lag in großer Hitze im Bette, und konnte nicht schlafen. In der Nebenstube der Dämel, zu der die Thür vernagelt war, hörte er die Dienstmagd Christine Labuhn buttern. Sie ging einige Mal aus der Stube und kam wieder. Dann flüsterte sie ihm durch die feste Thüre zu:

„Herr Tarnow, schlafen Sie?"

Der Schreiber antwortete: „Wie so?"

Die Magd flüsterte weiter: „Wenn Sie sich nur ein Geschäft machen könnten und herauskommen, da würden Sie was belauern, oder verstören. — Die Dämel ging, gleich nachdem der Jäger schlafen gegangen, in des Amtmanns Stube. Ich war jetzt draußen und beim Amtmann ist noch Alles finster."

„Ei laß sein, meine Tochter, was ist daran gelegen?" — antwortete Tarnow.

Die Labuhn fuhr darauf ruhig fort zu buttern. Klein hatte Alles mit angehört. Zu diesem wandte sich jetzt der unglückliche Bräutigam:

„Seh Er, Jäger, nur, was das für eine Hundezucht ist. Der Amtmann hat mir so heilig versprochen, und zugeschworen hat er's, daß er, ich und die Dämel zugleich zu Bette gehen sollten, und nun ist sie doch wieder zurück bei ihm, und wir haben's nicht gemerkt."

Klein meinte, er habe das längst gemerkt: „Ich kann das an den Frauenzimmern sehr gut merken. Wenn ich Morgens durch des Amtmanns Stube ging und die Dämel war bei ihm, dann schlug sie die Augen nieder, und das ist ein Zeichen, daß nichts Gutes vorgenommen war."

Jetzt rief die Labuhn wieder durchs Schlüsselloch: „Ich war wieder draußen. In Amtmanns Stube ist noch Alles finster.“

Während der Jäger ihm noch andere Mittheilungen über die unzweifelhafte Vertraulichkeit des Amtmanns mit der Schaffnerin machte, die hier mitzutheilen überflüssig wären, zu denen aber Tarnow mit Recht sagen konnte: „Das ist doch recht hündisch,“ kam die eilfte Stunde heran. Der Schreiber wälzte sich vor Hitze in seinem Bette. Die Eifersucht, wie er sagt, stellte sich jetzt ein.

Gegen 11 Uhr hörte er die Dämel in ihre Stube kommen. Als er die Labuhn fragte: „Hast Du neue Butter?“ antwortete statt ihrer die Dämel: „Wir werden bald welche bekommen, ich werde jetzt brühen.“ Nach einigem Geräusch vom Wegräumen der Stühle, hörte er die Kammerthüre knarren und die Dämel wünschte ihm freundlich gute Nacht!

Tarnow brummte noch fort gegen den Jäger, daß es doch fest verabredet worden, daß die Kammerthür der Dämel verschlossen werden solle, und es geschehe nicht. Um 11 Uhr endlich schien Alles eingeschlafen; nur der Schreiber glühte und bebte. Alle vom Amtmann ihm widerfahrenen Beleidigungen, Prostitutionen, die Mishandlung von gestern Abend, sein Umgang mit der ihm abgetrotzten Braut traten ihm, sich seiner Sinne bemeisternd, vor die Seele. In seinem Kopfe war ein Sausen und Brausen, daß es ihm schien, als wenn ein starker Wind seinen Brägen im Kopfe herumwälze. Ein starker, übelriechender Schweiß übergoß ihn. Er habe nicht länger liegen bleiben können; er habe sich aufgerichtet, die Beine aus dem Bett gethan, seine Pantoffeln angezogen, und so sei er sitzen geblieben bis 1 Uhr nach Mitternacht.

Bis hier blieb der Tarnow in allen gerichtlichen Verhören sich getreu. Seine Aussagen stimmen in den Punkten, wo sie von andern Zeugen oder Umständen bekräftigt werden können, mit denselben überein, und es ist kein Grund vorhanden, an der Wahrhaftigkeit seines Geständnisses zu zweifeln. Von hier an aber legte er zwei verschiedene Bekenntnisse ab. Das erste derselben, vor den zwei ersten Untersuchungscommissionen abgegeben, lautet folgendermaßen:

Von Fieberhitze geplagt, auf dem Bette sitzend, rief er mehre Male den Jäger an: „Klein, Klein! schläft Er?" Als dieser nicht antwortete, durchzuckte ihn zuerst der Gedanke, sich an dem Amtmann zu rächen, der seine Schwüre gebrochen und ihm betheuert, er wolle ihn überall unglücklich machen. Betäubt, sinnlos von innerer Unruhe, erwuchs plötzlich der Vorsatz, den Truchs umzubringen, und während dessen hatte er schon die Strümpfe, die ledernen Beinkleider und den Ueberrock angezogen.

Zuerst kam ihm der Gedanke, den Truchs mit einem Stricke im Bette zu erdrosseln und dann ihn aufzuhängen. Truchs sollte öfters geäußert haben, er wolle sich einmal aufhängen. Tarnow wußte, daß in der Registratur an einem Nagel ein Strick hing. Er lief dahin, fand ihn aber nicht an der Stelle. Er dachte: „Das soll nicht sein, daß Du Einen ums Leben bringst." Aber der Strick fand sich am zweiten Nagel. Nun dachte er: „Es soll doch wol sein, daß Du ihn erhängst." Er nahm ihn und steckte ihn in die Tasche.

Aber sogleich kam ihm die Vorstellung, das Erhängen möge doch nicht so leicht gelingen, der Amtmann könne schreien und der Nachtwächter es hören. Unter dem Tische in der andern Stube stand eine Kuve mit

Eisenzeug. Er suchte sich daraus den größten Hammer, um den zum Mordwerkzeug zu brauchen. Wenn er den Truchs damit ums Leben gebracht, wolle er ihn mit dem Strick aufhängen, um jenen Verdacht zu erregen.

Er ging darauf in seine eigne Stube zurück und holte das unangezündete Licht. Mit starken Schritten ging er dann, damit der Amtmann nicht Verdacht schöpfen möchte, in dessen Stube, wo er den bereitgelegten Hammer in die Tasche steckte und nun die unverschlossene Thür zur Schlafkammer öffnete. Hätte er sie verschlossen gefunden, so war sein Vorsatz, zu klopfen und den Amtmann zu bitten, ihm Licht anzuzünden, da er unwohl sei. Auch jetzt sagte er, beim Eintreten, ganz laut und ungewöhnlich dreist: „Ich möchte gern Licht haben." Tarnow erwartete, der Amtmann werde etwas sagen: „Hätte er sich mit mir in ein Gespräch eingelassen und ich dadurch Zeit zum Besinnen bekommen, so hätte ich die böse That nicht gethan!" Allein der Amtmann sagte kein Wort. Tarnow nahm das Feuerzeug und gab es ihm. Der Amtmann sprach noch immer kein Wort: „Ich glaubte, er habe noch einen Groll gegen mich. Mir war schrecklich zu Muthe."

Schon stand er mit dem Hammer an dem Kopfende des Bettes, während der Amtmann Feuer anschlug, als ihm so zu Muthe ward, als solle er die That nicht vollführen. Der Hammer fiel zurück und schlug ihm an das Bein. „Hätte jetzt Truchs ein Wort gesprochen, so hätte ich's nicht gethan." Aber der Amtmann sprach nichts. Dem Schreiber sauste und brauste es im Kopfe entsetzlich, es kam ihm vor, als wenn ihm Jemand in die Ohren schrie: „Hau — hau — hau ihn! Es ist ein Verräther, er schwört und lügt Dir doch vor — er hat es verdient."

Da erfaßte ihn aufs neue eine unbeschreibliche Wuth. Als der Amtmann wieder mit dem Stahl an den Stein schlug, daß er bei den Funken den Kopf sehen konnte, gab er ihm aus allen seinen Kräften mit dem Hammer einen Schlag auf den Hinterkopf. Trucks sank davon, im Bette sitzend, ohne einen Laut von sich zu geben, nach vorn hin.

Tarnow hielt ihn für todt. Er wollte ihm nun den Strick um den Hals legen; aber als er ihn deshalb aufrichtete, fiel der Körper auf den Rücken. Dabei fühlte er die Hand des Erschlagenen auf seiner Brust. Im Glauben, daß er ihn fassen wolle, stieg aufs neue die Wuth des Mörders. Er faßte ihn mit den Händen ans Gesicht, und weiß nicht, ob er folgende Worte nur im Zorne gedacht oder gesprochen: „Du Bestie, Du Unmensch, willst mich noch unglücklich machen. Du hast mich die ganze Zeit, als wir zusammen gewesen, auf die unschuldigste Art (?) gekränkt.“ Drauf gab er dem Amtmann noch zwei oder drei heftige Schläge. Beim letzten fiel der Hammer vom Stiel herab.

Er machte nun mit dem Stricke eine Schlinge um den Hals, zog sie ein wenig zu, und ging dann ans Fenster, um zu sehen, ob nicht der Nachtwächter zu bemerken wäre. Da diese Furcht unbegründet war, wollte er den Erschlagenen aus dem Bette heben. Der Körper wurde ihm aber zu schwer. Er fiel mit Kopf und Schulter auf die Erde, und der Schreiber mußte ihn mit Hülfe des Strickes aus dem Bette ziehen und nach der Kammerthür hin, um ihn dort aufzuhängen. Er hatte dabei keine andere Absicht, als daß Jeder denken solle, der Amtmann habe sich selbst aufgehängt. Aber die Procedur gelang nicht vollkommen. Er schlang das Ende des Strickes über den obern Rand der Kammerthür und zog

den Körper hinauf, indem er alsdann das Ende des Strickes an die Klinke befestigte. Aber der Strick ließ nach, und der Körper kam auf der andern Seite der Thür etwas tiefer nach der Erde, und halb sitzend zu hängen.

Tarnow machte darauf Licht mit seinem eignen Feuerzeuge, welches er in der Regel bei sich führte, und besah den Leichnam. In welcher Absicht, will er selbst nicht wissen. Darauf ging er in seine eigne Stube zurück und bemerkte hier mit Schrecken, daß seine Kleider voll Blut waren. Da der Jäger erwachte und er Entdeckung fürchtete, theilte er demselben seine That mit und bat ihn, wie oben angegeben, ihm bei Reinigung der Kleider behülflich zu sein und zugleich, daß er über die Sache reinen Mund halte.

Bei diesem Geständniß, in allen seinen Einzelheiten, blieb der Schreiber in mehren Verhören und durch vier Monate. Er behauptete, es sei die reine Wahrheit. Darauf verfiel er in eine lebensgefährliche Krankheit, und als er genesen, gab er folgende ganz abweichende Erzählung, von der er ebenfalls, bei Allem, was ihm heilig, betheuerte, daß sie die reine Wahrheit sei.

Darnach habe er nie die Absicht gehabt, noch weniger sei er sich derselben bewußt gewesen, den Amtmann zu ermorden. Als er schlaflos, von Hitze geplagt, auf dem Bette gesessen, habe er sich nur vorgenommen, dem Truchs, wenn er ihn wieder beleidigen sollte, eine Ohrfeige zu geben und sich mit ihm zu schlagen. Darauf habe er eine Thür klappen gehört, und im Glauben, daß der Amtmann abermals mit der Dämel eine nächtliche Zusammenkunft habe, sei er hinausgegangen, um zu horchen. So wäre er in die Stube, die an die Schlafkammer des Amtmanns stößt, gerathen, nur in der Ab-

sicht, den Truchs und die Dämel, wenn er sie zusammen finde, tüchtig zu prügeln.

Um sich ein Geschäft zu machen, habe er das unangezündete Licht mitgenommen, wie vorhin mit der Absicht, den Amtmann anzugehen, ihm Feuer zu machen, weil er krank sei. Ohne etwas Anderes bei sich zu haben, sei er an sein Bett getreten und habe gesagt: „Herr Amtmann, ich möchte gern Licht haben." Truchs, ohne ein Wort zu sagen, hätte Feuer gemacht, und Licht angezündet. Kaum aber, daß dies geschehen, wäre er in voller Hitze aufgesprungen, hätte das Licht neben sich auf den Tisch gesetzt und gesagt: „Herr, Sie kommen nicht in der Absicht her, um Licht zu holen. Dies hat eine andere Ursach, Sie wollen zur Dämel." Er, Tarnow, habe nun erwidert: „Ja, ich wollte sehen, ob die Dämel nicht bei Ihnen wäre!" — „Ich werde sie Ihnen zeigen," hätte Truchs gesprochen, nach dem Schlafrock gegriffen und aus der Tasche sein Messer gerissen, mit dem er auf ihn losgegangen und ihn stechen wollen.

Er, Tarnow, der nichts, sich zu vertheidigen, gehabt, sei darauf in die Stube gelaufen, habe sich gegen die Thür gestemmt und zugleich eine auf dem Tisch stehende Küpe mit Eisenzeug wahrgenommen. Daraus habe er in der Geschwindigkeit, ohne Auswahl, einen Hammer genommen. Als nun Truchs, eindringend, mit dem Messer auf ihn zugestoßen, habe er ihm, um zu pariren, einen Stoß mit dem Hammer auf die Brust gegeben. Truchs sprang schnell rückwärts, in die Stube zurück, und griff nach einem Stocke. Um das zu verhüten, da der Amtmann ihm alsdann überlegen gewesen wäre (!) habe er ihm, als er sich über das Bett bückte, einen Schlag mit dem Hammer auf den Hinterkopf gegeben, und heftiger, als er sich vorgestellt. Der Schlag wäre

nichts, als eine Vorsichtsmaßregel gewesen, damit Truchs ihn nicht ums Leben bringe. „Ich drängte den Truchs, der auf das Bett gefallen, an seinen Füßen aus dem Bette auf den daneben stehenden Stuhl, um zu verhüten, daß er den Stock nicht doch ergreifen möchte" (?). Aber der ganze Körper sei auf die Erde gefallen, wobei Kopf und Schultern auf seine Beine gekommen. Als dabei die Hand seine Brust berührt und er gefürchtet, daß er sich zur Wehr setzen möchte, habe er ihm noch zwei oder drei Hiebe auf den hintern Kopf gegeben.

Sogleich habe ihn Reue befallen und er an dem Körper gerüttelt, um ihn ins Leben zurück zu rufen. Da ihm das aber nicht gelungen und er sich erinnert, daß Truchs mehrmals geäußert, er wolle sich erhängen, habe er mit dem Leichnam so verfahren, wie er in dem ersten Bekenntniß angegeben. Den Todtschlag habe er mithin nur in der Nothwehr, ohne Absicht verübt. Bei dem ganzen Vorfall habe Keiner ein Wort gesprochen, der Amtmann wahrscheinlich aus Wuth, er aus Furcht und Schrecken. So handeln zu müssen, habe er aber damals geglaubt, denn dem fürchterlichen Manne, der ihn erstechen wollen, zu entrinnen, wäre bei der Localität und den Kräften desselben kaum möglich gewesen. Da er bei seinen Schlägen keine Absicht zu tödten gehabt habe, sei es ein bloßes Unglück, daß der Amtmann daran gestorben wäre.

Nachdem er dem Klein Alles eröffnet und mit ihm, so gut es sich thun ließ, die Kleider gereinigt, ging er (und hierin stimmt wieder das zweite mit dem ersten Bekenntniß) nach des Amtmanns Schlafstube zurück, verkettete die Thür von innen, schloß die Nebenstube von außen zu und legte den Schlüssel auf die Erde. Dann schlich er sich auf bekannten Wegen nach dem Boden,

ließ sich durch eine aufgehobene Diele wieder in den Gang hinunter und kam in seine Stube zurück.

Bei diesem zweiten Bekenntnisse blieb Tarnow, in allen Einzelheiten, während der ganzen folgenden Untersuchung. Er behauptete, während der lebensgefährlichen Krankheit habe ihm sein Gewissen geschlagen, die unverfälschte Wahrheit zu bekennen, und so und nicht anders wäre die That von ihm begangen. Die anderweitigen Ermittelungen durch Zeugen konnten, bei der Beschaffenheit der in der Einsamkeit und Stille der Nacht verübten That, kein bedeutenderes Licht über dieselbe verbreiten, und den Richtern blieb es vorbehalten, je nachdem sie auf das erste oder auf das zweite Geständniß Gewicht legten, die Strafbarkeit des Thäters zu beurtheilen.

Sein Defensor suchte in der That eine Nothwehr darzustellen und trug darauf an, im härtesten Falle dem Tarnow eine zweijährige Festungsstrafe zuzuerkennen.

Die Kreisjustizcommission zu Salfeld, welche die Untersuchung geführt, trug in ihrem Gutachten auf eine sechsjährige Festungsstrafe an. Die ostpreußische Regierung dagegen, bei Ueberreichung der Acten nach dem Criminalinstanzengange, auf eine zehnjährige Festungsstrafe.

Die damalige Criminaldeputation des Kammergerichts, welcher das rechtliche Gutachten über diesen Fall übertragen wurde, war anderer Ansicht und trat keinem dieser Anträge bei.

Ueber die Thatsache selbst, die erfolgte Tödtung, und über den Thäter konnten keine Zweifel obwalten; wohl aber über die Motive der That, und ob sie als Mord oder als Todtschlag, als vorausbedachte Handlung, in der Absicht zu tödten, oder als eine rasche That der Noth-

wehr zu betrachten sei? Jenes war sie unbedenklich nach dem ersten Geständniß des Verbrechers; als letzteres erschien sie nach dem später abgelegten. Die Frage stellte sich demnach dahin: ob dem ersten Bekenntniß, oder dem zweiten, dem Widerrufe, mehr Glaubwürdigkeit beizumessen wäre?

Im Allgemeinen kann auf den Widerruf eines freiwilligen Geständnisses nur dann geachtet werden, wenn gewichtige und nicht verwerfliche Gründe dafür angeführt werden. Das ist der Fall, wenn der Inquisit nachweist, daß er durch Zwang oder offenbare Irrthümer zu dem ersten Geständniß verleitet worden. Kann er solche Gründe nicht nachweisen, und erscheinen die von ihm angeführten als ganz verwerflich und falsch, so tritt das erste Geständniß in seine volle Kraft; wie denn dieses an und für sich, wenn es ihn selbst belastet und sonst auf Wahrscheinlichkeit beruht, die größte Vermuthung für sich hat, da Niemand ohne besondere Gründe, als Verzweiflung, religiöse Schwärmerei, sich selbst eines Verbrechens anklagt, oder es noch strafbarer ausmalt, als es ist.

Das erste Bekenntniß hat alle Wahrscheinlichkeit für sich; es stimmt in allen Umständen, über welche Zeugen vernommen werden konnten, mit diesen überein. Als Grund, weshalb er es so, der Wahrheit zuwider, abgelegt habe, führte Tarnow nichts weiter, als seinen Lebensüberdruß an. In Angst, Schrecken und Reue über die That, habe er sich gleich nach derselben erschießen wollen, habe aber keine Flinte gefunden! Allein jede seiner wirklich vorgenommenen Handlungen widerspricht der, welche er angeblich thun wollte. Wenn er auch wirklich vom Entsetzen über seine That durchschüttert war, so handelte er doch vom ersten Augenblick an mit vieler Ueberlegung, und sein Lebensüberdruß kann nicht

groß gewesen sein, da er alle mögliche Veranstaltungen traf, um durch Entfernung des Verdachts, der auf ihn fiele, sein Leben zu erhalten. Er zeigte bei den ersten Verhören die tiefste Reue, religiöse Gesinnung, und hoffte von Gott Vergebung, und von seinen Richtern, daß sie ihn nicht nach der Strenge der Gesetze ahnden, sondern, seine damalige Gemüthsverfassung berücksichtigend, Gnade für ihn finden würden.

Alles dies spricht für die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit dieses ersten Geständnisses. Die Motive für das zweite liegen nahe. Aus einer gefährlichen Krankheit genesen, war die Liebe zum Leben wieder mächtig in ihm erwacht. Er suchte nunmehr seine That so darzustellen, wie sie am günstigsten für ihn war und die meiste Aussicht bot, daß er von der Todesstrafe verschont bleibe.

Ueberdem leidet aber auch das zweite Geständniß an augenfälligen Unwahrscheinlichkeiten. Nach demselben will er, als er Nachts in des Amtmanns Stube schlich, sich nur haben überzeugen wollen, ob die Dämel bei ihm wäre? In diesem Fall würde er die Beiden geschlagen haben; hätten sie sich aber aufs Bitten gelegt, so würde er ruhig und zufrieden gewesen sein. Hier drängt eine Unwahrscheinlichkeit die andere. Als Tarnow von der Labuhn erfuhr, daß die Dämel beim Amtmann sei, spürte er keinen Trieb, hinauszulaufen und sie zu belauschen; vielmehr blieb er ruhig im Bette, und tröstete sich, wie er sich bis da über die Untreue seiner Braut getröstet hatte. Jetzt aber hatte er geständlich die Ueberzeugung, daß sie zurückgekehrt war und in ihrer Kammer schlief. Dann aber hatte der schüchterne Schreiber bisher alle mögliche Unbill von dem gefürchteten, wüthenden Amtmann ertragen; aus Furcht hatte er nicht die Hand

aufgehoben, wenn er ihn schlug und stieß. Wie wäre er in dieser Nacht zu dem Muthe gekommen, da er doch nichts mehr erfahren konnte, als was er bereits längst wußte; wie zu dem Wagestück, auf den ihm überlegenen Mann, und dazu auf die Dämel zu schlagen, da er wußte, daß der stärkere Amtmann bei der leisesten Widersetzlichkeit ihn schlug. Wenn er ihn aber in solchem Augenblicke störte, mußte er sich der entsetzlichsten Wuth desselben aussetzen. Zudem bekennen alle Zeugen, daß Tarnow sich immer als ein Mensch von der äußersten Gelassenheit gezeigt, der Alles ruhig ertrug. Wo er aber zu Thaten der Roheit schritt, geschah es nie gegen Stärkere. Konnte er endlich im Ernst erwarten, daß ein Mensch, wie Truchs, und sein Oberer, sich zum Nachgeben und Bitten verstehen würde? Ueberdem mußte seine Eifersucht als solche, nach dem Vorangegangenen, ziemlich abgekühlt sein, und was ihn jetzt antrieb, war nur noch die Rache über die widerfahrenen Behandlungen. Wäre es noch Eifersucht gewesen, so erscheint sein Vorgeben ebenso unglaublich, daß er, im Fall des Bittens, wieder ruhig fortgehen wollen. Wenn er so friedliche Absichten gehabt, die höchstens in Prügel sich entladen sollten, woher kam denn die entsetzliche Unruhe im Bette, die seiner Natur fremd war?

Tarnow's sanfte, ja milde Natur schließt aber die Wahrscheinlichkeit einer solchen entsetzlichen Wuth, die ihn zum Aeußersten trieb, nicht aus. Es ist eine psychologische Wahrheit, daß phlegmatische Personen, wenn sie bis zu einem gewissen Grade gereizt werden, um so heftiger und furchtbarer wüthen. Daß er aber nicht so durchaus der gute und stille Mensch gewesen, wofür er sich und Andere ihn ausgaben, beweist eine grausame Mishandlung, welche er sich im Jahre vorher, als Ad-

ministrator eines Vorwerks, gegen die von ihm geschwängerte Jankien erlaubte. Er drohte ihr nicht allein, als sie ihre Ansprüche gegen ihn verfolgte, er würde sie kalt machen, ihm sei es gleich, ob ihn der Teufel heut' hole oder morgen, sondern er zog sie, in Beistand eines Mithelfers, nachdem er die Thür abgeschlossen, über einen Koffer, warf ihr die Röcke über den Kopf, und schlug sie mit einer Peitsche über die bloßen Lenden und den Hintern aus allen Kräften, um ihr das Geständniß abzuzwingen, daß das Kind nicht von ihm sei, und das Versprechen, daß sie nie wieder zu ihm kommen wolle. Dann befahl er noch dem Helfer, ihr einen Strick um den Leib zu binden, sich aufs Pferd zu setzen und die so Gemishandelte durch die kothigen Wege bis nach einem entfernten Dorfe zu schleppen. Der Befehl war ausgeführt worden. Die Person hatte sich indessen mit Gelde abfinden lassen. — In der Liebe hatte Tarnow sich manche Ausschweifungen zu Schulden kommen lassen, und daß er heftiger Entschlüsse fähig war, beweist ein früher versuchter Selbstmord durch Gift, weil er das Mädchen seiner Wahl nicht gewinnen konnte.

Dasselbe Gepräge der Unwahrscheinlichkeit trägt aber auch die ganze übrige Erzählung: daß er den Hammer erst ergriffen haben will, als der Amtmann ihn verfolgte, da es stockfinstere Nacht war; daß der Amtmann während der ganzen Prügel- und Mordscene vor Wuth nicht habe reden können, da es seine Art war, bei jedem Affect zu schimpfen und zu toben; daß der Amtmann aus dem Bette springend ihn angerufen haben soll: „Sie kommen aus einer andern Ursache her; Sie wollen zur Dämel" u. s. w. Der Umstand mit dem Suchen des Stockes hinter dem Bette, da man den Stock im Winkel des Nebenzimmers fand, wohin der Mörder ihn

ruhig nach vollbrachter That in den Winkel gestellt haben will u. s. w.

Ein einziger Umstand sprach für die zweite Angabe des Tarnow. Auf dem Stuhle, neben dem Bette des Todten, lag dessen Zulegemesser mit Blut befleckt, und zwar einen halben Zoll lang von der Spitze zurück. Mit diesem Messer sollte der Amtmann auf ihn losgestochen haben. Aber am ganzen Körper des Schreibers war auch keine einzige Verletzung sichtbar, so daß das Blut nur durch Zufall auf das Messer gekommen sein mußte, oder, was nicht unwahrscheinlich, Tarnow hatte sich auch dieses Instrumentes bedient und damit in seinen wiederholten Wuthstreichen auf den Truchs losgestochen. In der Schlafmütze des Todten fand sich ein Loch, welches nur von einem solchen Stich herrühren konnte.

Endlich blieb die Vertheidigung durch Nothwehr auch nach dem zweiten Geständniß Tarnow's so ziemlich ausgeschlossen. Denn hätte der Amtmann ihn, den Unbewaffneten, mit dem Messer angegriffen, so hätte er sehr gut fliehen können, fliehen bis in seine eigene Stube, da alle Thüren offen standen, und dort fand er den Jäger zu seinem Schutze. Der Begriff der Nothwehr fällt aber auch schon um deshalb fort, weil Tarnow, nachdem er angeblich in der Dunkelheit den Hammer gegriffen, jetzt stärker bewaffnet war, als der Amtmann. Dieser floh, wie er selbst sagt, in die Kammer, um statt des Messers einen Stock zu holen. Ist das noch Nothwehr, daß er dem Fliehenden durch zwei Stuben nachsetzte, dort über ihn herfiel, und statt ihm das Messer aus den Händen zu winden, ihm einen tödtlichen Schlag mit dem Hammer gab? Hier fehlt der Hauptumstand bei der Nothwehr, der gegenwärtige gefährliche Anfall.

Also wenn der Widerruf des ersten Geständnisses in

sein Nichts zurückfiel, tritt jenes wieder in seine volle Kraft. Demnach ging Tarnow mit der Absicht, den Amtmann zu tödten, an sein Werk. Er tödtete ihn, ist also ein Mörder, und ihn träfe (die Milderungsgründe bei Seite gesetzt) die Strafe des intendirten Mordes, nach preußischem Gesetze das Rad.

Aber auch die Criminaldeputation des Kammergerichts hat auf diese höchste Strafe nicht zu erkennen gewagt, indem nach den Gesetzen ein viel wesentlicheres Bedenken, als jene vorgeschützte Nothwehr, aus der Sachlage sich erhob.

Der Schreiber Tarnow schlug mit dem Hammer auf den Schädel des Amtmanns Truchs, in der Absicht, ihn zu tödten. Aber die Schläge haben ihn nicht getödtet. Keine der beigebrachten Kopfwunden war absolut tödtlich. Darauf, im Glauben, daß er einen Todten vor sich habe, henkte er diesen Todten ohne neue Wuth (denn daß er aus viehischer Rache auch noch gegen den Leichnam wüthen wollen, davon sind keine Anzeigen), lediglich in der Absicht, die Leute glauben zu machen, Truchs habe sich selbst ermordet, an der Thür auf. Von diesem Aufhenken, von der Strangulation, aber erfolgte erst der Tod.

Welch ein Verbrechen liegt hier vor? Er schlug um zu tödten, tödtete aber dadurch nicht. Der Amtmann hätte vielleicht noch ins Leben gebracht werden können. Käme nicht die folgende Handlung hinzu, so minderte sich darnach die über den Tarnow zu verhängende Strafe um ein Bedeutendes, und könnte nach juristischen Gesetzen nicht bis auf den Tod sich steigern. Hierauf hing er den vermeinten Leichnam in einer relativ unschuldigen Absicht auf, tödtete aber dadurch. Auch in diesem Falle hatte er keinen Mord begangen, da die Absicht zu tödten fehlte, und die Strafe für diese letzte

Handlung, an sich genommen, würde im Verhältniß zu dem Verbrechen eine sehr unbedeutende sein.

Dennoch hätte es dem gesunden Menschenverstande widersprochen, wenn, um dieser zufälligen Trennung der beiden Handlungen willen, die Richter, nur dem Buchstaben der Gesetze folgend, in dieser gräßlichen Mordthat kein todeswürdiges Verbrechen gefunden hätten. Jedes Geschworenengericht hätte, bei der Erörterung der Thatsachen, unbedenklich Schuldig! gesprochen. Zu diesem selben Resultat, was Vernunft und Gefühl gebot, mußten auch die gelehrten Richter, die Lücken der gesetzlichen Bestimmungen durch folgerechte Schlüsse ausfüllend, gelangen.

Nach dem Obductionsbericht waren die Kopfwunden nicht absolut tödtlich. Man ließ die Bedenken, welche sich gegen dies Gutachten erhoben, fallen, da die Obducenten zugleich eine Gehirnerschütterung in Folge der Hammerschläge bezeugten, welche, wenn nicht die unmittelbare, doch die Mitursache zum Tode wurde. Tarnow handelte mit dem vorher überlegten Vorsatz, den Truchs zu tödten, und der Tod war eine Folge der mörderischen Absicht des Erstern. Hätte er ihn, ohne weitere Prüfung, ohne einen Ruhepunkt in seinem Handeln und Ueberlegen zu machen, getödtet, wäre das Schlagen mit dem Hammer und das Aufhängen eine Handlung, beide verbundene, zur Ermordung des Truchs gewählte Mittel gewesen, so würde es keinem Bedenken unterworfen sein, ihn, der mit überlegtem Vorsatz zu tödten wirklich tödtete, als Mörder mit der ordentlichen Strafe zu belegen. Indessen waren die Wunden auch bedingt tödtlich, die Aerzte haben sie bestimmt für eine Mit-Todesursach erklärt, der Thatbestand des Verbrechens mußte also dahin angenommen werden:

daß Tarnow dem Truchs, mit dem vorher überleg-

ten Vorsatz zu tödten, einige nicht absolut tödtliche Verletzungen zugefügt, nachher aber, jedoch ohne vorgedachten Vorsatz, indem er ihn für todt hielt, ihn erhängt und dadurch wirklich getödtet habe.

Gesetzesstellen, die hierauf genau passen, fand man im preußischen Strafcodex nicht. Man mußte daher auf die Stellen zurück gehen, welche dem vorliegenden Falle am nächsten kamen. Dies waren die beiden Paragraphen:

hat Jemand einem Andern mit dem Vorsatz zu tödten eine Verletzung zugefügt, welche zwar an sich nicht tödtlich ist, aber in der Folge durch einen Zufall tödtlich wird, so soll er mit dem Schwerte hingerichtet werden.

Hier war mehr geschehen, als das Hinzutreten eines Zufalls. Der Mörder hatte durch eine neue straffällige Handlung den Tod veranlaßt. Ein anderer Paragraph sagt noch zum Ueberfluß:

Der Thäter, der den zu rettenden Verwundeten ohne Hülfe liegen ließ, wenn er die daraus entstehende Gefahr voraussehen mußte, soll als ein Todtschläger mit dem Schwerte bestraft werden.

Hierauf erkannte das Kammergericht, daß der Schreiber Tarnow mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei. Der Oberappellationssenat bestätigte unterm 1sten November 1797 dieses Urtheil.

Die der That nähern und vielleicht mit den persönlichen Verhältnissen mehr bekannten ostpreußischen Gerichte, welche eine geringere, als die Lebensstrafe, wiederholt, in erster und zweiter Instanz, in Antrag brachten, mochten dabei an die allerdings vorhandenen Milderungsgründe gedacht haben, welche aber in beiden kammergerichtlichen Erkenntnissen unbeachtet bleiben. Dahin gehört die furchtbare physische und moralische Behand-

lung, welche der Schreiber von seinem Amtmann erdulden mußte, und welche das Maß Dessen überschreitet, was nach heutigen Begriffen ein Untergebener von seinem Vorgesetzten zu ertragen verpflichtet ist. Dahin gehört die Drohung, ihm seine Existenz zu verderben. Dahin die bei gesunden Verstandeskräften unbegreifliche Art, wie der Mörder den Verdacht von sich abwenden wollte und, indem er den Truchs an einem Strick aufhing, um den Selbstmord glaublich zu machen, vergaß oder aus Stumpfheit unterließ, das blutbedeckte Bett mit allen Blutspuren des Kampfes zu reinigen oder aus dem Auge zu rücken. Dahin vielleicht der Umstand, daß alle Leute im Hofe es als eine Art Erlösung betrachtet zu haben scheinen, daß der Amtmann um's Leben kam. Ob die Todesstrafe zur Ausführung kam, oder eine Verwandlung derselben durch Gnade erfolgte, berichtet uns Klein nicht.

Die Mörderinnen einer Hexe.

1819.

Die Ehefrau des Grundbesitzers Nicolaus Miszewski in Jastrzembie unweit Stargardt, Marianna, geborne Prabucka, stand in ihrer Gegend im Verdacht, eine Hexe zu sein. Ein Mehreres über ihr Wesen, ihren Charakter, ihr Leben erfahren wir nicht aus den Acten. Die Cultur ist in jene polnisch-cassubische Bevölkerung Preußens noch wenig eingedrungen, und die Gerichte sind von dort her an rohe Verbrechen gewöhnt, welche auch in sittlich verderbtern Gegenden nicht mehr vorkommen. Der Glaube an Hexen und Hexenprocesse, welche das Volk auf eigene Hand vornimmt, gehören nicht zu den Seltenheiten. Von der unglücklichen Marianna wissen wir nicht mehr, als daß sie vier und zwanzig Jahre etwa alt, wohlgenährt und voll war, und daß es sie verdroß, daß man sie für eine Hexe hielt.

Am Morgen des 22. Juli 1819 fand man sie, bald nach Sonnenaufgang, in ihrem Kuhstall erhängt. Ein Dienstjunge hatte sie entdeckt, der Ehemann, der hinzukam, schnitt den Leichnam los, aber alle Bemühungen, sie ins Leben zurückzurufen, waren fruchtlos.

Am zweiten Tage ward die gerichtliche Obduction vorgenommen. Auf die Details derselben kommt es, bei

dem Zwecke, den wir bei Aufnahme dieses Criminalfalls im Auge haben, hier nicht an. Das Gutachten der Obduction aber ging dahin: „Daß der Tod durch Erhängen und dadurch hervorgebrachter Erstickung verursacht sei, daß aber, weil an dem ganzen Körper keine weitere Verletzung, als ein rothausſehender Eindruck, ¼ Zoll breit, um den ganzen Umfang des Halses zu bemerken war, nicht anzunehmen sei, daß die Erdrosſelung durch eine fremde Gewalt bewirkt worden, daß die Todte daher eher als Selbſtmörderin erscheine."

Einen Selbſtmord anzunehmen, waren aber gar keine anderweitigen Gründe vorhanden. Die Verſtorbene hatte, nach allen Ausſagen, mit ihrem Ehemann zufrieden gelebt, nie war ein Trübſinn an ihr zu verſpüren gewesen, und das Einzige, was man darauf deuten konnte, war ihre öftere Aeußerung: „ſie könne Das (daß man ſie für eine Hexe ausſchrie) nicht aushalten." Inzwiſchen waren über ihre Todesweiſe andere Ermittelungen erfolgt, und aufs Neue wurde ein Gutachten, zuerſt von dem Medicinal-Collegium in Danzig, zuletzt von der wiſſenſchaftlichen Deputation des Medicinalweſens im Miniſterium der Medicinalangelegenheiten in Berlin erfodert. Das letztere, auf welches, als das entſcheidende, es bei der Beurtheilung des Thatbeſtandes von Seiten des Richters allein ankam, lautete dahin: „Daß bei den bedeutenden Extravaſaten am Halſe, welche ſich die Todte wol nicht ſelbſt beibringen konnte, die Erhängung höchſt wahrſcheinlich durch fremde Gewalt geſchehen ſei; daß aber nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen, die Todte ſei an den Folgen des Erhängens geſtorben, indem es möglich ſei, daß ſie durch die am Halſe erlittene Gewalt getödtet worden, wiewol die Wahrſcheinlichkeit nicht zu entfernen, daß ſie durch letztere nur betäubt wurde,

und möglicherweise ins Leben zurückgerufen werden konnte, wenn das Erhängen nicht hinzutrat; jene Betäubung wäre um so mehr anzunehmen, da sonst das Erhängen ohne Gegenwehr und gegenseitige Verletzungen nicht hätte erfolgen können."

Dieses letztere Gutachten ward jedoch erst nach Jahresfrist auf Grund des Befundberichts der Obducenten abgegeben, indem die Acten ein ganzes Jahr nach der Obduction geruht hatten, weil der Verdacht der Thäterschaft damals auf keinen Dritten zu werfen war. Das Gerücht bezüchtigte vier Weiber als die Mörderinnen der Marianna Miszewska, die auch eingezogen und gegen die eine Criminalunterſuchung eröffnet wurde.

Wir nehmen diesen Criminalfall nur, weil er ein interessantes Seitenstück zu dem vorigen bildet, auf, indem der Thatbestand des Verbrechens, die Theilung zwischen dem beabsichtigten und dem vollbrachten Morde sich hier fast ebenso stellt, als bei der Ermordung des Amtmann Truchs, und der erkennende Richter daher in dieselbe Verlegenheit gerieth, wie er die anscheinenden Lücken des Gesetzes zu ergänzen hätte. Wir nehmen ihn um deshalb zumal auf, weil in diesem Falle der Urtheilsfasser in den gegebenen Gesetzen selbst, ohne Umwege zu gehen, den Grund zur Verurtheilung suchte, den der Richter des Schreiber Tarnow nur in Nebenbestimmungen zu finden glaubte. Indem somit für diesmal das Hauptinteresse des vorliegenden Falles in einer streitigen Rechtsfrage beruht, und das factische und leider auch das psychologische (aus Mangel an Nachrichten) ganz zurücktreten, können wir die Geschichte des Processes und der Ermittelung des Thatbestandes als unerheblich für jene kürzer abmachen.

Vier Weiber und Mädchen, aus dem Orte oder der

Nachbarschaft, wurden als Mörderinnen der Miszewska oder wenigstens als Theilnehmerinnen am Morde, vom Gerichte bezüchtigt. Der Mord sollte in der Absicht vollbracht sein, um sich wegen bestimmter Hexereien an ihr zu rächen, oder sie als eine überhaupt gefährliche Hexe von der Welt zu schaffen. Das Gerücht erwies sich als begründet, und im Wesentlichen lauteten die Aussagen der bald zum Geständniß gebrachten Verbrecherinnen ziemlich übereinstimmend.

Die Catharina Zigowska, ein Mädchen von etwa 18 bis 20 Jahren, die nie zur Schule gehalten war und auch in der Religion keinen Unterricht erhalten hatte, doch aber die zehn Gebote kannte und wußte, daß es etwas Böses sei, einen Menschen umzubringen, leugnete nicht, bei dem verübten Verbrechen schwer betheiligt zu sein. Als sie im vorigen Sommer krank gewesen, nämlich mit Geschwüren behaftet, hätte ihr ein zwölfjähriges Mädchen, die damals bei der Miszewska gedient, gesagt, daß ihre Brotfrau ein böses Weib und eine Hexe sei. Darauf hätte sie, die Katharina, geradezu die Miszewska gefragt: „Ob sie eine Hexe wäre und ihr die Krankheit zugefügt hätte?" Die Miszewska hätte die Frage mit einem trockenen „Ja" beantwortet; ob das aber Ernst oder Scherz gewesen, wisse sie nicht. Später hätten ihr zwei andere Frauen Das bestätigt, was jenes Dienstmädchen ihr zuerst gesagt, nämlich die Victorie Baretzka und die Eva Krainska. Von Beiden wisse sie, daß die Miszewska die Krankheiten an Menschen und Vieh in Jastrzembie verursache. Victorie und Eva waren Schwestern. Mit Beiden verkehrte die Zigowska darauf viel, und von Beiden will sie angegangen sein, daß sie sich d'ran mache, und die Hexe aus der Welt schaffe, damit sie ihr Unheil nicht weiter trei-

ben könne. Man hätte ihr vorgeschlagen, beim Krebsfangen die Miszewska ins Wasser zu stoßen und zu ersäufen, oder sie aufzuhängen, oder auch, weil sie sehr kitzlich war, sie zu Tode zu kitzeln! Kurz auf eine oder die andere Art hätten die Frauen ihr zugeredet, die Hexe umzubringen. Sie aber, die Zigowska, hätte sich zu der That nicht gebrauchen lassen wollen. Da aber, besonders die Eva Krainska, ihre keine Ruhe gelassen, und in 14 Tagen sie wol zwanzig Mal wiederholt aufgefodert hätte, habe sie sich dann endlich zur That entschlossen.

Zugleich mit ihr, der Katharina Zigowska, sei aber noch ein anderes Mädchen, die Josephina Baretzka, von den beiden Frauen zu demselben Zwecke aufgefodert worden. Zuletzt noch, am Abende vor der That, habe die Eva Krainska zu ihnen Beiden gesagt: „Morgen, am Maria-Magdalenentage, ist die beste Gelegenheit dazu, die Miszewska früh Morgens im Stalle zu überfallen, weil an dem Feiertage die andern Leute lange schlafen, und sie daher von Andern nicht bemerkt werden würden." Zum Schluß hätte sie gesagt: „Bringt sie mir nur auf irgend eine Art ums Leben, und hängt sie nachher auf."

Darauf hätten sie, die Katharina und die Josephina, sich verabredet, daß wer zuerst aufwache, die Andere zu der That wecken solle. Sie, die Katharina, sei zuerst erwacht, darauf zur Josephina gegangen, hätte sie geweckt und wäre mit ihr nach dem Stalle der Miszewska gegangen, mit dem Vorsatz, wie's ihnen die Krainska geheißen, sie umzubringen und dann aufzuhängen; denn die Krainska hätte zu ihnen öfters gesagt: „Wenn Ihr sie umgebracht habt, dann hängt sie auf; so heißt's, sie hat sich selbst erhängt."

Als beide Mädchen an den Stall kamen, sei die Miszewska noch nicht melken gegangen. Hinter der Wand hätten sie nun drauf gelauert; und als sie die böse Frau beim Melken gehört, wäre die Josephina zuerst 'rein gegangen, sie aber draußen stehen geblieben. Die Josephina hätte nun zur Miszewska gesagt: „Du hast mein Kind krank gemacht; nimm die Krankheit von ihm ab." Drauf hätte die Miszewska geantwortet: „Wart, ich werde sie Dir gleich abnehmen."

In dem Augenblick hätten sich Beide gefaßt, wie sie durch die offene Thür gesehen; Beide seien zur Erde gefallen, wobei die Miszewska oben, die Josephina Baretzka unten zu liegen gekommen. Als diese zu Hülfe gerufen, sei sie, die Katharina, herbeigesprungen, habe die auf der Josephina liegende Miszewska heruntergeworfen, indem sie dieselbe unter die Arme faßte, worauf die Josephina wieder auf die Miszewka zu liegen gekommen wäre, und „gleich darauf habe auch die Miszewska leblos da gelegen." Ob sie wirklich todt gewesen, davon habe sie in der Angst sich nicht überzeugen können, doch habe die Miszewska, ohne sich zu bewegen, mit ausgestreckten Gliedern, wie todt da gelegen. Ob die Josephina Baretzka sie erwürgt, wisse sie auch nicht, oder ob die Miszewska nur, wozu sie sehr geneigt gewesen, in eine Ohnmacht gefallen wäre; Das aber wisse sie, daß sie keine weitere Hand an sie gelegt, als daß sie sie von der Josephina heruntergeworfen habe.

Nun habe sie, wie schon früher beschlossen worden, einen Strick aus dem Stalle geholt und denselben zitternd um den Hals der Miszewska zwei Mal geschlungen. Als sie aber damit nicht fertig werden können, habe die Josephina ihn drei Mal fest darum geschlungen. Dann habe sie, auf einer Futterkrippe stehend, den Strick

an eine der Bodenstangen befestigt, während die Josephina den Körper von der Erde in die Höhe gehoben, bis er frei am Stricke schwebte.

Die Aussage der andern zunächst Betheiligten beim Morde stimmt fast wörtlich mit der vorigen überein. Josephina Baretzka, obgleich älter als Katharina (25 Jahre), hatte doch, als Tochter von Bettlern, nicht bessere Erziehung genossen und erscheint eben so unwissend und dumm als jene. Auch sie ließ sich von der Eva Krainska einreden, daß die Miszewska eine Hexe sei, und von der Eva und der Victoria Baretzka überreden, sie aus der Welt zu schaffen. Das Aufhängen der Ermordeten, erklärt die Josephina, sei ihnen ganz besonders von den beiden Weibern anempfohlen worden, indem die Eva noch gesagt habe: „Ihr werdet wol im Stalle einen Strick finden; oder sollte dort keiner sein, so bindet ihr den langen, leinenen Lappen, den sie um ihren kranken Fuß gewickelt hat, um den Hals."

Die eigentliche Katastrophe berichtet sie fast mit denselben Worten, wie die Katharina Zigowska, nur daß sie nach Art gemeiner Leute sich bei der letzten Handanlegung minder betheiligt schildert. Sie redet, beim Eintreten in den Stall die melkende Frau, wie oben angegeben, an, und setzt nur der Auffoderung, ihr Kind wieder gesund zu machen, hinzu: „Denn ich kann wegen der Krankheit meines Kindes nicht meinen Unterhalt verdienen." Die Miszewska antwortete darauf: „Wart, ich werde Dir gleich die Krankheit abnehmen," und schlägt los. Darauf die Balgerei, ohne nähere Bezeichnung der Schläge und Griffe. Als sie, die Josephina, unten liegt, und die Miszewska oben, ruft sie die Katharina zu Hülfe mit den Worten: „Jetzt muß es entweder mein, oder der Miszewska Tod sein," worauf

die Katharina die Miszewska herunterreißt. Dann will sie, die Josephina, die Frau nur noch einmal an den Arm gefaßt und dabei bemerkt haben, daß sie leblos da lag. Wodurch ihr Tod bewirkt worden, weiß sie nicht, denn sie habe sie nur mit ihren bloßen Händen gefaßt. Auch an den Hals habe sie die Miszewska nicht gefaßt, noch weniger sie erwürgt oder ihr die Brust bekniet.

Beide junge Mörderinnen erklärten, sie hätten nur im Auftrage der beiden andern Weiber gehandelt, und die Todte nur auf Rath der Eva Krainska und um deswillen aufgehängt, damit die andern Leute glauben sollten, sie habe sich selbst erhängt. Die Katharina Zigowska hatte die Miszewska zwei Jahre vor ihrem Tode genau gekannt, auch bis kurz vor ihrem Tode zwei Jahre mit ihr in einem Hause gewohnt, ohne im geringsten mit ihr in Feindschaft zu leben; ja ihr Verhältniß sei immer freundschaftlich gewesen. Ebensowenig fand sich eine Spur einer frühern feindseligen Gesinnung seitens der Josephina Baretzka gegen die Ermordete. Nur daß sie, wie die Katharina, geglaubt, es sei keine Sünde, eine Hexe ums Leben zu bringen.

Auch die beiden ältern Weiber, welche den Dirnen den Rath gegeben haben sollten, gestanden bald, nach einigem Leugnen, ihre Mitschuld im Wesentlichen ein; und die Untersuchung warf ein noch häßlicheres Licht auf die Beweggründe.

Die Eva Krainska, eine Frau von 55 Jahren, ebenso roh und unwissend, als die eigentlichen Mörderinnen, war die Schwiegermutter der Geopferten, die rechte Mutter ihres Ehemannes, des Miszewki. Die Victoria Baretzka, eine Frau von nur 26 Jahren, aber Mutter von fünf Kindern, war die Schwester der Eva. Jene hatte von früh an einen Haß gegen ihre Schwie-

gertochter. Das Gerücht, daß diese eine Hexe sei, sollte bald nach ihrer Verheirathung entstanden sein. Wer es zuerst ausgesprengt, ist im Dunkel geblieben. Dagegen erscheint die Schwiegermutter, nach den Aussagen ihres eigenen Sohnes, als eine geflissentliche Verbreiterin desselben, ja mehr als das. Sie und ihre Schwester theilten es zuerst dem Miszewski mit. Es erneuerte sich später durch die junge Dienstmagd Anna Scharafin, ein 12jähriges Mädchen, dieselbe, von der auch die Zigowska es zuerst gehört haben will. Darauf gab es vielfache Zänkereien zwischen den Weibern. Jene Anna, deren wegen ihrer Jugend unbeeidigtes Zeugniß indessen vor Gericht keine Gültigkeit hat, sagte aus: Die Eva Krainska habe sie beredet, laut zu sagen, daß ihre Brotfrau eine Hexe sei damit auch sie Grund hätte, es vor den Leuten zu wiederholen; worauf ihr die Eva Milchmus und Kartoffeln geschenkt habe. Der Gerichtsbote Mathias von Ossowski erklärte, jedoch darüber unvereidigt, er habe schon mehre Jahre vor der That, auf Anrathen der Eva Krainska, mit der Miszewska die Schwimmprobe vorgenommen, um zu ermitteln, ob sie eine Hexe sei. Sie habe aber die Probe dazumal bestanden, indem sie untergegangen wäre!!.

Eva Krainska, die böse Schwiegermutter, gestand ein, daß sie die Katharina Zigowska glauben gemacht, daß ihre Schwiegertochter eine Hexe sei, auch daß sie ihr zugeredet, sie aus der Welt zu schaffen, um sie unschädlich zu machen, desgleichen, daß sie beiden Dirnen jenen Feiertag als besonders günstig anempfohlen habe. Aber sie will sie nur — denn eine kleine Entschuldigung sucht sich auch der geständigste Verbrecher noch zu reserviren — für den Fall zum Erwürgen und Aufhängen aufgefodert haben, wenn die Miszewska auf die Auffoderung der

Josephina: ihrem Kinde die Krankheit wieder abzunehmen, nicht eingehen würde. Auch räumt sie als möglich ein, ob sie gleich sich dessen nicht entsinne: daß sie der Josephina für die Ausführung der That ein Beet Kartoffeln versprochen habe.

Victoria Baretzka, die jüngere Schwester der Eva Krainska, obgleich eben so unwissend und gleich ihrer Schwester ohne allen Religionsunterricht aufgewachsen, wollte sich doch etwas, sei es aufgeklärter, sei es schlauer, zur Sachlage stellen. Sie räumte ein, um all die in ihrer Gegenwart geführten Gespräche zu wissen, auch zur Zigowska gesagt zu haben, die Frau sei eine Hexe, und sei als solche aus der Welt zu schaffen; auch hätte sie es für keine Sünde gehalten, eine Hexe ums Leben zu bringen; dessen ungeachtet aber hätte sie den Mordanschlag nur für Scherz gehalten und an die Ausführung nicht geglaubt.

Ein Mehres ist durch die Untersuchung nicht ermittelt worden. In der Appellationsinstanz wurde die Wiederaufnahme der Untersuchung verfügt, weil die Inquisitinnen zum Theil ihre Aussagen widerriefen. Theils nahmen sie aber auf ernstliche Vorstellungen den Widerruf zurück, theils ist erwiesen, daß ihnen durch Einschüchterungen und Aufreden dritter Personen dieser Widerruf in den Mund gelegt worden. Bei den traurigen Verstandeskräften der beiden jungen Mörderinnen konnte man sie von außen her zu jeder beliebigen Aussage durch Furcht und Hoffnung bewegen; wogegen ihre ersten Auslassungen, wo jene Einflüsse noch nicht da waren, rein und einfach, und mit einander vollkommen übereinstimmend, gegen sie selbst ein gültiges Zeugniß bleiben. Anders stellte sich in mancher Beziehung die Sache gegen die angeblichen Urheberinnen der That, ob diese den beiden Dirnen

den bestimmten Auftrag gegeben, oder nur von ferner den Rath ertheilt haben, und die schwankenden Ermittelungen hierüber sind bei Beurtheilung der Straffälligkeit dieser beiden Weiber vor dem erkennenden Richter in letzter Instanz nicht ohne mildernden Einfluß geblieben. Diese Untersuchungen berühren aber den Punkt, um welchen wir diesen Fall aufnehmen, weniger, und wir können, um die Aufmerksamkeit unserer Leser nicht von der Hauptsache abzulenken, darüber weggehen. Die Eva Krainska wurde mit einer 5jährigen Zuchthausstrafe belegt, die Victoria Baretzka aber in letzter Instanz vorläufig freigesprochen.

So reich dieser Fall an psychologischem Interesse wäre, wenn wir eine Schwiegermutter betrachten, die aus Haß gegen ihre Schwiegertochter diese für eine Hexe ausgibt und Mörderinnen gegen sie aufhetzt und dingt; eine Schwester dieser Frau, selbst Mutter von fünf Kindern, die aus Gefälligkeit ihr in diesem Aufhetzen beisteht; zwei junge Dirnen, die ohne Haß gegen die arme Geopferte sich ohne viel Mühe bereden lassen, die verschriene Hexe umzubringen, als sei es eine kitzliche, aber gar nicht böse Aufgabe, und dies Werk in der Morgenstunde nach einem ruhigen Schlaf, an einem Feiertage, so rasch und besonnen, ja spielerisch verrichten, als gelte es das schnelle Abschlachten irgend eines schädlichen Hausthieres, das ihnen Verdruß macht, ja so reich diese furchtbare Geschichte für den Sittenmaler einer Gegend wäre, in der ein Gerichtsbote und Edelmann sich bewogen finden kann, mit einer anscheinend ehrbaren und wohlhabenden Frau die Wasserprobe vorzunehmen, ob sie eine Hexe sei, so kommt doch dieses Interesse hier, aus Mangel an Mittheilungen, nicht in Betracht. Wem es darum zu thun ist, die sittlichen Zustände jenes polnischen Land-

volks der preußischen Districte, namentlich in der Gegend von Danzig kennen zu lernen, würde noch auf andere wunderbare Erfahrungen stoßen, welche mit unserer Psychologie in geringem Einklang stehen.

Hier berührt uns diesmal nur die Frage: wie es mit der Strafbarkeit der beiden Vollzieherinnen des Mordes steht, da der Thatbestand selbst, wie bei der Ermordung des Amtmann Truchs, einer zwiefachen Deutung unterliegt.

Nach dem Gutachten der Medicinalbehörde konnte die unmittelbare Todesursache der Miszewska nicht mit völliger Gewißheit festgestellt werden; es sei aber höchst wahrscheinlich, daß erst durch das Erhängen ihr Tod bewirkt worden; daß es jedoch auch möglich sei: daß die am Halse befindlichen, vor dem Erhängen zugefügten Verletzungen den Tod unmittelbar hervorgebracht hätten.

Wenn in favorem defensionis die erste Wahrscheinlichkeit statt der zweiten Möglichkeit angenommen wird, also daß die beiden Dirnen mit der Absicht zu tödten, die Miszewska nur in betäubtem Zustande auf den Boden hingestreckt, damals daher keinen Mord vollbracht, darauf aber den vermeinten Leichnam nur in der Absicht, einer Täuschung zu ihrer eigenen Sicherheit aufgehängt, hierdurch aber, ohne es zu wollen, sie getödtet haben, so erwächst dieselbe Frage, wie die über die Straffälligkeit des Schreiber Tarnow, der auch, als er morden wollte, nicht tödtete, und als er nicht tödten wollte, mordete.

Der Criminalsenat des königlichen Kammergerichts in Berlin, welcher in Auftrag des Chefs der Justiz sein Gutachten über diesen Fall abzugeben hatte, entschied diesmal, wenn gleich mit getheilten Stimmen, anders, als

dreißig Jahre früher in dem Tarnow'schen Falle. Ihm erschien es nicht nöthig, wie damals geschehen, aus Seitenparagraphen des Strafcodex die Strafbarkeit der Verbrecher zu deduciren, er deducirte vielmehr, daß die Strafsälligkeit derselben in den Hauptstellen, die über den Mord und dessen Bestrafung sprechen, schon ausgedrückt sei.

Zuvörderst müssen beide Thäterinnen schon nach den allgemeinen Grundsätzen über die Zurechnung der Schuld als Mörderinnen betrachtet und als solche bestraft werden. Denn im Gesetz heißt es:

> Wer absichtlich etwas thut oder unterläßt, wodurch Jemand gegen die Vorschrift eines Strafgesetzes beleidigt wird, der begeht ein vorsätzliches Verbrechen;

und ferner:

> Die ordentliche Strafe eines vorsätzlichen Verbrechens trifft Denjenigen, welcher dasselbe wirklich vollbracht hat.

Absichtlich haben Beide, wie durch Geständniß und Beweis ermittelt ist, die Miszewska ermorden wollen. Sie haben demnach ein vorsätzliches Verbrechen begangen. Sie haben das Verbrechen wirklich vollbracht, indem die Miszewska durch den Complexus der Handlung, welche sie gegen sie vornahmen, ihr Leben verlor. Also trifft sie die ordentliche Strafe des vorsätzlichen Verbrechens.

Aber auch die speciellen Gesetze über Mord und Todtschlag fänden genaue Anwendung auf den vorliegenden Fall, dergestalt, daß die Strafe des Mordes, unbeschadet andere Milderungsgründe, die Thäter treffen müsse.

Angenommen, zu Gunsten der Verbrecherinnen, die Miszewska lebte noch, als sie den Strick ihr um den Hals schlangen und sie an den Balken knüpften, so sei

dies keine Handlung aus einer sträflichen Fahrlässigkeit, indem ein sehr bewußter Zweck dabei obwaltete, und man könne der Handlung keinen andern Namen geben, als den: einer Fortsetzung der dolosen, gegen das Leben der Miszewska gerichteten Unternehmung.

Einen Todtschlag verübt, nach dem preußischen Landrecht, Der, welcher solche Handlungen unternimmt, wodurch, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, der Tod erfolgen muß, und dadurch wirklich tödtet. Dieser objective Thatbestand des Verbrechens ist also hier unbedingt vorhanden. In Folge Dessen, was sie mit der in bewußtlosem, todtähnlichem Zustande daliegenden Frau vornahmen, wurde dieselbe wirklich getödtet, also durch die freie Handlung der Inquisitinnen.

Aber auch durch deren bewußte, vorsätzliche, böswillige Handlung. Sie hatten den Vorsatz zu tödten, als sie in den Stall gingen, und blieben bei diesem Vorsatz bis zum Augenblicke, wo das unglückliche Weib an dem Stricke hing. Im Ganzen der Behandlung der Getödteten durch die Inquisitinnen spricht sich jener Vorsatz aus, und es ist kein Grund vorhanden, den Moment des Aufhängens des vermeintlichen Leichnams als eine für sich bestehende Handlung auszusondern. Die Verbrecherinnen wollten die Miszewska tödten; sie haben sie getödtet. Die Richtung ihres Willens ist von dem ersten Angriffe bis zum Augenblicke, wo sie den Stall verließen, unverwandt nur auf den Tod der Frau gerichtet gewesen; und nur hierauf kommt es an, nicht auf den Umstand, daß inzwischen eine andere Handlung mit einem andern, auch verbrecherischen Motive eingetreten sei, nämlich den Verdacht der That auf einen Andern zu wälzen, eine Handlung, welche, ohne der eigenen Mordabsicht Abbruch zu thun, geschehen konnte.

Demnach, da der objective, wie der subjective Thatbestand des Mordes vorhanden, ging das Gutachten des Kammergerichts auf Todesstrafe für die Katharina Zigowska und Josephina Baretzka.

Doch erkannte der Appellationsrichter auf eine gelindere Strafe, nämlich auf 25 Jahre Zuchthaus gegen beide Mörderinnen, weil er ihre Zurechnungsfähigkeit durch den Glauben an die Hexenqualität der Ermordeten für beschränkt hielt.

Die beiden Nürnbergerinnen. *)

1787.

Eleonore Marie Schoning war die Tochter eines unbemittelten Handwerkers in Nürnberg. Ihre Geburt schon hatte ihrer Mutter den Tod gegeben, und siebzehn Jahre alt folgte sie, in Thränen, die einzige Leidtragende, einem Sarge. Es war der Sarg ihres Vaters.

Ihr Leben war bis da kümmerlich und eine fortgesetzte Sorge gewesen. Vom dreizehnten Jahre an war sie nicht vom Krankenlager des Vaters gekommen. Zwei Jahre vor seinem Hinscheiden hatte er sein Dienstmädchen fortschicken müssen, und Marie hatte außer der Krankenpflege auch die kleine Wirthschaft allein besorgen müssen. Aber die Liebe zum Vater gab dem jungen Mädchen einen Muth über ihr Alter und ihr Geschlecht. Sie besorgte mit einer Anstrengung, die ihre Kräfte verzehrte, die Einreibungen des ganz contracten Mannes, und trug ihn auf ihren Schultern aus dem Bette und wieder hinein.

---

*) Beim Durchlesen dieses Criminalfalls ersuchen wir die Leser, die Bemerkung darüber in dem Vorwort nicht zu übersehen, indem wir in keiner Art die Verantwortung für die Richtigkeit der Facta übernehmen.

So waren ihre Jugendjahre verstrichen, ohne Aufheiterung, Spiele, selbst ohne Hoffnung. Die Gewohnheit der Entsagung hatte sich ihrem Charakter aufgedrückt. Sie foderte nichts, sie erwartete nichts. Des Vaters letzte Worte, die er an den Geistlichen richtete, welcher ihm den Trost der Religion gebracht, waren Worte des Danks und der Bewunderung für die seltene Treue und Liebe, welche die Tochter ihm bewiesen. Er rief Gottes Segen auf sie herab.

Sie hatte, in ihrem Schmerz verloren, mehre Stunden am frischen Grabe des alten Schoning geweint. Es war ihr einziger Freund, das letzte Band, welches sie ans Leben fesselte. Als sie nach ihrer Wohnung zurückkehrte, erwarteten sie dort schon zwei Steuerbeamte. Sie hatten den Auftrag, die Papiere des Verstorbenen zu untersuchen, um sich zu versichern, ob er auch die städtischen Abgaben entrichtet. Man verglich, was man vorgefunden, mit den Registern, und die Beamten glaubten herauszufinden, daß der alte Schoning nicht im Verhältniß zu seinen Mitteln besteuert worden. Sie hielten es für Pflicht, alle Effecten, die sie vorfanden, zu versiegeln, und überließen der armen Waise nur eine leere Kammer, in der sie wohnen könne, bis die Steuerbehörde über den Fall entschieden hätte.

Marie fügte sich schweigend in Alles, was über sie verhängt wurde. Sie lebte durch mehre Tage in dem engen, leeren Gemache, um ihrem Schmerze, ohne andere Gedanken, Raum zu geben.

Die fiscalischen Beamten kamen endlich eines Tages mit einer versiegelten Ordre, des Inhalts, daß von Stadtwegen die ganze Habe des verstorbenen Schoning zu confisciren sei und Marie Schoning auf der Stelle das Haus zu verlassen habe.

Zwar war der alte Schoning, wie schon bemerkt, niemals vermögend gewesen, er hatte sich aber doch einen Nothpfennig in seinen bessern Tagen aufgespart, und trotz der Kosten während seines Krankheitszustandes, wäre so viel übrig geblieben, daß seine Tochter davon leben können, bis sich ein Unterkommen für sie fand. Die Hände des Fiscus hatten ihr das Allerletzte geraubt.

Die arme Waise glaubte, daß ihre inständigen Bitten den harten Beschluß umändern könnten. Schüchtern durch ihre Erziehung, ohne Kenntniß der Welt und der Verhältnisse, lief sie auf die Amtstube. Aber sie wußte keine Worte zu finden, sie vergoß nur Thränen und stieß unarticulirte Töne aus. Die Beamten, im Dienst ergraut und starr geworden, und an die Art Ausbrüche des Schmerzes von Seiten der Unglücklichen gewöhnt, verstanden die Sprache nicht, oder durften ihr kein Gehör geben.

Die Thüren des Amthauses wurden geschlossen, die Nacht brach an, und Marie wußte noch nicht, wo sie ihr Haupt niederlegen sollte. Mechanisch lenkte sie ihre Schritte nach dem Kirchhof von Sanct Jacob, wo ihr Vater ruhte. Sie warf sich auf die noch lose Erde, die seinen Sarg bedeckte. Hier blieb sie die ganze Nacht liegen, ohne Schutz vor Wind und Wetter. Ihre Natur mußte stärker sein, als der Schmerz und das Verlangen, das sie zum todten Vater herabzog; sie stand beim ersten Morgenstrahl auf und floh davon, wie vor sich selbst erschreckt. Sie bog Jedem, der des Weges kam, aus, und irrte in den einsamen Gassen der Vorstadt umher, bis sie sich endlich matt und trostlos unter der Dornenhecke eines Gartens verbarg. Der Mittag kam, der Abend. Mitten unter den Qualen der Angst meldete sich auch der Hunger. Er trieb sie endlich in die Stadt zurück.

Dort irrte sie umher, von Gasse zu Gasse, schweigend, theilnahmlos die Gegenstände anstarrend, ohne Muth, die Hand um ein Almosen auszustrecken, ohne den Gedanken, daß es andere Mittel gab, sich in ihrem Elend durch die Sünde zu retten.

Sie hatte keine Nahrung zu sich genommen und Niemand angeredet und doch ganz Nürnberg durchstreift, als die einbrechende Dämmerung sie abermals auf dem Kirchhof und am Grabe ihres Vaters fand.

Der französische Berichterstatter sagt uns, daß in den meisten deutschen Städten die Kirchhöfe der allgemeinen Sittlichkeit nicht minder nachtheilig wären, als dem öffentlichen Gesundheitszustande; eine Angabe, welche wir, gleich so viel andern, wo der französische Zuschnitt nicht zu verkennen ist, auf sich beruhen lassen. Er benachrichtigt uns mit zuverlässiger Miene: „Der Aberglaube ist zugleich mit der heiligen Scheu aus diesen Orten entflohen, und zwischen den Schatten der Gräber und dem Todesschweigen der Urnen irren Wesen umher, welche weit furchtbarer sind, als jene phantastischen Gespenster, die einst um Mitternacht die Leichtgläubigkeit unserer Vorfahren erschreckten."

„Auf dem Grabe ihres eignen Vaters wurde Marie das Opfer einer ruchlosen Brutalität", so lautet der Bericht, zu dessen Beurtheilung wir so gern einen Einblick in die Acten hätten. Erschöpft von Thränen, Wachen, Kälte und Hunger, ward sie ihr Unglück erst inne, nachdem sie geopfert war. Der Mensch, welcher ihr die Unschuld geraubt, verließ sie gefühllos in ihrer physischen Gefühllosigkeit. Wie aus Instinct hatte sie die Hand ausgestreckt, und er hatte einen halben Thaler hineingelegt.

Marie erwachte aus ihrer Erstarrung, um sich noch

unglücklicher zu finden, als sie beim Niedersinken für möglich hielt. Aus einem Zustande der Verzweiflung war sie in eine zweite, noch furchtbarere gestürzt. Schaudernd warf sie das Geldstück, welches sie in ihrer Hand fand, weit von sich. Es mahnte sie an eine Vorstellung, die noch furchtbarer war, als die Wirklichkeit, daß es der Lohn sei für eine freiwillige Preisgebung. Fieber und Wahnsinn durchschütterten sie. Sie glaubte die zürnende Stimme ihres Vaters zu hören, der ihr gebiete, weit von ihm weg zu fliehen, und sie stürzte in wilder Hast aus dem Kirchhof, als würde sie von einem drohenden Schatten verfolgt.

Sie floh mit wankenden Schritten, wahrscheinlich auf demselben Wege, den eine halbe Stunde vorher ihr Verführer eingeschlagen, in aller Ruhe und Zufriedenheit, die ein glücklich bestandenes Abenteuer gewährt. Ihn holte sie nicht mehr ein, wohl aber ward sie von den Scharwächtern eingeholt.

Die Policei von Nürnberg gewährt (sagt der französische Berichterstatter 1787) den Nachtwächtern eine Belohnung von einer halben Krone für jedes (?) Frauenzimmer, welches sie nach zehn Uhr Abends auf der Straße aufgreifen. Es war Mitternacht, und Marie wurde in die Wache gebracht und dort der Zudringlichkeit der rohen Mannschaft preisgegeben. Sie mußte am nächsten Morgen vor der deputirten Magistratsperson ein nicht minder rohes und ihr Gefühl verletzendes Verhör bestehen. Eine Frage, die nie zuvor an das tugendhafte Mädchen gerichtet war, empörte ihr reines Gefühl. Schon wollte sie entrüstet antworten, als die Erinnerung in ihr auftauchte, daß sie ja kein Recht mehr habe, stolz zu sein. Spannkraft und Sprache verließen sie zugleich. Als lege der Tod schon seine kalte Hand auf ihr Herz,

verging ihr die Besinnung und sie stürzte ohnmächtig zu den Füßen des Deputirten nieder.

Es dauerte mehre Stunden, ehe man sie aus dieser Ohnmacht wieder ins Leben zurückrief. Auch der Beamte war gerührt; aber sein Mitleid beschränkte sich darauf, daß er sie frei ließ mit der Drohung, das nächste Mal, wenn sie wieder wie heute vor ihn geführt würde, sie ins Zuchthaus zu schicken.

Abermals ausgestoßen und allein in der Welt, faßte die Unglückliche den Entschluß, sich in die Pegnitz zu stürzen. Ihre verirrte Einbildungskraft zeigte ihr den todten Vater, zu dessen Füßen sie niedersinken wollte, um seine Verzeihung zu erflehen. Auf dem Wege nach dem Flusse hört sie sich bei Namen rufen. Seit langer Zeit eine bekannte Stimme, ein menschliches Wesen, das sie kennt. Es war eine ehemalige Dienstmagd in ihres Vaters Hause, die dasselbe nur verlassen hatte, um einen Invaliden zu heirathen.

Anne Herlin erkennt bald, was der hastig unsichere Schritt, der gläserne, irre Blick der Armen bedeutet. Theilnehmend forscht sie ihre ehemalige Herrin aus, und es gelingt ihr, sie zum Bewußtsein und zur Erinnerung an ihre religiösen Pflichten zurückzurufen.

Marie bedurfte des Trostes. Wie ein erschrecktes Kind, das sich an die Brust der Mutter wirft und den Kopf vor Scham daran verbirgt, erzählte sie Annen unter Schluchzen und in zerrissenen Worten den Grund ihres Schmerzes, ihr Unglück und ihren Entschluß. Das treue Wesen weinte mit der Armen; sie tröstete und beschwor sie, von dem fürchterlichen Vorsatz abzustehen: „denn das Leben ist kurz, und der Himmel, liebes Kind, ist ewig."

Anne nahm Marien liebevoll bei sich auf. Aber

außer der treuesten Liebe fand die Verlassene dort wenig. Es war nur ein Wetterdach, das sie vor den heftigsten Schauern für dem Augenblick schützte.

Auch Anne war eines der Wesen, von denen es den Anschein hat, als seien sie von der Wiege auf dem Misgeschick geweiht. Alles, was ihr begegnete, hatte sich zu ihrem Unglück gewandt. Aber indem die harten Schläge des Schicksals ihre Existenz zu vernichten schienen, hatten sie ihre Seele erhoben und ihren Charakter gekräftigt. Sie war im Glauben stark geworden.

Während eines Jahres lebte die Waise mit der Frau Herlin, und sie halfen sich durch ihre gemeinschaftliche Arbeit. Aber die Arbeit fehlte jetzt. Der Preis der Lebensmittel stieg bei Anbruch des Winters, die Noth der beiden Frauen wuchs mit jedem Tage. Anne wurde krank; die angestrengte Arbeit und schlechte nahrungslose Kost hatten allmälig ihre Kräfte erschöpft. Marie strengte sich doppelt an, um durch ihre alleinige Arbeit ihrer Wohlthäterin das Brot zu verdienen. Aber es ward ihr unmöglich. Dazu war sie zu scheu, sie schreckte schon vor'm Anblick von Fremden zusammen, daß oft Die, welche ihr wohlgewollt hätten, keinen Zutritt fanden. Um wohlzuthun, drängt man sich nicht durch die Thüren. Schon waren alle Möbel der kleinen Haushaltung verkauft, bis auf das Bett, auf dem der alte Herlin lag.

Dieser starb bei Frühlingsanbruch, grade als seine Frau die ersten Zeichen der Wiedergenesung gab. Der Arzt, fast eben so arm, als seine Patienten, hatte sie mit aufopfernder Bereitwilligkeit behandelt. Geld konnte er ihnen nicht geben, aber bisweilen hatte er doch eine Flasche Wein mitgebracht, indem er versicherte, daß zu Annens vollständiger Herstellung nur bessere Nahrung und einige Schluck Wein nöthig wären. Sie genas auch

wieder, doch nur langsam, und es hatte den Anschein, als habe die Krankheit ihre geistigen Fähigkeiten angegriffen. Sie wurde still und stumpfsinnig, und saß oft Stunden lang vor sich hinbrütend. Arbeit fehlte gänzlich, und immer dringender klopfte die Noth an.

Es war in den ersten Tagen des März und ein kalter Abend. Das letzte Stückchen Brot, was sie hatten, war am Morgen unter die beiden Kinder der Witwe Herlin vertheilt worden. Schon seit einer Stunde weinte der kleine Junge und schrie, er habe Hunger. Seine nicht viel ältere Schwester preßte den kleinen Körper an Mariens Schooß, die im Winkel saß, und schien durch heftiges Rütteln, indem sie sich hin und her schaukelte, die Schmerzen des Hungers übertäuben zu wollen. Die Schoning blickte auf die Mutter der Unglücklichen, die unbeweglich und still auf einer Strohmatte huckte, die Arme auf der Brust gekreuzt. Bisweilen schielte sie auf die Kinder hin und wandte sich doch wieder schaudernd fort. Der Irrsinn der Verzweiflung blitzte unter ihren Augenwimpern.

Da durchzuckte das arme Mädchen plötzlich ein Gedanke oder ein Entschluß, über dessen Entstehen sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Der Wille war es, lieber an ihrer Seele Schaden zu leiden, als die Freundin und deren Kinder so verschmachten zu sehen. Das Bild des furchtbaren Momentes, als sie in ihrer Hand das Stück Geld fand, welches ein Ruchloser hineingelegt, tauchte plötzlich vor ihr auf. Es kam ihr nicht mehr so schreckhaft vor, als damals. Plötzlich stößt sie die kleine Herlin von sich, springt auf und stürzt, ohne ein Wort, ohne einen Laut, aus der Thür.

Es war eine finstere, kalte Nacht. Heftige Windstöße trieben Schnee und Regen, und die Nürnberger

Gassen waren eine Pfütze. Marie wurde sehr bald von einer Patrouille arretirt. Der Corporal, welcher sie verhaftete, war derselbe, welcher sie schon vor einem Jahre ergriffen hatte. Er schleppte sie auf die Wache und sagte ihr lachend voraus, welche Art körperlicher Strafe ihr morgen für das Vagabondiren bevorstehe. Sie hatte ihrer Freundin und den hungernden Kindern kein Brot gebracht; nur sich selbst hatte sie eine nicht mehr auszutilgende Schande zugezogen. Da, in ihrer verwirrten Phantasie, fiel ihr plötzlich ein neues Auskunftsmittel ein. Sie schrie auf: „Ja ich bin schuldig, weit schuldiger, als ihr denkt. Ich habe mein Kind umgebracht, führt mich vor den Magistrat."

Die erstaunten Scharwächter sind augenblicklich zum Schweigen gebracht in ihrer rohen Lustigkeit. Man führt sie vor den Richter, und das peinliche Verhör wird sofort vorgenommen.

Mit fester Stimme erklärte Marie Schoning, sie habe heimlich, unter Beihülfe der Frau Herlin, ein Kind zur Welt gebracht, dasselbe sogleich nach der Geburt getödtet und die Herlin habe dasselbe, nach vorheriger Verabredung, in einem Gehölz in der Nähe der Stadt eingescharrt. Wo, könne sie nicht genauer angeben.

Auf der Stelle ließ der Magistrat die Complice des angeblichen Verbrechens verhaften. Diese stellte aber, wie man sich denken kann, Alles und Jedes in Abrede. Da weder Zureden noch Drohungen wirkten, ward die Confrontation beider Frauen befohlen. Auch da wiederholte Marie Schoning ihre Aussage mit der vollkommensten Sicherheit.

Als der Herlin zu sprechen erlaubt wurde, rief sie aus, nachdem sie einige Augenblicke schweigend die Freundin

angeblickt hatte: „Aber Marie, womit habe ich Das verdient, daß du mich so anschuldigst?“

Dann wandte sie sich zum Richter: „Ich weiß von Allem, was das junge Mädchen gesagt, auch nicht das Geringste.“

Weiter konnte man von der Witwe nichts erpressen. Sie beharrte in einem, dem Anschein nach, trotzigen Schweigen, und fand keine andern Worte, als das immer wiederholte einsylbige Nein.

Sie wurde zufolge Beschlusses des Gerichts zur Folter verurtheilt. Die Torturinstrumente wurden hereingebracht. Der Richter stellte Annen Herlin noch einmal vor, daß ihr Schicksal in ihren eignen Händen ruhe. Wenn sie zu leugnen fortfahre, könne sie nichts von den Qualen erretten.

Das kam Marien unerwartet. Die Unerfahrene hatte nicht anders geglaubt, als daß die Richter auf ihre Aussage sie und ihre Freundin zugleich zum Tode verurtheilen würden. Sie hatte Annen und sich von einem unerträglichen Dasein befreien wollen, um den einen verbrecherischen Weg, der zu ihrem Ziel führte, den Selbstmord, zu vermeiden. Nun sollte die Freundin noch unter gräßlichen Martern leiden. Sie stürzte auf Annen zu, dessen Hände man schon gebunden hatte, ergriff sie mit fieberhafter Heftigkeit und rief ihr ins Ohr:

„Anne, liebe Anne, gestehe Alles, was man von Dir fodert. Anne, liebe Anne, dann ist Alles für uns aus. Wir sind in Frieden und Deine Kleinen bringen sie ins Waisenhaus.“

Jetzt erst wurde der armen Frau Mariens List klar. Der Gedanke einer verirrten Phantasie durchzuckte auch sie, und im selben Augenblicke war sie davon ergriffen und damit einverstanden, ja sie hatte in schneller Fassungs-

kraft das Märchen, das sie retten sollte, noch weiter ausgebildet; plötzlich drückte sie einen Kuß auf die fieberglühenden Lippen der Freundin und rief, zu den Richtern gewandt:

„Ja, ich gestehe Alles ein. Ich habe die Richter betrogen. Alles, was das Mädchen da gesagt hat, ist wahr. Ich bin eben so schuldig, als sie. Aber das ist nicht wahr: ich habe das Kind nicht verscharrt, ich habe es in die Pegnitz geworfen."

Beide Frauen wurden nun in abgesonderte Gefängnisse gebracht. Sie blieben fest bei ihren Aussagen. Der Criminalproceß wurde beeilt (rapidement instruit, wenn das Factum richtig ist, gewiß ein richtiger Ausdruck!) und die Verurtheilung zum Tode erfolgte. Von einem weitern Rechtsmittel findet sich keine Erwähnung. Nur ein Verzug von 24 Stunden war ihnen bis zur Hinrichtung verstattet.

Am Morgen des Tages führte man beide Verurtheilte in eine Kapelle, um den Trost der Religion zu empfangen und im gemeinsamen Gebete sich auf ihre letzte Stunde vorzubereiten.

Als das Geläute der Todtenglocke anhub, stieg die Witwe zuerst auf den verhängnißvollen Karren, ohne die geringste Bewegung zu verrathen. Marie Schoning zitterte heftig. Als sie an Ort und Stelle angekommen, betrachtete Jene, ohne blaß zu werden, das Richtbeil und bestieg ohne Zittern und Wanken die Stufen zum Schaffot. Mariens bebende Lippen, die Leichenblässe ihres Gesichts verriethen nur zu deutlich die Angst, welche sie ausstand. Das Gewissen schlug ihr, daß sie durch eine Lüge ihre Wohlthäterin ermorde. Schon war sie bereit, die Wahrheit einzugestehen, aber als sie mit Mühe die letzte Stufe hinaufgestiegen war, verließen sie ihre Kräfte.

Sie sank nicht nieder, aber sie blieb starr und unbeweglich dastehen.

Die Herlin wandte sich zu ihr um und wies nach oben: „Einige Minuten noch, Marie, und wir sind da."

Als jetzt Alles zur Execution vorbereitet war, redete sie noch einmal die Freundin an:

„Muth, Muth, liebe Marie! Nur eine einzige Minute, sage ich Dir, und wir finden uns wieder bei Gott!"

Die Herlin kniete nieder und legte, ruhig wie vorhin, ihr Haupt auf den Block. Schon hob der Scharfrichter das Beil, als das unglückselige Mädchen einen durchdringenden Schrei ausstieß.

„Tödtet sie nicht! Tödtet sie nicht!" schrie sie mit aller Heftigkeit. Sie ist unschuldig. Ich, ich allein habe den Mord begangen!"

Sie warf sich zu Füßen des Henkers und der Geistlichen, und beschwor sie, die Hinrichtung aufzuschieben. Sie betheuerte bei Allem, was ihr heilig, es sei eine falsche Anklage von ihr gewesen. Nie habe sie ein Kind gehabt, und um so weniger könne sie eine Kindesmörderin sein, wie sie angegeben. Sie selbst, sie allein wünsche zu sterben, deshalb die falsche Angabe. Sie wünsche auch jetzt noch, und wolle mit Freudigkeit in den Tod gehen, wenn man nur Gnade haben wolle mit ihrer Freundin, und sie selbst von der entsetzlichen Gewissensangst befreien, daß sie eine Unschuldige und ihre Wohlthäterin aufs Schaffot gebracht habe.

Der von Ton und Miene der Wahrhaftigkeit, mit der sie dies sprach, verwunderte Scharfrichter fragte (erzählt uns der französische Berichterstatter) nun auch die Herlin, ob etwas Wahres an Dem sei, was das Mädchen vorgebracht, die ihm halb verrückt scheine. Anne erwiederte mit sichtlichem Widerstreben:

„Ach Gott ja, sie hat die Wahrheit gesprochen. Ich will's ja bekennen, ich habe nur zu sterben gewünscht, weil ich glaubte, es gebe gar kein anderes Mittel, um von den Plagen auf dieser Welt loszukommen. Wahrhaftig, auch jetzt ist mein einzig Hoffen, daß ich bald loskomme von diesem Leben. Man wird doch nicht glauben, daß ich nur aus Liebe zu ihr mich für unschuldig erkläre? Aber lieber will ich von Neuem all' die Plagen des Lebens ertragen, als daß ich das arme Geschöpf davon scheiden sehe, wie sie ist voll Verzweiflung."

Das Volk stürmte und tobte um das Schaffot. Sie erzwangen es (?), daß man die Hinrichtung aufschiebe. Augenblicklich wird eine Meldung an den Magistrat geschickt, der sich auch sofort zur Berathung versammelt.

In diesem Augenblicke bangen Zauberns und gespannter Erwartung war es, wo einer der Geistlichen, die der Hinrichtung beiwohnen sollten, sich den beiden Frauen näherte und im Gespräch mit ihnen alle die Umstände aus ihrem Munde vernahm, welche diese Erzählung enthält, die aber den Richtern verborgen geblieben waren. Marie fand nicht genug Worte, die Güte und Großmuth ihrer Freundin zu malen.

Der Geistliche hörte mit ebenso viel Theilnahme, als Staunen diese seltsamen Mittheilungen an, jedoch leider ohne daß es in seiner Macht stand, zu helfen. Ueber eine Stunde dauerte die Berathung des Magistrats über den seltsamen Fall. Endlich kam der Bote. Er brachte den Befehl, mit der Hinrichtung fortzufahren!

Ein Roth der Freude leuchtete wieder auf den Zügen der Witwe Herlin. Sie legte unverweilt ihren Kopf auf den Block. Unter dem Schrei des Entsetzens von Tausenden ward er durch einen Hieb vom Rumpfe getrennt. Dem Scharfrichter selbst wandelte nach dem

Todesschlage ein Schwindel an; ja er sank so ohnmächtig nieder, daß er unfähig war, sein Werk zu vollenden. Der Gerichtsdeputirte mußte seinen Gehülfen aufrufen, um auch an der zweiten Delinquentin Gerechtigkeit zu üben. Es war nicht nöthig. Marie Schoning war nicht mehr unter den Lebenden. Ihr Körper war so kalt und starr, als wäre sie schon mehre Stunden todt. Was alle Leiden nicht vermocht, hatte das Entsetzen bewirkt. Die Dulderin war ohne Zucken und ohne Laut, ja ohne daß die Umstehenden es bemerkten, an demselben Todesstreiche gestorben, der ihre Freundin traf.

Die Marquise de Gange.

1667.

Die Geschichte der Marquise de Gange, ein Schreckenbild aus den letzten Tagen der Feudalgewalt unter der französischen Seigneurie, ist uns nur durch Ueberlieferungen bekannt, welche schon allzusehr den Stempel des romantischen Interesse an sich tragen, mit dem die allgemeine Theilnahme die wunderbaren Schicksale der schönen Frau auffaßte und weiter mittheilte. Der Jurist, welcher zu reinwissenschaftlichem Zwecke den Proceß bearbeiten wollte, würde sich nach andern Quellen, als den gedruckten, umsehen müssen, obschon wahrscheinlich ohne Erfolg. Uns bleibt nur die Aufgabe, die Geschichte so darzustellen, wie sie erzählt, geglaubt und gedruckt wurde, und nur anzudeuten, wo das Mitgefühl und die Phantasie der Zuhörer auf die weitere Ausbildung von Thatsachen nicht ohne Einfluß geblieben zu sein scheint, welche schon in ihren rohen Zügen jedes menschliche Gefühl ergreifen. Die Schicksale der Marquise waren ihrer Zeit eine willkommne Kost für die literarische und nicht literarische Neugier. Sie wanderten als haarsträubendes Wintermärchen von Kaminfeuer zu Kaminfeuer, und die Briefschreiberinnen und Memoiristen jener Zeit ließen sie sich nicht entgehen, um ihre Werke damit zu würzen.

So wurden sie ein europäisches Gemeingut, fast von selbst zum Romane gerundet, dem nur der eigentliche Abschluß, die zur Zeit, wo es das novellistische Interesse fodert, eintretende Nemesis, abgeht. Ob ein Schriftsteller die Geschichte zu einem wirklichen Romane umbildete, ist uns im Augenblick unbekannt; daß Züge daraus, Situationen, und selbst Charaktere den berühmtern Romantikern vorgeschwebt haben, dürfte dem aufmerksameren Leser nicht entgehen.

Unter dem Namen der schönen Provençalin glänzte am Hofe Ludwig des Vierzehnten eine Zeit lang die reizende Marquise de Castellane. Sie war nach den Berichten aller Augenzeugen eine der schönsten Frauen, die je ein menschliches Auge entzückt haben, und Ludwig selbst, damals noch in der Blüte seiner Jahre, soll sie nicht ohne Rührung betrachtet haben. Er zeichnete sie durch Reden und Ehrenbezeigungen bei seinen Hoffesten aus. Königin Christine von Schweden, welche damals am französischen Hofe lebte, versicherte, in keinem Lande habe sie eine Schönheit angetroffen, die der schönen Provençalin gleichkomme, und wäre sie ein Mann, würde sie sich zum Sterben in sie verlieben. Der berühmte Maler Mignard hat die Marquise von Castellane gemalt, und das Bildniß zählte zu den Meisterwerken des Künstlers.

Eine so ungewöhnliche Schönheit und Anmuth lockte auch eine außerordentliche Schar von Anbetern um die reizende Frau. Aber sie hat nie den geringsten Anlaß zum Argwohn eines strafbaren Verständnisses gegeben. Ihr Charakter entsprach ihrer Schönheit. Von Gemüths-

art sanft, und von feinem, ausgebildetem, doch nicht funkelndem Verstande, war sie eine angenehme Gesellschafterin, eine treffende Beobachterin; aber zugleich gefühlvoll und von Mitleid erfüllt bei fremdem Unglück.

Ihre Herkunft wie ihre Glücksgüter hielten sich mit jenen Vorzügen das Gleichgewicht. Sie war die Tochter eines Herrn von Roussan aus Avignon, aber nach dessen Tode im Hause ihres mütterlichen Großvaters, des reichen Herrn v. Nocheres, erzogen worden. Dieser hatte das blühende und verständige Kind wie seinen Augapfel gehalten, und vor ihrer Verheirathung wohl geprüft, wessen Händen er einen solchen Schatz vertraue. Seine Wahl war glücklich ausgefallen. Der Marquis von Castellane, aus einem der ältesten und edelsten Häuser der Provence, ward ein in jeder Beziehung würdiger Gatte des jungen Fräuleins von Chateaublanc, wie sie nach einem der Güter ihres Großvaters genannt wurde. Er führte sie nach Paris, und weidete sich an der Bewunderung, welche die immer mehr sich entfaltende, vollkommene Schönheit seiner Frau erregte.

Aber nicht lange, als fließe zu viel des irdischen Glückes auf das Haupt einer Sterblichen zusammen. Mit dreizehn Jahren hatte sie den Marquis geheirathet, schon im Anfang der Zwanziger war sie Witwe. Ihr Gatte befehligte auf den französischen Galeeren, welche an der Küste von Sicilien untergingen, und fand selbst sein Grab in den Wellen.

Zur Besorgung ihrer Angelegenheiten mußte die Witwe nach Avignon zurück. Sie wurde von Bewerbern umzingelt, die ihre Schönheit, ihr Ruf, ihr Reichthum anlockten. Als künftige Erbin des alten Herrn von Nocheres hatte sie die Anwartschaft auf ein Vermögen von nahe einer halben Million.

Sie konnte jetzt frei und allein wählen, und das Herz der Witwe entschied für einen eben so jungen, wo nicht noch jüngern Mann, den Marquis de Gange. Alle Stimmen vereinigten sich, das Paar sei wie für einander geschaffen: sie ein Engel, er eine vollkommene männliche Schönheit. Stand sie, was den Reichthum betrifft, über ihm, so glich seine vornehme Abkunft diesen Unterschied aus. Er war Baron von Languedoc und Gouverneur von St. André in Nieder-Languedoc. So schätzten Freunde, Bekannte, die ganze Umgegend, ihren gegenseitigen Werth ab; ihr beiderseitiger Charakter wurde nicht in die Wagschale gethan.

Die Ehe wurde im Jahre 1658 geschlossen und schien in den ersten Jahren die glücklichste, die man sich denken kann. Der Marquis, bezaubert von der Anmuth seiner Gattin, konnte nicht ohne sie leben, und auch sie kannte kein höheres Glück als den Besitz des Herzens eines so liebenswürdigen Mannes. Sie wurde Mutter von zwei Kindern, einem Sohn und einer Tochter.

Aber der Marquis war jung, als Mann viel jünger als seine Gattin. Wie der Erfolg der Geschichte ergibt, besaß er nicht die Charakterstärke, die Durchbildung des Geistes, für sich selbst zu stehen. Sie, bei aller Tugend und eigenen sittlichen Festigkeit, mochte nicht den Ehrgeiz und die Kraft haben, einen Mann zu lenken und zu bilden. Die Einsamkeit, in die sich Beide vergruben, wurde ihm zuerst öde. Das Capitel von Zärtlichkeit war erschöpft.

Er suchte Gesellschaft und Zerstreuung, und auch sie, geselliger Natur, ging dem erlaubten Vergnügen nach, aber nur als Mittel wider die Langeweile. Die Anbeter, welche sich aufs Neue in Scharen um sie sammelten, wußte sie zu entzücken, aber auch in den ge-

bührenden Schranken zu halten. Bemerkte sie, daß ihre Freundlichkeit und Theilnahme zu lebhaft erwidert wurde und Flammen erweckt schienen, die sie nicht nähren durfte, zog sie sich zurück, oder brach, in doppeltem Pflichtgefühl, den Umgang ab.

Ihr Gatte war von Allem Zeuge, er mußte seine Gattin kennen, er kannte sie, und doch loderte in ihm das Feuer der Eifersucht auf. Er schämte sich derselben, denn wenn er sich die Mühe gab, klar auf die Verhältnisse zu blicken, mußte er sich sagen, daß er ohne Grund eifersüchtig war. Aber das Gefühl der Scham machte ihn verdrießlich. Ein Mann, der sich keines innern Werthes bewußt ist, der in der Fülle eines reichen Lebens durch keinen Nerv der Thätigkeit gestählt wird, fühlt sich durch die beständige Gegenwart eines Wesens, das über ihm steht, beängstigt, unbehaglich. Er fühlt immerwährend Neigung zu zürnen, und daß er sich gestehen muß, er hasche nach dem Anlaß, und die Ursach des Misbehagens liege eigentlich in ihm selbst, kann kleine Seelen nicht erheben; es stachelt sie nur mehr, ihrem Unmuth Luft zu machen, um dadurch bei dem Andern vielleicht auch Aufwallungen zu veranlassen, die ihm scheinbar ein Recht geben, wieder aufzufahren. In diesem Lichte erscheint, ohne daß es ausgesprochen wird, der Marquis seiner Gattin gegenüber; ein schwacher Charakter, seiner eigenen Schwäche sich halb bewußt, ärgerlich darüber und über die Stellung zu einer vergötterten Frau, die, wo sie hintrat, Triumphe empfing, an denen er keinen Theil hatte. In unsern Zeiten wäre daraus eine gewöhnliche unglückliche Ehe geworden; in jenen, mit andern Verhältnissen, wo die Cultur kaum die alte Roheit die gewaltigen Leidenschaften äußerlich überglättet hatte, konnten daraus furchtbare Conflicte erwachen.

Ihre Ehe war, ohne einen bestimmten, äußern Grund, unglücklich geworden. Der zärtliche, liebenswürdige Ehemann war, wenn er zu seiner Gattin heimkehrte, niedergeschlagen, düster, mürrisch. Statt der feurigen Liebesversicherungen, statt der zärtlichen Mittheilungen, machte er ihr Vorwürfe. Sein Benehmen wurde hart, und was schlimmer war, zurückhaltend. Die Marquise sah in dieser Kälte den Vorläufer eines vollkommenen Bruches.

Auch ihr Frieden war dadurch gebrochen. Man erfährt nicht, daß sie irgendwie durch ihr Benehmen die Verstimmung des Marquis erwidert, oder durch eine wol entschuldbare Heftigkeit ihn gereizt hätte. Aus ihrer ganzen Handlungsweise in dem Folgenden läßt sich vielmehr annehmen, daß sie auch jetzt sich als Dulderin betragen habe. Aber die Gesellschaften boten ihr keine Erholungen mehr, vielmehr wurde sie ein Giftstoff; denn ihr Gatte schöpfte daraus stets neue Nahrung zu seiner Unzufriedenheit.

Von einer Veränderung, die sich jetzt in ihrer äußern Lage zutrug, hoffte sie Besserung des immer peinlichern Verhältnisses. Zwei Brüder des Marquis kamen zum Besuch auf das Schloß desselben. Sie galten, wenigstens der eine, für höchst liebenswürdige Gesellschafter.

Von den vier Brüdern de Gange war der Graf der älteste. Er war Obrist des Dragonerregiments von Languedoc, und gehört nicht weiter in die Geschichte, als daß er sich zum Schluß derselben durch einen edlen Zug bemerklich macht.

Nächst dem Marquis kam der Abbé, dann der Chevalier de Gange. Beide jüngern Söhne der Familie waren es, welche den ältern aufsuchten, wie es hieß, mit der Absicht, auf die Dauer sich bei ihm häuslich niederzulassen.

– Der bedeutendste aller drei Brüder war der Abbé, der einzige Charakter unter ihnen, im schlimmen Sinne des Wortes: ein Mann von vielem Verstande und großen Kenntnissen, die er sich auf die leichteste Weise verschafft hatte; zugleich aber auch ein Mann von den zügellosesten Leidenschaften. Allen Lüsten ergeben, ein Spötter, Freigeist, fähig zu allem Bösen, wo die Begierde ihn trieb, nutzte er die Talente, die ihm die Natur verliehen, und die Rednergabe, die er sich selbst erworben, um die Ausbrüche seiner Leidenschaften zu verbergen. Er war boshaft, voll Tücke, rachsüchtig und herrschsüchtig, und im Innern roh und wild bis zu einem Grade, wie er beim heutigen Culturzustande kaum zu den Möglichkeiten gehört. Aber über alle diese gährenden Stoffe wußte er gleisnerisch den Schein, wenn auch nicht der Heiligkeit, doch der Bildung und eines liebenswürdigen Welttons zu breiten. Ohne zu einem Orden zu gehören, hatte er wie Viele die geistliche Kleidung nur angezogen, weil sie ihm zum Deckmantel die brauchbarste schien. Er war unwiderstehlich, wo er sich vorgesetzt zu herrschen und zu leiten, furchtbar, wo seine Leidenschaften zum Ausbruch kamen und seine eigenen Klugheitsmaßregeln überwältigten. Aber am gefährlichsten war er durch seine List und seine unglaubliche Verstellungskunst, indem, wo es sein Vortheil verlangte, Niemand liebenswürdiger, sanfter, dienstfertiger, höflicher und ehrlicher schien, als der Abbé de Gange.

Der Chevalier war ein unbedeutender junger Mensch, fremder Führung bedürftig, und ein williges Werkzeug in der Hand eines jeden geschickten Leiters. Der Abbé hatte sich seiner vollständig bemächtigt und regierte ihn nach Wohlgefallen ohne alle Mühe. Kaum daß er nöthig hatte, ihm die Bewegungsgründe auseinander zu

setzen, wenn er ihn handeln ließ, und es war mehr ein Klugheitsspiel, vor sich selbst aufgeführt, wenn er sein Uebergewicht so verbarg, daß der Chevalier glaubte, er handle aus eigenem Antriebe.

Nur um etwas schwieriger war das Spiel, welches er mit seinem ältern Bruder trieb. Auch dieser bedurfte eines Regierers; der Abbé hatte sich vorgesetzt, es zu sein, und sich bereits vollkommen des schwachen Marquis bemeistert. Durch seine Rathschläge, wie er seine Güter verwalten, die Einkünfte anlegen müsse, was er zu thun habe, um den Glanz seiner Stellung und seines Hauses zu erhöhen, hatte er sich ihm unentbehrlich gemacht. Der Marquis war nur noch dem Namen nach Herr in seiner Besitzung, der Abbé war es in der That.

Um seine Herrschaft auf die Dauer zu begründen, kam er, aber er fand bald eine andere Aufgabe, die ihn für den Augenblick mehr interessirte. Die Reize seiner Schwägerin entflammten ihn, soweit seine Seele der Liebe fähig war. Er war gewohnt, wo es seine Leidenschaften befriedigen galt, keiner Rücksicht Gehör zu geben. Er hoffte auf einen leichten Sieg, und auf einen angenehmen Zeitvertreib bei seinen andern Planen. Doch lehrte ihn derselbe Respect, welchen die Marquise allen ihren Anbetern einflößte, daß er hier keinen galanten Sturm versuchen, sondern mit Klugheit zu Werke gehen müsse.

Der erste Blick zeigte ihm, wie die Verhältnisse standen. Er benutzte sie auf die geschickteste Weise, um sich auf das Vertrauen seiner Schwägerin ein Recht zu erwerben. Während er sie mit der ausgezeichneten Achtung behandelte, war er im Gespräch mit dem Marquis ihr wärmster, ehrfurchtsvollster Lobredner. Es kostete ihm nur geringe Mühe, denselben von seiner thörichten Besorgniß abzubringen, ja sogar dem schwachen Manne

aufs Neue Gefühle der Hochachtung für seine Gattin beizubringen.

Der Erfolg war sichtlich. Der Marquis behandelte die Marquise wenn nicht mit der frühern Zärtlichkeit, doch mit der Galanterie eines Ehemannes, der den Werth seiner Gattin zu schätzen weiß. Wenn sie es auch nicht gewußt, wem sie diese Veränderung verdankte, so ließ der Abbé selbst es doch nicht fehlen, sie davon zu unterrichten. Ob es dieser Ruhm seines eigenen Verdienstes war, oder ein anderes wichtiges Gefühl, genug die Marquise dankte ihm wol freundlich für seine Bemühungen, aber er gewann für sich wenig dadurch. Trotz alles Aufgebots von Liebenswürdigkeit, trotz dem, daß er in Gesellschaften die angenehmste Unterhaltung mit der ehrerbietigsten Aufmerksamkeit verband, behandelte sie ihn zwar mit äußerster Höflichkeit, aber gleichgültig und wies jede Annäherung entschieden zurück. Der Marquise war der eigentliche Charakter ihres Schwagers damals noch unbekannt; doch hat sie später versichert, daß sie beim ersten Begegnen schon eine unwiderstehliche Abneigung gegen ihn gefühlt habe.

Da ihm die Sache zu lange auf dem bisherigen Wege dauerte, beschloß er einen raschen Angriff. Die Gelegenheit bot sich dazu dar, als die Gesellschaft im Sommer aufs Land zog. Der Abbé wurde als überall willkommener, heiterer Gesellschafter mit Freuden dort empfangen. Bei einer Jagdpartie, an der auch die Damen Theil nahmen, übernahm er die Rolle des Stallmeisters der Marquise, um die Gunst des Augenblickes in ihrer Nähe zu benutzen.

An einer einsamen Stelle im Walde, als sie von der übrigen Gesellschaft getrennt waren, entdeckte er ihr seine heftige Leidenschaft, und warb um ihre Gunst. Wir sind

den Auftritt nur so wieder zu erzählen im Stande, wie ihn Pitaval berichtet, aber wir dürfen bezweifeln, daß die Unterhaltung aus den Acten des Parlementes von Toulouse entnommen ist.

Der Abbé sprach nicht wie ein glühender Liebhaber, den die Leidenschaft hinreißt, noch wie ein Verehrer, der von Scheu und Hochachtung erfüllt, seine Bitte vorstammelt. Er sprach als er selbst; in dem Tone eines Pariser Roue's, eines kecken Wüstlinges, der seiner Siege und seiner Siegerkraft bewußt, mit der Leidenschaft spielen zu können meint.

Die Marquise, statt in Zorn zu gerathen und sich mit Abscheu von ihm abzuwenden, antwortete ihm mit dem trockenen Tone, der die vollkommenste Gleichgültigkeit, wenn nicht Verachtung ausdrückt: „Ich überlasse es Ihrem eigenen Urtheile, Herr Abbé, wie eine Frau von reiner Denkungsart, und wie Sie mich kennen, solchen Antrag nur annehmen kann. Ersparen Sie mir die Mühe, Das zu sagen, was Sie sich selbst sagen können, und sich selbst die Unannehmlichkeit, es hören zu müssen."

Der Abbé schwieg eine Weile. Er fühlte den Stich, und daß er andere Saiten aufspannen müsse. Doch war er nicht der Mann, um deshalb von seiner Lust abzustehen.

Er sagte ihr mit verändertem Tone, daß ihr ganzes künftiges Glück in seinen Händen ruhe, daß sie die unglücklichste Frau auf der Welt werde, wenn es ihm einfalle, sie dazu zu machen. „Ihre Heiterkeit und Ihr jetziges Wohlbehagen ist mein Werk; es kostet mich nur einige Worte, und es ist vernichtet. Glauben Sie nicht, daß Sie es hintertreiben können; hoffen Sie nicht, Glauben zu finden, wenn es Ihnen etwa einfiele, unser

Gespräch meinem Bruder zu verrathen. Bedenken Sie wohl, Ihre Worte ohne mich finden taube Ohren. Ihr Glück, Ihre Zukunft ist an meinen Willen gebunden und für uns Beide vielleicht, für Sie gewiß, ist es am vortheilhaftesten, wenn wir einig bleiben. Sie kennen meine Bedingungen, und mit Wenigem ist unser Beider Glück erkauft."

Die Marquise versicherte mit demselben festen Tone, daß Nichts sie bestimmen könne, wider ihre Pflichten zu handeln, weder die Aussicht auf Glück, noch die Gewißheit einer kummervollen Zukunft. Uebrigens, setzte sie mit Bitterkeit hinzu, wenn sie ja fähig wäre, einer Schwachheit sich zu überlassen, würde der Abbé der letzte Mensch auf der Welt sein, der sie dazu bewegen dürfte.

Diese demüthigende Erklärung brachte ihn zwar in Zorn, aber nicht von seinem Vorhaben ab. Im Gegentheil fühlte er sich bei so vielem Widerstande nur noch mehr angespornt; und was eine Sache der Leidenschaft gewesen, betrachtete er von nun an als einen Ehrenpunkt. Seine Eitelkeit ließ ihn annehmen, daß die höhnende Zurückweisung keine andere Quelle als den Stolz der noch ungebrochenen Tugend habe. Einer langen und ununterbrochenen Belagerung muß jede Tugend erliegen, ist ein Satz im Katechismus der französischen Galanterie. Doch hielt der Abbé in diesem Falle dafür, daß er die Art der Belagerung seiner spröden Festung ändern müsse.

Die Marquise vermied von dieser Jagdpartie an jede Gelegenheit, mit dem Abbé allein zu sein. Dafür unterhielt sie sich gern mit dem Chevalier. Er war sanfter Gemüthsart, kein geistvoller, aber ein angenehmer und fügsamer Gesellschafter. Die freundliche Vertraulichkeit, die ihm die schöne Frau schenkte, vielleicht nur, weil er ihr als ein Gegensatz zum verhaßten Abbé erschien, hielt

der Chevalier für mehr. Er verliebte sich so ernsthaft als sein Bruder in die Marquise ohne weder zu bemerken, daß in ihrem Benehmen nichts lag, was ihn zu Hoffnungen ermuntern konnte, noch daß er bei Schritt und Tritt von dem Abbé belauscht wurde. Sehr unerwartet kam ihm daher eines Tages ein Zwiegespräch mit demselben.

Der Abbé faßte seine Hand mit einem brüderlichen Drucke und fing eine seltsame Mittheilung mit der Erklärung an, daß zwischen Brüdern, welche sich so innig liebten, Wahrheit und Offenherzigkeit herrschen müsse. „Wir lieben Beide", sagte er, „unsre Schwägerin. Thöricht wäre es, wenn Einer dem Andern in den Weg treten wollte. Ich bin Herr meiner Leidenschaften; ich kann meine Liebe der Liebe eines Bruders opfern. Laß nichts unversucht, um glücklich zu werden; kannst Du aber nichts ausrichten, dann tritt ab, und überlaß mir das Feld. Um eines Weibes willen darf zwischen uns kein Streit sein."

Der Chevalier, verwundert, überrascht und entzückt durch diese brüderliche Großmuth, schlug ein. Der Handel war richtig, von Seiten des Abbé's mit einem doppelten Zwecke vorgenommen. Einmal, so wird uns berichtet, wollte er seiner Sache gewiß werden, ob die Marquise vielleicht in der That den Chevalier liebe, und von daher sein Unstern ausginge? Denn, wenn es nicht der Fall wäre, sollte die Abweisung seinen Bruder erbittern, und er für seine fernern Pläne an ihm einen bereitwilligen Bundesgenossen erwerben. Beides gelang. Die Marquise liebte den Chevalier nicht; sie verwandelte ihren freundlichen Ton in Gleichgültigkeit, sobald sie seine Absichten merkte; er wagte es nicht mit seinem Geständniß hervorzutreten, und übergab seine Ansprüche

in die Hand des geistlichen Bruders, zufolge des Vertrags. Den Stachel in seinem Herzen wußte dieser noch tiefer einzudrücken.

Der Abbé trat nun wieder als Werber ein, aber mit ganz verändertem Manoeuvre. Er hetzte den Marquis gegen seine Gattin auf. Mit der Besorgniß eines liebenden Bruders eröffnete er ihm, daß er sich doch über den Charakter derselben getäuscht haben müsse. Wenn sie nicht gefehlt habe, was er zu Gott hoffe, so dürfte sie auf dem Punkte zu fehlen sein, wenn nicht der Gatte mit entschiedener männlicher Kraft auftrete. Der Marquis war bereits ein Kind am Gängelbande in der Hand des Abbé. Wie dieser ihn blind gemacht gegen seine eigenen und die Bewerbungen des Chevalier, so öffnete er ihm auf leichte Weise die Augen, um da etwas zu sehen, wo nichts zu sehen war. Ein junger geistreicher Mann, mit dem die Marquise in den geselligen Kreisen einer befreundeten Familie sich gern unterhielt, wurde als Puppe vorgeschoben. Der schwache Mann sah, was er sehen sollte, eiferte auf, überhäufte seine Frau mit Schmähungen, wollte keine Einwendungen hören und vergaß sich selbst bis zu grausamen, thätigen Mishandlungen.

Die Marquise wußte jetzt nur zu gut, wem sie dies verdanke; sie trug die schmerzliche Ueberzeugung mit sich im Busen herum, daß ihr alle Mittel fehlten, sich zu vertheidigen, zu rechtfertigen. Diese Stimmung nutzte ihr Verfolger. Er hatte jeden Schleier der Scham abgeworfen, er hielt jeden Deckmantel für überflüssig. Offen erklärte er ihr eines Tages: Ja, alle ihre bisherigen Trübsale seien sein Werk. Ebenso stehe es in seiner Macht, diese bösen Tage in die heitersten und fröhlichsten für sie zu verwandeln. Er lege den Schlüssel in

ihre Hände, aber zum letzten Male. Eine kleine Gefälligkeit, und ihr Loos solle das glückseligste werden.

Die Marquise kehrte ihm, statt aller Antwort, den Rücken zu und ging.

Bis hierher der Roman. Er mag in seinen Hauptzügen wahr sein, obschon, wie sich aus dem Folgenden ziemlich klar ergibt, darüber keine Actenstücke aufgenommen sein können. Das Intriguenspiel selbst liegt im Charakter der Zeit; beim allgemeinen Interesse, welches das Schicksal der schönen Provençalin erregte, läßt sich erklären, daß man Vermuthungen zu einer Erzählung ausbildete, die gern und willig geglaubt wurde.

Als Resultat des Vorhergehenden ergibt sich, daß der Abbé de Gange, aus verschmähter Liebe, aus beleidigtem Stolz nach Rache dürstete, und daß er in dem Chevalier einen von ähnlichen Motiven getriebenen Bundesgenossen hatte.

Einige Tage nach diesem letzten Gespräche hatte die Marquise Gesellschaft bei sich. Zur Erfrischung wurde Milchrahm umhergereicht. Die Wirthin und Alle, welche davon gegessen, wurden übel und litten an Leibschmerzen. Man wollte Arsenik gefunden haben; aber in so geringer Quantität, daß er, in Vermischung mit der fetten Milch, keinen weitern Schaden anrichtete. Der Vorfall erregte anfänglich zu Avignon großes Aufsehen, doch wurde die Sache über die spätern Ereignisse vergessen.

Jetzt starb der Großvater der Marquise, der alte Herr von Nocheres. Sie wurde seine Universalerbin und unbeschränkte Eigenthümerin des großen Vermögens. Ihr

Gatte hatte keinen Antheil an der Verwaltung desselben; aber seit diesem Erbanfall änderte sich des Marquis Betragen sichtlich gegen seine Gattin. Der Abbé, der ihn gänzlich lenkte, machte ihm Schonung und Aufmerksamkeit gegen eine Frau zur Pflicht, die über solche Mittel gebiete, und in deren freiem Willen die Disposition des Vermögens im Leben und für den Todesfall ruhe. Die Marquise ließ sich über die Beweggründe dieser anscheinenden Sinnesänderung nicht täuschen; sie blieb auf ihrer Hut.

Zehn Lieues von Montpellier und neunzehn von Avignon entfernt, liegt das Städtchen Gange in Niederlanguedoc. Dort war das Stammschloß des Marquis, auch war er Grundherr des Ortes, welcher damals viele reformirte Einwohner zählte. Es war nichts Ungewöhnliches, daß die Familie den Entschluß faßte, einen Herbst auf diesem Stammsitze zuzubringen. Die Marquise, gewohnt, sich dem Willen und den Anordnungen ihres Mannes zu fügen, konnte nichts Vernünftiges dagegen einwenden, besonders da die ganze Familie, auch die Mutter des Marquis, eine vortreffliche Frau, sich zu dieser Reise, die nur als eine Abwechselung erschien, anschickte. Aber es bemächtigten sich ihrer Seele dunkle Ahnungen, welche sie gegen Niemanden aussprach, die sich aber durch viele Handlungen kund gaben. Sie kannte jetzt die Gesinnungen ihres unversöhnlichen Feindes, sie wußte, wie er den Marquis in seiner Gewalt hatte; die neuere Freundlichkeit war nur ein Resultat schlauer Berechnung. Der Gedanke an die vergiftete Milch, an das öde, abgelegene Feudalschloß, wo der Marquis unumschränkter Herr und Gebieter war, erfüllte sie mit Schauder.

Sie wagte, wie gesagt, nicht zu widersprechen, noch Einwendungen zu machen; aber sie handelte wie in der

Aussicht, daß sie nicht lebendig aus Gange zurückkehren würde. Sie machte ihr Testament, und setzte darin ihre Mutter, die verwitwete Frau von Roussan, zur Universalerbin ein, jedoch mit der seltsamen fideicommissarischen Bedingung: daß dieselbe wieder eines ihrer, der Marquise, beider Kinder, welches sie wolle, zu ihrem Erben ernennen solle. Der Sohn war damals sechs und die Tochter fünf Jahr alt.

Aber als wäre sie ihrer eigenen Schwäche sich nur zu bewußt, gab sie gleich nach der gesetzlichen Abfassung und Niederlegung des Testaments vor dem Stadtrathe von Avignon eine feierliche Erklärung dahin ab: „daß, wenn sich nach ihrem Tode ein neueres Testament finden sollte, sie dasselbe hiermit für erschlichen, untergeschoben und nichtig erkenne, und sei kein anderes, als das jetzt gemachte und niedergelegte, für ihre wahre, letzte Willensmeinung zu halten."

Die Erklärung war dermaßen bestimmt und in allen Formen und vor gewichtigen, dazu besonders geladenen Zeugen zu Protokoll gegeben, daß jede Chicane in der Zukunft dagegen unmöglich wurde. Zugleich hatte sie die Vorsicht gebraucht, sie ganz in Geheimen abzugeben, während das Testament und sein Inhalt der Familie bekannt war.

Auch im Uebrigen benahm sich die Marquise, wie Jemand, der einer großen Lebensgefahr entgegengeht. Sie machte verschiedene Schenkungen an Arme und vertheilte Summen an Geistliche mehrer Orden, um Seelenmessen nach ihrem Tode zu lesen. Beim Abschiede von ihren Freunden war sie ungewöhnlich bewegt, als wäre es ein Lebewohl auf immer, was sie ihnen sage.

Doch schien ihre Furcht eine thörichte, als sie in Gange selbst ankam. Alles hatte hier einen heitern Anstrich;

Freude und Frohsinn auf den Gesichtern. Die Familie und ihre Untergebenen wetteiferten, der schönen Frau den Empfang und die ersten Tage ihres Aufenthalts angenehm zu machen. Gesellige Lust belebte das düstere Feudalschloß und scheuchte das geheimnißvolle Dunkel aus seinen Winkeln und gewölbten Gängen. Zu ihrem Troste wirkte nicht wenig die Anwesenheit ihrer Schwiegermutter, und der Abbé wie der Chevalier vermieden aufs sorgfältigste jedes Begegnen, jeden Blick, der die Marquise verletzen, oder auch nur an die frühern Verhältnisse erinnern konnte.

Das arglose Weib ließ sich in den Frieden einlullen, den ihre Feinde geschickt um sie zu verbreiten wußten. Sie ließ sich durch die Zeichen der Ehrerbietung, die sie vielleicht für Reue nahm, täuschen. Sie glaubte, die Leidenschaften, welche ihre Schönheit angeregt, wären durch die Zeit verflüchtigt und auf andere Gegenstände übergegangen. Darin hatte sie Recht; die Gefühle der Liebe hatten andern finstern Leidenschaften Platz gemacht.

Allmälig wurde die Gesellschaft kleiner. Die Schwiegermutter ging nach einigen Tagen nach Montpellier zurück, den Marquis riefen Geschäfte nach Avignon. Die Marquise blieb mit ihren Schwägern allein im Schlosse. Aber Beider Betragen war so anstandsvoll, zurückhaltend; sie ließen sich nur zu gewissen Stunden, wenn Bekannte aus der Stadt und Umgegend zum Besuche kamen, oder erwartet wurden, sehen. Die Marquise fing in der Güte ihres Herzens an, sich selbst wegen ihrer Härte, ihres ungegründeten Argwohns zu schelten. Der Abbé sprach nie von sich und nie von ihr; nur gleichgültige Dinge, die gemeinsamen Angelegenheiten des Hauses, der Familie, waren der Gegenstand des Gespräches.

Mit Feinheit brachte er es gelegentlich auf das Testament der Marquise und gab ihr zu verstehen, daß dies der Stein des Anstoßes wäre. Ihr Gatte, seine ganze Familie erblicke darin einen Act des Mistrauens, eine Feindseligkeit. So lange es bestehe, würde das gute Benehmen zwischen den Ehegatten immer schwankend bleiben. Er wisse für gewiß, daß der Marquis noch immer die reinste, innigste Neigung für seine Gattin hege, daß er seinen Argwohn, seine Aufwallungen bereue. Nun sei es an ihr, dem Reuigen durch ihr Vertrauen entgegenzukommen, und aus eigenem Antriebe das letzte Hinderniß wegzuräumen. Durch dies geringe Opfer, eigentlich kein Opfer, — denn wer ist der natürliche Erbe einer Frau als ihr Gatte, der Vater ihrer Kinder? — würde sie das Glück ihrer Familie, ihr eigenes für die Dauer bereiten.

Die Marquise war ein Weib. Sie ließ sich täuschen und täuschte doch wieder. Sie machte ein zweites Testament, ganz zum Vortheil ihres Mannes. Aber sie widerrief ihre zu Avignon gegebene Erklärung nicht, und damit war die Wirkung dieses zweiten Testamentes null und nichtig.

Der Abbé war zufrieden. Entweder war auch ihm jene Erklärung unbekannt geblieben, oder er täuschte sich über deren Wirksamkeit. Seine Vorarbeiten waren gethan. Er konnte den lästigen Zwang abwerfen, und an das Werk seiner Rache gehen.

Die Marquise befand sich unwohl. Morgens am 17. Mai 1667 ließ sie sich vom Arzte des Ortes einen Trank bereiten. Aber, als er gebracht wurde, schien er ihr schwarz und trübe. Sie empfand einen Ekel, sie dachte unwillkürlich an die Milch in Avignon und ließ

ihn stehen, indem sie zu ihren gewöhnlichen Pillen aus der Hausapotheke ihre Zuflucht nahm.

Es ist nicht erwiesen, daß der Trank Gift enthielt, aber im Zusammenhange mit allen Umständen spricht ein dringender Verdacht dafür. Die Brüder ließen sich während des Vormittags oftmals nach dem Befinden ihrer Schwägerin erkundigen. Sie schienen verwundert, als sie jedesmal die Nachricht erhielten, sie befinde sich recht wohl. Ihr Entschluß war fest, sie solle noch an diesem selben Tage sterben.

Die Marquise blieb den ganzen Tag über im Bette. Sie hatte mehre Damen aus der Stadt bitten lassen, ihr nach der Tafel Gesellschaft zu leisten. Sie war heiter und fröhlich; ihre beiden Schwäger hingegen schienen zerstreut und nachdenklich. Die Marquise neckte sie darüber und ließ ihrer Laune freien Lauf. Der Chevalier erwachte zuerst aus seinen Träumen; am Fuße des Bettes sitzend, fing auch er an, die Marquise zu necken. Dies erweckte auch den Witz des Abbé. Er überhäufte seine Schwägerin mit schönen Redensarten; aber doch wollten die Anwesenden bemerkt haben, daß beide Männer sich Zwang anthäten.

Eine Collation wurde umhergereicht. Die Marquise nöthigte zum Essen und aß selbst sehr viel. Ihre beiden Schwäger rührten keinen Bissen an. Endlich brach die Gesellschaft auf. Der Abbé übernahm die Pflichten des Wirthes und begleitete mit zuvorkommender Artigkeit die Damen bis an das Schloßthor.

Der Chevalier war bei der Schwägerin zurückgeblieben. Sein Wesen kam ihr sonderbar vor. Er stand, in tiefes Nachdenken versunken. Sie fragte ihn um die Ursache, als die Thür aufging und der Abbé wieder eintrat. Hiermit war das Räthsel gelöst.

Das Bisherige ist aus den Zeugenaussagen vom Parlament von Toulouse zusammengesetzt. Ueber Das, was sich von jetzt an zutrug, weiß man nur aus dem Munde der Marquise selbst.

Der Abbé trat ins Zimmer, in der einen Hand ein Pistol, in der andern ein Glas mit einer schwarzen, trüben und dicken Flüssigkeit. Seine Züge hatten sich in wenigen Minuten vollkommen verändert. Wuth blitzte aus seinen Augen, teuflischer Hohn spielte um seinen Mund. Nach den Mittheilungen war „sein Haar verwirrt, und Schaum stand ihm vor dem Munde" (?). Er verschloß die Thür, blieb vor seinem Schlachtopfer stehen und stierte sie mit einem Ausdruck an, der fürchterlicher und erschütternder war, als wenn er seiner Wuth die entsetzlichsten Worte geliehen hätte.

Auch der Chevalier war jetzt aus seinem Hinbrüten erwacht. Auch über sein Gesicht verbreitete sich dieselbe an Raserei grenzende Wuth. Er zog den Degen. Anfänglich glaubte die Unglückliche, in ihm erwache ein Funken ritterlichen Sinnes, und er stehe auf, sie zu vertheidigen. Aber seine drohenden Blicke belehrten sie bald zu ihrem Entsetzen eines Andern. Mehre Minuten mußte sie das Schrecken dieser stummen Scene ertragen.

Wenn die Aussagen der Marquise wirklich in dieser Art zu Protokoll genommen sind, so muß man erwägen, daß eine Fieberkranke Das berichtet, was sie in der Todesangst gesehen zu haben glaubt. Wenn aber die objective Wahrheit mit ihrer Wahrnehmung stimmt, so darf man weniger an den Ausbruch südfranzösischer Wuth denken, welche so wenig mit ihrer raffinirten Bosheit und der längst vorher bereiteten That sich vertrüge, als an ein wohlberechnetes Gaukelspiel des Schreckens, welches ihr Opfer verwirren und leichter ihnen preisgeben sollte.

Der Abbé brach das Stillschweigen. Er trat an ihr Bett und sprach mit dumpfem Grabestone: „Madame, Sie müssen sterben. Wählen Sie, Stahl, Feuer oder Gift.“

Sie rief auf, was sie gethan, wodurch sie den Tod verdient hätte? Ihre Schuld sei ja nur, daß ihr die eigene Ehre und die ihres Gatten über Alles gegangen sei. Die Todesangst gab ihr Beredtsamkeit. Sie beschwor die Mörder, sie versprach Vergessenheit, Vergebung. Ihre schönen Augen strengten sich umsonst an, in den Basiliskenblicken des Abbé einen menschlichen Glanz zu entdecken. Nun erinnerte sie den Chevalier an die vielen Beweise der Freundschaft, die sie ihm erzeigt. Sie hatte ihre Sparkasse für den Verschwender geleert; sie hatte ihm erst vor Kurzem einen Wechsel von mehren hundert Livres gegeben. Umsonst. Auch er schrie: „Sie haben genug gesprochen, Madame; wählen Sie jetzt, oder wir wählen für Sie.“

Das unglückliche Weib warf einen Blick gen Himmel und nahm dann das Glas aus der Hand des Abbé. Sie trank, während dieser ihr die Pistole auf die Brust, der Chevalier den Degen aufs Herz hielt. Einige übergeschüttete Tropfen fielen auf ihre Brust. Die Haut war sogleich verbrannt; die nämliche Wirkung zeigte sich auch an den Lippen.

Das Getränk war aus Arsenik und Sublimat, in Scheidewasser aufgelöst, bereitet. Der Chevalier bemerkte, daß sie den Satz zurückgelassen hatte. Er nahm eine silberne Haarnadel, strich damit Alles, was sich an den Seiten des Glases angehängt, herunter, rührte den Bodensatz um und gab das Glas der Marquise mit den Worten zurück: „Rasch, rasch! auch noch die Hefen, Madame!“

Sie nahm den Rest des Tranks in den Mund, schluckte aber nicht; vielmehr fuhr sie unter einer convulsivischen Bewegung mit dem Kopf unter das Deckbett und gab einen Laut von sich, als ob die Todeszuckungen sie bereits ergriffen, spie aber dabei den Bodensatz aus, ohne daß ihre Mörder es bemerkten. „Um Gotteswillen, wimmerte sie dann, machen Sie nicht auch meine Seele unglücklich, wie Sie meinen Leib tödteten. Senden Sie mir einen Beichtvater."

Die Mörder konnten diesem letzten Verlangen ohne eigene Gefahr willfahrten. Der Vicar des Ortes, der im Schlosse wohnte, Perrette mit Namen, war des Marquis Lehrer gewesen; er lebte mit den Brüdern im sträflichen Vertrauen. Sie gingen hinaus, um ihn zu holen.

Kaum aber hörte die Marquise die Thür zuschließen, als die Lebensgeister in ihr zurückkehrten. Sie sprang auf, warf in Hast einen seidenen Unterrock über, und öffnete das Fenster, das in den Viehhof ging. Die Brüstung war 24 Fuß über dem Boden; bei'm Hinabstürzen auf die scharfen unten liegenden Steine wäre die Halbnackte wahrscheinlich zerschmettert. Sie sprang, als im selben Augenblick Perrette ins Zimmer getreten und ans Fenster gestürzt war. Noch bekam er sie beim Rocke zu fassen und hielt diesen mit aller Kraft. Zwar behielt er nur einen Zipfel davon in seinen Händen, die Seide riß, aber diesem Umstande allein ist es zuzuschreiben, daß die unglückliche Frau nicht mit dem Kopfe zu Boden stürzte, sondern mit den Füßen niederfiel, wobei sie mit einer unbedeutenden Verletzung davonkam.

Der Geistliche, als er das Opfer entkommen sah, hatte nicht den Muth, sich selbst nachzustürzen; aber um sie zu vernichten, ergriff er einen auf dem nächsten Fen-

ster stehenden schweren steinernen Wasserkrug und schleuderte ihr ihn nach. Doch Angst und Wuth ließen ihn schlecht zielen. Statt ihr die Hirnschale zu zerschmettern, fiel der Krug auf die Steine und zerbrach, ohne sie nur zu verwunden.

Der Marquise, die sich bis dahin auf so leichte Weise täuschen und fangen lassen, kehrte die Geistesgegenwart im Augenblicke des Todes auf merkwürdige Weise zurück. Sobald sie sich aufgerichtet, ergriff sie ihre Haarflechte und steckte sie, so tief es ihr möglich, in den Hals. Glücklicherweise hatte sie viel Süßigkeiten bei der Collation gegessen. Dies hatte einerseits verhindert, daß das Gift sogleich in den Magen drang, andererseits erleichterte es die Wirkung, welche sie suchte. Ein Schwein, welches das von sich Gegebene der Marquise fraß, stürzte sogleich todt zu Boden.

Etwas durch das Erbrechen erleichtert, suchte die Unglückliche nach einem Ausgange. Aber alle Thüren waren verschlossen. Sie wollte durch den Pferdestall. Auch der war verriegelt. Zum Glück kam ein Stallknecht vorbei. Sie rief ihm zu: „Rette mich, oder ich bin des Todes! Ich muß aus dem Schlosse. Oeffne den Stall.“

Der Knecht, gerührt und betroffen von dem Anblick und der Angststimme, zögerte glücklicherweise nicht durch Fragen, die jede das unmittelbare Verderben nach sich gezogen hätten. Er raffte die Leidende in seine Arme, trug sie durch den Stall auf die Straße und übergab sie, als eine Kranke, den ersten besten Frauen, die ihm dort begegneten.

Die Marquise indessen, von Todesangst getrieben, raffte sich auf und stürzte auf der Straße fort, um einen Schutzort zu suchen. Die Mörder, durch Perrette augenblicklich von

der Flucht unterrichtet, waren ihr nachgestürzt. Es galt, Alles einzusetzen; sie durften an einem entlegenen, ihrer Familie unterthänigen Orte viel wagen. Sie schrieen: „Haltet die unglückliche Rasende!" Wer die Marquise de Gange sah, mit bloßen Füßen, im Hemde, nur mit den Fetzen eines seidenen Röckchens durch die Straßen einer Stadt laufen, deren Herrin sie war, die Haare verwirrt sie umflatternd, die Hände ausgestreckt und beständig um Hülfe rufend, hätte es nicht glauben sollen, auch ohne daß ihre beiden nächsten Verwandten es allen Leuten zuriefen?

Schon wollte der Pöbel sie als eine Wahnsinnige aufgreifen, als der Chevalier sie am Hause eines Herrn de Prets einholte, etwa dreihundert Schritte vom Schlosse. Er riß sie mit Gewalt in den Flur und riegelte hinter sich zu, während der Abbé, die Pistole in der Hand, draußen auf der Schwelle stehen blieb und Jedem den Tod drohte, der eindringen wolle. Seine Schwägerin solle nicht allen Menschen in ihrem Wahnsinn zum Schauspiel dienen.

Im Hause des Herrn von Prets, der selbst abwesend, war eine Damengesellschaft. Die Marquise, verfolgt vom Chevalier, war hineingestürzt. Sie schrie und betheuerte, sie sei vergiftet. Der Chevalier wiederholte vor den Damen, was er zum Pöbel draußen erklärt, und mochte hier zu Anfang mehr Glauben finden, als seine Schwägerin; nur daß die natürliche Theilnahme und Neugier der Damen Partei für die Unglückliche ergriff und sich nicht sogleich mit Worten abspeisen ließ. Die Ehefrau des reformirten Predigers von Gange, Madame Brunette, steckte der Marquise heimlich eine kleine Büchse mit Theriak zu, jenes Universalmittel nach dem Glauben der Zeit. Sie verschluckte in der Eile

davon; aber die brennende Hitze vom Gift und vom Theriak quälte sie furchtbar; sie verlangte nach Wasser. Kaum daß sie das Glas an die Lippen gebracht, griff der Chevalier danach und zerbrach es ihr am Munde.

Es klingt unglaublich, daß der Bösewicht noch einmal Mittel fand, nicht allein die Damen, sondern auch sein Opfer zu beschwatzen. Er bat jene hoch und theuer, seine unglückliche Schwägerin in ihren verwirrten Einbildungen nicht zu bestärken und nicht länger durch ihre Gegenwart ihrer Thorheit Nahrung zu geben. Wenn sie sich einen Augenblick entfernen wollten, hoffe er die Kranke durch vernünftige Zusprache zu beschwichtigen. Sie könnten sich darauf verlassen, er werde nicht von ihr weichen, und hoffe, daß er durch wenige Worte, die keine Zeugen vertrügen, sie von ihren entsetzlichen Phantasien abbringen werde.

Die Marquise, schwach, verwirrt, kaum mehr zurechnungsfähig, griff nach jedem Schimmer von Hoffnung. Sie meinte, auch dieser Henker lasse sich vielleicht noch durch Mitleid bewegen. Sie bat selbst die Anwesenden, daß sie ins nächste Zimmer treten möchten. Dann warf sie sich vor ihm auf die Knie, beschwor ihn, gnädig zu sein, versprach, fortan seiner Leitung sich ganz zu überlassen, alles Vorgefallene zu vergessen und dem Auftritte jede Wendung zu geben, die zu seiner Sicherheit dienen könne.

Statt jeder Antwort zog der Barbar den Degen und stach sie zweimal in die Brust. Sie sprang auf, lief an die Thür und schrie um Hülfe. Er hinter ihr her und versetzte ihr noch fünf Stiche in den Rücken, mit blinder, aber solcher Wuth, daß von dem letzten Stoße der Degen zerbrach und ein langes Stück in der Schulter des Opfers stecken blieb. Als die Gesellschaft auf

das Mordgeschrei wieder ins Zimmer stürzte, lag die Marquise am Boden, in ihrem Blute gebadet.

Der Chevalier stürzte die Treppen hinunter und rief dem Bruder zu: „Fort, Abbé, die Sache ist abgethan.“ Aber auf ihrer Flucht hörten sie, wie die Frauen aus dem Fenster nach Hülfe, nach dem Wundarzt schrieen. In der Meinung, es sei doch noch nicht abgethan, hatte der Abbé die unerhörte Frechheit, noch einmal umzukehren. Er drang durch das versammelte Volk, sprang ins Zimmer hinauf, wo bis jetzt nur noch die Damen waren, stieß sie zurück und setzte der Marquise das Pistol auf die Brust. Die muthige Madame Brunette griff ihm augenblicklich in die Hand und gab dem Arme eine andere Richtung. Zum Glück versagte außerdem das Gewehr. Der Abbé gab der Predigerfrau einen starken Schlag mit der Faust auf den Kopf, um sich Luft zu machen, kehrte das große Pistol um, und wollte nun mit dem Kolben der Marquise den Kopf einschlagen. Jetzt aber machten alle Damen gemeinschaftliche Sache, sie umfaßten, zerrten, stießen, schlugen ihn, was sie konnten, und stießen ihn endlich zur Hausthür hinaus.

Zu dem Unnatürlichen und für unsere Begriffe Unglaublichen in dieser Criminalgeschichte gehört auch Das, daß der Abbé durch die versammelten Haufen vor dem Hause entkam. Die Macht der Feudalherren war zwar gebrochen, der Respect und die Furcht vor ihrer Gewalt war aber in den Provinzen noch mächtig; ihnen mag der Abbé seine Rettung mit verdankt haben. Zwar erschienen die Obrigkeiten des Städtchens, ließen Wachen vor das Haus stellen, der Oberrichter Baron von Treffan ließ den Mördern nachsetzen, aber ohne Erfolg. Es war Abends 9 Uhr, als die Mordthat geschah, und die Dunkelheit begünstigte ihre Flucht. Wie nachher ermittelt

worden, liefen sie zuerst nach Auberas, einem Landgute des Marquis, eine Meile von Gange, vermuthlich um daselbst die Mittel zu ihrer weitern Flucht aufzutreiben. Hier, nach Aussage von Leuten, welche sie belauscht, machten sich die beiden Bösewichter gegenseitig die heftigsten Vorwürfe; Einer gab dem Andern Schuld, daß der Mord mislungen sei. Sie geriethen in eine so teuflische Wuth, daß sie darauf und daran waren, Einer den Andern zu erwürgen. Auch einmal, incredibile dictu, waren sie im Begriff, zum zweiten Male zurückzukehren und den Mord zu vollenden. Doch besannen sie sich eines Bessern und flüchteten weiter. Sie bestiegen ein Schiff auf einem der kleinen Flüsse, die sich ins mittelländische Meer ergießen, und entkamen allen Verfolgungen auf französischem Boden.

Alle mögliche Pflege wurde der Verwundeten geleistet, aber der letzte Stoß des Chevaliers war mit solcher Wuth geführt, daß die Spitze des Degens tief in den Knochen gedrungen war. Man mußte auf das ausdrückliche Verlangen der Marquise das Knie gegen ihre Schulter stemmen, um den Stahl herauszubringen. Dennoch erklärte der herbeigerufene Wundarzt, daß keine ihrer Wunden tödtlich sei.

Und so war es. Noch neunzehn Tage lebte das unglückliche Weib, und als sie starb, ergab die Obduction, daß allein das Gift die Ursach ihres Todes war. Alle Eingeweide waren durchfressen, das Gehirn war schwarz. Eine außerordentliche Gesundheit mußte diesem schönen Körper innewohnen, der Bau einer der regelmäßigsten sein, da das stärkste Gift neunzehn Tage wüthen mußte, ehe es ihn vernichten konnte. Fast schien es, sagt Pitaval, als ob die Natur selbst ihr Meisterstück vertheidigen und noch in den letzten Augenblicken mit den vollkom-

das [illegible]
Marqu[illegible]
D[illegible]
dem [illegible]
Aber [illegible]
dem [illegible]
In d[illegible]
der [illegible]
ren.
Zim[illegible]
stieß [illegible]
die [illegible]
aug[illegible]
dere[illegible]
weh[illegible]
Sch[illegible]
ma[illegible]
mit [illegible]
Jet[illegible]
sie [illegible]
ten [illegible]

gla[illegible]
daß [illegible]
Ha[illegible]
geb[illegible]
w[illegible]
d[illegible]
s[illegible]

[illegible] Mittagsmahlzeit fort. In Gange [illegible] ließ er sich durch einen Mönch bei der Mar[illegible] und statt gerührt zu werden von ihrem [illegible] der Versicherung ihrer Liebe und den Selbst[illegible] sie gegen sich erhob, rückte er sehr bald [illegible] hervor, sie möge die wenige Zeit, die [illegible] sei, dazu anwenden, ihre in Avignon

abgelegte Erklärung zurückzunehmen und ihr zweites, ihm günstiges Testament als das allein gültige anerkennen.

Aber trotz ihrer Schwäche, Aufregung und Hingebung blieb die Marquise hierin fest bei ihrer Weigerung. Man hat allen Grund, zu vermuthen, daß ihr selbst in diesem Augenblick das rechte Licht über das Verhältniß ihres Gatten zu ihren Mördern aufging. Aber sie unterdrückte ihre Gedanken, entweder aus Furcht vor dem Manne, oder aus Rücksicht gegen ihre Kinder, die auch seine Kinder waren, oder um sich den Frieden des Gemüthes vor ihrem nahen Tode zu bewahren.

Nicht so ihre Mutter. Frau von Roussan, welche nach Gange zu ihrer Pflege gekommen, nachdem die Aerzte es für unthunlich erklärt, die Marquise selbst, wie sie sehnlich wünschte, nach Montpellier zu schaffen, konnte nur mit Abscheu den Marquis am Bette ihrer Tochter sehen, und reiste, über ihr Rachegefühl die heiligern Rücksichten vergessend, schon nach drei Tagen zurück, um ihre Klage gegen den Mörder vorzubereiten.

Auch der Vicar Perrette erschien noch einmal vor dem Krankenlager der Unglücklichen. Sie hatte nach dem Abendmahl verlangt, und es gehört zu den wunderbaren Ereignissen dieser Geschichte, die ans Unglaubliche streifen, daß man dazu keinen andern Geistlichen aufsuchte. Ein Zittern und ein heftiger Schauer überlief sie, als sie ihn eintreten sah. Sie glaubte, er wolle ihr in der Hostie aufs Neue Gift bringen, und nahm sie erst aus seinen Händen, nachdem der Vicar selbst einen Theil davon vor ihren Augen verschluckt hatte. Bei der Communion betheuerte sie, daß sie allen ihren Feinden vergeben habe und bat, daß auch ihre Freunde Fürbitte für die Verirrten einlegten möchten.

Das Parlament von Toulouse hatte inzwischen

Parlamentsrath von Catelan einen Commissarius zur Untersuchung der schreienden Verbrechen nach Gange abgeordnet, und er kam noch zur rechten Zeit, um die Marquise selbst zu vernehmen. Sie beeidete ihre vollständige Aussage. Aber diese gewaltsame Rückerinnerung an die erlebten Schrecknisse hatte ihre Krankheit vermehrt und sie starb am folgenden Tage am 7. Junius 1667. Gleich darauf ließ der Commissarius, kraft seiner Vollmacht, den Marquis in seinem Schlosse verhaften. Die Bürger erleuchteten vor Freude ihre Fenster, als ihr Feudalherr in das Gefängniß von Montpellier abgeführt wurde, und der Pöbel umtobte mit wildem Geschrei und Drohungen den Wagen des Gefangenen.

Die Untersuchung wurde gegen vier Personen geführt: den Marquis, seine beiden Brüder und den Vicar von Gange, den Priester Perrette. Nur der Erste und der Letztere waren gegenwärtig; gegen den Abbé und Chevalier wurde in contumaciam verfahren.

Die mannichfachen Lücken und Dunkelheiten, die uns in der Erzählung verblieben, erwarten wir vergebens durch den Proceß ausgefüllt und aufgehellt. Den Hauptinhalt der uns mitgetheilten Documente bildet die Anklageschrift der Frau von Roussan, in der sie den Beweis zu führen sucht, daß der Marquis, ihr Schwiegersohn, nicht allein um die That gewußt, sondern auch der heimliche Anstifter und Mitberather sei; eine sehr künstliche und gelehrte Advocatenschrift, die uns indeß über die Motive der That, und wie in den Gemüthern der Thäter der Haß wider ihr schönes und liebenswürdiges Opfer bis zu dem Grade von Atrocität sich steigern konnte, kein Licht gibt. Klar ist uns aus dem Gegebenen nur der Charakter der Marquise; ein liebenswürdiges, aber schwaches Weib, deren Tugend sich nicht über

die Passivität zu erheben Kraft hat. Leichtgläubig aus Bequemlichkeit und Herzensgüte, ausgestattet mit Gaben des Verstandes wie des Herzens; aber in der Verwöhnung des Glückes hat die Allgefeierte und Geschmeichelte den Verstand so wenig als ihre Tugend zur bewußten Thätigkeit ausgebildet. Sie fällt als Opfer des bequemen sich Hingebens in die Dinge wie sie sind, weil sie, statt nachzudenken und zu handeln, was sie könnte, sich lieber in süße Träume wiegt, daß es wol besser sein wird, als es scheint. Nur in einem Punkte erscheint sie kräftig, indem sie als Mutter den Lockungen widersteht, die Testamentserklärung zu Gunsten ihrer Kinder aufzuheben.

Klar ist ferner der Charakter des Abbé, insofern die Geschichte wahr berichtet, wo sie uns solche raffinirte und vollkommene Bösewichter vorführt, wie Humanität oder Mattigkeit sie unter den gegenwärtigen Generationen nicht mehr aufkommen lassen. Das Gegenstück zur Marquise, weiß er von Anfang bis Ende, was er will und was er kann, und ebenso sind die Motive seiner That dargethan. Schurken von diesem Bewußtsein, von dieser Ausbildung in der Ruchlosigkeit mögen mit ihren teuflischen Endzwecken ein Spiel treiben, wie die Giftmischerin, der das Vergiften endlich zur Lust wird. Unmotivirt erscheint für uns nur die Art der Ausführung seines Verbrechens, die zur Entdeckung führen mußte. Wir meinen, ein so vollständiger Verbrecher habe die Sache feiner anfangen sollen; wir erklären uns nicht, wie der Abbé die Frechheit hatte, noch einmal mit der Pistole durch den Volkshaufen zurückzudringen, um sein Verbrechen ganz zu vollenden, da bei der geringsten Besinnung er sich sagen mußte, daß ihm dadurch alle Früchte desselben entgingen und er sich selbst der äußersten Ge-

fahr aussetzte. Aber ersonnen war aller Wahrscheinlichkeit nach die That so fein, als die damaligen Verhältnisse es foderten. Erwarten ließ sich, daß das geängstete Weib nicht den schmerzlichen Tod durch den Degen oder die Kugel, sondern den anscheinend mildern durch Gifttrank wählen würde. Dann ließ sich in der verschlossenen Feudalburg dem erfolgten Tode jeder beliebige Anstrich geben. Das gespannte Pistol, der gezückte Stahl waren anfangs nur Komödiantenwaffen, um die Marquise einzuschüchtern und sich selbst in den gehörigen Harnisch der Wuth und des Grimms zu setzen, der auch diesen Bösewichtern zur That nöthig war. Das Schauspiel war auch durch das lang bekämpfte Rachegefühl motivirt. Erst nachdem das Werk zur Hälfte verunglückt, überkommt den Abbé die Wuth, der Tiger hat Blut geleckt, das südfranzösische Blut überwallt die Vorstellungen der Vernunft und seine Raserei wird von der übermüthigen Verachtung des alten Seigneurs getragen, die sich im Kreise der Untergebenen Alles erlauben zu dürfen glaubte.

Klar erscheint vielleicht auch der Charakter des Marquis. Eine schwache, feige, niederträchtige Seele. Fleckenlose Reinheit und Tugend in seiner Nähe sind ihm störend. Er fühlt sich dadurch niedergedrückt. Wie spätere Züge ergeben, gefällt er sich bei seinem eigenen Nichts, im Spiele, das Glück Anderer zu untergraben. Er treibt das Angeben als Geschäftssache. In seinem selbstsüchtigen Streben vergißt er die ersten Gesetze der Klugheit und der Schicklichkeit, und bringt beim ersten Wiedersehen in seine tief verletzte Gattin, das Testament zu seinen Gunsten zu ändern. Er würde den Mord nicht ersonnen noch ausgeführt haben, Muth und Kraft hätten ihm gefehlt; aber es ist ihm ganz recht, daß Andere es für

ihn thun und er die Früchte davon zieht. Auch sein erstes Erschrecken und seine Wuth mögen ungeheuchelt sein, denn der Scandal, das Aufsehen vereiteln ja, was er erstrebt; und er hatte gehofft, es werde Alles im Stillen, mit Beobachtung des Anstandes abgehen.

Vom Vicar Perrette erfahren wir nichts Näheres. Wahrscheinlich eine schurkische Seele, die sich von ihrem Brotherrn und mächtigen Gebieter zur Schandthat erkaufen ließ. Aber unklar bleibt nach den Verhandlungen der Charakter des Chevalier. Ein Wüstling, ein Verschwender, aber von Natur, wie er geschildert wird, sanfter Gemüthsart, was konnte ihn, da er vielfache Liebesbezeugungen von seiner Schwägerin erfahren, zu dem Grade von Henkerwuth anspornen? Einen solchen leichten französischen Charakter pflegt ein einziger einmal zurückgewiesener Liebesantrag nicht zu einer so raffinirten cannibalischen Rache, die nach Jahren erst ausbricht und so sich bethätigt, anzureizen. Hier muß Vieles dazwischen liegen, was uns nicht berichtet wird.

Der Beweis, den die Klägerin, Frau von Roussan, gegen den Marquis führte, wurde durch keine Zeugenaussagen und Urkunden getragen. Er beruhte nur auf Zusammenstellung der dringenden Indicien, welche in Kürze folgende sind:

1) Abbé und Chevalier konnten den Mord nur deshalb unternommen haben, damit ihr Bruder, der Marquis, in den Besitz des Vermögens seiner Gattin gelange. Beide für sich hatten keinen nahe liegenden Antrieb zu der That. Is fecit scelus, cui prodest sei die gesetzliche Vermuthung.

2) Die vorangehende Vergiftung des Milchrahms in Avignon sei ein unleugbares Factum. Dennoch habe der Marquis damals die Sache nicht untersuchen lassen; da er

doch, wenn das Arsenik von jemand Anderm in die Milch gemischt worden, Nachstellungen auf sein eigenes Leben befürchten müssen.

3) Der Marquis hatte schon längst einen tiefen Haß gegen seine Gattin genährt. Als sie ihm einst, nur im Scherz, Vorwürfe gemacht, habe er sie mit seinem Degengehänge geschlagen, und ein ander Mal mehre Tage in einen Thurm eingeschlossen, wo der Kummer ihr eine Art von Schlagfluß zugezogen.

4) Die unzertrennliche Freundschaft des Marquis mit seinen Brüdern, das gänzliche Uebergewicht des Abbé über ihn und Perrette's Verhältniß zu seinem Schüler, machen dessen Mitwissenschaft und Theilnahme höchst wahrscheinlich.

5) Der gewählte Ort der Greuelthat, das seiner Botmäßigkeit gänzlich unterworfene Städtchen, geben eine starke Vermuthung wider ihn.

6) Am 17. Mai Abends geschah der Mord. Am 18. Mai des Morgens befand sich der Bediente des Abbé schon in dem neunzehn Lieues von Gange entfernten Avignon und brachte ihm die Nachricht. Sei es wahrscheinlich, daß der Mörder durch Eilboten Denjenigen von der Mordthat benachrichtigen werde, der ihr natürlicher Rächer sei?

7) Der Marquis habe keinen einzigen Schritt bei der Obrigkeit zur Verfolgung der Mörder gethan, offenbar aus Furcht, durch die Entdeckung seiner Brüder selbst verrathen zu werden. Sein ganzes Benehmen, seine Verzögerung der Abreise, daß diese drei Tage gedauert, während der Diener des Abbé nur eine Nacht gebraucht, spreche zu deutlich, nicht für seine Gleichgültigkeit gegen sein Weib, sondern für die Absicht, den Mördern Zeit zu lassen und seine eigene Rolle bei der Verwundeten zu tu-

diren. Hier spreche sein erheuchelter Schmerz und nichts destoweniger sein Andringen wegen der Testamentsänderung zu schlagend wider ihn. Auch habe er in den ersten vier Tagen nach seiner Rückkunft im Schlosse von Gange stets mit dem Vicar Perrette allein gegessen, lange heimliche Unterredungen bei verschlossenen Thüren mit ihm gepflogen und bis zum Tode der Marquise ihn fast immer bei sich gehabt. Und doch habe der Marquis selbst eingestanden, daß Perrette um das Vorhaben der beiden Mörder gewußt und mit in dem Complott gewesen, dessen Theilnahme er leugne!

Im Publicum war nur eine Stimme der Verdammung; auch seine Richter, als Menschen, hielten den Marquis für schuldig. Aber wegen mangelnder Beweise erging das Endurtheil des Parlaments von Toulouse (schon im August desselben Jahres gefällt) dahin: daß der Marquis de Gange seines Adels und seiner Ehrenstellen entsetzt, sein sämmtliches Vermögen für den König confiscirt und er auf ewig aus Frankreich verbannt werde.

Niemand war mit diesem Urtheil zufrieden. Einigen schien es zu gelind, Andern zu hart. Die Meisten stimmten dahin überein, daß man nach einer damaligen Gerichtsformel „auf weitere Untersuchung innerhalb eines Jahres" erkennen sollen, während dessen der Incriminirte verhaftet blieb. Ludwig XIV. selbst war unzufrieden. Als man ihn für einen vornehmen Verbrecher während des Processes um Gnade anging, erwiederte er: er bedürfe seiner Gnade nicht, da er sich in den Händen des Parlaments von Toulouse befinde, welches den Marquis de Gange so durchschlüpfen lassen.

Kein heutiger Gerichtshof würde nach Dem, was Pitaval von der Untersuchung mittheilt, ein Endurtheil zu fällen im Stande sein. Zwar theilt er uns die Klage-

das Mordgeschrei wieder ins Zimmer stürzte, lag die Marquise am Boden, in ihrem Blute gebadet.

Der Chevalier stürzte die Treppen hinunter und rief dem Bruder zu: „Fort, Abbé, die Sache ist abgethan.“ Aber auf ihrer Flucht hörten sie, wie die Frauen aus dem Fenster nach Hülfe, nach dem Wundarzt schrieen. In der Meinung, es sei doch noch nicht abgethan, hatte der Abbé die unerhörte Frechheit, noch einmal umzukehren. Er drang durch das versammelte Volk, sprang ins Zimmer hinauf, wo bis jetzt nur noch die Damen waren, stieß sie zurück und setzte der Marquise das Pistol auf die Brust. Die muthige Madame Brunette griff ihm augenblicklich in die Hand und gab dem Arme eine andere Richtung. Zum Glück versagte außerdem das Gewehr. Der Abbé gab der Predigerfrau einen starken Schlag mit der Faust auf den Kopf, um sich Luft zu machen, kehrte das große Pistol um, und wollte nun mit dem Kolben der Marquise den Kopf einschlagen. Jetzt aber machten alle Damen gemeinschaftliche Sache, sie umfaßten, zerrten, stießen, schlugen ihn, was sie konnten, und stießen ihn endlich zur Hausthür hinaus.

Zu dem Unnatürlichen und für unsere Begriffe Unglaublichen in dieser Criminalgeschichte gehört auch Das, daß der Abbé durch die versammelten Haufen vor dem Hause entkam. Die Macht der Feudalherren war zwar gebrochen, der Respect und die Furcht vor ihrer Gewalt war aber in den Provinzen noch mächtig; ihnen mag der Abbé seine Rettung mit verdankt haben. Zwar erschienen die Obrigkeiten des Städtchens, ließen Wachen vor das Haus stellen, der Oberrichter Baron von Tressan ließ den Mördern nachsetzen, aber ohne Erfolg. Es war Abends 9 Uhr, als die Mordthat geschah, und die Dunkelheit begünstigte ihre Flucht. Wie nachher ermittelt

worden, liefen sie zuerst nach Auberas, einem Landgute des Marquis, eine Meile von Gange, vermuthlich um daselbst die Mittel zu ihrer weitern Flucht aufzutreiben. Hier, nach Aussage von Leuten, welche sie belauscht, machten sich die beiden Bösewichter gegenseitig die heftigsten Vorwürfe; Einer gab dem Andern Schuld, daß der Mord mislungen sei. Sie geriethen in eine so teuflische Wuth, daß sie darauf und daran waren, Einer den Andern zu erwürgen. Auch einmal, incredibile dictu, waren sie im Begriff, zum zweiten Male zurückzukehren und den Mord zu vollenden. Doch besannen sie sich eines Bessern und flüchteten weiter. Sie bestiegen ein Schiff auf einem der kleinen Flüsse, die sich ins mittelländische Meer ergießen, und entkamen allen Verfolgungen auf französischem Boden.

Alle mögliche Pflege wurde der Verwundeten geleistet, aber der letzte Stoß des Chevaliers war mit solcher Wuth geführt, daß die Spitze des Degens tief in den Knochen gedrungen war. Man mußte auf das ausdrückliche Verlangen der Marquise das Knie gegen ihre Schulter stemmen, um den Stahl herauszubringen. Dennoch erklärte der herbeigerufene Wundarzt, daß keine ihrer Wunden tödtlich sei.

Und so war es. Noch neunzehn Tage lebte das unglückliche Weib, und als sie starb, ergab die Obduction, daß allein das Gift die Ursach ihres Todes war. Alle Eingeweide waren durchfressen, das Gehirn war schwarz. Eine außerordentliche Gesundheit mußte diesem schönen Körper innewohnen, der Bau einer der regelmäßigsten sein, da das stärkste Gift neunzehn Tage wüthen mußte, ehe es ihn vernichten konnte. Fast schien es, sagt Pitaval, als ob die Natur selbst ihr Meisterstück vertheidigen und noch in den letzten Augenblicken mit den vollkom-

menſten Reizen ſchmücken wollte; denn nie war die Marquiſe ſchöner, nie ihre Farbe blühender, nie glänzten ihre Augen feuriger, nie war ihre Stimme melodiſcher, als auf ihrem Sterbelager.

Das Thatſächliche der furchtbaren Criminalgeſchichte war mit jenem Abend im de Prets'ſchen Hauſe abgeſchloſſen. Was vor dem Krankenlager der Marquiſe ſich ereignete, wie ſie hier faſt als eine heilige Märtyrin vom Volke betrachtet, von dem Adel der ganzen Gegend geehrt wurde, mit welcher chriſtlichen Ergebung ſie ihre Leiden ertrug, wie ſie ſelbſt ihren Gatten, den der ſchwerſte Verdacht der Mitwiſſenſchaft traf, mit Zärtlichkeit und hingebender Liebe tröſtete, ſtatt ihm Vorwürfe zu machen; alles Das gehört weniger in die Geſchichte ihres Proceſſes, als in ihre Lebensbeſchreibung. Doch iſt zur Beurtheilung der Strafbarkeit der Verbrecher hier noch Einiges zu erwähnen.

Der Marquis war zu Avignon, als man ihm die ſchreckliche Nachricht überbrachte. Er hörte das Geſchehene mit allen Zeichen des Entſetzens, mit wilden Verwünſchungen wider ſeine Brüder; er ſchwur, ſie ſollten von keiner andern Hand, als der ſeinen ſterben. Aber ſtatt auf der Stelle abzureiſen, um ſeine ſterbende Gattin zu ſehen, machte er verſchiedene Beſuche in der Stadt, ohne dabei von dem Unglück zu ſprechen, was ihn betroffen; und reiſte erſt am nächſtfolgenden Tage nach eingenommener Mittagsmahlzeit fort. In Gange angekommen, ließ er ſich durch einen Mönch bei der Marquiſe melden, und ſtatt gerührt zu werden von ihrem Leiden oder der Verſicherung ihrer Liebe und den Selbſtanklagen, die ſie gegen ſich erhob, rückte er ſehr bald mit ſeiner Bitte hervor, ſie möge die wenige Zeit, die ihr noch vergönnt ſei, dazu anwenden, ihre in Avignon

abgelegte Erklärung zurückzunehmen und ihr zweites, ihm günstiges Testament als das allein gültige anerkennen.

Aber trotz ihrer Schwäche, Aufregung und Hingebung blieb die Marquise hierin fest bei ihrer Weigerung. Man hat allen Grund, zu vermuthen, daß ihr selbst in diesem Augenblick das rechte Licht über das Verhältniß ihres Gatten zu ihren Mördern aufging. Aber sie unterdrückte ihre Gedanken, entweder aus Furcht vor dem Manne, oder aus Rücksicht gegen ihre Kinder, die auch seine Kinder waren, oder um sich den Frieden des Gemüthes vor ihrem nahen Tode zu bewahren.

Nicht so ihre Mutter. Frau von Roussan, welche nach Gange zu ihrer Pflege gekommen, nachdem die Aerzte es für unthunlich erklärt, die Marquise selbst, wie sie sehnlich wünschte, nach Montpellier zu schaffen, konnte nur mit Abscheu den Marquis am Bette ihrer Tochter sehen, und reiste, über ihr Rachegefühl die heiligern Rücksichten vergessend, schon nach drei Tagen zurück, um ihre Klage gegen den Mörder vorzubereiten.

Auch der Vicar Perrette erschien noch einmal vor dem Krankenlager der Unglücklichen. Sie hatte nach dem Abendmahl verlangt, und es gehört zu den wunderbaren Ereignissen dieser Geschichte, die ans Unglaubliche streifen, daß man dazu keinen andern Geistlichen aufsuchte. Ein Zittern und ein heftiger Schauer überlief sie, als sie ihn eintreten sah. Sie glaubte, er wolle ihr in der Hostie aufs Neue Gift bringen, und nahm sie erst aus seinen Händen, nachdem der Vicar selbst einen Theil davon vor ihren Augen verschluckt hatte. Bei der Communion betheuerte sie, daß sie allen ihren Feinden vergeben habe und bat, daß auch ihre Freunde Fürbitte für die Verirrten einlegten möchten.

Das Parlament von Toulouse hatte inzwischen in dem

Parlamentsrath von Catelan einen Commissarius zur Untersuchung der schreienden Verbrechen nach Gange abgeordnet, und er kam noch zur rechten Zeit, um die Marquise selbst zu vernehmen. Sie beeidete ihre vollständige Aussage. Aber diese gewaltsame Rückerinnerung an die erlebten Schreckniſſe hatte ihre Krankheit vermehrt und sie starb am folgenden Tage am 7. Junius 1667. Gleich darauf ließ der Commissarius, kraft seiner Vollmacht, den Marquis in seinem Schlosse verhaften. Die Bürger erleuchteten vor Freude ihre Fenster, als ihr Feudalherr in das Gefängniß von Montpellier abgeführt wurde, und der Pöbel umtobte mit wildem Geschrei und Drohungen den Wagen des Gefangenen.

Die Untersuchung wurde gegen vier Personen geführt: den Marquis, seine beiden Brüder und den Vicar von Gange, den Priester Perrette. Nur der Erste und der Letztere waren gegenwärtig; gegen den Abbé und Chevalier wurde in contumaciam verfahren.

Die mannichfachen Lücken und Dunkelheiten, die uns in der Erzählung verblieben, erwarten wir vergebens durch den Proceß ausgefüllt und aufgehellt. Den Hauptinhalt der uns mitgetheilten Documente bildet die Anklageschrift der Frau von Roussan, in der sie den Beweis zu führen sucht, daß der Marquis, ihr Schwiegersohn, nicht allein um die That gewußt, sondern auch der heimliche Anstifter und Mitberather sei; eine sehr künstliche und gelehrte Advocatenschrift, die uns indeß über die Motive der That, und wie in den Gemüthern der Thäter der Haß wider ihr schönes und liebenswürdiges Opfer bis zu dem Grade von Atrocität sich steigern konnte, kein Licht gibt. Klar ist uns aus dem Gegebenen nur der Charakter der Marquise; ein liebenswürdiges, aber schwaches Weib, deren Tugend sich nicht über

die Passivität zu erheben Kraft hat. Leichtgläubig aus Bequemlichkeit und Herzensgüte, ausgestattet mit Gaben des Verstandes wie des Herzens; aber in der Verwöhnung des Glückes hat die Allgefeierte und Geschmeichelte den Verstand so wenig als ihre Tugend zur bewußten Thätigkeit ausgebildet. Sie fällt als Opfer des bequemen sich Hingebens in die Dinge wie sie sind, weil sie, statt nachzudenken und zu handeln, was sie könnte, sich lieber in süße Träume wiegt, daß es wol besser sein wird, als es scheint. Nur in einem Punkte erscheint sie kräftig, indem sie als Mutter den Lockungen widersteht, die Testamentserklärung zu Gunsten ihrer Kinder aufzuheben.

Klar ist ferner der Charakter des Abbé, insofern die Geschichte wahr berichtet, wo sie uns solche raffinirte und vollkommene Bösewichter vorführt, wie Humanität oder Mattigkeit sie unter den gegenwärtigen Generationen nicht mehr aufkommen lassen. Das Gegenstück zur Marquise, weiß er von Anfang bis Ende, was er will und was er kann, und ebenso sind die Motive seiner That dargethan. Schurken von diesem Bewußtsein, von dieser Ausbildung in der Ruchlosigkeit mögen mit ihren teuflischen Endzwecken ein Spiel treiben, wie die Giftmischerin, der das Vergiften endlich zur Lust wird. Unmotivirt erscheint für uns nur die Art der Ausführung seines Verbrechens, die zur Entdeckung führen mußte. Wir meinen, ein so vollständiger Verbrecher habe die Sache feiner anfangen sollen; wir erklären uns nicht, wie der Abbé die Frechheit hatte, noch einmal mit der Pistole durch den Volkshaufen zurückzudringen, um sein Verbrechen ganz zu vollenden, da bei der geringsten Besinnung er sich sagen mußte, daß ihm dadurch alle Früchte desselben entgingen und er sich selbst der äußersten Ge-

fahr aussetzte. Aber ersonnen war aller Wahrscheinlichkeit nach die That so fein, als die damaligen Verhältnisse es foderten. Erwarten ließ sich, daß das geängstete Weib nicht den schmerzlichen Tod durch den Degen oder die Kugel, sondern den anscheinend mildern durch Gifttrank wählen würde. Dann ließ sich in der verschlossenen Feudalburg dem erfolgten Tode jeder beliebige Anstrich geben. Das gespannte Pistol, der gezückte Stahl waren anfangs nur Komödiantenwaffen, um die Marquise einzuschüchtern und sich selbst in den gehörigen Harnisch der Wuth und des Grimms zu setzen, der auch diesen Bösewichtern zur That nöthig war. Das Schauspiel war auch durch das lang bekämpfte Rachegefühl motivirt. Erst nachdem das Werk zur Hälfte verunglückt, überkommt den Abbé die Wuth, der Tiger hat Blut geleckt, das südfranzösische Blut überwallt die Vorstellungen der Vernunft und seine Raserei wird von der übermüthigen Verachtung des alten Seigneurs getragen, die sich im Kreise der Untergebenen Alles erlauben zu dürfen glaubte.

Klar erscheint vielleicht auch der Charakter des Marquis. Eine schwache, feige, niederträchtige Seele. Fleckenlose Reinheit und Tugend in seiner Nähe sind ihm störend. Er fühlt sich dadurch niedergedrückt. Wie spätere Züge ergeben, gefällt er sich bei seinem eigenen Nichts, im Spiele, das Glück Anderer zu untergraben. Er treibt das Angeben als Geschäftssache. In seinem selbstsüchtigen Streben vergißt er die ersten Gesetze der Klugheit und der Schicklichkeit, und dringt beim ersten Wiedersehen in seine tief verletzte Gattin, das Testament zu seinen Gunsten zu ändern. Er würde den Mord nicht ersonnen noch ausgeführt haben, Muth und Kraft hätten ihm gefehlt; aber es ist ihm ganz recht, daß Andere es für

ihn thun und er die Früchte davon zieht. Auch sein erstes Erschrecken und seine Wuth mögen ungeheuchelt sein, denn der Scandal, das Aufsehen vereiteln ja, was er erstrebt; und er hatte gehofft, es werde Alles im Stillen, mit Beobachtung des Anstandes abgehen.

Vom Vicar Perrette erfahren wir nichts Näheres. Wahrscheinlich eine schurkische Seele, die sich von ihrem Brotherrn und mächtigen Gebieter zur Schandthat erkaufen ließ. Aber unklar bleibt nach den Verhandlungen der Charakter des Chevalier. Ein Wüstling, ein Verschwender, aber von Natur, wie er geschildert wird, sanfter Gemüthsart, was konnte ihn, da er vielfache Liebesbezeugungen von seiner Schwägerin erfahren, zu dem Grade von Henkerwuth anspornen? Einen solchen leichten französischen Charakter pflegt ein einziger einmal zurückgewiesener Liebesantrag nicht zu einer so raffinirten cannibalischen Rache, die nach Jahren erst ausbricht und so sich bethätigt, anzureizen. Hier muß Vieles dazwischen liegen, was uns nicht berichtet wird.

Der Beweis, den die Klägerin, Frau von Roussan, gegen den Marquis führte, wurde durch keine Zeugenaussagen und Urkunden getragen. Er beruhte nur auf Zusammenstellung der dringenden Indicien, welche in Kürze folgende sind:

1) Abbé und Chevalier konnten den Mord nur deshalb unternommen haben, damit ihr Bruder, der Marquis, in den Besitz des Vermögens seiner Gattin gelange. Beide für sich hatten keinen nahe liegenden Antrieb zu der That. Is fecit scelus, cui prodest sei die gesetzliche Vermuthung.

2) Die vorangehende Vergiftung des Milchrahms in Avignon sei ein unleugbares Factum. Dennoch habe der Marquis damals die Sache nicht untersuchen lassen; da er

doch, wenn das Arsenik von jemand Anderm in die Milch gemischt worden, Nachstellungen auf sein eigenes Leben befürchten müssen.

3) Der Marquis hatte schon längst einen tiefen Haß gegen seine Gattin genährt. Als sie ihm einst, nur im Scherz, Vorwürfe gemacht, habe er sie mit seinem Degengehänge geschlagen, und ein ander Mal mehre Tage in einen Thurm eingeschlossen, wo der Kummer ihr eine Art von Schlagfluß zugezogen.

4) Die unzertrennliche Freundschaft des Marquis mit seinen Brüdern, das gänzliche Uebergewicht des Abbé über ihn und Perrette's Verhältniß zu seinem Schüler, machen dessen Mitwissenschaft und Theilnahme höchst wahrscheinlich.

5) Der gewählte Ort der Greuelthat, das seiner Botmäßigkeit gänzlich unterworfene Städtchen, geben eine starke Vermuthung wider ihn.

6) Am 17. Mai Abends geschah der Mord. Am 18. Mai des Morgens befand sich der Bediente des Abbé schon in dem neunzehn Lieues von Gange entfernten Avignon und brachte ihm die Nachricht. Sei es wahrscheinlich, daß der Mörder durch Eilboten Denjenigen von der Mordthat benachrichtigen werde, der ihr natürlicher Rächer sei?

7) Der Marquis habe keinen einzigen Schritt bei der Obrigkeit zur Verfolgung der Mörder gethan, offenbar aus Furcht, durch die Entdeckung seiner Brüder selbst verrathen zu werden. Sein ganzes Benehmen, seine Verzögerung der Abreise, daß diese drei Tage gedauert, während der Diener des Abbé nur eine Nacht gebraucht, spreche zu deutlich, nicht für seine Gleichgültigkeit gegen sein Weib, sondern für die Absicht, den Mördern Zeit zu lassen und seine eigene Rolle bei der Verwundeten zu tu-

diren. Hier spreche sein erheuchelter Schmerz und nichts destoweniger sein Andringen wegen der Testamentsänderung zu schlagend wider ihn. Auch habe er in den ersten vier Tagen nach seiner Rückkunft im Schlosse von Gange stets mit dem Vicar Perrette allein gegessen, lange heimliche Unterredungen bei verschlossenen Thüren mit ihm gepflogen und bis zum Tode der Marquise ihn fast immer bei sich gehabt. Und doch habe der Marquis selbst eingestanden, daß Perrette um das Vorhaben der beiden Mörder gewußt und mit in dem Complott gewesen, dessen Theilnahme er leugne!

Im Publicum war nur eine Stimme der Verdammung; auch seine Richter, als Menschen, hielten den Marquis für schuldig. Aber wegen mangelnder Beweise erging das Endurtheil des Parlaments von Toulouse (schon im August desselben Jahres gefällt) dahin: daß der Marquis de Gange seines Adels und seiner Ehrenstellen entsetzt, sein sämmtliches Vermögen für den König confiscirt und er auf ewig aus Frankreich verbannt werde.

Niemand war mit diesem Urtheil zufrieden. Einigen schien es zu gelind, Andern zu hart. Die Meisten stimmten dahin überein, daß man nach einer damaligen Gerichtsformel „auf weitere Untersuchung innerhalb eines Jahres" erkennen sollen, während dessen der Incriminirte verhaftet blieb. Ludwig XIV. selbst war unzufrieden. Als man ihn für einen vornehmen Verbrecher während des Processes um Gnade anging, erwiederte er: er bedürfe seiner Gnade nicht, da er sich in den Händen des Parlaments von Toulouse befinde, welches den Marquis de Gange so durchschlüpfen lassen.

Kein heutiger Gerichtshof würde nach Dem, was Pitaval von der Untersuchung mittheilt, ein Endurtheil zu fällen im Stande sein. Zwar theilt er uns die Klage-

schrift der Frau von Roussan fast wörtlich mit, nicht aber, welche Anführungen darin erwiesen sind, auch nichts über Perrette's Verhör, dessen Aussagen doch von grosser Wichtigkeit wären; auch vermissen wir den Befund der Sachverständigen hinsichts des Giftstoffes. Wenn das Gift so stark war, daß einige Tropfen der leichtern Flüssigkeit den Hals und die Lippen der Marquise verbrannten, wenn ein Schwein, welches das Ausgebrochene fraß, augenblicklich daran starb, so streift es, trotz der angeführten Umstände, an das Wunderbare, daß eine zarte Frau, nachdem sie den Becher geleert und die volle Substanz wenigstens einige Zeit im Munde behalten, noch die Kraft hatte, aus dem Fenster zu springen, aus dem Schlosse zu fliehen, dreihundert Schritte auf der Gasse zu laufen, in der Gesellschaft und vor dem Chevalier ihre Sache so beredt zu führen, fünf Degenstiche zu erhalten, sich noch aufzuraffen und trotz Mishandlung, Wunden, Kränkungen, noch stark zu sein, noch so viel zu reden, so fest zu bleiben gegen die Vorstellungen ihres Gatten, ein vollständiges gerichtliches Zeugniß abzulegen und zu beschwören und erst nach 19 Tagen zu sterben! Die innere Empörung, welche jedes menschliche Gefühl bei diesen Greueln durchglüht, und die Pitaval selbst aus dem Tone des Erzählers in den des ergrimmten Anklägers verfallen läßt, mag auch bei der Untersuchung mitgesprochen haben, obschon damit nicht gesagt sein soll, daß die Thatsachen nicht in ihren Hauptzügen wahr wären.

Dasselbe Erkenntniß des Parlaments verurtheilt den Abbé und Chevalier de Gange lebendig gerädert zu werden und den Vicar Perrette zur Ausstoßung aus seinem Orden und zur lebenswierigen Galeerenstrafe.

Der Arm der weltlichen Gerechtigkeit ereilte nicht

mehr die beiden Thäter. Perrette, an die Sclavenkette geschmiedet, starb auf dem Wege nach den Galeeren.

Aus den Schriften der Zeitgenossen weiß man noch Folgendes über die Schicksale der in dieser Schreckensgeschichte betheiligten Personen.

Der Marquis hielt sich eine Zeit lang verborgen. Nach Aufhebung des Edictes von Nantes trat er aus seinem Versteck hervor, und wußte sich beim Intendanten von Languedoc, dem Herrn von Baville, einzuschmeicheln, indem er Reformirte überredete, zur Messe zu gehen, und Andere, die sich versteckten, der Gewalt denuncirte. Inzwischen war sein Sohn erwachsen und hatte alle Tugenden und die Liebenswürdigkeit seiner Mutter ererbt. Man verzieh ihm um deswillen, daß er der Sohn des Marquis von Gange war. Sein Oheim, der Graf de Gange, welcher vom Könige die diesem laut Urtel anheimgefallenen Güter des Marquis geschenkt erhalten, gab sie großmüthig diesem seinem Neffen, nachdem er mündig geworden, zurück. Dieser junge Marquis stand als Hauptmann bei einem der Dragonerregimenter, denen das Bekehrungsgeschäft an der Grenze übertragen war. In Metz hatte er sich sterblich in eine junge Bürgersfrau verliebt, die ihm zwar wohl wollte, aber in Züchtigkeit standhaft seinen Anträgen widerstand. Sie war eifrige Hugenottin und erlitt von den bei ihr einquartierten Dragonern alle die Drangsale, denen ihre Glaubensgenossen ausgesetzt waren. Eines Tages kam sie verzweifelnd zum Hauptmann de Gange und erklärte dem Marquis: wenn er ihr Gelegenheit verschaffe, aus Frankreich zu entkommen, verspreche sie ihm zur Belohnung Alles, was seine Leidenschaft verlangen könne. Gott, hoffe sie, werde ihr einen Fehltritt vergeben, der sie vor der Sünde bewahre, ihr Leben durch eine Heuchlerin zu

sein. — Der junge Hauptmann, aufs innigste gerührt, erklärte der schönen Frau, da solle Gott für sein, daß er ihre bedrängte Lage in der Art benutze. Er wolle ohne diesen Lohn Alles aufbieten, ihren Wunsch zu erfüllen. Ein königlicher Offizier wagte doppelt bei solchem Unternehmen, aber es gelang ihm, die schöne Frau bei Nachtzeit aus der Stadt und über die Grenze zu schaffen. Eine Begebenheit, welche einem unserer geachtetsten Dichter (Achim v. Arnim) den Stoff zu einer interessanten Erzählung geliefert hat.

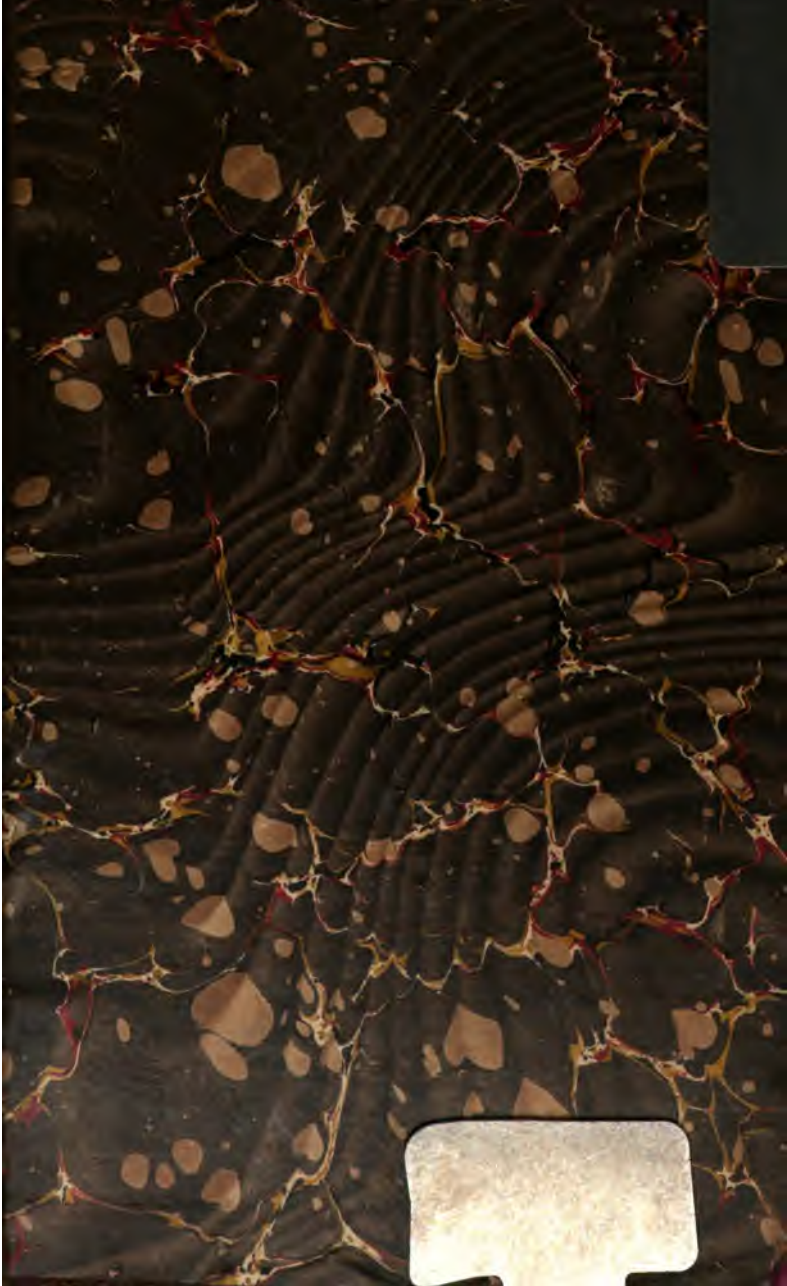
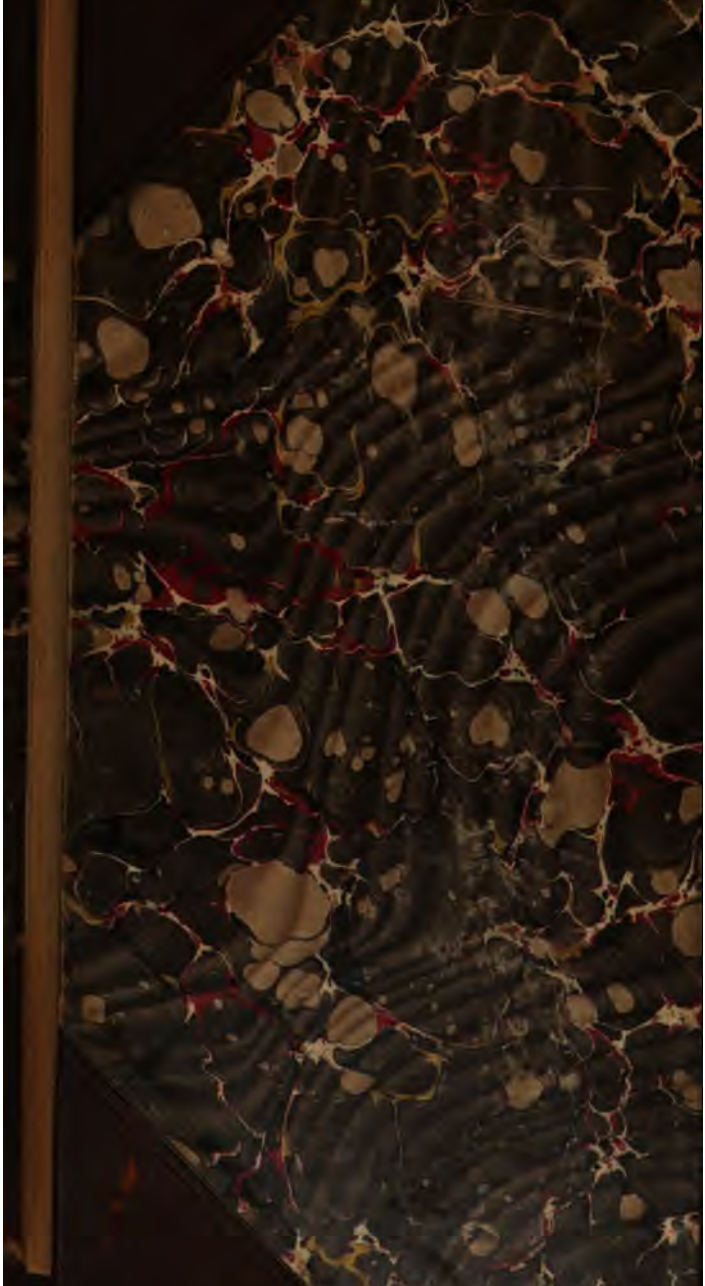
Bald nachher hatte der junge Marquis andere Kämpfe zwischen Pflicht und Liebe zu bestehen. Er hatte aus Neigung eine kaum erst bekehrte Hugenottin geheirathet, die Tochter des reichen Baron von Moissac, früher ebenfalls Protestant. Während er bei seinem Regimente war, ließ er die geliebte Gattin im Schlosse Gange unter der Obhut seines Vaters, welcher jetzt, als ein accreditirter Hugenottenbekehrer, ohne Scheu in Frankreich lebte. Auf dem Schlosse, das Zeuge seiner Unthaten gewesen, waltete er wieder, in Abwesenheit seines Sohnes, als unumschränkter Herr. Unter dem Vorwande, die Neubekehrte vor jedem Rückfall zu bewahren, ließ er sie nicht aus den Augen und gönnte ihr kaum andern Umgang als seinen eigenen. Nur zu bald ward sie inne, daß nicht ihr Glaube, sondern ihre Schönheit der Gegenstand seiner Verfolgungen war. Das arme junge Weib, durchschauert von Entsetzen, geängstet von der Vorstellung, daß ein Widerstand gegen den furchtbaren Mann, in diesen selben Mauern, an denen das Blut ihrer Schwiegermutter klebte, ihn zu ähnlichen Thaten anspornen könne, schrieb einen Noth- und Hülfsbrief, der glücklich durch die Späher zu ihrem Gatten gelangte. Der Hauptmann, außer sich gebracht über diese Schlechtigkeit des eigenen

Vaters, flog nach Paris. Er warf sich dem Könige zu Füßen und bat um Vollstreckung des Urtels wider seinen Vater, mit der Betheurung, daß er, was in seinen Kräften stehe, für ihn sorgen wolle. Ludwig erzürnte heftig, als er auf diese Weise erfuhr, daß der verruchte Mann noch innerhalb der Grenzen seines Reiches weile. Er gab augenblicklich Befehl, ihn zu fangen und den Proceß wider ihn aufs Neue anzufangen. Zum Glück für den Marquis bekam der Graf, sein Bruder, zeitig davon Kunde und eilte nach Gange, um ihn zur augenblicklichen Flucht anzutreiben. Seitdem ist der Elende in der Dunkelheit verschwunden.

Von den andern beiden Mördern soll der Chevalier in Diensten der Republik Venedig auf der Insel Candia durch eine türkische Kugel umgekommen sein.

Der Abbé de Gange tritt noch einmal in einem Romane auf, der nur mittelbar mit diesem Criminalproceß im Zusammenhang steht. Als angeblicher Refugié, unter dem Namen de la Martellière, fand er Aufnahme beim Grafen von der Lippe auf einer Herrschaft desselben, welche später an die Staaten von Holland kam. Er ward Erzieher beim Sohne desselben und Graf und Gräfin waren gleich erfreut über den Geist der Wissenschaftlichkeit und die Kenntnisse als über die feinen Sitten des Franzosen, und dankten dem Himmel, daß er ihrem Sohne einen so vorzüglichen Mentor zugeführt habe. Er lebte so geachtet an diesem kleinen Hofe, daß er sogar einen Liebeshandel mit einer Verwandtin des Grafen sich erlaubte, in der ernsthaften Absicht, ihre Hand zu gewinnen. Das Fräulein war von der Liebenswürdigkeit des Mannes, der für sie erglühte, entzückt, auch Graf und Gräfin waren ihm geneigt, weil er ein durchaus rechtschaffener Mann, nur seien „seine Verdienste seine ein-

zige Empfehlung" und ihm fehle die Abkunft, welche solche Ansprüche rechtfertige. „Wenn es nur Das ist," sprach der Abbé im schnell wieder erwachsenen Selbstvertrauen, oder gestachelt von einer verderblichen Eitelkeit, — „so hoffe ich, daß meine Geburt wenigstens Ihren Foderungen genügen wird, wenn ich Ihnen sage, daß Sie den unglücklichen Abbé de Gange vor sich sehen, dessen Name Ihnen nur zu wohl bekannt ist."

Die Gräfin entsetzte sich, das durch Europa verschrieene Ungeheuer in ihren Mauern zu sehen, noch mehr vor dem Gedanken, einem Mörder die Erziehung ihres Sohnes anvertraut zu haben. Nur den Fürbitten des Knaben verdankte der Abbé, daß er nicht auf der Stelle verhaftet und nach Frankreich ausgeliefert wurde. Er flüchtete nach Amsterdam, wo er sich durch Unterrichtgeben in Sprachen ernährte. Seine Geliebte, das deutsche Fräulein — Pitaval erzählt es — folgte ihm heimlich, obgleich sie wußte, wer er war und welche Blutschuld auf ihm lastete. Sie heiratheten sich in Amsterdam. Der junge Graf von der Lippe, dankbar für die genossene Erziehung, unterstützte ihn im Geheim und ließ ihm später auch die Einkünfte vom Vermögen seiner Gattin zukommen. Er lebte unerkannt als ein ordentlicher Mann und hinterließ nach seinem Tode einen guten Ruf.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.